3 1761 05093406 6

Durch Skandinavien nach St. Petersburg

von

Alexander Baumgartner S.J.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/durchskandinavie00baum

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

Durch Skandinavien nach St. Petersburg.

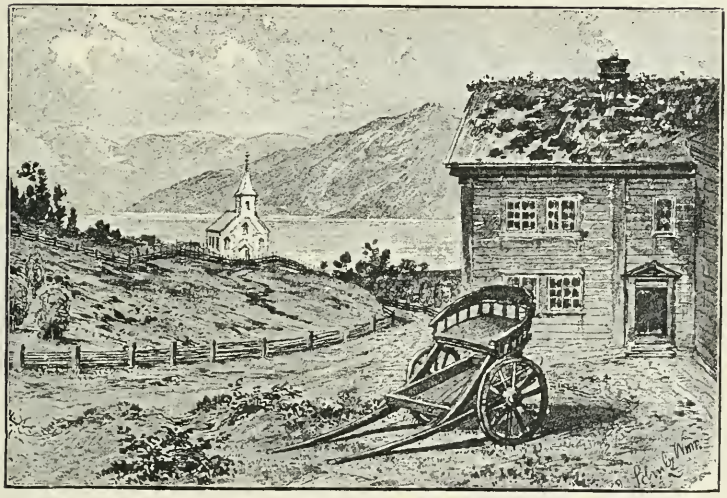
Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Uhrmacher und Haarflechterin aus Dalarne.

Durch Skandinavien nach St. Petersburg.

Von

Alexander Baumgartner S. J.



Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 161 Abbildungen und einer Karte.

Dritte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

DL
9
B3
1901

Alle Rechte vorbehalten.

108847

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Im I. Band dieser „Nordischen Fahrten“ haben unsere Leser uns von Kopenhagen aus in den westlichen Teil der alt-skandinavischen Welt, nach Schottland, nach den Orkneys und Faröern, an die Fjorde, Gletscher und Lavafelder Islands begleitet; in dem vorliegenden II. Band kommen die östlichen Länderstrecken des alten Skandinaviens, die skandinavische Halbinsel selbst und die einst von ihr abhängigen Küstenländer der Ostsee zur Darstellung. Es handelt sich hier aber um ein ungleich ausgedehnteres, verschiedenartigeres Gebiet, das sich nicht wie Island von selbst zu einem streng abgeschlossenen Gesamtbilde zusammendrängte, sondern mehr als eine Wanderfahrt erheischte, um Land und Leute, Geschichte und Litteratur in ihren mannigfaltigen Haupterscheinungen kennen zu lernen.

Die folgenden Reisebilder sind darum in fünf Gruppen gegliedert. Die erste führt von der alten Hansestadt Bergen durch die gewaltigen Fjorde und Berge der norwegischen Westküste zu dem ehrwürdigen Primatialsitz Throndhjem und von hier weiter in die Lofoten und zum Nordkap. Die zweite geht von Kopenhagen aus, verweilt eingehender bei Christiania und schildert dann das innere Norwegen vom Mjösensee bis hinein in die Gebirgswelt von Jötunheim. Die dritte zeichnet eine Wanderfahrt von Throndhjem hinüber in das nördliche Schweden und von da nach Stockholm und Upsala. Die vierte umfaßt die merkwürdigsten Städte und Landschaften des südlichen Schwedens, die fünfte endlich die Südküste von Finnland, St. Petersburg und Reval. Auch die Gestade des Finnischen Meeres haben einst zu Skandinavien gehört und sind dem schwedischen Scepter erst in den letzten zwei Jahrhunderten entzogen worden. An einer gewissen geschichtlichen Einheit fehlt es also nicht, wenn auch der Rahmen etwas weit gezogen erscheinen mag.

Die religiösen, geschichtlichen und litteraturgeschichtlichen Momente haben auch bei diesen Wanderungen wieder vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Verfassers gefesselt, ohne ihn deshalb für die Natur und die mehr realistischen Seiten des Menschenlebens unempfänglich zu machen. Jenen Gesichtspunkten entsprechend, hat er aber auf seinen Reisen den südlichen Regionen der Halbinsel mehr Zeit zugewandt als dem in naturwissenschaftlicher Hinsicht interessanteren, für die Litteratur hingegen nahezu unbedeutenden Norden. Er ließ es sich übrigens angelegen sein, seine eigenen Eindrücke an den Urteilen der bewährtesten skandinavischen Schriftsteller zu prüfen und eine Anzahl kleinerer Dichtungen auszuwählen und zu übersetzen, welche besser als die vorschnellen Äußerungen eines Fremdlings die Eigenart der nordischen Natur und den Volksgeist der Skandinavier zu zeichnen im stande sind.

Was die Schreibart der Namen betrifft, ist im allgemeinen für Norwegen die norwegische, für Schweden die schwedische festgehalten, doch ohne allzu große Ängstlichkeit. Eine so altehrwürdige Stadt wie Throndhjem verdient, bei der alten Fassung ihres Namens belassen zu werden, der in die ältesten Sögur hinaufreicht. Wener- und Wettersee wurden verdeutscht, sonst aber in schwedischen Namen das V (anstatt des deutschen W) bewahrt. Für die russischen Namen wurde die jetzt allgemeinere Schreibart vorgezogen.

Das längst rege Interesse für die skandinavischen Länder hat bekanntlich während der letzten Jahrzehnte eine nicht geringe Steigerung erfahren und verleiht dem Buche eine gewisse Aktualität. Die Schönheit der nordischen Natur, der Reichtum des skandinavischen Geisteslebens, die Verwandtschaft der skandinavischen Völker mit dem deutschen und die Gemeinsamkeit mannigfacher Bestrebungen werden jenes Interesse übrigens wach erhalten, auch wenn es für die Tagespublizistik den kurzlebigen Reiz der Neuheit verloren haben wird.

Exaeten (bei Roermond), den 21. September 1890.

Vorwort zur dritten Auflage.

Gerne hätte ich das mir so lieb gewordene Skandinavien noch einmal durchwandert und mein Skizzenbuch mit neuen Kapiteln bereichert. Eine viel umfangreichere Arbeit, die „Geschichte der Weltliteratur", ließ indes diesen Wunsch nicht zur Erfüllung kommen, und so muß ich mich begnügen, das Buch, von einigen nötigen Verbesserungen abgesehen, wieder in seiner ursprünglichen Fassung herauszugeben. Doch sind die statistischen Daten und ähnliches nach den neuesten, zuverlässigsten Quellen abgeändert, wichtigere Veränderungen, die sich seither zugetragen, wenigstens kurz vermerkt. Gute Dienste leistete mir hierbei das im Auftrage des norwegischen Storthing, unter Mitwirkung von 29 Spezialgelehrten und Schriftstellern abgefaßte offizielle Werk, welches in zwei Sprachen, französisch und englisch, an die Pariser Weltausstellung von 1900 eingesandt wurde und von welchem das Königl. Norwegische Kultus- und Unterrichtsministerium die Güte hatte, auch mir ein Exemplar zukommen zu lassen (Norway. Official Publication for the Paris Exhibition 1900. Kristiania. Aktie-Boktrykkeriet 1900). Allen, die Norwegen eingehender und streng wissenschaftlich studieren wollen, kann ich dieses vortreffliche Werk nur angelegentlichst empfehlen.

Auch neben einem solchen, auf streng umgrenzter Spezialforschung beruhenden Werk bleibt indes noch Raum für meine anspruchslosen Reiseschilderungen, welche sich über Norwegens Grenzen hinaus über Schweden, Finnland und einen Teil von Rußland erstrecken und über welche ein norwegischer Berichterstatter in der „Aftenposten" (Christiania, 14. Dezember 1890, Nr. 792) sich also vernehmen ließ:

> „Im allgemeinen bilden die gewohnten Reisebeschreibungen aus Norwegen bloß mehr oder minder lebendige Schilderungen von Naturscenerien, mit einigen oberflächlichen Bemerkungen über die meist falsch aufgefaßten Sitten und Gebräuche, nebst einer oder der andern direkt aus den Reisebüchern entlehnten Notiz. Baumgartner geht ganz anders, viel gründlicher zu Werke. Er verschmäht Naturschilderungen durchaus nicht, sie werden vielmehr in seiner Darstellung sehr wertvoll, indem er einerseits die Eigentümlichkeiten scharf auffaßt, anderseits viel Geschick hat, sie klar zu zeichnen; aber gleichzeitig schöpft er aus einem recht reichen Vorrat von Studien über die politische, kirchliche

und bürgerliche Geschichte, wie auch über die neuere Litteratur, soweit sie das norwegische Geistesleben betrifft. Dadurch ist es ihm gelungen, einen für die Bewohner des Landes selbst höchst interessanten Überblick über Land, Volk und Entwicklung in ihrem Zusammenhang und gegenseitigen Verhältnis zu bieten. Ein oder der andere kleine Fehler verschwindet in der Richtigkeit des gegebenen Totalbildes, und wir wagen sogar zu sagen, daß Baumgartners Buch als Vorbild für norwegische Schriftsteller gelten könnte, welche — mit natürlich noch größerer Sicherheit und Vollständigkeit im einzelnen — Land und Volk zu schildern beabsichtigen."

Auch in Schweden und in den russischen Ostseeprovinzen hat das Buch eine ähnliche günstige Beurteilung gefunden, und da der reichlich vermehrte Bilderschmuck das Geschilderte noch lebhafter als früher zur Anschauung bringt (jedes Kapitel hat seine Titelvignette erhalten, viele Illustrationen sind durch neue, bessere ersetzt), der Kern der Darstellung von den Ereignissen und Veränderungen der letzten Jahre ziemlich unabhängig gehalten ist, so darf ich wohl hoffen, daß sich die Reiseskizzen in diesem neuen, stattlicheren Gewande zu den alten Freunden noch viele neue erwerben mögen.

Luxemburg, den 2. Juli 1901.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort v—vi.

1. Die Hanſeſtadt Bergen.

Das Land der Mitternachtsſonne. Ankunft. Fahrt durch die Schären 1, 2. — Erſte Sicht von Bergen. Geſamtbild der Stadt 3, 4. — Urſprung der Stadt „Björgvin". Biſchof Magnus und König Sigurd. Die Haraldsſöhne. Kardinal Brekſpeare 6—8. — Baglar und Birkebeiner 8, 9. — König Sverrir in Bergen. Deutſche Weineinfuhr. Temperanzrede des Königs Sverrir 9—11. — Die Hanſeaten in Bergen. Wachstum des deutſchen Handels 11—13. — Das deutſche Stadtviertel 13, 14. — Blüte und Verfall der Hanſa 14—16. — Das Seetreffen von 1665. Vondels Gedicht darüber 16, 17. — Das heutige Bergen. Der Fiſchmarkt. Der Markt. Die Feſtung Bergenhus. Die Königshalle 17—19. — Kirchen. Muſeen 20. — P. Stub 20, 21. — Bergen als Handelsſtadt und Muſenſtadt. Holberg über ſeine Vaterſtadt 21—23.

2. Der Hardangerfjord.

Die norwegiſchen Fjorde 24. — Die Voſſevanger Eiſenbahn 25—27. — Norwegiſches Heimatslied 27, 28. — Karriole und Stolkjärre. „Gut" und „Heſt" 29—31. — Die erſte Skydsfahrt. Von Voſſevangen nach Eide 31—34. — Der Folgefond. Der Hardangerfjord 35—37. — Waſſerfälle am Hardanger 38. — Ein Lied vom hl. Olaf 38—40. — Norwegiſches Volkstum. „Brautfahrt auf dem Hardangerfjord." Kirchen und Bauernhöfe 40—42. — Obſtkultur. Die Hardanger Fiedel. Volksfeſte im Süden und Norden 42—44. — Der innere Hardanger. Der Sörfjord. Odde 45—47. — Durch den äußeren Fjord zurück nach Bergen 47, 48.

3. Der Sognefjord.

Weitere Bekanntſchaft mit „Gut" und „Heſt" 49, 50. — Noch einmal Voſſevangen. Ein norwegiſcher Patriot 50, 51. — Vinje am Opheimsvand 52. — Der Stalheimskleven 53. — Das Naerödal. Der Jordalsnut 54, 55. — Gudvangen am Naeröfjord 56. — Vom Naerödal in den Naeröfjord 57, 58. — Der Aurlandsfjord. Der Sognefjord 58—60. — Der Schauplatz der Frithjofsſage. Die isländiſche Frithjofsſaga 61—63. — Isländiſche Landnámamänner aus dem Sognefjord 64. — Moderne Umgeſtaltung der Sage durch Tegnér 65, 66. — Durch den Sognefjord nach Laerdalsören 67. — Die Seeſchlacht bei Fimreite 68. — Von Balholmen nach Vadheim 69.

4. Zum Jostedalsgletscher.

Das größte Eisfeld Europas 70. — Das Skydswesen in Norwegen. Annehmlichkeit dieser Reiseart. Wirtschaften 71—73. — Von Vadheim nach Langeland. Eine dürftige Station 74, 75. — Förde am Fördefjord 76. — Nedre-Vasenden am Jölstervand 76. — Der Ritter Audun Hugleikson Hestakorn 76—79. — Über das Bredheimsvand. Red 79, 80. — The worst way of Norway. Moldestad 82. — Utviken am Nordfjord. Religiöses Volksleben 83, 84. — Faleide am Nordfjord. Ausflug zum Loenvand 85—89. — Der Cirkus von Naesdal 90. — Die Gletscherhöhle am Kjendalsbrae 91, 92. — Ausflug ins Oldenthal. Oldören 93, 94. — Der Melkevoldsbrae. Der Nonsfoß. Der Brigsdalsbrae 96, 97.

5. Vom Nordfjord zum Geiranger.

Die Insel Saelö 98. — Legende der hl. Sunniva 99, 100. — Verehrung der hl. Sunniva. Norwegens erster Bischofssitz 101, 102. — Fröhliche Bergfahrt 103, 104. — Das Hornindalsvand und der Hornindalsrokken. Hellesylt 104, 105. — Der Geirangerfjord. Die sieben Schwestern. Abenddämmerung im Geirangerfjord 105, 106. — Der Asgaardsreien 107—111. — Meraak 111.

6. Aalesund, Molde und das Romsdal.

Durch den Geiranger und Sunelvfjord hinaus in die Schären 112, 113. — Die Inselstadt Aalesund 113, 114. — Die Blumenstadt Molde 114. — Durch den Romsdalsfjord nach Veblungsnaes. Aak 116, 117. — Das Romsdalshorn und die Troldtinderne 118—120. — Skydsfahrt durch das Romsdal hinauf 120—122. — Der Vermaafoß bei Ormeim. Der Slettafoß. Der Björnklev. Stuesloten 122, 123.

7. Über das Dovrefjeld.

Wasserscheide zwischen Nordsee und Skagerrack. Das Lesjeskogenvand und das Lesjevand 124. — Von Lesjeverk nach Domaas 125, 126. — Die vier Fjeldstuen des Königs Eystein. Ein altnordisches Wirtshausgesetz 126, 127. — Von Fokstuen nach Jerkin. Der Snehaettan 128, 129. — Das Dovrefjeld 129, 130. — Kongsvold. Das Thal der Driva 130, 131. — Nystuen-Austbjerg. Das Thal der Orkla 131. — In fröhlicher Jagd nach Stören. Ankunft in Throndhjem 132.

8. Throndhjem, die Stadt des hl. Olaf.

Die Bucht von Throndhjem. Mildes Klima. Blumenkultur 133, 134. — Stadt und Vorstädte. Die Insel Munkholm 135, 136. — Geschichtliche Bedeutung der Stadt. Das alte Nidaros. Harald Schönhaar und Hakon der Gute 136—139. — Tragisches Ende des Jarl Hakon 139, 140. — Olaf Tryggvason 140. — Der hl. Olaf (Haraldsson). Einführung des Christentums. Die Schlacht bei Stiklestad 140—142. — Allgemeine Verehrung des hl. Olaf 143, 144. — St. Olaf in Kunst und Litteratur 144—146. — Baugeschichte des Domes von Throndhjem 146—148. — Der restaurierte Dom. Dombaulied von A. Munch 149—152. — Die katholische Mission. Das lutherische Bistum. Überreste mittelalterlicher Kunst 153—155. — Humanitäre Anstalten der Neuzeit. Das Leprosenhaus. Der Aussatz in Skandinavien 155, 156.

9. Nordland und Finmarken.

Die Ämter Nordland, Tromsö und Finmarken. Das einstige Hálogaland 157, 158. — Die Scylla und Charybdis des Nordens 158. — Charakter des norwegischen Nordlandes 159. — Der Fischfang in den Lofoten und in Finmarken 160—164. — Frühjahr und Sommer im Nordland. Klima und Vegetation 165, 166. — Peter Daß, der Dichter des Nordlands, und seine „Nordlandstrompete" 166—168. — Die lange Winternacht. Gruß an den Sommer. Ein Sturm zwischen den Inseln des Nordlandes 169—171. — Christlicher Trost 171, 172. — Der heutige Seeverkehr in Nordland und Finmarken. Die Nordlandsfahrten der modernen Touristenschiffe 172, 173. — Hauptscenen des Fahrtpanoramas 174. — Die Lofoten 175. — Die Mitternachtssonne 176—178. — Die Steinkirche zu Throndenaes bei Harstad 178. — Katholische Missionsstationen 180. — Das lutherische Stift Tromsö. Die Lappen in Norwegen 181.

10. Im Fjord von Christiania.

Die Südküste von Norwegen. Kattegat und Skagerrack 182, 183. — Terje Vigen, ein Genrebild norwegischen Seemannslebens 184—193. — Einfahrt in den Fjord von Christiania. Horten und Karl Johansvaern. Die norwegische Kriegs- und Handelsflotte 193, 194. — Die Fjordscenerie. Erste Sicht der Königsstadt 195.

11. Christiania.

Stadt und Bistum Oslo 196. — Legende des hl. Halvard 197, 198. — Oslo, die Stadt des hl. Halvard 199, 200. — Das Cistercienserkloster auf der Insel Hovedö 201. — Zerstörung des Klosters. Der letzte katholische und erste lutherische Bischof von Oslo 202, 203. — Niedergang von Oslo. Gründung der Stadt Christiania 203, 204. — Norwegen selbständig. Vereinigung mit Schweden 204, 205. — Bernadotte als Karl XIV. Johann 206. — Das heutige Christiania 207. — Das Königsschloß. Karl (XIV.) Johann und sein Standbild 208—210. — Norwegens alte Thing-Verfassung und die Verfassung von 1814 210—212. — Das königliche Veto und der Verfassungsstreit 212—214. — Das Storthingsgebäude 215. — Die Dichter Wergeland und Welhaven 215—217. — Die Universität 217, 218. — Gelehrte Sammlungen. Das Vikingerschiff von Gokstad 219. — Das Kunstmuseum. St.-Olafsgade und St.-Olafskirche 220—222. — Vor Frelsers Gravlund. St. Hanshaugen 222, 223. — Norwegens Doppelbild 223, 224.

12. Oskarshall.

Die Umgebungen von Christiania. Hovedö, Frognesaeter, Maridalsvand 225. — Die Halbinsel Ladegaardsö 226. — Das Schlößchen Oskarshall 227. — Volksidyll in Farben. Natur, Geschichte, Sage 228, 229. — Die Kirche von Gol und das Bauernhaus von Lilleherred 230. — Der altnorwegische Bauernhof. Das Stabbur. Alte Häuser und Höfe 230—235. — Die bäuerliche Kernbevölkerung Norwegens 236. — Die norwegischen Stavekirchen. Friedrich Wilhelm IV. und die Kirche von Vang 237, 238. — Konstruktion und künstlerische Ausstattung der Stavekirchen 239—241. — Der Kirchgang im Mittelalter. Hirtenbrief des Erzbischofs Arne (1346) 241, 242. — Der Lebensgedanke der mittelalterlichen Kunst 243.

13. Krogkleven und Hönefoß.

An der Grenze von Natur und Kultur 244, 245. — Der Strandweg von Humledalen nach Sundvolden. Der Krogkleven 246, 247. — Kongens Udsigt. Die Landschaft Ringerike und der Tyrifjord 247. — Anna Kolbjörnsdatter. Stadt und Wasserfall Hönefoß 248. — Die Westbahn am Tyrifjord 250. — Die Stadt Drammen. Der Drammenfjord 251. — Volkstum und Radikalismus in Norwegen 252.

14. Hamar am Mjösensee.

Der größte norwegische Binnensee 253, 254. — Eidsvold, die Wiege der neuen Verfassung 254. — Fahrt über den Mjösensee. „König Oskar." Die Stadt Hamar 255. — Björnstjerne Björnson, der Dichter-Ökonom von Aulestad 256. — Moderne Volksaufklärerei 257. — Bilder und Verse aus dem norwegischen Kladderadatsch 258, 259. — Björnsons Verdienste 259, 260. — Die Ruinen der Kathedrale von Hamar 260, 261. — Die Bischofsstadt Hamar im Mittelalter 262. — Norwegens einstige Klöster und ihre Verdienste um Wissenschaft und Bildung. Olaf Engelbrechtsson, der letzte Erzbischof von Throndhjem 263—265. — Verdienste der Kirche um die materielle Kultur 266. — Die wahren Ursachen der Klosteraufhebung 266, 267. — Urteile protestantischer Gelehrter über die Glaubenstrennung 268. — Gegenseitige Plünderungszüge der skandinavischen Brudervölker 269, 270.

15. Valders.

Die großen Binnenthäler Norwegens 271. — Vom Mjösensee zum Randsfjord. Theologische Gesellschaft 272, 273. — Gjövik. Norwegische Spukgeschichten. Die Braut Barbro. Der Teufel in der Nuß 273—275. — Am Randsfjord. Granum und Odnaes. Ein Auswanderer. Das Etna-Thal 275, 276. — Das Tonsaasens-Sanatorium. Ibsens Litteraturbazillen 277, 278. — Ausblick auf das Valdersthal und die Jötunberge 278, 279. — Die Leute von Valders. Frydenlund 280. — Die Schlucht der Baegna. Ein Landschaftsmärchen 281—283. — Der Jukamskleven. Arkadisches Schäferleben in Storsveen 284—286. — Lustige Kinderfahrt. Sörum-Naesmoen. Der Spirillensee. Heen 286—288.

16. Jötunheim.

Das Jötunheim der altnordischen Sage. Die höchsten Berge Norwegens 289. — Gliederung des Hochgebirges. Gletscher, Thäler und Seen von Jötunheim 290 bis 292. — Bergfahrt des Königs Oskar II. 292. — Von Lom am Ottavand zum Smörstabsbrae 292, 293. — Der Fanaraak und die Horungstinderne. Das norwegische Bergpferd 294—296. — Ein Renntierjäger. Rast in der Fjeldstue. Prinds Oskars Haug 296, 297. — Von den Sognebergen zum Sognefjord 298. — Der Touristenverein. Das Hochgebirge in der Poesie. Ibsens „Brand" 299, 300.

17. Der Storsjö in Jemtland.

Abreise von Throndhjem. Die Merakerbahn 301—303. — Über die schwedische Grenze. Eine Lappenhochzeit 303, 304. — Die Lappen in Nordschweden, ihre Christianisierung, ihr gegenwärtiger Zustand 304—306. — Die schwedischen Nord-

provinzen 308. — Der Åreskutan. Schwedisches Herbstlied 309, 310. — Der Bär am Tännfors. Åre. Österſund. Die Schweiz in Schweden 311, 312. — Der ſchwediſche Butterbrotstiſch; zur Philoſophie des guten Appetits 312—315. — Pariſer Vaudeville in der Nachbarſchaft der Lappen 315, 316. — Die Lappenfrage. Österſund und der Storſjö 316, 317. — Fahrt über den Storſjö nach Dilline 318 bis 320. — Dorfkirche und Glockenturm. Ein Jahrmarkt in Nordſchweden. Die alten Trachten 321—323. — Patriarchaliſche Gaſtfreundſchaft 324. — Die Jagd in Jemtland 325. — Der Runenſtein an der Brücke von Frösön 326. — Runen. Chriſtliche Runen-Inſchriften aus dem Mittelalter 227—330. — St. Ansgar. Die erſten Glaubensboten in Nordſchweden 331, 332. — Ausſicht von der Kirche in Frösön. Jemtlands Jagd. Schweden im Winterkleide 333, 334.

18. Stockholm.

Lage und Grundplan der Stadt 335, 336. — Von Vollnäs nach Stockholm 338. — Der Urſprung der ſchwediſchen Königsſtadt. Birger Jarls Denkmal auf Riddarholm 339, 340. — Die Königsgruft bei den Franziskanern 340—342. — Der letzte Waſa, „der Fremdling in St. Gallen" 343, 344. — Das alte Schloß. Norrbro und das neue Königsſchloß 345, 346. — Kirchen 347, 348. — Oskar I. und Joſephine 348, 349. — Biſchof Studach 350, 351. — Die Muſeen; die Reichsbibliothek; das Nationalmuſeum 352—355. — Reliquien ſchwediſcher Könige. Karl XII. 356. — Das große Theater. Guſtav und ſeine Zeit 357, 358. — Schwediſche Poeſie 358. — Moſebacken. Das Freiluftmuſeum. Der Djurgård 359, 360.

19. Upſala.

Der Mälar im Herbſt. Von Stockholm nach Upſala 361—364. — Die „Carolina Rediviva". Der Codex argenteus und andere Merkwürdigkeiten. Geſchichte der Bibliothek 365, 366. — Stadtbild von Upſala 367. — Der Dom. Die Univerſitätsgebäude 368, 369. — Die Königshügel von Alt-Upſala 370. — Der ſchwediſche Student 371. — Jubelfeier der Univerſität (1877) 372. — Ein lutheriſcher Erzbiſchof über die katholiſche Vorzeit; die mittelalterliche Predigt 372—374. — Schweden am Vorabend der Glaubenstrennung 375. — Erzbiſchof Ulfſon und die Buchdruckerkunſt. Schwediſche Frühdrucke 376, 377. — Gründung der Univerſität; dieſe ein Denkmal Jakob Ulfſons 378, 379. — Das Innere des Domes. Der Schrein des hl. Erich 380—382. — Das Grab Guſtav Waſas; ſein Leben in Fresken 383, 384. — Grabkapellen. Der Domſchatz 384, 385.

20. Malmö. Lund.

Schweden von Süden her. Der Unionsgedanke 386. — Ältere Bauten in Malmö. Die Knudsgilde 387, 388. — Lund, das ſchwediſche London 389, 390. — Der hl. Ansgar, der Apoſtel des Nordens 391, 392. — Das Erzbistum Hamburg-Bremen 392, 393. — Lund als Primatialſitz 393, 394. — Vollendung der hierarchiſchen Ordnung in Skandinavien. Die Erzbiſchöfe Özurr, Eskill und Andreas Sunesön von Lund 394, 395. — Der Dom von Lund 396—398. — Die Sage vom Rieſen Finn 398—400. — Tegnér über die Aufklärung des 18. Jahrhunderts; Reformation und Revolution 400, 401. — Ein definitiver Leichenſchein

für das Papsttum und seine Widerlegung 402, 403. — Die Universität von Lund 404. — Esaias Tegnér und seine Dichtungen 404—407. — Gesang an die Sonne 407—409.

21. Trollhättan und Göteborg.

Von Christiania an den Wenersee 410. — Der Sarpsfoß. Fredrikstен und Fredrikshald 411—413. — Zollrevision unter Brudervölkern. Stora Lee 413. — Trollhättan. Die Gullöfälle und der Toppöfall 414—416. — Der Helvetesfall. Gesamtbild 417. — Die Sagen vom Schneidersfelsen und vom Diebsfall 418. — Die letzten Stromschnellen von Trollhättan. Der Götakanal 419, 420. — Das erste Kanalprojekt. Bischof Brask von Linköping 420, 421. — Störung des Werkes durch die Reformationswirren. Der Reichstag von Vesterås 1527. Flucht und Tod des Bischofs Brask 421—423. — Vollendung des Kanals durch die Grafen Platen und Sparre 424. — Göteborg, Schwedens zweite Stadt 425, 426. — Seltsame Schicksale einer Statue Gustav Adolfs 426, 427. — Arme Kinder. Swedenborg. Mystik und Industrie 428—430.

22. Alte Kirchen und Klöster in Schweden.

Die ältere Einteilung Schwedens 431. — Charakter der schwedischen Landschaft 432. — Der Bischofssitz Skara 433. — Das Kloster Varnhem 434. — Die Cistercienser in Schweden. Nydala, Alvastra, Vreta 435, 436. — Skogkloster. Sigtuna. Zahl und Verteilung der schwedischen Klöster 436, 437. — Unterbrechung der apostolischen Sendung. Die Episkopalverfassung 438, 439. — Erhaltung der alten Kathedralen zu Linköping, Vesterås, Strengnäs, Vexiö. Andere merkwürdige Kirchen 439—441. — Das Kirchlein von Råda und seine Wandmalereien 442—445. — Religiöse Toleranz und Intoleranz in Schweden 446, 447.

23. Vadstena.

Die großen schwedischen Binnenseen. Der Wettersee und seine Umgebungen 448. — Vadstena und seine Bedeutung 449. — Der Lagman Birger Persson und seine Frau Ingeborg 450. — Die Jugend der hl. Birgitta 451. Religiöser Minnesang in Schweden 452, 453. — Erziehung und Hofleben Birgittas; ihr Rücktritt aus der Welt 453, 454. — Mahnworte der Heiligen an ihre Zeit 455, 456. — Aufenthalt in Rom, Neapel und Jerusalem; ihr Tod 456, 457. — Der Birgittenorden und seine Ausbreitung. Birgittinerklöster in England, den Niederlanden und Italien 457—459. — Die Offenbarungen der hl. Birgitta 460. — Die Bedeutung Vadstenas für die schwedische Litteratur 461. — Leidensgeschichte und Untergang des Klosters Vadstena 462. — Die heutige Stadt Vadstena 463. — Die Klosterkirche und ihr Hauptaltar 463—466. — Porträt und Handschrift der hl. Birgitta. Ihre Reliquien 467—469. — Das Irrenhaus im einstigen Kloster. Aussicht auf den Wettersee 470.

24. Die Ålandsinseln.

Das Land Suomi 471. — Abreise von Stockholm. Die Ålandsinseln 472. — Zeichnung der Inselscenerie des Ålandsarchipels 473. — Die finnische Kosmogonie. Der Waldgott Tapio und sein Reich 474—477. — Die Inseln unter schwedischer Herrschaft. Eroberung der Ålandsinseln durch die Russen 477—479. — Heutiger

Zustand der Inseln. Die Hauptstadt Mariehamn. Die Ruinen von Castelholm 479, 480. — Die Kirche von Sund. Einfahrt in den Aurajoki. Landung in Åbo 480, 481.

25. Åbo.

Der hl. Heinrich, der Apostel der Finnen 482. — Das Bistum Åbo. Die Bischöfe Hemming und Magnus Tawast. Klöster in Finnland 483. — Die heidnischen Finnen und ihre Mythologie 484. — Einführung des Luthertums. Michael Agricola 485. — Der finnische Bauernkrieg. Glanzperiode unter Christina und Peter Brahe 486. — Die Union mit Rußland 487. — Der Dom von Åbo 487, 488. — Porthans Denkmal. Wiederaufleben der finnischen Sprache und Litteratur 488—490. — Elias Lönnrot und das finnische Nationalepos Kalevala 490, 491. — Die drei Kalevala-Helden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen 491, 492. — Fahrten und Abenteuer der Kalevala-Helden 492, 493. — Das heutige Åbo 493, 494. — Die alte Marienkirche bei Åbo. Runebergs finnisches Nationallied 494, 495.

26. Helsingfors.

Hangö und der Leuchtturm Hangö-Udd 496. — Der letzte Kampf Finnlands um seine nationale Unabhängigkeit 497. — General von Döbeln und Oberst Sandels 497, 498. — Sandels zu Pardalaby 498—502. — Die Südküste von Finnland 503, 504. — Finnische Volkslyrik. Die Kantele 504. — Die Meeresfeste Sveaborg 505. — Helsingfors 506. — Der Senatstorg und die Nikolaikirche 508. — Die griechisch-russische Kirche 509. — Katholisches im russischen Kirchentum 510. — Der Ikonostas und seine Bedeutung 510—512. — Die katholische Kirche. Lage der Lutheraner und Katholiken 512—514. — Profanbauten. Die vier Stände 514, 515. — Die finnische Litteraturgesellschaft und ihre Publikationen 515, 516. — Volksschriften. Kalevala. Volkspoesie. Wissenschaftliche Litteratur. Zeitschriften. Theater. Schule 516—518. — Der Sprachforscher A. Castrén 518, 519. — Schwierige Lage nach 1848. Paavo 519—521. — Die Sprachenfrage und ihre politische Tragweite 521—523.

27. St. Petersburg. Der Admiralitätsteil.

Winterliche Meerfahrt. Kronstadt 524, 525. — Erste Sicht von St. Petersburg 525. — Der Iswoschtschik 526. — Kapelle an der Nikolausbrücke 527. — Blick von der Nikolausbrücke. Die Newa 528, 529. — Die Gründung von St. Petersburg 529. — St. Petersburg und sein Vorbild Amsterdam. Einteilung der Stadt 530. — Der Admiralitätsteil und die Admiralitätsgebäude 531. — Der Alexandersplatz mit dem Winterpalast 531—533. — Die Eremitage. Antikensammlung. Der Saal von Kertsch 534—536. — Gemäldegalerie. Niederländer, Spanier und Italiener 536, 537. — Russische Maler 538, 539. — Klage des Dichters Michael Lermontow 539. — Erinnerungen an Peter d. Gr. Sein Charakter und sein Denkmal 540—542. — Die Staatskirche und das junge Rußland 543.

28. Russische Kirchen und Klöster in St. Petersburg.

Zurücktreten des religiösen Lebens in Skandinavien; der Gegensatz hierzu in Rußland 544, 545. — Schatten- und Lichtseiten des russisch-orthodoxen Kirchenwesens 546. — Die Isaakskathedrale 547—550. — Stadtansicht von der Kuppel der

Isaakskathedrale 550, 551. — Die Kasanskathedrale. General Kutusow und das Marienbild von Kasan 552, 553. — Gottesdienst in der Kasanskathedrale 554, 555. — Die griechisch-russische Meßliturgie. Die Proskomidie und die Liturgie der Katechumenen. Die Liturgie der Gläubigen 555—558. — Gebete für den Zaren, den heiligen Synod und das Heer. Staatskirchliche Allmacht und Ohnmacht 559. — Die Troizkij-Kathedrale und die Peter- und Paulsfestung 560. — Die Zarengräber in der St. Peter- und Paulskathedrale 561. — Die Klöster in St. Petersburg. Das Smolnij-Kloster 562, 563. — Das Alexander Newskij-Kloster 564. — Rundgang durch das Alexander Newskij-Kloster 565, 566. — Kirchen und Krypten im Alexander Newskij-Kloster. Das Grab Alexander Newskijs 566, 567. — Die geistliche Akademie und deren Bibliothek 567, 568. — Besuch bei einem russischen Mönch 568, 569.

29. St. Petersburg. Stadt und Umgebung.

Der Newskij-Prospekt; Leben und Treiben auf demselben 570—572. — Nasen und Bärte 573, 574. — Buntheit der Bevölkerung. Das deutsche Element 574, 575. — Die katholische Gemeinde und ihre Entwicklung 576. — Die Jesuiten in St. Petersburg. Vertreibung derselben 576, 577. — Die katholischen Gotteshäuser 577, 578. — Der Kasansche Stadtteil 579. — Der Spaßsche Stadtteil 580. — Der Liteinaja-Stadtteil 581. — Die äußeren Stadtteile 582. — Die Industrie in St. Petersburg. Russische Küche und Wodka 582, 583. — Der Katharinenhof 583. — Die Strjälka. Die Börse und die Akademie der Wissenschaften 584, 585. — Die Universität. Die Akademie der Künste 585, 586. — Die Basilius-Insel. Die Sommerstadt auf den Inseln. Datschen. Staraja und Nowaja Derewnja 586, 587. — Die Jelagin-Insel und die Krestowskij-Insel 588. — Die Sternwarte von Pulkowa. Zarskoje-Selo 589, 590. — Peterhof und Gatschina 590.

30. Reval.

Wieder eine deutsche Hansastadt! Dom, Schloß und Türme 591, 592. — Die mittelalterliche Kunst in Reval und der Bildersturm 592, 593. — Überreste der mittelalterlichen Kunst 594. — Frühere Bedeutung Revals 595. — Wiborg und Narwa. Der Danebrog 595, 596. — Die Deutschritter und die Gilde der Schwarzen Häupter 596—598. — Die Glaubenstrennung 598. — Reval unter Schweden und Rußland. Trümmer und Schicksale des Klosters Mariendal 599—601. — Die Zaren als Mitglieder der Schwarzen Häupter 601. — Deutschtum und Luthertum in den Ostseeprovinzen 602. — Das heutige Reval 603.

Litteraturproben.

	Seite
1. Die Hafenschänderei zu Bergen (Jost van den Vondel)	16
2. Die Königshalle zu Bergen (Henrik Ibsen)	18
3. Gruß an die Stadt Bergen (Björnstjerne Björnson)	23
4. Norwegisches Heimatslied (Björnstjerne Björnson)	27
5. Ein Lied vom hl. Olaf (Joh. Sebastian Welhaven)	38
6. Brautfahrt auf dem Hardangerfjord (Andreas Munch)	41
7. Im Naerödal (J. S. Welhaven)	54
8. Frithjofs Abschied von Ingeborg (Esaias Tegnér)	65
9. Die norwegische Flagge (Jonas Lie)	66
10. Der Ritter Audun zu Aalhus (J. S. Welhaven)	77
11. Das norwegische Heim (Andreas Munch)	84
12. Fröhliche Bergfahrt (Björnstjerne Björnson)	103
13. Der Asgaardsreien (J. S. Welhaven)	107
14. Das Hochgebirge (J. S. Welhaven)	129
15. * Aus dem Hákonarmál	138
16. Aus einem altnordischen Olafsliede (Sighvat der Skalde)	144
17. An den Dom von Throndhjem (Andreas Munch)	151
18. Das Nordland und die lange Winternacht (Peter Daß)	169
19. Ein Seesturm im Nordland (Peter Daß)	170
20. Trost in Gefahr (Peter Daß)	171
21. Terje Vigen (Henrik Ibsen)	184
22. Demagogische Begeisterung (J. S. Welhaven)	216
23. Norwegens Doppelbild (J. S. Welhaven)	223
24. Momente aus B. Björnsons Leben (Anonym aus dem „Vikingen")	258
25. Die Braut Barbro in Valders (Asbjörnson)	273
26. Der Teufel in der Nuß (Asbjörnson)	274
27. Landschaftsmärchen (nach Björnstjerne Björnson)	281
28. Herbstlied (Anonym aus dem „Glunten")	310
29. Der Stein im Grünen Thal (altschwedische Volksweise)	332
30. Sang für Jemtlands Feldjäger (Esaias Tegnér)	333
31. Der Fremdling in St. Gallen (W. Böttticher)	343
32. Norrbro (Esaias Tegnér)	345
33. An Oskar und Josephine (Esaias Tegnér)	348
34. Karl XII. (Esaias Tegnér)	356
35. Gustav III. (Esaias Tegnér)	357
36. Gustav Wasa und die Dalkarlar (altes Volkslied)	383
37. Gesang an die Sonne (Esaias Tegnér)	407

Seite

38. Lied vom Leiden Christi (altschwedisch) 452
39. Die Taube auf dem Lilienquist (altschwedisches Volkslied) . . . 452
40. * Der Ursprung der Inseln (Kalevala) 474
41. * Das Weltei (Kalevala) 475
42. * Tapio, der Herr des Waldes (Kalevala) 476
43. * Gebet an Ukko (Kalevala) 477
44. Finnisches Nationallied (Ludwig Runeberg) 495
45. Oberst Sandels zu Pardalaby (L. Runeberg) 499
46. * Auf der Heide (finnisches Volkslied) 504
47. * Die Kantele (finnisches Volkslied) 504
48. Paavo (L. Runeberg) 520
49. * St. Petersburg am Morgen (Puschkin) 528
50. * Alexander I., Epigramm (Fürst Wjazemskij) 532
51. * Gold und Stahl, Epigramm (Fürst Wjazemskij) 534
52. * Elegie (Lermontow) 539
53. * Elegie (Lermontow) 543

(Sämtliche Gedichte sind von dem Verfasser selbst neu übersetzt, mit Ausnahme derjenigen, welche mit einem * bezeichnet sind.)

Verzeichnis der Abbildungen.

(Die eingeschalteten Bilder sind durch stärkeren Druck hervorgehoben.)

Titelbild in Farbendruck: Uhrmacher und Haarflechterin aus Dalarne (S. 323).

1. Die Hansestadt Bergen.

Bild		Seite
1.	Norwegische Küste bei Bergen	1
2.	Norwegische Schären	3
3.	Bergen	5
4.	Tydskebryggen in Bergen	13
5.	Norwegischer Fischer	18

2. Der Hardangerfjord.

6.	In der Kariole	24
7.	Mädchen aus der Umgebung von Bergen	26
8.	Stolkjärre	31
9.	Frauentrachten im Hardanger	32 u. 33
10.	**Der Hardangerfjord**	34
11.	Der Stjäggedalsfoß	36
12.	Der Vöringfoß	37
13.	**Norwegische Braut**	42
14.	**Frau vom Fanefjord**	
15.	Hart am See entlang (Eidfjord-Vand)	45

3. Der Sognefjord.

16.	Bauernhof am Fjord	49
17.	Vinje am Opheimsvand	52
18.	**Das Naerödal, von der Höhe des Stalheimskleven aus gesehen**	53
19.	Der Naeröfjord bei Gudvangen	57
20.	Holzkirche (Stavekirche) zu Borgund	61

4. Zum Jostedalsgletscher.

21.	Vand-Styds	70
22.	Norwegische Haltestelle	73
23.	Fremdenzimmer in einem norwegischen Bauernhause	75
24.	Ved am Bredheimsvand. Haferernte	81
25.	Das Loenvand	87
26.	**Der Cirkus von Naesdal**	90
27.	Die Gletscherhöhle am Kjendalsbrae	92
28.	Oldören am Nordfjord	93
29.	Der Melkevoldsbrae mit der Prinibba	95

5. Vom Nordfjord zum Geiranger.

30.	Hellesylt	98
31.	Hochzeit im Nordfjord	109

6. Aalesund, Molde und das Romsdal.

Bild		Seite
32.	Panorama von der Moldehöi	112
33.	Aalesund	113
34.	Die Vengefjeldene und das Romsdalshorn, von der Brücke bei Aak aus	115
35.	Die Troldtinderne im Romsdal	119
36.	Der Slettafoß	121

7. Über das Dovrefjeld.

37.	Einsames Gehöft in den Bergen	124
38.	Kostüme aus Gudbrandsdalen	125
39.	Die Bergstation Jerkin	128

8. Throndhjem, die Stadt des hl. Olaf.

40.	Triforiengalerie im Oktogon des Domes zu Throndhjem	133
41.	Throndhjem vom Gjetfjeld aus	137
42.	Die St. Olafslegende auf dem Reisealtar Christians I.	145
43.	Der Dom von Throndhjem	147
44.	Chor des Domes zu Throndhjem	149
45.	Bogenkrönung am Eingang des Oktogons im Chor des Domes zu Throndhjem	150
46.	Abbé Dumahut im Lappenkostüm	153

9. Nordland und Finmarken.

47.	Zwei Invaliden	157
48.	**Der Vogelberg (Svaerholtklubben beim Nordkap)**	159
49.	Das Nordkap	175
50.	Tromsö	177
51.	Hammerfest	179

10. Im Fjord von Christiania.

52.	Lootsenhaus	182
53.	Nordlandsjachten	193

11. Christiania.

54.	Feste Akershus	196
55.	Siegel des Kapitels der Kirche des hl. Halvard zu Oslo	201
56.	**Christiania**	204

Bild Seite

57. Eidvoldsplatz und Karl-Johans-Gade in Christiania 207
58. Das königliche Schloß in Christiania 209
59. Das Storthingsgebäude in Christiania 213
60. Denkmal des Dichters Asbjörnsen in Christiania 219
61. St. Olafskirche und -straße in Christiania 221

12. Oskarshall.

62. Relief von einem Taufbecken aus dem Kirchspiel Lockne 225
63. Oskarshall 227
64. Scenen aus dem norwegischen Volksleben 227
65. Altnorwegische Gebäude bei Christiania 231
66. Großer norwegischer Bauernhof . . 233
67. Norwegisches Vorratshaus (Stabbur) 235
68. Durchschnitt der Golskirche . . . 237
69. Portal der Aardalskirche in Sogn . 239
70. Aus der Kirche von Harstadt . . 241

13. Krogkleven und Höneſoß.

71. Krogkleven 244
72. Höneſoß 249

14. Hamar am Mjösensee.

73. Hamar am Mjösensee 253
74. Björnstjerne Björnson 257
75. Ruinen der Kathedrale Hamar am Mjösensee 261

15. Valders.

76. Haus in Valders 271
77. Norwegische Volkstypen und Volkstrachten 271
78. Henrik Ibsen 277
79. Fjeldheim 285
80. Gut mit Heſt 287

16. Jötunheim.

81. Fanaraak und Rauddalstinderne von Melkedal aus 289
82. Der Gjendesee in Jötunheim . . 290
83. Oskar II., König von Schweden und Norwegen 291

17. Der Storsjö in Jemtland.

84. Meraker bahn bei Meraker . . . 301
85. Lappe und Lappenfrau . . . 305
86. Lappenlager 307
87. Schwedische Volkstrachten . . . 313
88. Specialkarte des Storsjö . . . 317
89. Östersund 319
90. Kirche von Frösön 321
91. Brücke zwischen Östersund und Frösön 325
92. Runenstein an der Brücke von Frösön 327
93. Runeninschriften von Frösön, Bälinge, Täby, Ytterselö 329

18. Stockholm.

Bild Seite

94. Das Königliche Schloß in Stockholm 335
95. Stockholm 337
96. Die Riddarholmskirche in Stockholm 341
97. Königin Christine von Schweden . 343
98. Blasieholmshamnen und Skeppsholmsbro in Stockholm . . . 347
99. Lorenz Studach, Apostol. Vikar von Schweden 350
100. Das Linné-Denkmal in Stockholm . 351
101. Bauernstube aus Dalarne . . . 352
102. Herbstwanderung der Lappen . . 353
103. Der Elevator in Stockholm . . 359
104. Glockenturm im Freiluftmuseum Skansen in Stockholm 360

19. Upsala.

105. Schloß Drottningholm . . . 361
106. Das Skogkloster 362
107. Der Mälarsee 363
108. Der Dom von Upsala vor der Restaurierung 367
109. Der Dom von Upsala im jetzigen Zustand 368
110. Die neue Universität in Upsala . 369
111. Inneres des Domes von Upsala . 381

20. Malmö. Lund.

112. Rathausplatz in Malmö . . . 386
113. Sigill der Knudsgilde in Landskrona 391
114. Der Dom von Lund 397
115. Die Krypta im Dome von Lund . 399
116. Esaias Tegnér 401
117. Die neue Universität in Lund . . 405

21. Trollhättan und Göteborg.

118. Festung Fredriksten 410
119. Tjuffallet und Toppöfallet . . . 415
120. Schleusen bei Trollhättan . . . 419
121. Die Östra Hamngatan mit der Börse in Göteborg 427

22. Alte Kirchen und Klöster in Schweden.

122. Wandmalerei der Kirche zu Råda bei Amnehärad 431
123. Ruinen des Klosters Alvastra . . 437
124. Der Dom von Linköping . . . 441
125. Jüngstes Gericht, Rosenkranzbild und Scenen aus der Passion. Wandgemälde der Kirche zu Råda . . 443

23. Vadstena.

126. Das Schloß Vadstena . . . 448
127. Grabstein des Birger Persſon und seiner Gemahlin Ingeborg . . 451
128. Die hl. Birgitta. Holzstatue in der Klosterkirche zu Vadstena . . . 457
129. Klosterkirche zu Vadstena . . . 465
130. Altar in der Klosterkirche zu Vadstena 466

Bild Seite

131. Die hl. Birgitta 467
132. Handschrift der hl. Birgitta . . 467
133. Inneres der Klosterkirche zu Vadstena 469

24. Die Ålandsinseln.

134. Kantele 471
135. Kartenskizze der Ålandsinseln . . 473
136. Ruinen des Schlosses Castelholm . 479

25. Åbo.

137. Schloß Åbo 482
138. Der Dom von Åbo 489

26. Helsingfors.

139. Finnische Pörte mit Badehaus . . 496
140. Helsingfors 507
141. Russische Kirche in Helsingfors . . 511
142. Katholische Kirche in Helsingfors . 513

27. St. Petersburg. Der Admiralitätsteil.

143. Die Eremitage in St. Petersburg . 524
144. Iswoschtschik 526
145. Quaßverkäufer 526
146. Die Nikolausbrücke in St. Petersburg 527
147. Das Winterpalais in St. Petersburg 533
148. Denkmal Peters d. Gr. in St. Petersburg 541

28. Russische Kirchen und Klöster in St. Petersburg.

Bild Seite

149. Alexander Newskij-Kloster . . . 544
150. Die Isaakskathedrale in St. Petersburg 547
151. Inneres der Isaakskathedrale . . 549
152. Die Madonna von Kasan . . . 553
153. Die Kasanskathedrale in St. Petersburg 555
154. Russischer Pope 557
155. Das Sfmolnij-Kloster in St. Petersburg 563

29. St. Petersburg. Stadt und Umgebung.

156. Auf der gefrorenen Newa . . . 570
157. Die Duma und der Newskij-Prospekt in St. Petersburg 571
158. Russischer Straßenhändler . . . 573

30. Reval.

159. Ruinen des Birgittenklosters Mariendal 591
160. Reval 593
161. Gildenhaus der Schwarzen Häupter in Reval 597

Karte: Das südliche Norwegen.
(Am Schluß.)

Norwegische Küste bei Bergen.

1. Die Hansestadt Bergen.

Die Skandinavische Halbinsel wird heute nicht selten „das Land der Mitternachtssonne" genannt. Jenseits des Polarkreises geht nämlich in den Monaten Juni und Juli die Sonne nicht unter, und am Nordkap fängt des Phöbus Schlaflosigkeit schon Mitte Mai an. Ganze Scharen von Touristen wandern alljährlich in diese hochnordischen Regionen, um das Dämmerlicht der mitternächtlichen Sonne, „das nicht recht Tag und nicht recht Nacht, es schwanket zwischen beiden" (wie Tegnér sagt), in ihr kulturmüdes Herz hineinscheinen zu lassen und gleich Vater Rousseau in einsam melancholischer Natur von den nervenanstrengenden Bildungsqualen der modernen Kultur etwas auszuruhen. Das ist gut und schön, hat aber die zu Christiania und Stockholm nicht abgehalten, der Mitternachtssonne mit Gasflammen und elektrischem Lichte nachzuhelfen, auch etwa noch eine Stearinkerze, eine Öllampe oder gar ein Talglicht anzuzünden, wenigstens in den andern zehn Monaten, in welchen das gebildete Europa den Norden seinem Schicksal überläßt und die Nächte zeitweilig ebenso lang werden als in den zwei Sommermonden die Tage. Von den 25 Länen oder Kreisen, in welche Schweden geteilt ist, werden übrigens nicht einmal zwei völlig von der Mitternachtssonne beschienen, und von den 20 Ämtern Norwegens genießen nur drei dieses Glück. Es sind öde, traurige Regionen. Im Amt Nordland kommen auf den Quadratkilometer nur 2,5 Bewohner, im Amt Tromsö 2,2, in Finmarken nur 0,5, d. h. ein halber Bewohner, in Westerbotten keine zwei und in Norrbotten nur ein Neunzehntelsmensch. Das ist wenig, und es mag diesen armen statistischen Halb- und Neunzehntelsmenschen, auch wenn ihrer zwei oder vier oder acht beisammen sind, einsam genug werden in der monatlangen Winternacht. Was Skandinavien an Leben, Reichtum, Bildung, Geschichte, Litteratur und Kunst besitzt, das liegt alles südlich vom Polarkreis, im Lande unserer lieben gewöhnlichen Alltagssonne, die sich abends schlafen legt und

morgens aufsteht, und die unser Freund, der gute Haushahn — dieser stimmungsvolle Sänger —, jeden Morgen unter Flügelschlag und Halsrecken mit seinem Weckerliede begrüßt.

Es war ein ziemlich trüber Morgen, als unser Schiff „Norge" in die Nähe des Landes kam, dessen Namen es trug. Die Fahrt von Tynemouth hatte just dreißig Stunden gedauert. Die gemeine Alltagssonne hatte Mühe, sich durch all den Wasserdampf durchzubohren, den Vater Ocean in die Atmosphäre hinaufgepumpt und in Form von langen Wolkenbänken am Horizont aufgeschichtet hatte. Ich war voll Erwartung. Denn wie oft hatte man mir nicht beteuert, daß Norwegen, wo nicht schöner, doch wenigstens ebenso schön wie die Schweiz sei! So rasch als möglich stieg ich auf Deck, um von der ersten Sicht Norwegens und von der Einfahrt auch nicht einen Deut zu verlieren.

„Das ist aber noch lange keine Schweiz!" So sagte ich zu einem gemütlichen Schotten, mit dem ich mich tags zuvor über seine und meine Heimat unterhalten hatte, als die norwegische Küste wirklich in Sicht trat. Es war erst nur ein Etwas; das war lang und graublau, und verkündete höchstens, daß das Meer da ein Ende hätte. Beim Herandampfen wuchs der Küstenstreifen allgemach zur Hügelkette, dann zur Bergkette an. Man konnte abgestufte Terrassen daran unterscheiden, die sich aber einförmig in die Länge dehnten; über die oberste breiteten sich ebenso langgestreckte Wolkenlager. Das Bild gemahnte mich an die schweizerische Jurakette, aus bedeutender Ferne gesehen. Nur lag statt fruchtbarer Gefilde noch stahlgraues Meer davor. Ich suchte nach einer Stadt, nach Ortschaften, Türmen, konnte aber nichts dergleichen erspähen. Es war alles — Gegend.

Als wir der Küste näher rückten, löste sie sich in einen Schärengürtel auf, dessen erste Vormauer nur etliche Meter über das Meer emportauchte, knorrig geballt, von der Brandung teils zerklüftet und zerpeitscht, teils glatt abgewaschen. Nur wo diese seltener hinreichte, war der Fels mit Moos verbrämt. Das ist die erste Linie des ungeheuern natürlichen Molo oder Dammes, der sich fast die ganze norwegische Westküste entlang bis hinauf zum Nordkap zieht. Es ist ein prächtiger Wellenbrecher, an dem schon tausend Stürme umsonst ihre Kraft versucht; aber ihre Spuren haben sie doch daran zurückgelassen. Wild und verwettert schauen diese öden Klippen drein, wie die Basaltmauern der Hebriden oder die Felsgestade der Faröer. Ein weißer Leuchtturm, zu seinen Füßen ein Haus, bezeichnet mitten in dem Felslabyrinth die sichere Einfahrtsstraße. Bald öffnet sich ein weiterer Sund, von zahlreichen Felscoulissen begrenzt, noch immer öde, kahl, meist nur mit dürftigem Moose bekleidet. Ich dachte mich unwillkürlich wieder in einen isländischen Fjord zurück. Wohl fast eine Stunde ging es so voran. Dann belebte sich die Scenerie. Die Gestade wurden höher. Zwischen die Felsen drängte sich immer mehr Grün, Tannen und Fichten, Birken und Gebüsch, sammetne Rasenplätze,

ganze Wiesen, endlich auch freundliche Häuschen und Höfe, Landungsplätze und Fischerhütten. Es begegneten uns Nachen, Barken und Schiffe von allen Größen und Formen. Von einer Uferstelle kam ein Boot auf uns zu und brachte die Zollbeamten an Bord, die sich bei der Weiterfahrt ganz gemütlich ihrer Amtsgeschäfte entledigten. Die Revision des Gepäcks verlief ungemein gnädig und höflich. Norwegen ist noch eines der freiesten Länder der Erde, von den Plagen des modernen Polizei- und Militärstaates noch wenig betroffen. Ein Rest altgermanischer Gastlichkeit mischt sich mit dem Interesse, welches das Land hat, den Fremdenverkehr zu fördern und zu heben.

Norwegische Schären.

Die Krümmungen der Wasserstraße, der Anblick neuer Inseln, Buchten, Felsen und Vorgebirge ruft einen steten Sceneriewechsel hervor, das Auge spannend, ohne es zu ermüden.

Endlich waren wir da. Bergen lag vor uns — ein wahrhaft entzückendes Panorama. Vier Berge stemmen sich hier dem Meere entgegen, der Blaamand nach Nordosten, der Ulrikken (eigentlich Alfreken) im Südosten, der Løvstakken und das Lyderhorn gen Süden. Ein Vorberg des Blaamand, das Fløifjeld, drängt sich vor und fällt steil nach dem Fjord hin ab. An der Bucht, welche sich von seinem Fuß zum Lyderhorn hinüberzieht, breitet sich die Stadt aus. In der Mitte der Bucht reckt sich eine Landzunge und teilt sie in zwei

Hälften, von welchen die nördliche Vaagen heißt, die südliche Puddefjord. Und als ob das noch nicht Wassers genug wäre, breiten sich an der Ostseite der Stadt noch zwei Seen aus, das große und kleine Lungegaardsvand, beide vom schönsten Grün umgeben.

Dem Ankommenden sind diese beiden Gewässer noch nicht sichtbar. Er hat nur einen bunten Mastenwald vor sich, der sich auf die beiden Teile der Bucht verteilt, in der Mitte und rundum eine großenteils neue Stadt, doch mit alten Bauten und Türmen dazwischen; darüber reckt sich unmittelbar das kahle Felsenhaupt des Flöifjeld empor, während sonst Bäume, Wald und Wiesen das lebendige Stadtbild einrahmen.

Bergen ist eine der Städte, in welchen es am meisten regnet. Man rechnet kaum 160 schöne, helle Tage im Jahr. Wenn es dann aber ausgeregnet hat, dann strahlt auch die ganze Landschaft in einem Laubschmuck, dessen Fülle und Frische man im Süden vergeblich sucht. Wenige Schweizerstädte haben eine so reizende Lage.

Noch unvergleichlich schöner ist die Sicht der Stadt von dem Flöifjeld aus, das ich gleich nach meiner Ankunft bestieg. Erst eine breite Fahrstraße, dann ein anmutiger Fußweg führt in vielen Windungen zu der Felskuppe hinauf, welche auf ihrer Spitze eine hohe Stange mit einem Pfeile trägt. Man hat hier die Stadt etwa 250 m fast senkrecht unter sich, wie sie sich unregelmäßig, halb alt, halb neu, mitten in der üppigsten Vegetation, um die zwei Buchten und die zwei Seen lagert, nach Westen aber ein höchst romantisches Gewirre von Inseln und Wasserstraßen, Buchten und Vorgebirgen, Wiesen, Wald und Fels bis hinauf ans offene Meer.

Den Kern der Altstadt bezeichnet die Domkirche, die Kreuzkirche, das unmittelbar an letztere stoßende deutsche Viertel, „Tydskebryggen" genannt, das einstige Quartier der Hanseaten, die schöne romanische Liebfrauenkirche mit ihren zwei Türmen, die Königshalle des Königs Hakon mit dem Walkendorf-Turm — alles nördlich von der Bucht Vaagen.

Der zweite Hauptteil der Stadt, auf der Landzunge Nordnaes, welche die zwei Buchten trennt, ist neueren Datums, wie schon der Name seiner Kirche „Nykirke" andeutet. Er bestand teilweise jedoch schon im Mittelalter und wurde nur infolge einer Feuersbrunst ganz neu gebaut.

Die eigentliche Neustadt entwickelt sich um die beiden Seen. Zu den schönsten Gebäuden derselben zählt das an einer Anhöhe liegende Museum, unfern davon die neue katholische Kirche, und der Bahnhof für die Vossevanger Bahn.

Gärten, Plätzen und breiten Straßen ist in der Neustadt die freieste Entwicklung gelassen. Die nächste Umgebung der Stadt ist ein wahrer Park, in welchem alle Arten von Blumen und Laubholz in üppigster Fülle gedeihen.

Bahn nach Vossevangen. Museum. Katholische Kirche. Laksevaag. Puddefjord. Ausfahrt zur Nordsee. Nordnaes. Nykirke.

Lille Lungegaards-Vand. Park. Domkirche. Markt. Kreuzkirche. Vaagen. Abhang des Flöifjelds.

Bergen. (Ansicht vom Flöifjeld aus.)

Die Stadt Bergen (ursprünglich „Björgvin", d. h. Bergweide) stammt erst aus dem Ende des 11. Jahrhunderts, wahrscheinlich aus den Jahren 1070—1075.

„In jenen Tagen des Königs Olaf (Kyrre)", so erzählt Snorri Sturluson, „erhoben die nordischen Kaufstädte sich sichtlich und vermehrten sich zugleich, besonders Bergen, vom König selbst angelegt, wo bald eine ganze Versammlung reichen Volkes entstand und starke Seefahrt nach fremden Landen. Hier baute Olaf die sogenannte alte Christkirche von Holz und ließ zugleich das Fundament zu der großen neuen Steinkirche desselben Namens legen, aber kam doch damit nicht sonderlich weit."

„Um diese Zeit", erzählt er weiter, „kam in Norwegen große Üppigkeit mit ausländischen Moden auf, besonders in der Kleidertracht. Das Volk machte sich Pluderhosen mit ausstehenden Falten und ausgeschnittene Röcke mit Puffärmeln, auf die fünf Ellen Zeug gingen, und einige waren doch so eng, daß man sie mittels Bänder anziehen mußte. Dazu brauchte man Schuhe mit hohen Absätzen und mit Seidenbändern eingefaßt und mitunter mit Goldschmuck, wie denn auch einige darauf verfielen, Goldringe an den Beinen zu tragen, außer anderer Üppigkeit, die nun in Mode kam."

Schon um die Zeit der Gründung oder bald nachher ward Bergen auch Bischofssitz. Doch residierten die Bischöfe anfänglich in Selja (Selö), einer Insel weiter nördlich bei Stadtland. Die ersten Bischöfe jener Zeit scheinen einen schweren Stand gehabt zu haben. Die norwegischen Könige, bei manchen sonst guten Eigenschaften, waren meist recht zügellos und hielten sich selten an die Schranken der christlichen Ehe. Dabei setzten sie kraft eigener Machtvollkommenheit Bischöfe und Äbte ein und ab und behandelten sie demgemäß als ihre Kreaturen.

Von König Sigurd dem Jerusalemsfahrer berichtet die „Heimskringla", daß er sich noch in seinen letzten Jahren von seiner rechtmäßigen Gattin scheiden lassen wollte, um die Tochter eines vornehmen Mannes, Namens Cäcilie, zu heiraten. Zu Bergen wollte er die neue Hochzeit halten und bot eine große Zahl Gäste dahin auf. Er versah sich aber an dem Bischof Magnus daselbst, der ein ernster, pflichttreuer Mann war. Mutig ging derselbe eines Tages, von dem Priester Sigurd begleitet, aufs Schloß und ließ den König um eine vertrauliche Unterredung bitten. Der König trat heraus, das Schwert in seiner Hand, wünschte dem Bischof freundlich guten Tag und bat ihn, einzutreten und einen Becher mit ihm zu leeren; aber der Bischof antwortete: „Nein, meine Absicht ist heute von anderem Schlag. Ist das wahr, daß Ihr im Sinn habt, Euch zu verändern: Euch von Eurer Gattin zu scheiden und eine andere zu nehmen?" — „Ja," sagte der König, „das ist keine Lüge." Da schwoll des Bischofs Antlitz, und nur mit Mühe konnte er sagen: „Was habe ich denn gesündigt, daß Ihr mein Stift gewählt habt, um

da eine That zu vollbringen, womit Ihr Gottes Gebot und die heilige Kirche verhöhnet! Es ist zu verwundern, daß Ihr so Eure königliche Würde und mein bischöflich Amt beschimpfen mögt; aber da Ihr das wollt, so muß ich thun, was meine Pflicht ist. Im Namen Gottes, des hl. Olaf, des Apostels Petrus und aller Heiligen verbiete ich Euch feierlich diese Missethat!"

Der Priester Sigurd, der nachher Bischof ward, hat selbst erzählt, wie es ihm um die Augen nachtete, als er sah, wie grimmig der König aufglühte. Aber Bischof Magnus stand wie eine Säule, und es schien, während er redete, als reckte er den Hals vor, um den Schwertstreich zu empfangen.

Ohne ein ernstes Wort zu erwidern, ging der König in die Halle zurück, worauf der Bischof sich ebenfalls nach Hause begab, und er war da so vergnügt und fröhlich, daß er jedes Kind, dem er begegnete, lächelnd grüßte und es mit den Fingern kniff. Das konnte der Priester Sigurd schlechterdings nicht begreifen und sagte deshalb zu ihm: „Wie könnt Ihr nur froh sein, Herr Bischof! Denkt Ihr nicht daran, daß der König Euch seinen Zorn wird fühlen lassen? so daß es das Beste wäre zu fliehen, je früher, desto besser." — „Der König thut mir nichts!" erwiderte der Bischof, „aber gesetzt, er thut mir ein Leides an, wer könnte sich einen besseren Tod wünschen, als sein Leben zu Gottes Ehre zu lassen, zu sterben für den heiligen Christenglauben und für meinen Beruf, der darin besteht, dem zu wehren, was verboten ist? Ich that, was meine Pflicht war, und deshalb bin ich froh."

Der König fuhr mit seiner Braut nach Stavanger, dessen Bischof zwar zuerst auch gegen die ehebrecherische Verbindung Einspruch erhob, aber sich doch herbeiließ, gegen eine Geldsumme Dispensation eintreten zu lassen. Verächtlich warf ihm der König einen Beutel Geldes zu und sagte: „Da, mach dich selbst bezahlt! Es ist doch ein Teufelsunterschied zwischen dir und Bischof Magnus!" Mit diesen Worten ging der König fort, und er dachte von diesem Bischof schlechterdings nicht besser als von dem andern, der ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt.

König Sigurd genoß seiner Missethat nicht lange. Nach drei Jahren schon erkrankte er tödlich. Seine Freunde baten ihn, Cäcilie zu entlassen, und diese selbst stimmte in die Bitte ein und verließ ihn. Bald darauf starb er.

In den nächsten zwei Jahrhunderten spielte sich eine ganze Reihe blutiger Kämpfe zu Bergen ab. Harald Gille nahm hier 1135 Magnus Sigurdsson gefangen, setzte ihn ab und übergab ihn dann seinem Dienstvolk, das ihm die Augen ausriß, ihm den einen Fuß abhieb und ihn sonst noch gräßlich verstümmelte. Schon im folgenden Jahr traf indes Harald die Rache; er ward von Sigurd Slem verräterisch während des Schlafes überfallen und hingemordet. Haralds drei Söhne fielen ebenfalls gewaltsamen Todes, Sigurd 1155, Eystein 1157, Ingi 1161. Fast die einzige Friedensgestalt, welche in dieses schaurige Gemälde von Bürgerkrieg hineinleuchtet, ist der Kardinal

Nikolaus, ein Engländer, Brekspeare mit Namen, erst Mönch in St. Albans, dann im Kloster des hl. Rufus in der Provence, später Kardinalbischof von Albano und endlich als Papst Hadrian IV. Oberhirt der ganzen Kirche. Er wurde 1152 als Legat nach Norwegen gesandt, um daselbst in Throndhjem einen Primatialsitz zu errichten, die übrigen kirchlichen Verhältnisse zu ordnen und unter all den hadernden Parteien und Prätendenten Frieden zu stiften. Von ihm rührt wesentlich die hierarchische Ordnung Norwegens her, wie sie bis zur Glaubenstrennung bestand. Zeitweilig gelang es ihm auch, die drei Brüder Ingi, Sigurd und Eystein auszusöhnen, das Waffentragen innerhalb der Städte zu verbieten und selbst auf Island die Anordnung durchzusetzen, daß beim Thing keine Waffen getragen werden sollten.

Sobald der Kardinallegat jedoch Norwegen wieder verlassen hatte, wurde es schlimmer als zuvor. König Ingi erschlug auf der Bryggen zu Bergen mit eigener Hand seinen Bruder Sigurd und ließ seinen andern Bruder Eystein, als derselbe in seine Hände fiel, ebenso erbarmungslos hinmorden.

Vier Jahre darauf fiel auch er im Kampfe gegen die Scharen des Hakon Herdebred. Norwegen wurde nun Wahlreich (1161) und Magnus, der Sohn des mächtigen Erling, sein erster Wahlkönig. Da derselbe in seinem Kampfe gegen die Prätendenten des alten Königshauses hauptsächlich seine Stütze bei dem neuerrichteten Episkopat suchte, wurde jetzt auch die Kirche in die nie endenden Fehden des kraftstrotzenden Bergvolkes hineingezogen. Die beiden Hauptparteien nahmen einen teilweise kirchenpolitischen Charakter an. Die Anhänger des Königs Magnus Erlingsson, zugleich mehr oder weniger von dem Primas von Throndhjem begünstigt, hießen „Baglar", d. h. Krummstäbler. Die Anhänger des Königs Sverrir[1] dagegen, eines angeblich unechten Sprößlings der alten Dynastie, der von 1177 bis 1202 unermüdlich die neue Ordnung der Dinge bekämpfte, wurden von ihren Gegnern verächtlicherweise „Birkebeiner" genannt, weil sie, meist den ärmeren Klassen angehörig, selten eine bessere Fußbekleidung hatten als Schuhe aus Birkenrinde. Diese Mischung der religiösen und politischen Frage ist für Norwegen unsäglich verhängnisvoll geworden, indem sie noch während des Mittelalters endlose Kämpfe gegen die kirchliche Autorität wachrief, später aber von den Protestanten maßlos ausgebeutet wurde, um im Volke Haß gegen die alte Kirche zu säen. Die alten Parteinamen haben, obwohl heute völlig ohne Sinn, in der Phantasie vieler Norweger ihren alten Zauber noch nicht ganz verloren. Wenn ein echt stocklutherischer Bauer von Baglarn hört, dann denkt er sich wohl noch heute mit Schrecken, Papst, Kardinäle und Bischöfe hätten einst nichts anderes im Schilde geführt, als seine Altvordern um Freiheit, Besitz und Wohlstand zu bringen, ihnen ihre

[1] Altnordische Schreibart des Namens, die neuere (dänisch-norwegische) „Sverre".

paar Kühe mit Kirchenstrafen wegzupfänden und ihnen ihre Unabhängigkeit mit lästigen Kirchengesetzen zu beschneiden.

Die wirklichen alten Baglar und Birkebeiner wußten von einem Gegensatz, wie ihn später der Protestantismus ausheckte, noch nichts. Beide Parteien wollten eben ihren Prätendenten auf den Thron bringen. Beide hatten eine unmäßige Freude an Kampf und Hader und würden unzweifelhaft nie einen König zu vollem Frieden haben gelangen lassen. Beide wollten aber auch gute Christen sein, gingen zur Messe und zu den heiligen Sakramenten, riefen den hl. Olaf um Wunder an und hielten den Papst für den Oberhirten der Christenheit. So sehr der König Sverrir ein echter nordischer Volksheld war, so hätte ihn Abfall von der Kirche höchst wahrscheinlich einfach unmöglich gemacht. Charakteristisch ist schon, daß sein ihm begeistert anhänglicher Biograph ein sehr frommer, durch und durch kirchlicher Benediktiner war, der Abt Karl Jónsson von Thingeyrar. Nicht weniger charakteristisch ist es, daß er, um die rechtlichen Ansprüche Sverrirs, wie sie unter den Birkebeinern in Umlauf waren, aufzuzählen, Rom und den Papst und die Kirche durchaus nicht übergehen durfte.

Die Stadt Bergen wurde im Verlaufe dieses Kampfes fast unaufhörlich heimgesucht; 1181 und 1188 wurden zwei der bedeutendsten Seeschlachten in ihrer unmittelbaren Nähe geschlagen. 1198 aber kämpften die zwei Parteien den ganzen Sommer hindurch in der Nähe der Stadt, so daß man diesen Sommer später den „Sommer von Bergen" hieß. Es würde zu weit führen, von all diesen Fehden Näheres zu erzählen. Eine kleine Episode verdient indes hervorgehoben zu werden, weil sie mit den Anfängen des deutschen Handels zu Bergen in nächster Beziehung steht.

Es begab sich, daß König Sverrir einmal zur österlichen Zeit von Throndhjem mit vielen Truppen gen Bergen zog, als gerade eine große Anzahl Schiffe aus fast aller Herren Ländern daselbst angekommen war. Die Deutschen hatten so viel Wein angefahren, daß letzterer so wohlfeil wurde wie das Bier. Es wurde also wacker gezecht, und da geschah es denn, daß die Einwohner immer mehr Wein verlangten, der deutsche Weinhändler aber keinen mehr verabfolgen wollte. Es war nur noch ein Fäßchen da. Doch das genügte, einen Streit zu erregen. Die Norweger begannen die Schenke zu stürmen. Die Deutschen drinnen setzten sich in Verteidigungszustand, hieben wacker drein und schlugen den Andringenden tüchtige Wunden. Bald war das Gerücht in der ganzen Stadt herum. Deutsche und Norweger rotteten sich bewaffnet zusammen. Viele, besonders Bürger der Stadt, wurden getötet. Die Deutschen eilten dann auf ihre Schiffe und fuhren sie in die Bucht hinaus; die Stadtbewohner schickten sich an, sie zu verfolgen. Nur mit Mühe ward endlich ein Abkommen getroffen und der Aufruhr beigelegt. Im Laufe des Sommers richtete der Wein indes noch viel anderes Unheil

an. Einer der Birkebeiner, der des Guten zu viel getrunken, stürzte sich zu den Fenstern des königlichen Speisesaals hinaus, indem er unten schwimmen zu können glaubte, aber dabei elendiglich totfiel; ein anderer stürzte sich von der Brücke vor der Königsburg herab und ertrank. König Sverrir war eben abwesend. Kaum war er aber zurück, so entstand ein neuer Streit zwischen zwei Betrunkenen, von welchen der eine zur Leibwache, der andere zum Hofgefolge des Königs gehörte. Sie gingen mit blanker Waffe aufeinander los. Thorolf Rympil, der Oberste der Leibwache, der zufällig auf sie stieß, riß, da er gerade keine Waffe bei sich trug, seinen Helm vom Kopfe und walkte damit den Mann vom Gefolge durch, während dieser ihn mit der Streitaxt schlug. Von beiden Seiten sprangen Kameraden herbei, sämtlich vom Weine toll, und schlugen mit allem drein, was sie gerade zur Hand hatten. Thorolf Rympil entrann mit Not dem Gewirre und schlug sich zu seinen Leuten durch, ließ die Trompeten blasen und die ganze Leibwache aufrücken. Das königliche Gefolge stürzte ebenfalls zu den Waffen und besetzte sein Schiff, unter seinem Anführer Asgeir Hamarskall. Als die ganze Leibwache versammelt war, warf Thorolf Rympil ein Schwert ins Schiff, stürzte nach, raffte sein Schwert wieder auf und fing an, einzuhauen. Die Leibwache folgte ihm. Ein allgemeines Gefecht entstand. Die Leute Thorolfs ließen nicht ab, bis das Schiff von seiner sämtlichen Bemannung gesäubert war, viele des Gefolges niedergehauen, die meisten aber ins Meer gesprungen waren. Auf die Nachricht eilte der König herbei, gebot dem Kampfe Einhalt und stiftete endlich Frieden. Später hielt König Sverrir eine öffentliche Versammlung und richtete an sie folgende Rede:

„Wir danken allen hierhergekommenen Engländern, welche Weizen und Honig, Mehl oder Tücher hierherbringen; ebenso allen, welche Linnenzeug oder Flachs, Wachs oder Metallgeschirr einführen. Denselben rechnen wir ebenfalls diejenigen bei, welche aus den Orkney- und Shetlands-Inseln, aus den Faröern und aus Island angekommen sind, und alle übrigen, welche zum gemeinen Wohl notwendige oder nützliche Dinge mit sich gebracht haben. Die Deutschen aber, deren eine starke Zahl mit großen Schiffen hierhergekommen ist, um Butter und getrocknete Fische auszuführen, haben hierdurch dem Staate einen großen Schaden angethan, indem sie hinwieder Wein einführten, zu dessen Kauf sich meine Krieger und die Bürger der Stadt verleiten ließen. Aus diesem Kauf ist viel Böses und nichts Gutes erwachsen; denn seinetwegen haben viele das Leben, andere ihre Glieder eingebüßt, andere tragen für ihr ganzes Leben Narben, andere Schmach ob erhaltener Wunden oder Schläge davon. An alledem ist das Übermaß des Trunkes schuld. Da mir dieser Handel der Deutschen überaus unangenehm ist, so gebiete ich ihnen, möglichst bald von dannen zu ziehen, wofern sie ihr Leben und Geld unversehrt erhalten wollen; denn ihre Ankunft hat uns und unserem Reich Schaden ge-

bracht. Beherziget wohl, was die Trunksucht bewirkt, was sie mit sich führt, was sie zerstört. Das erste und noch das geringste ist, daß, wer der Trunksucht verfällt, sein Vermögen einbüßt und dafür nichts gewinnt als die Betrunkenheit und deren Folgen, Schaden und Verlust an jeglichem Gut; denn wer zuvor reich war, wird elend, arm und bettelhaft, so er nicht auf die Trunksucht verzichtet. Der andere Nachteil der Trunksucht ist, daß sie das Gedächtnis zerstört, so daß der Mensch vergißt, an was er sich erinnern sollte. Der dritte ist, daß der Mensch dann den schlechtesten Gelüsten sich überläßt, weder unrechtes Gut an sich zu reißen noch Weiber zu rauben sich scheut. Der vierte Nachteil übermäßigen Trunkes ist, daß er den Menschen antreibt, nichts, weder Rede noch That gleichmütig zu ertragen, erlittene Unbill weit über jedes Maß hinaus zu rächen, die Unschuldigen mit Schmähworten zu überschütten. Auch dieser Nachteil hängt der Trunksucht an, daß der Mensch, so viel an ihm liegt, seinen Leib abmattet, so daß er keine Mühen ertragen, keine Wachen aushalten kann, daß das Blut in all seinen Gliedern abnimmt, daß er es zum Schaden seiner Gesundheit verliert und so endlich diese zerstört. Ist es einmal so weit gekommen, daß Gesundheit und Vernunft dahin sind, dann treibt sie den Menschen an, auch die bis dahin noch unverletzte Seele zu verderben, stachelt ihn auf, Sitten und Gebote zu mißachten, Sünden zu begehen, den allmächtigen Gott und alle Gerechtigkeit zu hassen und alles Gethane sofort zu vergessen. Nun bedenket, ihr, die ihr der Trunksucht ergeben seid, daß ihr gleichzeitig dem Trunke und dem Leben werdet entsagen müssen, und wer dann aller Wahrscheinlichkeit nach eure Seele aufnehmen wird. Erinnert euch, wie sehr ein solches Leben von der wahren Lebensaufgabe abweicht. Denn in allen Dingen muß man Maß halten. Krieger müssen im Frieden so sanft wie Lämmer sein, im Kriege so schrecklich wie Löwen. Kaufleute und Bauern müssen dieselbe Lebensrichtung innehalten, ihren Besitz rechtlich und dabei mit Arbeit erwerben, klug erhalten, freigebig mitteilen. Die Untergebenen sollen dankbaren Gemütes sein, und jeder seinem Obern mit Wohlwollen und nach Vermögen dienen."

So sprach König Sverrir nach dem Bericht der isländischen Saga, die seinen Namen trägt. Er starb am 9. März 1202 in Bergen und wurde in der Christkirche daselbst beigesetzt.

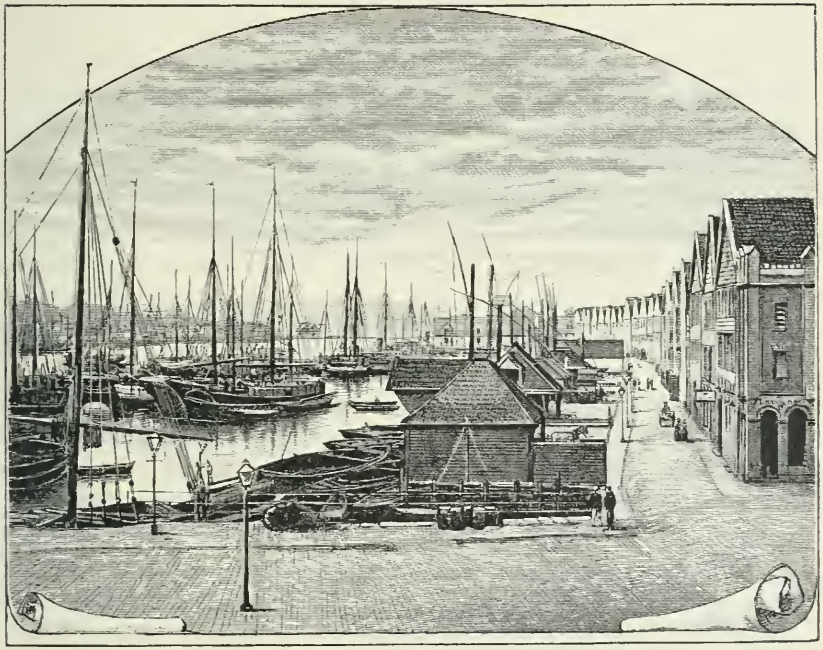
Die Norweger verzichteten indes nicht ganz auf den Wein, und die Deutschen noch weniger auf ihren Handel. Als die Lübecker im Streit mit Erich Plovpenning um das Jahr 1241 sich an einem norwegischen Schiffe vergriffen, setzte es zwar ernstliche Händel ab; der König Hakon Hakonsson belegte die deutschen Schiffe zu Bergen mit Beschlag. Allein es fügte sich, daß dazumal gerade ein päpstlicher Legat, der Kardinal Wilhelm von Sabina, sich in Bergen aufhielt. Diesem gelang es, zu vermitteln. Der König er-

stattete den deutschen Kaufleuten ihre Schiffe wieder. Zwischen den Lübeckern und Norwegern wurden lebhafte Unterhandlungen geführt, und aus dem Zwist erwuchs nun am 6. Oktober 1256 ein Handelstraktat, der älteste, den man zwischen den beiden kennt. Darin heißt es, man habe gegenseitig viel Zwist gehabt und sich viel Verdruß und Nachteil bereitet; aber mit Rücksicht auf des Herrn Spruch im Evangelium: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden", wolle man für künftig festen und dauerhaften Frieden machen.

Norweger und Lübecker sollen das Recht haben, die einen der andern Seehäfen mit ihren Waren zu besuchen, freundschaftlich und friedlich, sowohl was Personen als Güter angeht. Wenn lübeckische Bürger angegriffen oder von ihren Feinden beunruhigt werden, sollen die Norweger, die gerade zur Stelle sind, verpflichtet sein, ihnen zu helfen; dieselbe Hilfe sollen die Lübecker in gleicher Gelegenheit pflichtig sein, den Norwegern zu leisten. Ferner räumte der König ein, daß die lübeckischen Kaufleute fürder aller Privilegien und Freiheiten genießen sollten, die sie nur je in Norwegen genossen hätten. Würde aber der Friedenstraktat von jemand gebrochen, so sollte er deshalb nicht aufgehoben sein, sondern der Friedensbrecher gestraft werden und gebührenden Schadenersatz leisten.

Der Traktat war an sich beiden Teilen gleich vorteilhaft. Da die deutsche Schiffahrt aber stets zunahm, die norwegische dagegen abnahm, kam er auf die Dauer mehr den Deutschen als den Norwegern zu statten. Die Deutschen schenkten nicht nur Wein aus, sondern errichteten auch Trinkstuben in Bergen. Manche Kaufleute dehnten ihren Sommeraufenthalt immer länger aus und überwinterten endlich auch in Norwegen. Die Skandinavier hatten einen guten Durst, und wenn sie nicht bei Geld waren, versetzten sie eine Kostbarkeit nach der andern, um ihn zu löschen. Den Bürgern waren deshalb die deutschen Kaufleute weniger lieb als die guten Tränke, die sie brachten. Von den Vornehmern dagegen wurden sie sehr begünstigt. Einmal waren bei ihnen alle Luxusartikel für Wohnung, Kleidung und Nahrung am wohlfeilsten zu haben. Dann liehen sie sich bei den Vornehmern Plätze und Häuser, erst für kürzere, dann für längere Frist. Endlich ward auch die Miete zum Kauf. So kam es, daß die Deutschen nach und nach die besten Plätze in der ganzen Stadt an sich brachten. Rudolf von Habsburg empfahl 1274 dem König Magnus die Lübecker aufs angelegentlichste, und wirklich erließ dieser König zu ihren Gunsten 1278 einen prächtigen Privilegienbrief, der sie von den Lasten der übrigen Bürger, namentlich dem polizeilichen Wachtdienste bei Nacht, befreite und ihnen die größten Begünstigungen für ihren Handel sicherte. Weitere Königsbriefe bestätigten und erweiterten in den nächsten Jahren diese Vorteile; im Jahre 1281 wurden die Freiheiten der Stadt Lübeck auch auf die Handels-

leute der Städte Kampen, Stavern und Groningen, im Jahre 1282 auf jene von Wismar, Rostock, Demmin, Stralsund, Greifswald, Stettin und Anklam ausgedehnt. Im folgenden Jahre erhielten die Hamburger einen Handelsplatz in Skanör. Die Bestimmung von 1278, daß die Deutschen nicht in Bergen überwintern sollten, wurde thatsächlich nicht eingehalten. Sie wurden immer heimischer in der fremden Stadt, und im Laufe des 14. Jahrhunderts ging fast aller Handel allmählich in ihre Hände über. Bergen ward die bedeutendste Handelsstadt von Norwegen, aber als solche halb und halb deutsch.



„Tydskebryggen" (die deutsche Landungsbrücke) in Bergen.

„Tydskebryggen", deutsche Brücke — heißt noch heute der am günstigsten gelegene Teil der alten Stadt, am Strande des nördlichen Hafens, am Fuße des Flöifjeld, zwischen der Festung Bergenhus und dem einstigen Dome. Ein völlig geschützter Landungsplatz, lang genug, um einer ganzen Handelsflottille Raum zum Laden und Löschen zu gewähren, zog sich hier von Südost nach Nordwest am Ufer entlang. Von da erstreckten sich die deutschen Lagerhäuser dicht aneinander, nur durch schmale Gäßchen geschieden, am Fuße des Berges hinan, bis zu der Straße, die noch jetzt Övregade, d. h. die obere Gasse, heißt. Es waren ursprünglich normännische Höfe, die denn auch im Laufe der Zeit fast alle ihre norwegischen Namen bei-

behielten. Gardr, d. i. Hof, war der gemeinsame Name. Einer hieß Gullskorinn von seinem früheren Besitzer Hallvard Gullsko, ein anderer Lepprin von seinem ursprünglichen Eigentümer Lodin Lepp[1]. Wie seinen besondern Namen, so hatte jeder Hof auch sein eigenes Wappenschild, der Buagardr das Bild eines Bauern, der Englagardr einen stehenden Engel, der Sveinsgardr einen Kopf mit drei Gesichtern, der Bellagardr einen Hirschkopf, der Einarsgardr ein Einhorn u. s. w. Jeder Gardr war wieder in Staven oder Stuen eingeteilt, deren jede ihren besondern Eigentümer hatte. Diese Staven waren dann wieder in Wohnungs-, Geschäfts- und Lagerräume geteilt. Nach dem großen Brand von 1702, der das ganze Quartier in Asche legte, wurden die Häuser wieder ungefähr im alten Stile aufgeführt, nur daß die Haupträume jetzt Decken und bessere Öfen erhielten. Mit seinen spitzen Giebeln, den Namen und Schildern, den engen Gäßchen und langen gleichförmigen Warenhäusern trägt der ganze Quai noch heute ein durchaus eigenartiges, altertümliches Gepräge. Nach dem Hafen hin hat jedes der alten Häuser seine eigene kleine Landungsbrücke mit hohen altmodischen Krahnen aus Holz, um die Waren aus dem Schiffe ans Land zu bringen. Mit den Masten und dem Takelwerk der Schiffe bilden diese Krahne einen dichten Wald. Das ganze Bild erinnert an die belebteren Grachten kleinerer holländischer Städte, mit ihrem bunten, noch etwas altfränkischen Handelsgewirr.

Gegen die übrige Stadt war das deutsche Quartier nie abgeschlossen, vielmehr lag das alte Rathaus der Stadt mitten in demselben. Nur juristisch und geschäftlich schieden sich die Deutschen als eigene Kolonie von den Norwegern. Sie traten nie in den Rat der Stadt und nahmen ebensowenig Norweger in ihren Geschäftsverband auf, der sich gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts zum festen, wohlgegliederten Kontor entwickelte. An der Spitze desselben standen zwei Aldermänner und der Rat der Achtzehn. Die zu einem Lagerhof gehörigen Eigentümer bildeten wieder eine engere Vereinigung. Für gemeinsame wichtige Beratungen aber versammelten sich sämtliche „ehrsamen" Kaufleute zur „Morgensprache". Neben den Kontoren zu London, Brügge und Nowgorod bildete dasjenige zu Bergen einen der Hauptstützpunkte des gesamten hanseatischen Handels.

Die Hansa gehört unstreitig zu den schönsten Ruhmeserinnerungen des deutschen Volkes, Erinnerungen, die heute allzusehr aus dem allgemeinen lebendigen Bewußtsein gewichen sind. Keine neuere Handelskompagnie hat an Ausdehnung und Einfluß jenen gewaltigen Städtebund erreicht, den nicht

[1] Die übrigen hießen Finngardr, Dramsudin, Brattrin, Kapprin, Holmadalr, Bellagardr, Jasjördr, Sveinsgardr, Einarsgardr, Braedisgardr, Buagardr, Englagardr, Systragardr. Aus späterer Zeit stammen nur die Namen von zweien: Ravelsgaarden und Solegaarden.

Ehrgeiz oder kriegerische Übermacht, sondern der Gemeinsinn, die Kraft, Rührigkeit, Selbständigkeit des deutschen Bürgertums ins Leben rief. Durch ihn hat Deutschland mehr als zwei Jahrhunderte die Herrschaft über die nordischen Meere behauptet, der deutschen Gewerbthätigkeit den ganzen Norden erschlossen, der deutschen Kunst ganz Skandinavien und Finnland erobert. Mit Neid sahen die Könige des Nordens auf die Lübecker Kaufherren, die an der Spitze der Hansa standen. Während der Dänenkönig Waldemar Seir noch Flotten von 1000 Schiffen hatte aufbringen können, mußte Erich Glipping, sein Nachfolger, sich von den Hanseaten 30 Schiffe leihen, um sich nur der Seeräuber im Sunde zu erwehren. Als König Erich von Norwegen 1284 ihre Privilegien zu bestreiten wagte, entzogen sie seinem Lande die Einfuhr von Getreide, Malz und Bier und zwangen ihm so den Frieden ab. Schlimmer ging es dem König Waldemar Atterdag von Dänemark. Nachdem er der Hansa durch seinen Zug nach Wisby einen empfindlichen Schlag beigebracht, erklärten ihm 1362 auf einmal 77 Städte den Krieg, verbündeten sich mit seinen Gegnern und bedrängten ihn so, daß er Reich und Thron aufgeben mußte. „Ihre Gesandten", sagt der dänische Historiker Allen, „wurden wie Könige aufgenommen, sie schrieben den Völkern Gesetze vor und entschieden über Krieg und Frieden. Die Nordsee und das Atlantische Meer waren von ihren Flotten bedeckt, und selbst England mußte sich vor ihnen beugen; der Hauptsitz ihrer Macht aber war die Ostsee, wo sie sich mit Ausschluß aller andern seefahrenden Nationen den Handel nach Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen und Rußland zueigneten. Sie herrschten mit einer Gewalt über die Meere, zu der erst in unserer Zeit die Seeherrschaft der Engländer ein Seitenstück geliefert hat."

Die Blütezeit des hanseatischen Kontors zu Bergen erstreckt sich noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein. Durch die Glaubenstrennung war jedoch die innere Kraft der deutschen Städte gelähmt, ihre Gemeinsamkeit gelockert und aufgelöst, und damit auch ihr Einfluß nach außen schwer geschädigt. Wie die meisten deutschen Fürsten jener Zeit, erblickten die dänischen Könige in dem neuen Evangelium die lockende Gelegenheit, sich auf Kosten des bestehenden Rechtes Macht und Gewinn zu verschaffen. Die innerlich erschütterte Hansa war dem äußeren Anprall nicht gewachsen. In Bergen ward ihre Macht 1559 durch den Lehensherrn Christoph Walkendorf gebrochen, der die deutschen Kaufleute zwang, sich entweder, mit Verzicht auf ihre Privilegien, den norwegischen Gesetzen zu unterwerfen oder auszuwandern. Viele zogen das letztere vor, andere versuchten sich noch zu behaupten, fanden aber die früheren Vorteile nicht mehr. Von den Lagerhöfen ging einer um den andern in norwegische Hände über, der letzte im Jahre 1764. Der Handel der Stadt selbst litt nicht darunter; er war

noch 1768 doppelt so bedeutend als derjenige von Kopenhagen, und Bergen überhaupt die mächtigste Handelsstadt von ganz Skandinavien. Erst in der napoleonischen Zeit begann er zu sinken und konnte, obwohl er später wieder aufblühte, doch das Wachstum der Städte Kopenhagen und Christiania nicht mehr erreichen.

Von kriegerischen Kalamitäten blieb Bergen in den letzten Jahrhunderten ziemlich verschont: 1665 fand in seinem Hafen die letzte große Seeschlacht statt. Ein holländisches Handelsgeschwader, von dem Kommandanten van Bitter befehligt, wurde von einer englischen Flotte bis an die Bucht von Bergen verfolgt und suchte Schutz unter den Kanonen der norwegischen Veste. Der englische Gesandte Gilbert Talbot forderte in Kopenhagen die Auslieferung desselben, und der dänische Hof sagte sie zu. Da der englische Befehlshaber Thomas Tiddiman nicht die Geduld hatte, diesen Bescheid abzuwarten, sondern die Niederländer im Hafen selbst angriff, erachtete es der norwegische Festungskommandant für seine Pflicht, sie zu schützen. Mit seiner Hilfe gelang es den Holländern, den Angriff zurückzuwerfen und die Engländer nicht ohne beträchtlichen Schaden aus der Bucht zu vertreiben. Der greise Dichter Vondel hat diese „Hafenschänderei" und deren Bestrafung in folgendem Gedicht verewigt:

Man könnt' der Hölle Wut und Groll
Mit Haß und Neid und bösen Werken
Lebendiger nicht sehn und merken,
Und welcher Greuel Mißgunst voll,
Als hier. Es schämen ihre Schergen
Sich nicht, durch Frevel schnöd und schlecht
Zu brechen altes Königsrecht
Und Majestät im nord'schen Bergen.

Da grinst im Halbmond sie heran,
Dicht Schiff an Schiff, ein Ungeheuer,
Das Kugelregen speit und Feuer
Aus seinem Schlund, wie ein Orkan.
Die Not weckt Holland auf zu Thaten,
Und Friedrich grüßt vom Felsenschloß
Mit Flammengruß den feilen Troß
Der hafenschändrischen Piraten.

Die Antwort folgt in raschem Lauf:
Durch Flammen, Qualm und Dampf und Blitze
Hallt wie aus tiefstem Höllensitze
Der Briten Schlachtruf donnernd auf.
Ihr Neid schwur längst schon, Indiens reiche
Gewürze, Smyrnas Pracht zu ziehn
Zum neuen Algier, London, hin,
Wo man noch trauert um Yorks Leiche.

Das Eisen knirscht, das Holzwerk kracht, —
So tost ein herbstlich Ungewitter —
Die Räuberflotte stiebt in Splitter
Und gist'ge Loh' umdampft die Schlacht.
Der Treubruch rächt sich. Nichts kann retten!
Die Schienen brennen. Fort von hier!
Es wird zu heiß in dem Revier!
Hackt ab, hackt ab die Ankerketten!

Zu spät die Räuberflotte flieht;
Gleich einer Schlange, deren Glieder
Das Rad des Wagens quetschte nieder,
Sie ihre Lenden nach sich zieht.
Es muß der eitle Traum zerfahren,
Die See befreit vom Recht zu sehn.
So muß es Königsmördern gehn!
So müssen Hafenschänder fahren!

Die Engländer von heute werden es dem ehrlichen alten Niederländer gewiß verzeihen, daß er so wenig respectfully von ihrer Flotte redet: mit 78 Jahren hat nicht jeder noch so viel jugendlichen Affekt! Und das Rechtsgefühl des guten Greises war tief verletzt: das fühlt man. Heute kommen die Engländer übrigens nicht mehr nach Bergen, um holländische Flotten aufzuscheuchen, sondern bloß um einen schönen trip in die Berge zu machen, zu fahren, zu jagen und allenfalls auch tagelang zu fischen.

Der Charakter des jetzigen Bergen ist der einer rührigen, reichen, lebhaft aufblühenden Handelsstadt. Schiffe kommen und gehen den ganzen Tag, größere nach England, Deutschland und Holland, in die Häfen der Ostsee, auch nach dem Mittelmeer und nach Amerika, kleinere die norwegische Küste entlang nach Throndhjem, Tromsö und Hammerfest, und in die großen Fjorde, welche die Westküste durchschneiden, den Hardanger, Sognefjord, Nordfjord und wie sie alle heißen, endlich an all die kleineren Inseln, Buchten und Hafenplätze, welche sich den großen Fjorden angliedern oder dazwischen liegen. Die Werfte am Puddefjord und bei Braadbaenken sind die bedeutendsten von Norwegen. Für die gesamte Westküste ist Bergen der wichtigste Handelsplatz — in ganz Norwegen aber der ansehnlichste Fischmarkt, und das will etwas heißen, da ja ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung fast ausschließlich vom Fischfang lebt. Am Strand ist deshalb immer ein fröhliches Gewirre. Matrosen, Fischer, Kaufleute, Packträger, Kärrner, Bürgersleute, Reisende, Bauern, alles drängt sich geschäftig durcheinander nach dem Markt, nach den Schiffen, nach den Warenlagern, Läden und Geschäftslokalen. Kleinstädtisches und großstädtisches Treiben wechselt in bunten Gruppen. In der Umgegend von Bergen und im Hardanger haben die Bauern und besonders die Bäuerinnen noch schöne alte Trachten

bewahrt. Dazwischen schweben und schwänzeln moderne Damen und Herren herum, rennen Commis und Laufburschen, trotten stramme alte Seebären mit verwetterten Kappen. Besonders lustig geht es zu den bestimmten Stunden am Fischmarkt, dem sogen. Triangel, her, wenn die meist struppigen und ruppigen Fischersleute (die sogen. „Striler") ihren Fang feilbieten und mit den Mägden der Stadt um den Preis markten und feilschen. Der Hauptmarkt der Stadt, „Torvet", am Südende des Hafens, ist geräumig und weit, aber nicht von stattlicheren Bauten umgeben. Etwas moderner und großstädtischer sieht die Torve-Almennig aus: da steht die Börse, mehrere Banken, große Kaufläden. Ganz nahe dabei ragt aber die alte Kreuzkirche auf, etwas restauriert, aber nur notdürftig, ohne allen architektonischen Schmuck, der vernachlässigte Rest einer älteren Zeit zwischen ebenfalls schon älteren Häusern. So mischt sich überall Alt und Neu, Spießbürgerei und modernes Handelsleben, Nordisches und Fremdes.

Norwegischer Fischer.

Am meisten Altertümlichkeit findet sich noch um das einstige deutsche Quartier. Zu ihm gehörte die zwar nicht große, aber sehr schöne Marienkirche, in romanischem Stil, aus dem 12. Jahrhundert; nur das gotische Chor ist aus späterer Zeit, etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Weiter draußen am Strand liegt die alte Festung Bergenhus, mit dem sogen. Walkendorfsturm, der zum Teil schon aus dem 13. Jahrhundert stammt, 1565 von Erich Rosenkranz vollendet wurde. Damit in Verbindung stehen die Überreste der Königshalle, die König Hakon Hakonssohn (1217—1263) erbaute — eine ehrwürdige Erinnerung an die glanzvollste politische Epoche der Stadt, wo sie als Königssitz an der Spitze des ganzen Landes stand. Sie diente von 1683 bis in die letzte Zeit herab als Kornmagazin. In ihrer traurigen Verwahrlosung gab sie dem Dramatiker Ibsen das folgende melancholische Gedicht ein:

O Halle mit Mauern so altersgrau,
Wo die Eule hauset mit Freude,
So oft ich dich sehe, so ist mir, ich schau'
König Lear auf der wilden Heide.

Er gab seinen Töchtern Thron und Haus
Und alles, was ihm zu eigen;
Sie jagten in schwarze Nacht ihn hinaus,
Zu wandern in Sturmesreigen.

O Halle, geheiligt durch altes Recht,
Daß Gleiches erleben du mußtest!
Du gabst an ein herzlos Spätlingsgeschlecht
Den teuersten Schatz, den du wußtest.

Du gabst uns der Vorzeit goldene Saat,
Die Erbschaft der reichsten Geschichte;
Doch wo ist das Herz, das auf Dankesthat
Den Wunsch, den Gedanken nur richte?

So mußtest wie Albions Fürst du stehn
Zum Spiel, das die Winde ersinnen;
Mit Spott und Hohn die Stürme umwehn
Deine epheugrünenden Zinnen.

Jetzt schwätzt man so laut: das Volk sei erwacht,
Das Beste sei jetzt zu erharren.
So flickt man mit Lumpen die Königstracht,
Krönt dich mit der Mütze des Narren.

Drum, Halle mit Mauern so altersgrau,
Wo die Eule hauset mit Freude,
So oft ich dich sehe, so ist mir, ich schau'
König Lear auf der wilden Heide.

Die Halle ist zum Teil seither schon restauriert worden und giebt eine Vorstellung, wie prächtig und poetisch dieser Königssitz in den Tagen des alten Königs Hakon ausgeschaut haben mag, als ein päpstlicher Legat zur Krönung nach Bergen kam, Bischöfe und Äbte den mächtigen Herrscher umgaben, isländische Helden und Skalden auf ihren Seedrachen daherfuhren, um ihm die Huldigung der fernen Insel zu bringen. Außer der schon erwähnten Domkirche, Marienkirche und Kreuzkirche besaß Bergen damals noch eine große Christkirche, in der mehrere Könige begraben waren, eine Apostelkirche, nach dem Vorbilde der Sainte-Chapelle in Paris gebaut, eine Olafskirche, eine Nikolauskirche, eine Kolumbakirche, eine Martinskirche, eine Michaelskirche, eine Halvardskirche, eine bischöfliche Residenz, mehrere Klöster und einen Hof für den Metropoliten zu Throndhjem. Während der

Blütezeit der Stadt wohnten daselbst Benediktiner und Cistercienser, Franziskaner und Dominikaner; zahlreiche Synoden tagten hier zum Segen des Landes, und religiöse Weihe fehlte auch den Festen nicht, zu welchen sich die zahlreichen Gilden und Gewerke versammelten.

Durch die stürmischen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts wurde hier wie anderwärts die kirchliche Kunst teilweise hinweggefegt, die profane Kunst herabgedrückt, die alten Kunstüberlieferungen für Jahrhunderte unterbrochen. Die Domkirche, die nur zwei Schiffe hat, ist ursprünglich die Kirche eines Franziskanerklosters zum hl. Olaf; die Kreuzkirche rührt auch noch aus dem Mittelalter her; beide haben aber fast alle ihre Zier verloren. Die Nykirke ist ein geschmackloser Neubau. Wie viel an kirchlichen Kunstwerken in der Zeit der Glaubenstrennung zerstört und verloren gegangen sein muß, kann man nur sehr annähernd aus den Überresten abnehmen, die fleißige Sammler während der letzten Jahrzehnte aus den entlegensten Thälern und Dorfschaften in das neue Museum zusammengebracht haben, Altäre, Paramente, Taufsteine, Statuen, Reliquienschreine u. s. w. Aus Bergen selbst hat sich nur wenig erhalten. Dagegen scheinen im Innern des Landes die verschiedenartigsten Kunstwerke durch die Bauern versteckt und erhalten worden zu sein, bis die neue Zeit kam und die alte Abneigung gegen die katholische Kunst überwand. Das Museum selbst ist ein recht schöner Bau, und nicht weniger gereicht der Stadt zur Zierde die nicht weit davon gelegene katholische Kirche, in romanischem Stile, aus Missionsalmosen gebaut, aber nichtsdestoweniger eine der geschmackvollsten Neubauten, die einzige, die mit den ältesten Denkmälern im freundlichsten lebendigen Zusammenhang steht.

Ihren Ursprung dankt sie einem norwegischen Konvertiten, einem Bürger der Stadt, dem Pater Stub, der als Kaufmann in Italien zur Kirche zurücktrat, sich dem Barnabitenorden anschloß, als Provinzial dieses Ordens lange in Turin lebte, bis ihm von der Propaganda der Missionsposten in seiner Heimat übertragen ward. Der freundliche Greis, der mich mit der Liebe eines Vaters bei sich aufnahm, wird mir immer unvergeßlich bleiben. Er hat eine treffliche Apologie seines Übertritts und andere Schriften verfaßt. Wie er seine Muttersprache meisterhaft handhabt, so beherrscht er das Italienische mit völliger Leichtigkeit. Während des Hochamts, das ich am Sonntag hielt, predigte er auf norwegisch, aber mit einer wahrhaft italienischen Lebhaftigkeit in Stil, Vortrag und Gestus. Die ganze Kirche war gefüllt. Als ich ihm nach dem Gottesdienste zu seinem schönen, vielversprechenden Wirkungskreis gratulierte, bemerkte er nicht ohne Betrübnis, über zwei Drittel der Anwesenden seien Protestanten gewesen. Sie hören ihn gern; sie kommen jahraus jahrein in seine Predigten, benehmen sich während der heiligen Messe mit größter Ehrfurcht und Sammlung; aber an eine tiefere und ernstere

Prüfung der katholischen Kirche denkt nur selten jemand. Die katholische Schule zählte kaum zwanzig Kinder.

Was die Fortschritte der Mission erschwert, sind nicht nur die alten lutherischen Überlieferungen der Bürgerschaft, der noch große Einfluß der lutherischen Geistlichkeit, sondern auch die gewöhnlichen Mißstände, an welchen Seestädte zu leiden pflegen, eine gewisse materialistische Richtung, wie sie Handel und Geschäft fast überall hervorbringen, und eine fröhliche Leichtlebigkeit, die nicht den Norwegern im allgemeinen, wohl aber den Bergensern eigen ist. Sie arbeiten und plagen sich wacker, um Geld zu verdienen; dann wollen sie sich's aber auch etwas wohl sein lassen, — und zwischen Arbeit und Pläsier bleibt wenig Zeit und Ernst für die Religion übrig. Was der Lutheranismus ihnen bietet, das ist ihnen völlig genug, oft mehr als genug. Während fast jedes Schiff wieder etwas moderne Aufklärung und Kultur ins Land bringt, der Lutheranismus offiziell noch Schule und Leben beherrscht und die Hilfe des Staates für sich hat, sind die wenigen Katholiken meist arme Leute und ihre Zahl meist zu gering, um irgend einen öffentlichen Einfluß auszuüben. Mit den Zeitungen hatte P. Stub anfänglich manchen Strauß auszufechten. Fast alles neue und alte, feine und grobe Belagerungsgeschütz gegen die katholische Kirche wurde gegen ihn verwendet. Da er indes die Antwort gewöhnlich nicht schuldig blieb und an jede Verteidigung freundliche Belehrung und Erklärungen zu knüpfen wußte, so gewöhnte man sich allmählich an die neue katholische Gemeinde. Auch die Anwesenheit eines zweiten Missionspriesters erweckte keine Proteste mehr, und viele Protestanten fingen selbst an, die katholische Kirche zu besuchen.

Die Bergenser, die ich kennen lernte, haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht. Sie waren meist gereiste Leute, konnten Deutsch, wohl auch Englisch und Französisch, erwiesen sich als sehr freundlich, höflich und gefällig. Bergen ist denn auch ein wenig Musenstadt. Es hat viele und tüchtige Schulen. Das in historisch-archäologischer Hinsicht reiche Museum ist mit einem nicht weniger reichen Naturalienkabinet verbunden, in welchem besonders die Seetiere und Seepflanzen der Westküste, die Vierfüßer und Vögel von Norwegen ausgezeichnet vertreten sind. An dem Theater von Bergen haben sich die beiden größten Dichter Norwegens, Björnson und Ibsen, ihre ersten dramatischen Sporen verdient; auch andere Poeten, Schriftsteller und Bühnenkünstler haben hier ihre Vorschule durchgemacht, bevor sie sich eine Anstellung in Christiania erwarben. Das „Fischermädchen", das Björnson zu Bergen auf die Bühne kommen läßt, mag vielleicht eine Art typischer Figur sein.

Eine kleine Bildergalerie vereinigt manche tüchtige Leistung norwegischer Kunst, besonders Landschaften und nordische Genrebilder. Kasinos, Vereine, Konzerte, Unterhaltung aller Art pflegen das gesellige Leben. Einige der

glänzendsten Namen der neueren nordischen Litteratur- und Kunstgeschichte gehören Bergen an: so Ludwig Holberg, der Schöpfer des dänisch-norwegischen Lustspiels, einer der tüchtigsten Lustspieldichter aller Zeiten; dann Joh. Seb. Welhaven, der Erretter der norwegischen Kunstpoesie und Kritik von dem Übermaß revolutionär-patriotischer Barden; der Maler Dahl und der Musiker Ole Bull. Holbergs köstliche, originelle Figuren beruhen zu nicht geringem Teil auf Jugendeindrücken, die er aus seiner Vaterstadt mit hinüber nach Kopenhagen genommen. Er hat ihr auch in einer sehr interessanten Beschreibung, die 1737 erschien, ein Denkmal seiner Liebe und Anhänglichkeit gesetzt.

„Da Bergens Einwohner", so bemerkt er darin, „eine Versammlung von allen Nationen sind, so sieht man sie in Sprache, Brauch und Sitte sehr von den andern Norwegern abweichen. Und es giebt keine Nation, welche sie mehr auskopiert haben in Sprache, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, als die holländische." Die Bürger hatten ihre einfache, ständige Tracht, und die Frauen eiferten den Männern in Arbeitsamkeit nach. „Man sieht die Bürgersfrauen mitunter den ganzen Tag in ihren Krambuden stehen und daselbst dieselben Dienste verrichten, wie die Ladenjungen in andern Städten. Ja, verschiedliche von ihnen sind im Handel so geschickt, daß sie den größten Kaufleuten darin nichts nachgeben. Die Männer ihrerseits ebenso rührig, gehen so weit, daß auch sie die Beschäftigungen von Dienern und Arbeitsvolk auf sich nehmen, so daß man nicht selten vornehme Bürger sieht, die selber die Fässer auf den Brücken dahinrollen und ihre Waren in die Packhäuser aufziehen." „Gelahrtheit und Bücherkünste sind zu Bergen nicht sonderlich gepflegt worden; denn da die Einwohner fast alle ihre Gedanken dem Handel und der Kaufmannschaft zugewandt haben, so haben die meisten Bürger es für besser befunden, ihre Kinder in die große Seemannsschule, als in die Lateinschule zu setzen, so daß die meisten Discipel in der Lateinschule junge Leute vom Land oder arme Kinder aus der Stadt waren. Doch hat infolge der Abnahme des Handels sich auch hierin eine ziemliche Veränderung vollzogen, so daß jetzt jährlich manche Kaufmannssöhne an die Universität zu Kopenhagen geschickt werden."

An der großen politischen Umwälzung, durch welche Norwegen im Anfang des laufenden Jahrhunderts sich wieder zu selbständigem Dasein erschwang, war auch Bergen beteiligt. Der Stiftsamtmann Christie von Bergen präsidierte dem ersten außerordentlichen Storthing, welches 1814 die Vereinigung mit Schweden abschloß, und den nächsten ordentlichen Storthingsversammlungen, in welchen das Volk die eroberten konstitutionellen Rechte auszuüben begann. Seine Statue von Borch schmückt deshalb den Marktplatz der Stadt. Der ganzen Bewegung lagen übrigens weit weniger revolutionäre Elemente zu Grunde als ein wohlberechtigtes, geschichtlich begründetes Nationalgefühl, jener Freiheitssinn, der den Norwegern mit den

meiſten Bergvölkern gemeinſam iſt, und jene treue Liebe, mit der ſie an ihrer engeren Heimat hängen. Und ſo mag auch der fremde Wanderer gemütlich in den Gruß einſtimmen, den Björnſtjerne Björnſon der ſchönen Seeſtadt gewidmet:

Wie du ruhſt voll Glanz
In der Inſeln Kranz,
Berge rund um dich, das Meer zu deinen Füßen,
Wurzelt feſt dein Los
In der Vorzeit Schoß,
Und ſie zieht noch einmal über Land.

Sei gegrüßt uns treu,
„Bergen niemals neu“,
Alt und ewig jung wie deines Holbergs Laune,
Einſtens Königswacht,
Darauf Handelsmacht,
Endlich Haupt des erſten Freiheits-Things.

Mit dem Meer in Pacht,
Haſt du ew'ge Macht,
Und ins Land hinein ziehn deine blauen Fjorde,
Nord'ſcher Mannesſinn
Bringt dir Glücksgewinn,
Und die Vorzeit bleibt der Zukunft Pfand!

In der Kariole.

2. Der Hardangerfjord.

Das vereinigte Königreich Schweden-Norwegen hat einen größeren Flächenraum als das ganze Deutsche Reich, die Schweiz, die Niederlande, Belgien, Dänemark, Luxemburg und das Fürstentum Liechtenstein zusammen. Von den sechs norwegischen Stiften (Bistümern) ist das eine Bergen doppelt so groß als Württemberg, und Christiania und Hamar zusammen übertreffen an Umfang bei weitem ganz Bayern. Den wenigsten Reisenden mag das recht lebhaft vorschweben, bis sie einmal an Ort und Stelle sind, tagelang mit Eisenbahn und Dampfschiff fahren müssen, um nur einige Hauptpunkte zu erreichen, und zwischen denselben Bergstrecken, Thäler, Niederungen vor sich haben, so breit und lang wie ein deutscher Kleinstaat oder die ganze liebe Schweiz. Es ist da zum Reisen noch ein ungeheurer Raum, und wer bloß mit dem Salondampfer über Christiansand, Bergen und Throndhjem zum Nordkap fährt, der bekommt von den 761 000 qkm nur einen kleinen Bruchteil zu sehen. Mir dämmerte das, und ich sann deshalb darauf, so rasch als möglich ins Land hineinzukommen und von den vielen schönen Partien wenigstens die berühmtesten kennen zu lernen. Zu diesen zählen unzweifelhaft der Hardanger- und der Sogne-Fjord, die zwei großen Fjorde, welche unmittelbar nördlich und südlich von Bergen sich tief in den Bergwall der großen Halbinsel hineinziehen, der eine doppelt, der andere fast dreimal so lang als der Genfer See, und dabei mit so vielen Seitenarmen kreuz und quer, wie sie dem Vierwaldstätterse seine romantische Eigenart verleihen. Schon das kartographische Bild läßt da allerhand Überraschungen erwarten. Landschaftsgemälde aus diesen Gegenden, die ich früher gesehen, versprachen ebenso großartige als liebliche Szenen. Freunde, die ganz Norwegen bereist, empfahlen diese zwei Fjorde vor allem, und auch durch Litteratur und Geschichte war mir ihr Name ein wenig bekannt.

Von Bergen aus befahren kleine Dampfer mehrmals die Woche die beiden ausgedehnten Wasserstraßen. Die Einwohner von Bergen benützen dieselben nicht weniger häufig als die fremden Touristen, um die Herrlichkeiten der Fjordlandschaft zu genießen. Ganze Familien, Gesellschaften und Schulen machen darauf ihre sommerlichen Ausflüge. Dazu besorgen diese Schiffe den stets regen Lokalverkehr zwischen der großen Provinzial- und Kaufstadt und all den kleinen Ortschaften der Küste. Ich zog indes auf Geratewohl die kurze Eisenbahnstrecke vor, welche von Bergen aus zwischen den beiden Fjorden nach dem Innern führt, außer der kleinen Strecke Ekersund-Stavanger die einzige Bahn, welche die Westküste Norwegens bis heute besitzt. Sie ist offenbar der erste Ansatz einer Verbindungslinie zwischen der reichen, lebendigen Kaufstadt Bergen und der Hauptstadt Christiania; aber nachdem sie sich in zahllosen Krümmungen zwischen Fels und Meer bis zu dem stillen Dorfe Vossevangen durchgewunden hatte, da stand die Baulust am Berge. Die kurze Strecke (108 km) hatte schon beinahe 10 Millionen Kronen verschlungen. Verschiedene Vorschläge und Projekte durchkreuzten sich nun. Die Ingenieure konnten sich über den vorteilhaftesten Verbindungsweg zwischen Christiania und der Westküste lange nicht einigen. Erst im Jahre 1894 faßte das Storthing den Beschluß, die Vossevangerbahn ostwärts durch die Berge fortzusetzen; 1898 wurde dann weiter bestimmt, daß die neue Verbindungslinie durch das Hallingdal gehen und mit der großen Nordbahn zu Roa in Hadeland zusammentreffen solle. Die Vollendung ist für das Jahr 1907 in Aussicht genommen. Bereits 1903 hofft man den $5^1/_2$ km langen Tunnel fertig zu stellen, der durch den Gravehals gebohrt werden muß und an welchem rüstig gearbeitet wird. Vorläufig ist aber Vossevangen noch der Grenzpunkt, wo die moderne Dampfkultur innehält und sich mit den halb und halb patriarchalischen Zuständen der guten alten Zeit berührt.

Die Fahrt nach Vossevangen dauerte nur vier Stunden, von vier Uhr abends bis etwa nach acht; sie war aber eine der schönsten, die ich je mit der Eisenbahn zurückgelegt. Die Strecke hat viel Ähnliches mit jener am Wallenstadter See, indem sie fast beständig dem Felsufer des Meeres oder kleiner Landseen folgt; doch die Berge sind bei weitem nicht so hoch, und statt nur einiger Tunnels hat man deren in der kurzen Frist nahe an sechzig zu durchfahren. Fast jeder bringt eine unverhoffte Scenenveränderung. Es ist ein wahres Feenstück. Sie zu genießen ist aber leichter, als sie zu beschreiben. Ich verzweifle an letzterem und begnüge mich mit einigen Andeutungen.

Sobald man die laute, geschäftige Handelsstadt hinter sich hat, wird man fast ohne Übergang sofort in die freundlichste idyllische Natureinsamkeit versetzt. Zwischen dem felsigen Ulrikken und dem waldigen Lövstakken fahren wir in einem stillen Wiesenthal einher, an das sich bald von Süden

das Meer in einer seiner zahllosen kleinen Buchten herandrängt. Bald verschwindet es wieder wie ein Traum zwischen waldigen Höhen. Aus reichem Busch tauchen Landhäuser und gemütliche Höfe empor. Jetzt schlängelt sich ein Bach den Bahndamm entlang, jetzt erweitert er sich zum lieblichen kleinen Binnensee, jetzt rauscht abermals ein Bach an unserer Seite. Bei dem Dorfe Nestun, dessen weiße Kirche schmuck aus dem Grün der Landschaft hervorstrahlt, hält der Zug ein paar Minuten. Bauern steigen ein mit großen, breitrandigen, schwarzen Schlapphüten und respektablen Bärten, sonst ohne auffallende Tracht. Dagegen tragen die Bauernmädchen ihre Zöpfe

Mädchen aus der Umgebung von Bergen.

zwischen zwei roten Wulsten zierlich um den Kopf geschlungen und grellbunte Busentücher über den Rock gekreuzt — meist frische, muntere Gesichter, kräftig und gesund. Auch die Kinder trugen schon jenen Kopfputz, der sehr kleidsam ist.

Bis Nestun geht die Bahn südwärts, dann dreht sie sich plötzlich um den Fuß des Ulriken nach Norden, führt an ein paar anmutigen kleinen Seen vorbei — Grimenvand und Haukelandsvand (Vand heißt Wasser = See) und trifft bei Garnaes einen andern breiten Meeresarm, den Söre-fjord, der die ansehnliche Insel Osterö vom Festland trennt. Auf dieser zeigt sich die Kirche von Haus mitten im üppigen Grün. Die Eisenspur aber folgt jetzt allen Krümmungen und Biegungen des Fjords; wo der Fels zu steil abfällt, flüchtet sie in einen Tunnel hinein, um bald einen

neuen Teil des Fjordes zu zeigen; wo es eben geht, ist den Bergabhängen der steile Fuß abgesprengt, bis eine Einsenkung bald durch Wald, bald durch Wiese freiere Bahn gewährt, oder gar nötig macht, einen Damm aufzuschichten oder wilde Bergbäche zu überbrücken. Dieses Spiel wiederholt sich nun unaufhörlich. Ein Tunnel folgt auf den andern. Zwischen zweien derselben toste plötzlich ein kleiner Wasserfall von steiler Felshöhe herab und schäumte unter einer Brücke durch in den Fjord hinaus. Der kleinen Insel Olsnaesö gegenüber, auf der ein prächtiges Landgut sich zeigte, machte der Fjord und mit ihm die Bahn eine gewaltige Kurve. In Vardal hielt der Zug einige Minuten. Ein steiler Abhang sprang hier in den Fjord vor, an seinem Fuße sehr malerische Häuser und rundum ein reizendes Panorama von Hügeln. Die Tunnels wurden nun häufiger — in den Zwischenräumen hatte der Zug steile Felsen zu passieren, an deren Wänden Krystalle glitzerten. Abermal folgten die schönsten Wiesen, Wälder mit gewaltigen Felsen dazwischen, Schluchten, Gießbäche, Berge, kleine Seen, Tunnels, neue Teile des Fjords, bis die Bahn endlich diesen verließ und einem romantischen Flußthal folgte. Als es dunkelte, schimmerte uns zwischen geisterhaften Bergen schon wieder ein See entgegen. Ich wurde wirklich nicht müde, all den Zauber anzuschauen, den Fels, Wald und Meer in ewig verändertem Formenspiel vor unserem Auge gestalteten. Herrlich ist diese Bergnatur, aber rauh und streng. Was der Mensch ihr abgewinnt, kostet Mut, Standhaftigkeit, trotzige Mühe. Das prägt sich denn auch allem auf. Häuser, Ställe, Hecken, Wiesen zeigen Fleiß und Sorgfalt. Das ganze Wesen des Norwegers hat etwas Kerniges, Solides. Der Sommer ist kurz, der Winter ist lang. Wiesen und Wald thut der viele Regen wohl, aber das Heu ist oft kaum zu trocknen, Hafer und Feldfrüchte leiden darunter. Alles muß der Bauer sich mühsam erringen.

Bezaubernd schön war es, als des Tages letztes Licht über dem ruhigen Spiegel des Vangsvand zitterte und der Himmel, immer dunkler, die Berge links und rechts zum Gewölbe vereinigte, die Sterne darauf zu glitzern begannen und nichts mehr zu hören war als das Rollen des Zugs und das Schnauben der Lokomotive — sonst alles still bis in weite Ferne, wo aus entlegenen Höfen freundliche Lichtlein herüberschimmerten. Da gedachte ich mit Freuden an Björnsons hochbegeistertes Vaterlandslied:

Ja, wir lieben, Felsenland, dich;
Wie im Sturmgebraus
Flutgepeitscht du hebst am Strand dich,
Bergend Haus an Haus;
Lieben, lieben dich und denken
Unsrer Eltern treu,
Und der Vorzeit Träume senken
Sich zu uns aufs neu'.

Haralds ritterlich Geschlechte
Dieses Land umschlang;
Für dies Land focht Hakons Rechte,
Während Ojvind sang:
Olaf hat mit heil'gem Blute
Dieses Land bekreuzt;
Sverrir hat mit stolzem Mute
Rom zum Kampf gereizt.

Bauern ihre Streitaxt schwangen,
Wo ein Heer zog aus;
Tordenskjölds Geschütze zwangen
Rasch den Feind nach Haus.
Frauen standen auf und stritten
Für des Landes Glück.
Wich ihr Geist aus unsrer Mitten? —
Nein, er kehrt zurück!

Wir durchlitten harte Zeiten,
Uns traf Bann und Acht;
Doch es ist den Todbereiten
Freiheit dann erwacht.
Sie gab Heldenkraft, zu leiden
Hunger, Kampf und Gram;
Sie schuf um den Tod in Freuden —
Und der Friede kam.

Von sich wirft der Feind den Degen,
Öffnet sein Visir.
Und, o Wunder! und, o Segen!
Brüder steh'n vor dir.
Schmach trieb uns, hinabzuweichen
An des Südens Strand,
Und drei Brudervölker reichen
Froh sich nun die Hand.

Normann, auf! In Haus und Hütte
Dank' dem großen Gott!
Er erhörte unsre Bitte,
Riß uns aus der Not;
Seine Hände segnend leiten
Unsrer Mütter Pein,
Unsrer Väter mutig Streiten,
Um uns zu befrei'n.

Ja, wir lieben, Felsenland, dich;
Wie im Sturmgebraus
Trotzig kühn du hebst am Strand dich,
Bergend Haus an Haus;
Wie's den Vätern war beschieden,
Daß sie dich befreit,
Ziehn wir, gilt's dir Heil und Frieden,
Mutvoll in den Streit!

Das iſt ganz herrlich geſagt und geſungen, ſo recht aus dem Herzen des norwegiſchen Volkes heraus, das bei des harten Tagewerkes Mühe und Laſt, in ſchwerer Not, Kampf und Prüfung ſich ſtets in tiefernſtem Glauben zu Gott gewandt hat. Seine alten Helden und Könige hat es nicht vergeſſen, ſo demokratiſch auch heute die Luft weht. Nur das romfeindliche Luthertum des Königs Sverrir iſt einer jener großen ſchwarzen Bären, welche dem wackern Volke in trüber Zeit aufgebunden worden ſind, und welche auch die freiſinnigen Norweger von heute nicht abzuſchütteln wagten, obwohl es hier wie in andern Dingen gilt: Veritas liberabit vos! Die Wahrheit wird euch frei machen!

Voſſevangen iſt, wie bereits bemerkt, vorläufig der Grenz- und Berührungspunkt der modernen Kultur mit dem ſchlichten patriarchaliſchen Leben von ehedem. Als der Zug hielt, ſtieg ein Schwarm engliſcher Touriſten mit uns aus; am Perron fiel eine ganze Schar Kutſcher, Bedienten, Laufjungen über uns her. Die einen wollten uns um jeden Preis noch weiter fahren, die andern wollten uns das beſte Hotel verſchaffen. Denn Voſſevangen hat Hotels, und jedes Hotel iſt natürlich das beſte. So kamen denn auch wir in das beſte Hotel — nämlich mein Freund P. v. Geyr, mit welchem ich in Bergen wieder zuſammengetroffen war, und ich. Das Hotel war ein gemütliches norwegiſches Holzhaus, nur etwas erweitert, ein kleiner Saal unten offenbar nach Anweiſungen engliſcher Gäſte zum Speiſezimmer eingerichtet. Da ſaßen denn auch richtig ſchon ein paar Engländer und Engländerinnen, von Voſſepigerne d. i. Voſſevanger Mädchen in Landestracht höchſt ehrfurchtsvoll bedient. Als Tydſker und wegen weniger umfangreichen Gepäcks ſtanden wir anfänglich einen Grad tiefer im Reſpekt, der aber ſofort wuchs, als wir flott engliſch, deutſch und däniſch durcheinander diskurierten.

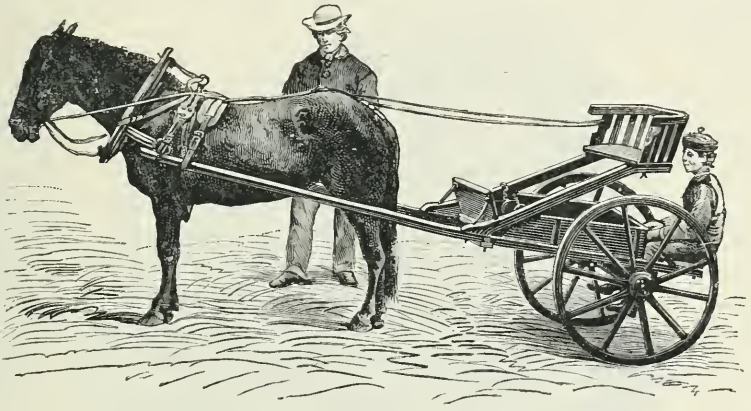
Der folgende Tag gehörte zu den epochemachenden meines Lebens. In Island hatte ich wider Erwarten noch reiten gelernt, in Norwegen ſollte ich endlich auch noch kutſchieren lernen. Den alten Poſtwagen, wie er vor der Eiſenbahnperiode hoch, breit und lang, gelb lackiert mit ſchwarzen Streifen, majeſtätiſch gleich einem dreimaſtigen Kauffahrteiſchiff, hin durch die ganze Schweiz und über alle ihre Alpenpäſſe fuhr — dieſes grandioſe Beförderungsinſtitut hat Norwegen nie gekannt. Es hätte keinen der halsbrecheriſchen Alpenwege Skandinaviens paſſieren können. Es hätte ſich zwiſchen den zahlloſen Engpäſſen eingeklemmt oder wäre in irgend ein Band gerollt. Des Norwegers Fahrzeug war von ehedem die Kariole, eine einſitzige Nußſchale zwiſchen zwei hohen, leichten Rädern, und die Stolkjärre, auch Skyds (Schüß) genannt, die einfachſte Konſtruktion eines zweiſitzigen Wägelchens, ebenfalls zwiſchen zwei hohen, leichten Rädern, kaum Raum bietend für das dürftige Gepäck, ohne Dach, höchſtens mit einem Spritzleder verſehen, aber

dafür ſo leicht und feſt, daß man darin die ſteilſten Höhen hinauf- und hinunterraſen kann. Für den Kutſcher giebt es keinen Sitz, weil es keinen Kutſcher giebt. Anſtatt eines ſolchen erhält man an der Skydsſtation einen „Gut“ — d. h. gewöhnlich einen Jungen von 8—10 Jahren, der hinten auf einem für ihn beſtimmten ſchmalen Tritt ſteht und ſich an der Rampe der Sitzplätze feſthält, oder auch wohl ſich hinten aufs Gepäck ſetzt. Die Zügel giebt er einem der Paſſagiere und übernimmt ſie nur, wenn dieſer es verlangt. Sonſt hat er weiter nichts zu thun, als den Wagen von der nächſten Station zurückzubringen, das Fahrgeld einzuziehen, nötigenfalls für den Schutz der Pferde einzutreten, und die Hecken auf- und zuzumachen, welche auf den Lokalwegen öfter die Fahrt hemmen. Das ſind die Rechte und Pflichten eines norwegiſchen „Gut“, welches Wort einfach Knabe, Junge, Bub bedeutet. Ich werde über dieſes Weſen noch mehrfach zu berichten haben. Denn keiner unſerer Rechtslehrer, Sozialtheoretiker und Wirtſchaftspolitiker hat ihm bis jetzt die hohe Stelle angewieſen, die ihm gebührt.

Der erſte „Gut“, den wir erhielten, war leider kein „Gut“, wie er eigentlich weſentlich zur Romantik des Reiſens in Norwegen gehört, ſondern ein erwachſener Mann zwiſchen den Dreißig und Vierzig. Doch nahm er mit dem Platze eines „Gut“ vorlieb und ſtellte keine höheren Forderungen, als der jüngſte Springinsfeld von einem wirklichen jungen Gut geſtellt haben würde. Er übergab mir ſofort Zügel und Peitſche und ſtellte mir damit die Souveränität über ſeinen „Heſt“ zu. „Heſt“ iſt die neuere däniſch-norwegiſche Form für das altnordiſche „hestur“ und dieſes eine Kontraktion des Wortes hengist, d. i. Hengſt, bedeutet aber heute unterſchiedslos jedes Pferd, Hengſt und Stute, alt und jung, ſchön und häßlich.

Der norwegiſche Heſt iſt, wie der isländiſche Pony, ein durchaus providentielles Geſchöpf, ein ganz auserleſen köſtliches Geſchenk, das der gütige Schöpfer dem auf unermeßlich weitem Raum zerſtreuten Bergvolk gemacht hat. Er iſt bedeutend kleiner als die gewöhnlichen Durchſchnittsraſſen, zwiſchen dem isländiſchen Pony und einem ordentlichen Mecklenburger ſo etwa in der Mitte, flink, gewandt, klug, lebhaft wie die „lieben Tiere“ auf Island, ſtark, ausdauernd, bedächtig wie ein wohlgeſchulter norddeutſcher Karrengaul. An eisbekruſteten Gletſcherabhängen ſchreitet er ebenſo ſicher empor als an ſchwindelnder Felſenhöhe oder ſturmgepeitſchtem Meeresrand. Er ſtellt die geringſten Forderungen an Pflege und leiſtet die größten Dienſte mit beharrlicher Geduld. Ohne ein ſolches Tier hätten die ſkandinaviſchen Könige weder von Throndhjem oder Vik aus die ganze Halbinſel regieren, noch die zahlloſen Schlachten ſchlagen können; ohne ein ſolches Tier wäre das Innere von Norwegen noch heute kaum zu durchreiſen. Es verdiente

eine ebenso glänzende Lobrede, als sie Buffon den Eseln des Orients gewidmet hat. Es hat nicht, wie Buffon vom Esel sagt, sein einstiges aristokratisches Pferdestandesbewußtsein verloren; es ist noch ganz Pferd, nur vereinigt es mit den edeln Eigenschaften des Renners zugleich die Genügsamkeit und Geduld, welche das orientalische Lasttier auszeichnen. Wie zu dem nordischen Viking ebenso Schwert als Ruder gehören, so rechnet zu seiner Ausstattung nicht bloß das nordische Drachenschiff, sondern auch der nordische Hest. Beide begleiten ihn auf den alten Bildern und Skulpturen, wie in Sage und Dichtung. Im modernen Kulturleben ist an die Stelle der Seedrachen teilweise das Dampfschiff getreten, aber der Hest ist noch immer unentbehrlich geblieben und wird wohl noch jahrhundertelang unentbehrlich bleiben.



Stolkjärre.

Mit wahrem Hochgefühl ergriff ich — zum erstenmal in meinem Leben — die Zügel. Wie wagt man es eigentlich, hochgelehrt über alle Kulturperioden der Menschheit zu Gerichte zu sitzen, wenn man nicht einmal imstande ist, wie die Menschen der Stein- und Eisenzeit das allergewöhnlichste Fuhrwerk zu lenken? Wie ganz anders dachte ich jetzt über Achilles und Diomedes, römische Triumphatoren und olympische Spiele! Metaque fervidis evitata rotis! Es war mir fast zu Mute wie dem jungen Phaeton, als ihm der alte Phöbus die Sonnenrosse anvertraute, und P. v. Geyr konnte nicht umhin, mich ähnlich wie der würdige Sonnengott zu mahnen:

Schone den Stachel, o Sohn, und kräftiger brauche die Zügel.
Selbst ja eilen sie schon. Müh' ist's, ihr Streben zu hemmen.
Auch nicht wähle die Bahn durch die fünf gradlaufenden Bogen.
Schräg hin zieht sich ein Pfad in weit abbiegender Krümmung,

Der, mit der Grenze begnügt von dreien der Zonen, vermeidet
So den ſüdlichen Pol wie am nördlichen Himmel den Bären:
Dort einſchlage den Weg. Du erkennſt noch deutliche Gleiſe.
Und daß Himmel und Erd' empfahn gleichmäßige Wärme,
Senke du nicht, noch treib in die Höhe des Äthers den Wagen.
Gehſt du hinauf zu hoch, ſo verbrennſt du die himmliſchen Häuſer;
Gehſt du zu tief, die Erd': am ſicherſten hältſt du die Mitte.
Doch auch nicht rechtsab zur gewundenen Schlange dich niſte,
Noch dich führe das Rad linksab zum geſenkten Altare.
Halte dazwiſchen die Bahn. Des weitern walte Fortuna!
Möge ſie beſſer als du achthaben und helfen: ich wünſch' es.

Die Mahnung war nicht vergeblich. Der neue Phaeton hielt ſich an die kleine Fahrſtraße, welche von Voſſevangen nach Eide am Hardangerfjord

Frauentrachten im Hardanger.

führt, wich den entgegenkommenden Fuhrwerken ſchon längſt aus, ehe es nötig war, und hütete ſich mit peinlicher Vorſicht vor allen Gräben. Lieblich lag Voſſevangen in ſeinem grünen Thale, an dem ſtillen See. Die Gegend iſt fruchtbar und gut bebaut. Die umliegenden Höhen waren leicht von friſchem Schnee beſtreut, der ſich aber ſchon im Laufe des Vormittags wieder allgemach verflüchtigte. Die Straße ſtieg langſam bis zu Höhen, die, etwa 200 m über dem Meere, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Oſterfjord

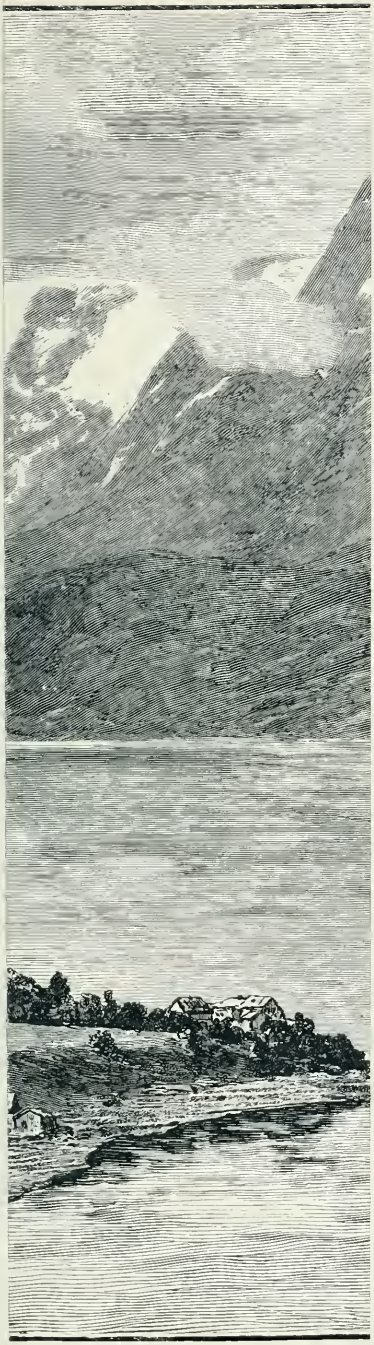
und dem Hardanger bilden. Wir kamen durch einige artige Waldpartien; dann rückte der Weg an den Vosse-Elf, der ein paar alte, malerische Mühlen trieb. Weiter oben wurde die Gegend einförmiger — ein paar Sumpfseen breiteten sich zwischen Heide und Wald aus. Mein Freund und der alte Gut waren abgestiegen. Phaeton konnte sich nun auf die väterlichen Ermahnungen die kleine Bosheit nicht ersparen, als die Paßhöhe nahe war, eine Probe seiner Fahrkunst abzulegen. Er eiferte plötzlich den Hest etwas an, und dieser schien selbst Lust zu bekommen, einmal einen ordentlichen Trott anzuschlagen. Hurra, hussa! flog plötzlich die Kjärre nach der andern Seite der Hügel, bis die Gefährten laut Halt! schrieen. Bald war indes ein anderes Experiment zu bestehen. Nach der Südseite fällt der Hügel nämlich plötzlich sehr steil ab nach einer tiefen Schlucht, die von Osten und Westen ebenfalls von schroffen Felswänden eingeschlossen ist. In vielen

Frauentracht im Hardanger.

Zickzackwindungen zieht sich die Straße hinab. Zur Linken rauscht der Skärvefoß (Foß = Wasserfall) in gedoppeltem Strom die ganze Höhe hinunter. Eine Brücke überspannt ihn, wo die beiden Wassermassen sich treffen. Weiter links tost der wasserreiche Storvefoß mitten zwischen Wald fast in eben derselben Höhe, aber in einem fast senkrechten Sturz. Unten, wo die beiden Bergbäche ihr Wasser mischen, ein stilles Thal mit reichstem Busch — Eschen, Birken, Buchen und dunkle Tannen — kleine Höfe da-

zwischen. Wir hielten an der Brücke, dann wieder weiter unten. Die Scenerie ist prachtvoll, wenn sie auch von hundert andern ähnlichen in Norwegen erreicht oder übertroffen wird. Da hinab machte ich meine erste Skyds-Probefahrt. Nachdem sich die Schlucht hinter uns geschlossen hatte, die Wasserfälle aber noch vernehmlich in der Ferne summten, öffnete sich ein neues, weiteres Thal mit dem See „Gravensvand", der mich in etwa an den Lowerzer See erinnerte. Die Straße ging jetzt hart am See entlang. Jenseits dehnte sich der breite und hohe Naesheimshorgen. In der Schweiz möchte die Landschaft Bewunderer finden. Hier verschwindet sie unter hundert ähnlichen Seelandschaften. Fischerhütten am Strande, mit Netzen, Reusen und andern Gerätschaften aufs beste ausgestattet, gemahnten, daß der See reich an guten Fischen sein muß. Nachdem wir die freundliche Ortschaft Graven passiert hatten, mit welcher der See seinen Namen teilt, verengte sich das Thal wieder und zwar allmählich zur schmalen Schlucht. Diese mündet bei Eide in einen Seitenfjord des Hardanger. Um 7 Uhr waren wir in Vossevangen abgefahren, um $10^1/_2$ Uhr befanden wir uns schon in einem der sogen. Hotels von Eide, um das Dampfschiff abzuwarten, das uns weiterbringen sollte. Die Kellnerinnen in diesem Hotel trugen eine Art älterer Tracht, aber halb modern zugeschnitten — weiße, gefältelte Vorhemdchen mit Puffärmeln, rot und schwarz gestreifte Mieder mit Silberschmuck und schwarze Röcke. Die Frauen im Dorf dagegen waren ziemlich alltäglich und ärmlich gekleidet. Die Hotels sind noch neu, mit modernem Komfort ausgestattet, offenbar die Frucht des noch in der Entwicklung begriffenen Tourismus. Während dieser in der Schweiz schon völlig ausgebildet, seine großen Mittelpunkte mit ungeheuern Gasthöfen und allem nur erdenklichen Luxus besitzt, hat er sich in Norwegen weit mehr auf eine Menge kleiner Punkte zersplittert; die Gasthäuser sind klein, meist mit etwas patriarchalischem Anflug aus früherer Zeit, noch bedeutend einfacher, wohlfeiler und gemütlicher. Nicht selten ist noch die ältere Anlage eines größeren Bauernhofes erkennbar, der aber nach allen Seiten erweitert worden und vor allem Veranden und Balkone erhalten hat, alles von Holz, im Stil der Schweizerhäuschen.

Die Lage von Eide ist sehr romantisch. Über 70 km von der eigentlichen Küste weg hat sich hier das Meer — der leibhaftige Atlantische Ocean — in einer engen Felsschlucht gefangen. Die Ufer fallen in beträchtlicher Höhe senkrecht oder wenigstens sehr steil ab. Üppiges Grün schmückt jeden Felsenvorsprung, wie die waldigen Berge im Hintergrunde. Wir brauchten nicht lange zu warten, da erschien das Dampfboot „Hordaland", etwa von der Größe der Dampfboote auf dem Züricher See, und nahm uns mit hinaus in den Fjord. In einem halben Stündchen waren wir schon aus dem engen Seitenfjord und erreichten ungefähr die Mitte des Hauptfjordes,



Der Hardangerfjord.

wo derselbe seine Arme kreuzförmig nach Nord und Süd, Ost und West reckt. Er mag hier die Breite des Vierwaldstätter Sees haben, an welchen einigermaßen die ganze Scenerie erinnert.

Was der Pilatus, die Unterwaldner und Urner Alpen für diesen herrlichsten der Schweizerseen, das ist für den Hardanger der Folgefond, ein Schnee- und Eisfeld, das sich in einer Höhe von 1000—1500 m über dem Meere in einer Länge von etwa 6 Meilen bei etwa 2 Meilen Breite ziemlich parallel zur Westküste, also von Süd nach Nord, in den Hardanger hineinreckt. Südlich umströmt ihn der Aakrefjord, westlich, nördlich und östlich kerbt sich der Hardangerfjord in seine Abhänge hinein. Nur südöstlich hängt diese gewaltige Gletscherhalbinsel durch eine Landenge mit dem übrigen Norwegen zusammen. Hiermit ist schon eine Grundverschiedenheit der Schweizerlandschaft und der norwegischen gegeben. Dort ruhen die Seen wie friedliche Kinder im Schoße der riesigen Berge, die sie weit überragen; hier steht Berg und Gletscher hart am Meer, sich gegenseitig gewachsen, ja das Meer ist gewaltiger; von allen Seiten umgürtet, zerklüftet, zerreißt es die majestätischen Schneegefilde und spannt sich aus den Klüften ihrer Gehänge hinaus ins Unermeßliche. Der Folgefond hat keine so romantisch charakteristischen Berggestalten aufzuweisen, wie das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Mönch im Berner Oberland; aber einer eigenartigen Großartigkeit entbehrt er deshalb nicht. Er gemahnte mich an den Längjökull auf Island, wie ich ihn in der Nähe des großen Geysir gesehen — er ist wie dieser eine gewaltige Schnee- und Eisburg, ein rechter Palast nordischer Götter und Frostriesen. Während indes auf Island die gigantischen Schnee- und Eismassen nur von dunkeln Felsriesen und Felsenmauern umfangen sind, umgiebt hier Wald und Busch den ganzen Meeresstrand, steigt über Klippen, Felsen und Berge bis hinauf an den Rand des ewigen Eises und umkränzt sie mit einer Fülle von Leben. Bald drängen sich völlig waldige Berge — ähnlich wie das Buochser Horn am Vierwaldstätter See — vor den Eispalast des Thyrsen, bald gewinnt der Fels die Oberhand und türmt phantastische Kastelle ins Meer hinein, bald betten sich liebliche Thäler und Wiesen bis hinauf an die Felsenzinnen, bald hängt ein Seitengletscher drohend von oben nach dem Fjord hinab, als wolle er Fels, Wald, Thal und Meer in ewigem Eise begraben.

Von den Bergen, die unmittelbar nördlich den Fjord begrenzen, erreicht keiner die Höhe des Folgefond; jene, die sich östlich ihm gegenüber erheben, steigen zwar zum Teil bis zu derselben Höhe auf, die Jökullen am Westende des Fjords sogar bis zu 1697 m, haben aber keine so ausgedehnten Schneefelder. Nach allen Seiten sind auch diese Bergreviere von größeren und kleineren Thälern durchschnitten. Meist sammeln sich die Wasser schon hoch oben in kleinen Seen, dann wieder unten in größeren, bis ein Bach oder Elf sie endlich dem Fjorde zuführt. Viele dieser Bäche stürzen sich an

den verschiedensten Punkten ihres Laufes über steile Felswände hinunter, so daß kaum ein anderes Land Europas so viele und herrliche Wasserfälle

Der Skjäggedalsfoß.

besitzt, wie Norwegen. Sie alle zu beschreiben würde ebenso ermüdend sein als es eine Lust und Freude ist, sie in ihrer reichen Mannigfaltigkeit zu schauen. Sie bringen Leben und Bewegung in die großartige, aber tote

Felsscenerie. Ihr gewaltiges Rauschen ist oft die einzige Musik, die man stunden- und tagelang zu hören bekommt. Denn der Norweger singt nicht

Der Vöringfoß.

viel und jodelt noch weniger; das Alphorn ist unbekannt, und die Glocken der weit auseinanderliegenden Kirchen lassen sich meist nur Sonntags hören. Der Anblick dieser schäumenden Wassermassen, wie sie in übermütiger Jugend-

kraft bald senkrechte Felswände, bald zerrissene Klüfte, bald ganze Berge heruntertosen, den dunkeln Felsen mit blitzendem Schaum kleiden, den grünenden Wald mit Nebelwolken umspielen und von Klippe zu Klippe Regenbogen spannen, — das ist gerade in dieser wilden Natureinsamkeit ein wunderbar erhebendes Schauspiel.

Zu den besuchteren Fällen im Hardanger zählt der Espelandsfoß, der Skarsfoß und der Lotefoß, alle nahe beisammen an der Ostseite des Folgefond. Ungleich großartiger ist der Ringedals- oder Skjäggedalsfoß, unweit Odde an dem Ostufer des Sörfjords, dessen Wasser, von mehreren Felsenriffen geteilt, sich von einer Höhe von 160 m in den kleinen Ringedals-See stürzen. Der berühmteste Wasserfall im Hardanger aber ist der Vöringfoß, einige Stunden vom Ostende des Hauptfjordes entfernt. Der Fluß Björeia wirft hier seine Fluten 144 m senkrecht in eine Schlucht hinab, die von drei fast lotrechten Felswänden eingeschlossen ist. Aus dem Sturze wallt beständig eine dichte Staubwolke empor und gewährt im Sonnenstrahl die herrlichsten Farbenerscheinungen. Noch unter dem Falle tost der Fluß mit betäubendem Rauschen zwischen den ihn einklemmenden Felstrümmern und Felswänden einher, bis er endlich den Alpsee Mabövand erreicht. Anderthalb Stunden weiter unten ergießt er sich in das größere Oifjordsvand und bald darauf in den Fjord. Schon die Wanderung hin und zurück bietet die großartigsten Naturscenerien, wie man sie nur im Hochgebirge trifft. Nicht weniger großartig ist die nächste Umgebung des Folgefond mit seinen Seitengletschern. Da hat die Phantasie des Volkes denn auch manche Sagen von Zwergen und Kobolden, Berggeistern und Meerfrauen hinversetzt. Unten am Fuße des Gletschers soll auch der heilige König Olaf den finstern heidnischen Naturmächten mit seinem Gebete den Bau der ersten Kirche abgerungen haben. Welhaven, der feinsinnige norwegische Kunstdichter, hat dieser schönen Legende die folgende Fassung gegeben, die ich in ihrem etwas künstlichen Maß zu verdeutschen suchen will.

An dem Fjord mit seinem Heer Sankt Olaf stand,
Und die Pfingstzeit war erschienen.
Laub und Blütenzier zum reichsten Kranz sich wand
Tief am Fuß der Eislawinen.
Olafs Drachenschiff sich spiegelte am Strand,
Mit dem Kreuz der Bischof stand auf weißem Sand;
Ritter, stolz und kühn,
Lagen auf den Knie'n,
Um dem Herrn des Lichts zu dienen.

Sonnenhell des heil'gen Königs Antlitz glänzt,
Herrlich schmückt sein Haupt die Krone,
Und den reichgestickten Königsmantel kränzt
Eine bunte Blumenzone.

Hier will er in kurzgemessner Frist
Eine Kirche weihn dem Herren Jesus Christ,
Daß von heute an
Weiche Götzenwahn,
Und das Kreuz am Strande throne.

Als das große Werk geheiligt mit Gebet,
Tapfer nun ein jeder mauert. —
Doch den Berg ein mächt'ger Donnerhall umweht:
Das Geschlecht der Zwerge trauert.
Hoch vom Gipfel stürzt Gestein und Schutt und Sand,
Stämme, Wurzelriesen von der Felsenwand.
Wehrlos solchem Spott
Scheint Sankt Olafs Gott,
Und entsetzt die Menge schauert.

Doch sein breites Schwert der heil'ge König faßt,
Küßt des Griffes Kreuzesarme,
Streckt ihn zu des Zwerggeschlechtes Felspalast,
Kreuzt die Brust, die lebenswarme. — —
Sieh! da hält des Sturzes wildes Tosen ein,
Still zur Mauer wälzt sich Stein an Stein;
Zum Gebälke schmiegt,
Fest und glatt gefügt,
Stamm um Stamm sich aus dem Schwarme.

Zorn und Gram erfaßt der emf'gen Zwerge Heer,
Berg und Thal hallt laut von Klage.
Eine ganze Felsenklippe, zentnerschwer,
Stürzen sie mit einem Schlage.
Doch Sankt Olaf fröhlich scherzend spricht: „Fürwahr,
Gute Zwerge, bringt ihr uns noch den Altar?"
Und der Felsblock senkt,
Wie von Kunst gelenkt,
In das Chor sich, nach der Wage.

Schnell mit Schiefer war der Kirche Bau geschützt,
Auf das Pfingstfest ward's vollendet.
Vom Altare Scharlach mit Juwelen blitzt,
Goldner Schmuck die Augen blendet.
Betend steht der Bischof da, das Haupt geneigt,
Opfernd mit den Rittern sich der König beugt.
Brod und edeln Wein,
Gold und Edelstein
Olaf selbst in Demut spendet.

Dort am Fjord die Kirche stand manch hundert Jahr,
Bis sie fiel der Zeit zum Raube.
Doch zu Olafs Ruhm steht heut noch der Altar
Unter frischem Birkenlaube.

Moos umkleidet Tisch und Wand und Säulenknauf,
Und der Apfelbaum streut weiße Blüten drauf.
Aus dem Busch hervor
Dringt der Vögelchor
Wie ein Pfingstpsalm überm Staube.

Manchen Sommerabend, wenn am dunkeln Fjord
Schon der Thau perlt in den Zweigen,
Sankt Olafs Altar als treuer Liebe Hort
Strahlet sanft in mildem Schweigen;
Vor Sankt Olafs Gott der auserkornen Braut
Ring und Herz der Sohn des Thales anvertraut.
Knieend flehn sie dort:
Himmelssegenswort
Mög' sich ihrem Wunsche neigen.

König Olafs freudenreicher Heldenruhm
Kann drum nimmer gehn zu Grunde.
Ein Geschlecht ums andre sucht sein Heiligtum,
Singt sein Lob mit frischem Munde.
Rot, wie Herzblut, glänzt des Königs Ehrenschild
Auf der Berge felsumkröntem Schneegefild.
Süß wie Vogelsang
Tönt den Fjord entlang
Jeden Sommer seine Kunde.

Leider konnte mir niemand die Stelle zeigen, wo dieser wunderbare Kirchenbau stattgefunden haben soll. Der Hardanger hat eben keine altehrwürdigen Kirchen oder Schlachtkapellen wie die Schweiz, keine stolzen Burgen wie der Rhein, keine gewaltigen Felskastelle und Klosterruinen wie das schottische Hochland. Nur dunkel wie Sagengestalten leben die alten Könige Norwegens in der Volkserinnerung weiter. Kein altersgrauer Turm erzählt von den Thaten und Abenteuern ihrer Ritter. Von den alten Heiligen ist nur Sankt Olaf noch einigermaßen volkstümlich geblieben. In dem Alpenglühen des Folgefond glaubte der Dichter den Schild des Königs — rot wie Herzblut — zu schauen; aber eine eigentliche Verehrung genießt der Heilige nicht mehr. Nur wie ein poetischer Traum verklärt das Große und Wunderbare einer früheren Zeit noch das schlichte Natur- und Volksleben. Die Pracht des früheren Gottesdienstes, seine Feste, Wallfahrten und Gebräuche verlor das Volk schon in den Zeiten der Glaubenstrennung. Nachdem der Sitz des Königtums außer Landes geraten, erst nach Kopenhagen, dann nach Stockholm, erlahmte auch die Fühlung zwischen Fürst und Volk, und nur selten gelangte ein Strahl von königlicher Pracht in die entlegene Küstenprovinz. Das Volk war auf sich selbst angewiesen, auf sein einfaches Familienleben, auf sein Gewerbe zu Land und zu Meer — und auf die schöne Gottesnatur, deren es im Sommer genoß, während der

lange Winter mehr oder weniger jeden an sein Gehöfte bannte. Zum Fest der Feste ward die Hochzeit — das wichtigste Ereignis für Familie und Gemeinde. Da die Höfe meist beträchtlich auseinanderliegen, der Bräutigam seine Braut oft am jenseitigen Gestade seines Heimatsfjords holte, so fanden die Brautzüge meist zu Schiff statt. Freunde und Geleite folgten in festlich geschmücktem Nachen — alle aufgeputzt in des Landes schöner, alter Tracht. Die Braut vor allem glich einer Königin. Eine stattliche Krone schmückte ihr Haupt. Reiche Zier von silbernen Ketten, Ringen und Gehängen blitzte von dem in lebhaften Farben gemusterten Mieder. Alle Schätze der Familientruhe, das Erbe vieler Generationen, traten da fröhlich zur Schau. Malerischer konnte sich eine Hochzeit kaum gestalten, als so zu Schiff auf dem überherrlichen Fjorde. Viele Künstler haben darum diesen Stoff verherrlicht, wohl am schönsten Tidemann. Auf sein Bild bezieht sich A. Munchs Gedicht: „Brautfahrt auf dem Hardangerfjord“:

Hin durch den Hardanger weht Sommerluft,
Vom fächelnden Winde getragen,
Wo hoch zum Himmel in bläulichem Duft
Die mächtigen Berge ragen.
Die Gletscher blitzen, es grünt der Wald,
Die Auen prangen in Festgestalt.
Sieh! über die grünen Wellen
Des Brautzugs Nachen schnellen.

Gleich Königstöchtern aus alter Zeit,
In Gold und Scharlach prahlend,
Im Steffen sitzt die herrliche Maid,
Wie Meer und Himmel strahlend.
Glückselig den Hut der Bräutigam schwingt;
Den teuersten Schatz nach Hause er bringt,
Und träumt sich in liebendem Blicke
Ein ewig hochzeitlich Geschicke.

Es murmelt in lockender Töne Fall
Der Brautmarsch über die Wogen,
Von Fels zu Fels schallt Büchsenknall,
Kommt freudiges Echo geflogen.
Es scherzt mit den Mädchen die lustige Schar,
Und der Schenk vergißt nicht des Amtes fürwahr!
Daß des Hauses Ruhm er genüge,
Füllt ohne Rast er die Krüge.

So ziehn sie dahin mit lustigem Spiel,
Hin über die blinkende Fläche,
Boot drängt sich an Boot zum fröhlichen Ziel,
Mit Jubel und Sang und Gezeche.

Blau dämmert der Wald, hell strahlet der Raum,
Und es duftet vom blühenden Apfelbaum,
Und es läutet das Kirchlein entgegen
Vom Strande Glückwunsch und Segen.

An solchen Kirchlein fehlt es im Hardanger nicht. Die alten eigenartigen Holzkirchen, welche dem Lande früher sein eigenes architektonisches Gepräge gaben, sind allerdings meist verschwunden. Ihre mit reichen Skulpturen verzierten Portale schmücken jetzt die Antiquitätensammlungen der nordischen Städte. Doch die neueren Stein- und Holzkirchen, welche an ihre Stelle getreten sind, werden gut gehalten und sehen von weitem recht freundlich aus. Sie haben in ihrer Anlage bisweilen noch Anklänge von der früheren Bauart, d. h. sie besitzen, wenn sie noch so klein sind, gewöhnlich doch ein Querschiff, eine Eingangshalle und hinter dem Chor noch einen kleinen Anbau als Sakristei, dazu ein kleines Türmchen, entweder an der Eingangsfaçade oder auf der Vierung von Haupt- und Querschiff. Fast immer tadellos geweißt, stechen sie zwischen den vorwiegend rotbraun angestrichenen Bauernhöfen, dem Grün des Waldes und dem Grau der Felsen sehr lebhaft hervor und bezeichnen schon auf große Entfernung den Mittelpunkt einer neuen Gemeinde. Sonst würde man eine Trennung oft kaum gewahren, da die Höfe meist weit auseinanderliegen, nur selten am Strande sich zu kleineren oder größeren Gruppen verbinden. Die Bauernhöfe gehen mehr in die Breite als in die Höhe — sie umfassen meist mehrere, bis zu sechs und acht, kleine Gebäude. Die Besitzungen sind groß, immer sorgfältig eingefriedigt, wozu Holz und Steine im Überfluß vorhanden. Wie die Norweger durchweg kräftig, fleißig, ordnungsliebend, so sind die Norwegerinnen wackere und emsige Haushälterinnen, halten ihre Häuser und Hütten schön blank und fein und wissen ihr Stübchen so artig auszustatten, daß die Fenster mit ihren weißen Vorhängelchen und Blumen schon von weitem einen freundlichen Eindruck machen. Auch sich selbst vernachlässigen sie keineswegs, und die alte Tracht steht den hübschen Landeskindern so gut, daß man ihr allmähliches Verschwinden nur bedauern kann. Weniger schön sind die großen, weißen Hauben, Skaut genannt, welche die verheirateten Frauen tragen — ungeheure Gebäude von gesteiftem Linnen mit wunderlichen Flügeln im Rokokostil.

Was der Hardanger vor den andern Fjorden voraus hat, dankt er wesentlich seiner südlichen Lage und dem guten Anteil von Wärme und Feuchtigkeit, die ihm der Golfstrom vom Westen her sichert. An seinen Ufern wachsen noch Äpfel, Birnen, Kirschen. Der Handel mit Kirschen nach Bergen reicht schon ins 17. Jahrhundert hinauf. Während am 13. August 1665 die große Seeschlacht bei Bergen zwischen den Holländern und Engländern geschlagen wurde, war ein Einwohner von Kinservik mit seinem

Norwegiſche Braut.

Frau vom Fanefjord.

Boot nach Bergen unterwegs, um dort Kirschen — „Kirsebaer" — zu verkaufen. Dasselbe wird von einem gewissen Knut Isberg vom Jahre 1715 vermeldet. Um die meisten Ortschaften herum, selbst in der Nähe des Folgefond, sieht man schöne Gärten und Felder, die mit den prächtigsten Wiesen abwechseln. Das giebt der Landschaft einen vorwiegend lieblichen Charakter. Auch das Volk scheint im allgemeinen munterer und lebhafter zu sein als in andern Teilen Norwegens. Es wird mehr musiziert und getanzt. Berühmt ist insonderheit die sechssaitige Hardanger Violine (Hardangerfele). Ich hatte in Bergen Gelegenheit, ein ganzes Konzert zu hören, das der Thelemärker Leif Sandsdalen auf diesem Instrumente gab. Das Programm lautete:

1. Grindeguten, som hørte det spille i Hougen (Halling).
2. Kvamshallingen, en Drøm af Jon Kvammen.
3. Springdans . . . . . Langedragen.
4. Springdans . . . . . Sandsdalen.
5. Halling . . . . . Møllarguten.

„Kivlemøierne"
(3 Afdelinger).

a. Kivlemøiernes Springdans.
b. — Lokk.
c. — Forstening.
(Huldrestemt Fele.)

Alle diese Namen bedeuten soviel als lustige Hopser, Walzer und andere Bauerntänze, so munter und fidel, daß sie fast alle steifen Beine hätten in Schwung bringen können. Ich wunderte mich ordentlich, daß nicht, wie beim Klang der Zauberfiedel, alles in dem Saale sich zu drehen begann. Aber nicht einmal auf der ansehnlichen Bühne tanzte jemand. Die ländliche Scenerie war ganz umsonst da. Umsonst erwartete man, es möchten zwischen den Kouliſſen ein paar fröhliche Paare hervorkreiseln und uns eine Vorstellung von einem norwegischen Hochzeitstanze geben. Da saß nun der biedere Leif Sandsdalen, mit ernstem, feierlichem Virtuosengesicht, in allem sonst ein richtiger Bauer, in Hemdärmeln, mit bunter Weste, kurzen Hosen, hellen Strümpfen und massiven Schuhen. Vor jedem Stücke räusperte er sich, als ob er uns einen Vortrag über Zukunftsmusik halten wollte, stimmte dann fünf Minuten lang an den sechs Saiten herum und brachte mich fast in Verzweiflung, bis endlich ein Tanz, noch lustiger als der vorige, in den Ohren herumkreiselte und mich mit dem wohlmeinenden Biedermann wieder versöhnte. Das zahlreiche Publikum schien an dieses rein musikalische Vergnügen schon ganz gewöhnt und beklatschte ein Stück um das andere mit rauschendem Applaus.

Im Hardanger selbst hatte ich zu meinem Bedauern nicht Gelegenheit, einer Hochzeit beizuwohnen und zu der lustigen Musik auch die malerische

Seite des Festlebens zu sehen. Die Feste sind eben dünn gesät. Gegen das Volksleben in der katholischen Schweiz, in Bayern, Tirol oder gar in Italien ist dasjenige in Norwegen ziemlich ernst, streng, mager. Die häufigen religiösen Feste in Italien und ihre Verbindung mit allen Arten von weltlicher Volksbelustigung fielen dem ernsten Historiker des norwegischen Volkes, P. A. Munch, sehr auf; er stieß sich anfänglich daran.

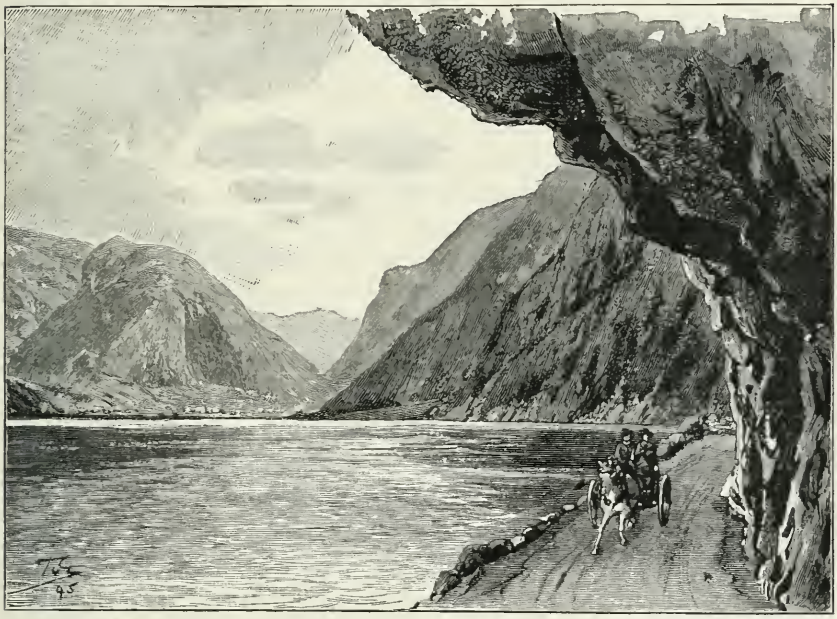
„Solche Feste," sagt er, „die mit Prozessionen anfangen und mit Tombola und Feuerwerkerei endigen, sind wenigstens in der Umgegend von Rom die eigentlichen Volksfeste, und gewöhnlich strömen auch von weither große Volksmassen an dem Platze zusammen, wo sie gehalten werden. Sie pflegen deshalb in Rom wie in den kleineren Städten gerne auf großen Plakaten angezeigt zu werden, welche ein hochanpreisendes Verzeichnis all der Vergnügungen enthalten, die dabei zu haben sind. Diese Verzeichnisse bilden die naivste Mischung von Kirchlichem und Weltlichem. So mögen sie z. B. anzeigen: 9 Uhr: Schöne Regimentsmusik auf dem Markt. 10 Uhr: Prozession, Messe und Kirchenmusik, ausgeführt von den besten Sängern. 2 Uhr: Pferderennen. 4 Uhr: Prozession. 5 Uhr: Tombola. 7 Uhr: Volkskomödie. 10 Uhr: Feuerwerkerei. Das klingt ja für uns nahezu lächerlich, um nicht zu sagen, anstößig. Aber die Leute im Lande selbst betrachten die religiösen Zeremonien selbst mehr wie ein Spiel und eine Zerstreuung als wie eine Erweckung und Erbauung; oder die religiöse Andacht im ganzen genommen steht bei ihnen nicht in einem so absoluten Gegensatz zur Lustigkeit und Freude wie bei uns; das eine schließt nicht das andere aus, sondern sie sind vielmehr innerlich verbunden, und es ist die Frage, ob diese Anschauungsweise nicht ursprünglich gesund und richtig gewesen sein kann."

Munch hätte diese Frage offenbar herzhaft bejahen dürfen. Ächte Frömmigkeit schließt Frohsinn und Heiterkeit nicht aus; ein gesundes christliches Volksleben steht mit harmlosen Volksbelustigungen in gar keinem Widerspruch. Wo die Kirche sich frei entwickeln konnte, hat sie ebenso sehr unschuldiger Erheiterung als den ernsten Zielen des Lebens Rechnung getragen. Erst die Glaubenstrennung hat das religiöse und profane Leben der Völker auseinandergerissen, jenem seine sichtbare Schönheit und Würde genommen, dieses dem heiligen Einfluß der Religion entzogen, und so Freude wie Ernst verkürzt. Das norwegische Volk hat dadurch viel, viel verloren, und die moderne Kultur, welche mit dem wachsenden Verkehr und mit dem Tourismus langsam in seine stillen Thäler einzieht, wird ihm keinen Ersatz für all die herrlichen, lebensfreudigen Erinnerungen seiner katholischen Vorzeit zu bieten vermögen.

Manche Reisende finden einzelne Partien am Hardanger, besonders die erwähnten Wasserfälle, den Buarbrae- und Bondehusgletscher am Folgefond,

überaus entzückend, die längere Fahrt über den Fjord aber eintönig. Ich habe diesen Eindruck nicht empfangen; gerade die Rückfahrt über den ganzen Fjord setzte meinem Staunen und meiner Freude die Krone auf. Da erst richten sich alle die Einzelbilder zum lebendigen Kranze, da erst tritt das Meer in seine vollen Rechte ein und zaubert eine Abwechslung hervor, welche die schönsten Partien des Mälarsees und des gefeiertsten schottischen Lochs weit übertrifft.

Den innersten Teil des Fjordes, Eidfjord genannt, mag man mit einem größeren Bergsee vergleichen. Waldige Felsrücken schließen ihn von



Hart am See entlang. (Eidfjord-Vand.)

drei Seiten ein und lassen ihn auch an der vierten begrenzt erscheinen. Im Osten zeigt sich gelegentlich ein Stück Firn des Hardanger Jökull über dem Walde. Die Fläche ist grünlich, das Wasser kalt von den Gletscherbächen, die ihm zuströmen. Kaum eine Stunde fährt man westlich, und gegen Norden zweigt sich der Osefjord ab, eng und wild, und von diesem wieder der noch schmälere Ulvikfjord, ein reizendes Gartengefilde rechts und links, einer der lieblichsten Plätze im ganzen südlichen Norwegen. Auch hier blinkt von ferne Schnee und Eis in die Scenerie hinein, doch nur wie etwa am Züricher See, um das Bild des anmutigsten Lebens durch den Kontrast noch mehr zu heben. Einförmiger wäre die nun folgende Strecke des Eidfjordes, der sich in einem Bogen südwärts wendet. Aber durch diese Wendung

erhält die bisherige Scenerie einen raschen Schluß. Man glaubt auf einen neuen, größeren See zu kommen, der nach Süden, Südosten und Nordwesten Arme ausstreckt. Ferne bläuliche Berge deuten noch eine weitere Entwicklung an. Gen Süden zeigt sich der Folgefond. Zu ihm hin steuert immer mehr das Schiff, und vor uns öffnet sich nun der schönste Teil des ganzen Meerlabyrinthes — der Sörfjord, so lang wie etwa der Züricher See, doch viel romantischer, an seinem Eingang noch eine Stunde breit, dann aber sich verengend, wieder erweiternd und abermals verengend und so noch wiederholt, bis endlich die Felsmauern von beiden Seiten auf ein paar hundert Meter zusammenrücken. Draußen am Eingang des Fjords liegt jenes Kinservik, wo im Frühjahr die Kirschen blühen — drinnen am Ende der Bucht hängt das Eisfeld des Folgefond zwischen zerrissenem dunkeln Felsgeklüft bis auf einige hundert Fuß zum Meer herab, während dazwischen Wasserfälle wie Silberfäden von dem Gletscher weg bis zur Tiefe gleiten. Am Eingang schaut man fröhlich rundum in fünf verschiedene Seearme hinaus; im Innern glaubt man von den Felshöhen und Gletschern erdrückt zu werden; draußen strahlt der Sonnenglanz des Sommers noch im üppigsten Grün; drinnen droht der Winter, kaum aus dem Thal vertrieben, schon wieder von der Hochburg des ewigen Eises herab. Auch die dazwischen liegenden Bilder sind nicht minder reizend. Schroffe Felskegel, Nuts genannt, ragen oben wie dunkle Bastionen aus der Schneeburg hervor. Einmal über das andere springen steile Felshänge gleich Koulissen von beiden Seiten in den Fjord vor und schaffen zu dem düster majestätischen Hintergrund eine neue Scenerie. Hinter ihnen öffnen sich bald freundliche kleine Wiesenthäler, bald zerrissenes Geklüfte, während das moosumkleidete Felsgestade, von lieblichen Baumgruppen und Gebüsch unterbrochen, einer Weihnachtskrippe gleicht. Hier öffnet sich plötzlich eine wilde Seitenschlucht, dort tobt ein Waldbach über die Felsen hernieder. Und wieder verengt und öffnet sich der Sund, und Alpenhütten schauen traulich aus einer Lichtung hoch oben hernieder, während unten ein weißes Kirchlein aus dichtem Birkengezweige hervorblitzt. Wenn unten schon alles dunkelt, Fels und Wald gespenstisch ineinanderfließen, glüht oben am Firn noch die Sonne in blitzendem Weiß, dann goldig und glühend rot — und die Klippen und Bäume oben am Rande des Schneegefildes scheinen in Glut getaucht. Lange kämpft der wunderbare Schimmer mit der hereinbrechenden Nacht. Dann starren die wilden Riffe und Abhänge schwarz wie Berggespenster in den Himmel auf; unheimlich wie ein Grabtuch senkt sich das Schneegefild dazwischen zu Thale. Der Fjord selbst, der bis dahin das ganze herrliche Bild in seinem ruhigen Spiegel verdoppelte, versinkt jetzt in Nacht und läßt nur noch die Spukgestalten dunklerer Schatten an dem Blick vorüberhuschen. Schon im Morgengrauen löst sich all der nächtliche Graus in die freundlichsten Bilder auf. Herrlich, wie ihr letzter Strahl,

ist der erste Gruß der Sonne an Firn, Fels und Thal. Die leisesten Züge der Landschaft spiegeln sich verklärt in dem unbewegten See. Traulich liegt das kleine Dorf Odde in dem engen Felskessel, aus dem nirgends ein Ausweg winkt. Jetzt erst sieht man, wie die freundliche Pflanzenwelt vom Meeresgrund bis hinauf in die höchsten Bergeszinnen sich siegreich Bahn bricht, alles umkränzt, alles belebt.

Der Sörfjord mit all diesen Scenen macht indes kaum ein Drittel des gesamten Hardanger aus. An seinem Eingang öffnet sich westwärts der Utnefjord, eine breitere Fläche mit milderem Uferrand. Von da schlüpft das Dampfboot nordwärts in den Gravenfjord hinein, eine enge Felsschlucht, nicht viel breiter als ein größerer Strom. Es führt kein Weg aus dieser Sackgasse hinaus, als der hinein geführt. Dann öffnet sich aber der Fjord zu zwei breiten stattlichen Seebecken, Indre Samlen und Yttre Samlen genannt, und nach kurzer Fahrt, am Fuße des Ljonaes Aas vorbei, zu dem noch weiteren Hisfjord. Die Landschaft ist hier eine durchaus andere, frei, offen; nur von ferne schimmert der Folgefond in die Scene hinein. Beide Ufer sind buchtenreich, besonders nach Norden und Osten. Der Strand ist anmutig, durch viele Ortschaften und Gehöfte belebt, zumal im Norreimssund, aus dem man nicht bloß eine prächtige Aussicht auf den Folgefond genießt, sondern auch nach dem Innern des ganzen Fjordes hin, bis zu den Firnen des Hardanger Jökull. Im Sildefjord verengert sich die Wasserstraße wieder und tritt dem Gletscherfeld des Folgefond auf ein paar Meilen nahe. In Rosendal trifft man das einzige Schloß aus älterer Zeit, mit großem Park und Garten, einst der Sitz der dänisch-isländischen Familie von Rosenkrantz. Hier erreicht der Fjord den Insel- und Schärengürtel, welcher die Westküste umgiebt, und die Scenerie wechselt von da ab, wie auf dem Mälarsee, fast jeden Augenblick. Bei Terö wird die Straße so schmal, daß kaum zwei Schiffe sie auf einmal durchfahren können. Man meint fast, zwischen den Felsmauern gefangen zu werden. Da erschließt sich plötzlich der weite Björnefjord. Links hat man die große Insel Tysnaes, rechts das von vielen Buchten zerschnittene Hauptland, vor sich einen Schwarm kleinerer und größerer Felseilande, zwischen deren äußersten für kurze Zeit das offene Meer sich zeigt. Im Abendglanz eines schönen Sommertages war das ein bezauberndes Schauspiel, das unaufhörlich neuen Reiz bot. Ein Amerikaner, der eben von Christiania kam, versicherte, daß dieser Inselkranz bei weitem die Scenerie des Fjordes von Christiania übertreffe. Die Sonne näherte sich eben dem Meeresspiegel im Westen, als wir zwischen jene Inseln gerieten. Fluten von Gold glitzerten über den Sund dahin, während die Umrisse der Felsen mit ihrem leichten Birkengezweig wie Traumgestalten eines Märchens an uns vorüberflogen. Dann glühten Meere, Inseln und Berge im Purpurstrahl des Sonnenuntergangs, zuletzt die Firnen des Folge-

fonds. Die zauberhafte Beleuchtung dauerte nicht so lange, wie ein paar Monate früher in der Bucht von Reikjavik. Doch dafür umgab uns allenthalben noch reges, fröhliches Leben. Schiffe kamen und gingen durch das Gewirre von Buchten, Inseln und Felsen — und als das Boot endlich rastete, da ragten die altersgrauen Türme von Bergen aus einem Wald von Masten vor uns auf. Bergen gehört noch mit zu dem wunderherrlichen Fjord; es ist seine Hauptstadt, der Hardanger aber die Campagna dieses nordischen Neapels.

Bauernhof am Fjord.

3. Der Sognefjord.

Was ein „Gut" ist und sein soll, das habe ich bereits vermeldet. Als wir das zweite Mal von Vossevangen aufbrachen, um uns diesmal nördlich zu wenden, da erhielten wir denn auch einen richtigen „Gut". Ein kecker, frischer Junge war's von etwa 13 Jahren, nicht sonderlich groß, eher mager als voll, aber gesund und kräftig. Lars hieß er, d. i. Lorenz — ein sehr verbreiteter Name. Geschickt wie ein Alter schirrte er den Gaul in die Kjärre, band unser bißchen Gepäck fest, stellte sich auf das hohe, schmale Tritteisen hinten am Wägelchen, das fast eher einem Steigbügel als einem Trittbrett glich, übergab dem Herrn Baron das Leitseil, ein wirkliches Seil, nicht etwa ein ledernes, nebst einem Birkenreis, das die Stelle einer Peitsche vertreten sollte, und lustig ging es zum Dorf hinaus. Obwohl etwas ärmlich gekleidet, Wams und Hose mit verschiedentlichen Flicken übernäht, hatte der „Gut" doch gar nichts Bettel- oder Bedientenhaftes an sich. Er hätte eine ganze Reichsverwaltung nicht mit einer ruhigeren Grandezza an einen Statthalter übergeben können, als er die Leitung seiner Kjärre uns anvertraute. Da er von unserem deutschen Gerede nichts verstand, summte und pfiff er leis sein eigen Lied vor sich hin. Auf unsere Fragen war er kurz angebunden. Es war ihm nicht übel zu nehmen; denn auf die Dauer muß es langweilig sein, jeden Tag dieselbe Katechese zu hören: Wie heißt der Berg? und wie heißt jener Berg? und der Fluß? und der See? Zu erzählen hat so ein „Gut" auch nicht viel. Bis zur Konfirmation muß er während des Winters zur Schule und wird, wie alle jungen Weltbürger, mit Lesen, Schreiben und Rechnen geplagt. Dazu muß er seinen lutherischen Katechismus lernen, damit man ihn zur Zeit konfirmieren kann. Ein übermäßig gespickter Schulsack von Theologie wird ihm dabei nicht aufgebunden, aber er lernt doch wenigstens die Grundwahrheiten des Christentums kennen. Im Sommer gehört der „Gut" den Eltern, muß helfen

arbeiten, das Vieh besorgen, graben, jäten, fischen, fahren. Was der „Gut“ am frühesten und besten kennen lernt, das ist sein „Heft“. Damit wächst er auf. Sobald nur die Beine reichen, muß er hinauf aufs Pferd, erst vor dem Vater her, dann allein. Früh lernt er das Pferd füttern, schirren, leiten. Er bringt es zur Weide und Tränke. Er weiß es auswendig, alle seine guten Eigenschaften, Alter, Namen, Abkunft, Dienstfähigkeit, was es liebt und flieht, wann und wie es krank gewesen, wie man es kuriert hat, was es gekostet, was es jetzt wert ist, was für Fahrten es gemacht, welche Wege es kennt, wovor es scheut, woran es gewöhnt ist. Der kluge „Heft“ kennt auch seinen „Gut“ ganz genau. Ein leiser Pfiff seines „Gut“, ein fast unmerklicher Schnalzer mit den Lippen gilt ihm mehr als ganze Reden von Unbekannten. Mit Luchsaugen beobachtet der „Gut“, wie der Fremde seinen „Heft“ behandelt. Wer ihn schont, der ist sein Freund; wer ihn übel behandelt, der ist sein Feind. Für sich selbst macht der „Gut“ keine hohen Anforderungen, aber der „Heft“ darf nicht überhetzt werden, er muß von Zeit zu Zeit zu trinken bekommen, und müßte man dafür auch etwas vom Wege abbiegen. Sobald der Weg nur etwas steigt, springt der „Gut“ ab und geht zu Fuß, als ob das Pferd die Herrschaft und er nur ihr Diener wäre. Erst wenn der Weg wieder eben wird oder abwärts geht, springt der „Gut“ wieder auf, flink wie ein Eichhorn. Wenn der Weg viele Balken hat, d. h. hügelauf, hügelab geht, so giebt's einen wahren Tanz; husch! ist der „Gut“ vom Wagen und trippelt neben dem Pferde her; husch! ist er wieder oben und treibt mit einem Zeichen das Pferd an. Wer von beiden den Weg besser kennt, das ist schwer zu sagen. Sie leben und fahren en compagnie, nur eine Firma, ein Geschäft — als wären sie ganz füreinander geschaffen und machten zusammen nur ein Wesen aus.

Es war wieder eine köstliche Fahrt, in duftiger Morgenfrühe, erst durch das weite Thal von Vossevangen mit seinem lieblichen See, seinen traulichen Häuschen und der gemütlichen Kirche, deren spitzer Turmhelm seine Bretterbekleidung ohne Luxus von Schiefer, Ziegeln oder Schindeln wohlgenagelt in die Lüfte trägt. Aus dem stillen Dorf ist die gute alte Zeit noch nicht völlig hinweggeweht. In dem Hotel, wo wir frühstückten, war zwar allerlei moderner Komfort; auf dem Salontisch lag sogar ein Stereoskop mit Pariser Photographien, mit allerlei Scenen aus Paris und Lappland, worin die Lappinnen durchschnittlich besser bekleidet waren als die Pariserinnen. Aber in dem Privathaus, wo wir, wegen Überfüllung der Hotels, übernachtet hatten, fanden wir noch die einfachste, gemütlichste Bürgerlichkeit — alles sauber und gut, ohne Modefirlefanz. An den Wänden hingen drei Bilder: das eine war ein Ecce-Homo-Bild, zwar ohne jeden Kunstwert, aber doch ein Zeichen frommer, christlicher Gesinnung. Das zweite stellte einen Kirch-

gang im Hardanger dar, ein Stück religiösen Volkslebens mit den alten, malerischen Trachten. Das dritte Bild war ein Portrait, ein ernster, kräftiger Mannskopf, durch die breite Halsbinde und den hohen Rockkragen für die Augen unserer Zeit wenig empfohlen, aber mit der Unterschrift: Wilh. Frimann Koren Christie, geboren den 7. Dezember 1778.

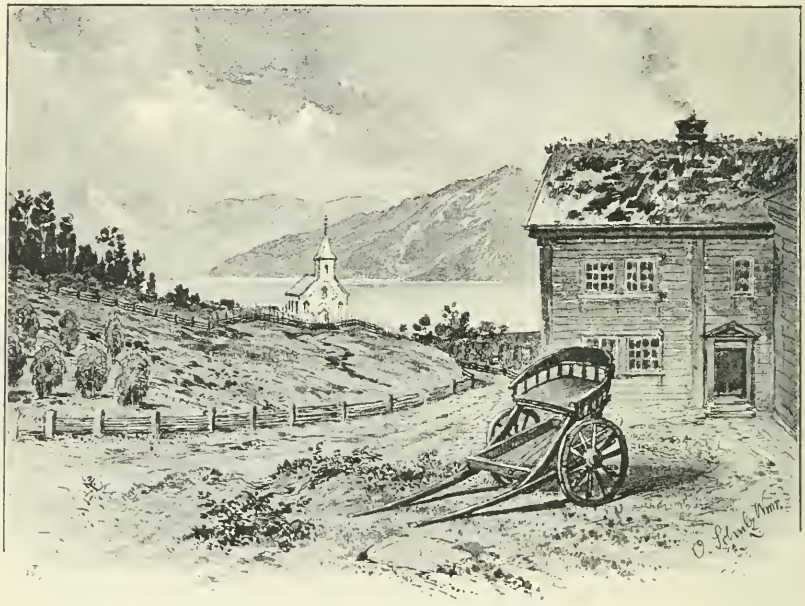
Modig en sindig, en Normann i Raad,
Sindig en modig, en Normann i Daad,
Stod han paa Thinget som engangs for Thronen,
Konge og folk gav ham Egelovskronen.

Mutig, besonnen, ein Normann im Rat,
Weise und mutig, ein Normann in That,
Stand er im Thing da, wie einst für den Thron,
Volk weiht ihm und König die Eichenlaubkron'.

Das war Christie, der Stiftsamtmann von Bergen, einer der Väter der heutigen Verfassung, einer der tüchtigsten Führer jener nationalen Bewegung, durch welche Norwegen, von Dänemark abgetrennt, in den freiern Verband mit Schweden trat und jenes Grundgesetz erhielt, auf dem seine neuere, selbständige Entwicklung beruht. Der wackere Patriot sah sehr vernünftig und bieder drein, ganz wie es der Spruchvers besagte, ein fest konservativer Typus und scharf abstechend gegen die Physiognomie so vieler modernen Volksbeglücker, deren Fortschritt man höchstens an dem sorgfältig gepflegten oder phantastisch zerzausten Vollbart absehen kann.

Doch wir haben Vossevangen unterdessen schon aus Sicht verloren. Der Vossestrandselv, dem wir folgen, führt uns an zwei kleinen Seen vorbei, welche er speist, dem Lundarvand und dem Lönevand. Dann verengt sich das Thal zwischen dem steil aufsteigenden Lönehorgen und dem noch höhern Hondalsnut. See- und Flußlandschaft wechseln bis dahin aufs anmutigste. Der Fluß ist zwischen den beiden Seen ziemlich breit, wegen der vielen Steine aber schäumt er tüchtig und sticht darum prächtig aus Wald und Busch hervor. Weiter oben verengt er sich zum brausenden Bergstrom und erfreut uns sogar mit einem schönen Wasserfall, indem er zwischen dunklen Felsen ungefähr 30 m in die Tiefe stürzt. Der Weg führt hart daran hinauf und dann auf einer Holzbrücke unmittelbar darüber. Nicht weit von diesem Fall — dem Asbrekkefoß — bildet ein Seitenfluß den bedeutendern Tvindefoß, der, von Felsen in mehrere Arme geteilt, in einigen kurzen, schroffen Absätzen etwa 100 m herniedertost und zwischen freundlichem Birkengehölz einen sehr malerischen Anblick bietet. Von der Brücke bei Tvinde an war der Weg eine ansehnliche Strecke weit neu aufgebessert, eine ganz vortreffliche Bergstraße, die mich zu weiteren Kutschierübungen einlud. Mein Begleiter nahm davon Anlaß, sich etwas der Botanik zu widmen, d. h. die

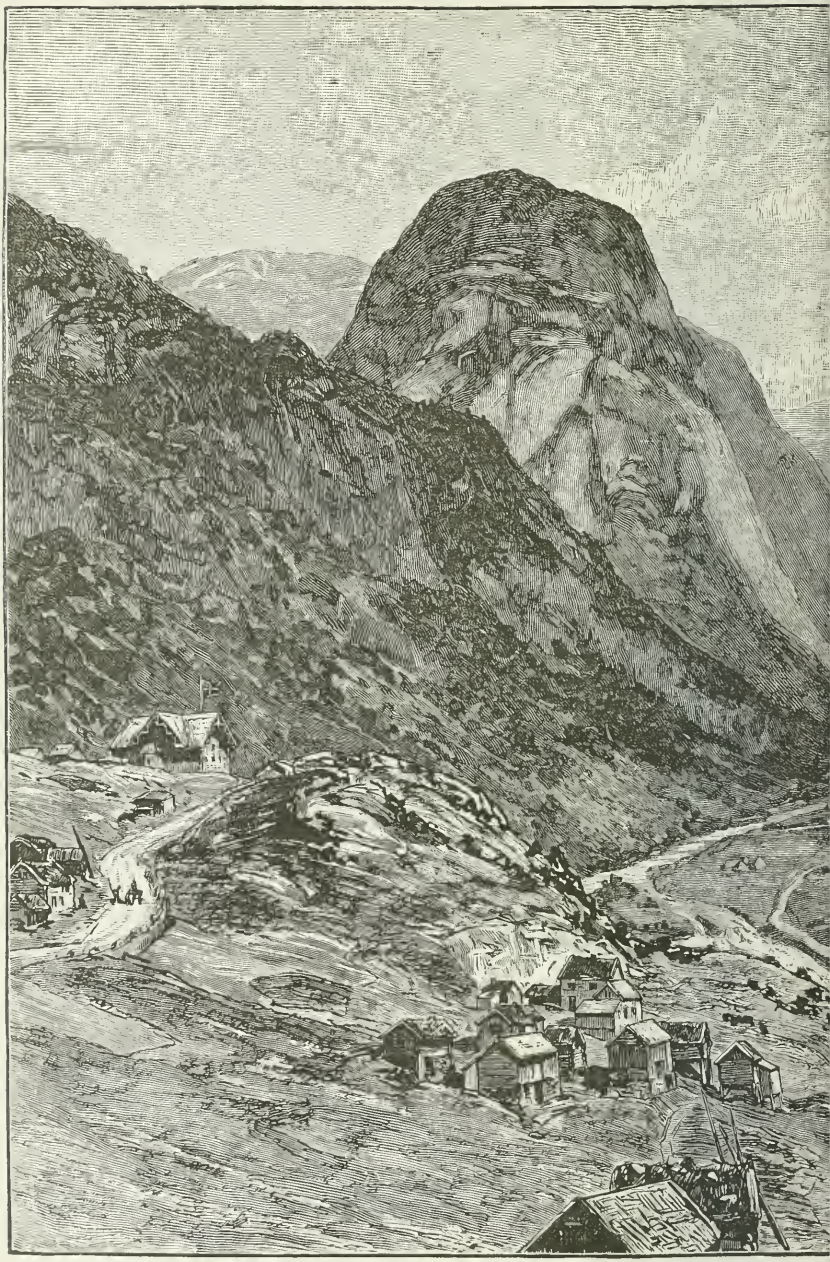
vielen Beerenarten zu verſuchen, womit der Waldrand wahrhaft verſchwenderiſch ausgeſtattet war: Tyttebeeren, Multebeeren, Blockbeeren und gewöhnliche Heidelbeeren. Erſt in der Nähe von Vinje öffnete ſich die romantiſche Schlucht wieder zum breiten Thale, das zum Teil ein freundlicher See füllt, das Opheimsvand. Zwiſchen einigen Höfen ſchaute hier ein weißes Kirchlein zum See hinab. Am andern Seeufer ragten hohe Berge auf, die ich anfänglich für leicht beſchneit hielt; es iſt aber bloß der weißlich-graue Labradorſtein, der ihnen dieſes Anſehen giebt. Die Wieſen rundum waren eben gemäht, das Heu zum Trocknen an Holzſtändern aus-



Vinje am Opheimsvand. (Nach einer Skizze des Verfaſſers.)

gehängt. Der „Gut“ ſagte uns, daß wir hier $1\frac{1}{2}$ Stunden bleiben müßten, damit der „Heſt“ ausraſten könnte. Es war ſchon gegen Mittag, und ſo verſtand ſich das übrige von ſelbſt. Da Vinje aber in mehreren Reiſeberichten als „dürftige Station“ angekreidet iſt, ſo muß ich bemerken, daß wir godt kvarter daſelbſt gefunden haben. Der benachbarte See lieferte prächtige friſche Lachsforellen, dazu bekamen wir guten Schafbraten, Kartoffeln, zwei Sorten Käſe, kräftiges Bauernbrot und Bier aus Bergen. Vier junge Engländer trafen bald nach uns ein, hernach noch ein Engländer mit ſeiner Frau, die wir beide ſchon in Odde getroffen hatten. Sie ſchienen alle mit der „Dürftigkeit“ wohl zufrieden, „Gut“ und „Heſt“ auch. Wir konnten prompt weiterfahren.

Solbjörgenut. Jordalsnut.



Weg nach Opheim. Naerödalselv.

Das Naerödal. (Von der Hö

Kilefoß. Sjaerpenut. Kaldafjeld.

Weg nach Gudvangen. Absturz des Axeln.

des Stalheimskleven aus gesehen.)

Der Weg führte uns erst eine Weile den See entlang, dessen ganze Landschaft dem lieblichsten Idyll gleicht; dann bog er sich westwärts in einen Wald und wand sich allmählich die Höhen hinan, welche die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiete des Hardangerfjord und des Sognefjord bilden. Nur ganz zuletzt ist die Steigung eine etwas stärkere, der höchste Punkt der Straße 342 m über Meeresfläche. Die Landschaft wird indes schon in der Nähe zusehends wilder. Die Straße klimmt in Windungen einen steilen Abhang hinan. Alpen und Felsgebirge ragen nach allen Seiten darüber hinaus. Von der Paßhöhe aber eröffnet sich eine Aussicht, die zu den großartigsten von ganz Norwegen gezählt wird. Obwohl ich schon durch Beschreibungen darauf gespannt war, übertraf sie doch alle Erwartungen. Ich war ganz hingerissen vor Überraschung und Staunen. Der Paß fällt nämlich nach der andern Seite plötzlich ganz steil ab, und zu Füßen hat man das etwa 25 km lange Naerödal. Zu Füßen! Ja, da schlängelt sich wohl der Silberfaden eines Flusses zwischen Busch und wilden Felstrümmern dahin — ein paar winzige Höfe lassen die Tiefe bemessen. Aber die Berge, deren steile Hänge sich unten am Fuß, einer hinter dem andern, einer wilder und titanenhafter als der andere, in scharfem Winkel schneiden, wachsen uns auch oben auf der Paßhöhe wie Riesen noch viele hundert Meter über den Kopf hinaus, drohend, über uns hereinzustürzen und das ganze Thal in ihrem Schutt zu begraben. Rechts und links von der Straße, die in 16 großen Windungen zum Thalgrund hinabsteigt, tosen zwei reiche und ebenso malerische Wasserfälle von ganz verschiedener Zeichnung die gewaltige Höhe herunter, der eine breit und massig, der andere um ein bedeutendes höher, leicht und durch Felsen in viele kleinere Kaskaden geteilt, die unten in einen blendenden Staubwirbel sich auflösen. Ihr Dröhnen begleitet uns den ganzen Berg hinunter; an jeder Krümmung der Paßstraße wird bald der eine bald der andere sichtbar, immer deutlicher, voller, gewaltiger, bis man unten im Thal rückblickend sie beide als Seitenkoulissen des steilen Passes erblickt und ihre stürmischen Fluten in dem Bette desselben Bergstromes vereinigt findet. Ich weiß nicht, wie oft ich ausstieg, um die herrlichen Wasserfälle zu genießen; zuletzt ging ich ganze Strecken zu Fuß und bereute fast, die Tour nicht einfach zu Fuß gemacht zu haben. Als Kunststraße macht der Stalheimskleven (wie sie genannt wird; „Kleven" bedeutet die „Felsschlucht") den norwegischen Ingenieuren alle Ehre.

Doch das Werk des Menschen verschwindet hier vor der Großartigkeit des Landschaftsbildes. Es ist ein Gigantenstück. Drängte nicht an jedem nur etwas verwitterten Spalte sich Moos, Laub und Busch hervor, das Naerödal wäre ein wahres Höllenthal, ein Modell für Illustrationen zu Dante's Wanderungen. Ganz ohne Todesschrecken ist es auch wirklich nicht. Im Winter und Frühjahr wird es gewöhnlich sowohl von Lawinen als

Felsstürzen heimgesucht. Gewaltige Felstrümmer geben von Zeit zu Zeit davon Kunde. Ganz nahe an der Brücke, auf der wir zuerst über den Elv fuhren, war ein Stück der Straße eben erst von den Resten eines frischen Ur, d. i. Felssturzes, gesäubert. Eine Felsgestalt ist es besonders, die sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägt, — der Jordalsnut, ein fast ganz regelmäßiger Felsenkegel von Labradorstein, der zwischen den beiden hochgetürmten Bergesmauern des finstern Thales völlig frei bis zu einer Höhe von 1100 m emporstarrt, ein Koloß, der bald wie ein gefahrdrohendes, riesiges Gespenst erscheint, bald, von der Sonne beleuchtet, einem wunderbaren Dome gleicht. Von unten schleicht zwar kümmerliches Wachstum an ihm hinauf, aber die mittlere Höhe ist kahl, die fast regelmäßige Kalotte seiner Kuppe ganz glatt gefegt, hellgrau, nahezu weiß. Nie ist mir ein anderer Berg so wunderseltsam vorgekommen. Obwohl wir ihn ein paar Stunden im Auge behielten, wurde ich nicht müde, ihn anzusehen. Wenn ich ihn zu skizzieren versuchte, so kam immer nur ein steifer Klotz heraus; aber eben die steife Regelmäßigkeit seiner Form, gemildert durch die Schattierungen seines Kolorits und die Vegetation am Fuße, machte zwischen dem wilden Wirrsal der übrigen Felsenzinnen einen überwältigenden Eindruck.

Die unheimliche Stimmung des ganzen Thales will ich durch ein Gedicht Welhavens wiederzugeben suchen, in seiner Art etwas künstlich, aber im Gefühl ebenso lebendig als wahr:

Im Naeröthal ist's eng und bang
Und wild und düster zu wandern,
Hoch starren die Berge ob tiefem Hang,
Es dräuet einer dem andern,
Und unten am Bach sind die Nächte lang.

Der Jordalsnut, das glatte Haupt,
Macht jeden Fels zum Zwerge;
Ein Turm, darin ein Riese schnaubt,
Der beherrschet diese Berge
Und ruht auf dem Erze, das er geraubt.

Da ist es so öde, so totenstill
Zwischen den Zinnen, den grauen;
Kein Vögelein hier singen will,
Kein Vögelein mag hier bauen;
Das Laub wagt kaum zu lispeln schrill.

Wohl schläft der Riese im Berge gut;
Doch wer kann es wissen und sagen,
Wann er erwacht mit Zorneswut,
Sich für sein Reich zu schlagen
Und das Thal zu füllen mit Trümmern und Blut?

Wenn die Lawine zum Bachesgrund
Schleudert die donnernden Klippen,
Da zittern in allen Büschen rund
Der Elfen Herzen und Lippen,
Es möchte der Riese erwachen zur Stund'.

Ja, jede Elfe, die am Palast
Sich wagt ihr Häuschen zu gründen,
Der winzigste Strauch, der Wurzel faßt
An der Berge dunkelnden Schlünden,
Sie haben nicht Ruhe, sie haben nicht Rast.

Dem Wand'rer wird der Atem schwer,
Wie von unendlichen Leiden;
Wie Seufzer zittert es um ihn her,
Beklemmend von allen Seiten — —
Dies Grau'n, dies Bangen vergißt sich nicht mehr!

So ist es. Der Eindruck bleibt unvergeßlich. Die Trossachs im schottischen Hochland sind viel zu reich an Pflanzenleben, um so überwältigend zu wirken; Glencoe ist viel breiter als das Naerödal. Den Eindruck einer öden, unheimlichen Felswüstenei besiegt jedoch bald jener einer großartigen, über jede Beschreibung erhabenen Natur. Riesen und Zwerge, Unholde und Elfen sind ja nur Spiele unserer Phantasie, um uns die gigantischen Gewalten der Natur und das stille Wirken ihrer unscheinbaren Kräfte zu vergegenwärtigen. Aber der mächtige Herr und Ordner all dieses Gewaltigen ist ja wirklich da in dieser großartigen Einsamkeit uns näher als im bunten Gewühl der Städte. Die zerstörenden Mächte sind in seiner Hand nur Werkzeuge neuen, schöneren Gestaltens, die wilden Trümmerreste eines früheren Chaos nur Markſteine seines kühnen Schaffens, das all unser Forschen und Mühen weit überfliegt, Erinnerungszeichen seiner Macht, Weisheit und Liebe. Die Seele atmet ordentlich auf, dem kleinlichen Ameisengewühl unseres modernen Weltmarktes entrückt zu sein und Erscheinungen vor sich zu haben, die in ihrer Kühnheit und Größe sie anwehen wie die Poesie der Psalmen.

Auch an Lieblichem fehlt es übrigens nicht. Schon von der Höhe des Stalheimskleven sieht man unten in dem gewaltigen Titanentheater ein paar vereinzelte freundliche Höfe, wo mutige, brave Leute in wackerem Gottvertrauen seit unvordenklichen Zeiten mitten unter Lawinen und Felsstürzen zu hausen wagen, im Winter wohl wochenlang von der übrigen Welt abgesperrt. Unten am Stalheimskleven ist der Hof Braekke, weiter unten im Thal die Höfe Hylland und Skjärpe, der letztere an einem Bergsturz, der mit seinen haushohen Felstrümmern an Goldau erinnert. Von den Abhängen des Skjärpenut, der über diesem Hofe emporstarrt, wallen drei Wasserfälle zum Thale nieder, der Hestenaesfoß, der Nautefoß und der Kile-

foß, die sich in bedeutender Höhe vereinigen, hernach wieder trennen. Der Kilefoß hat erst einen freien, senkrechten Fall von 150 m, dann folgt er in unterbrochenen Absätzen den Klüften und Abstürzen der Felswände, so daß die ganze Höhe des Gießbachs 560 m beträgt. Als blitzenden Silberfaden sieht man ihn schon vom Stalheimskleven; bei der Fahrt durchs Thal behält man wenigstens den oberen Teil in Sicht, bis man ihn endlich in der Nähe von Gudvangen als schimmernden Staubbach deutlich erkennen kann.

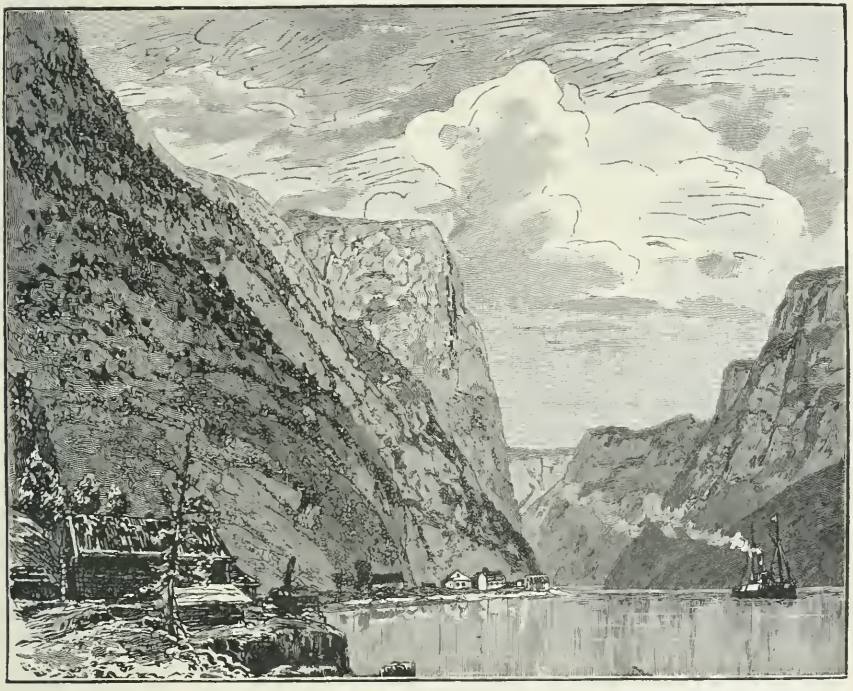
Das Thal, das von Südwest nach Nordost läuft, scheint hier abgeschlossen. Der Jordalsnut ist hinter einem weiter vorspringenden Felsriesen verschwunden. Die Berge rücken so nahe zusammen, als ob sie aufeinander fallen wollten. Es war ein herrlicher Herbstnachmittag, und doch war es schon nach 4 Uhr abendlich düster. Im Winter läßt sich hier die Sonne ganze Monate lang nicht sehen. Aber gerade hier fängt nun ein neuer Zauber an. In dieses Labyrinth, wo schroffe Felsabhänge von 1000 m und darüber auf kaum 1 km dräuend gegeneinander rücken, drängt sich das Meer, das leibhaftige Meer, in einem langen, schmalen Fjordstreifen zwischen sie und verbindet sie mit einem Spiegel, der dem schönsten Alpensee gleicht.

Wir verabschiedeten hier unsern „Gut", um den Rest des Abends an diesem wundervollen Fjord zuzubringen. Es ist der Mühe wert. Kein Arm des Hardanger erreicht den gleichen Landschaftszauber. Dieser Fjord ist ohne Übertreibung die Perle in Norwegens Schönheitskrone, erhaben und lieblich zugleich, die großartigste Vereinigung von Meer und Hochgebirge.

Die wenigen Höfe, die den Namen Gudvangen tragen, liegen an einem fast senkrecht steilen Bergeshang, zwischen Trümmern früherer Bergstürze. Ein schmaler Felsweg führt von da das Westufer des Fjords entlang, der sich in nordöstlicher Richtung etwa 20 km nach dem Hauptfjord, zu dem er gehört, dem Sognefjord, hinstreckt. Etwa 20 m über dem Wasserspiegel klimmt der Pfad an der Felsenmauer hin, die, wild zerklüftet, nur von Felsstürzen oder bewaldeten Einbuchtungen unterbrochen, sich gigantisch in den Himmel emportürmt. Moos, Schlingpflanzen, Gebüsch umkleiden jedes Felsstück, wo nur ein Würzelchen Fuß fassen kann. Besonders ist es der heilige Baum des Nordens, die Birke, die mit ihren leichten Blättersträußen in die wildesten Abhänge hinaufdringt. Am jenseitigen Ufer starrt eine nicht weniger phantastische Felsmauer wie eine Gigantenfestung zum Himmel auf. Jede ihrer Klüfte, Abstürze, Klippen, Brüstungen, jeden Baum und Strauch, der an ihr emporklimmt, zeichnet unten die spiegelhelle Wasserfläche wieder. Golden strahlt von oben der leuchtende Abendhimmel hinein und verklärt die obersten Bergzinnen mit rosigem Lichte. Weiter nach dem Fjord hinaus dämmert es schon; gespenstisch recken sich dort immer neue, dunkle Felsmassen an dem Wasserspiegel dahin, in den stellenweis das Licht des Himmels blitzt. Alles still, lautlos. Eine träumerischere Natureinsamkeit

läßt sich kaum denken. Weder Worte noch Zeichnung und Farbe können den Eindruck wiedergeben. Es gehört dazu der wundersame Dämmerschein, der die schroffen Umrisse der gewaltigen Klippen und Bergeszinnen mildert, die Schatten verstärkt und sättigt, die Lichter magisch hebt, die Spiegelung des Sees verklärt, das Grün des Waldes mit den grauen Tönen der Felsen verschmilzt und in der Höhe selbst den reizendsten Farbenwechsel hervorruft.

Der Anblick des Fjords am folgenden Morgen war nicht weniger schön. Wir gingen zu Fuß wohl eine Stunde ins Naerödal zurück. Ich glaubte,



Der Naeröfjord bei Gudvangen.

der erste Enthusiasmus würde sich dabei etwas legen. Doch das Gegenteil war der Fall. Alle einzelnen Scenen und Bilder schienen in der herrlichen Morgenluft neuen Reiz zu gewinnen. Der Himmel war so hell und klar, daß auch das Drückende des engen Thales verschwand; die Scenerie aber kam mir jetzt noch großartiger vor. Die majestätischen Bergkolosse, die sich hier auf engem Raum zusammendrängen, erschienen anmutiger, ohne von ihrem Ansehen zu verlieren. Die Staffage im Thale, Fluß, Felstrümmer, Birkengehölz, ist ausgesucht malerisch.

Gegen Mittag kam der kleine Dampfer, der uns durch den Naeröfjord hinausführen sollte. Er war stark besetzt. Gudvangen lieferte außer uns

noch mehrere Passagiere, und noch in der letzten Stunde kamen Engländer von Vossevangen hergefahren. Von deutschen Touristen waren etwa zehn auf dem Schiff, mehr als ein Dutzend Engländer und eine Menge Norweger, die sich einen fröhlichen Tag gönnten.

Die Fahrt war überherrlich. Eine Felsscenerie schöner als die andere. Idyllisch liegt die kleine Ortschaft Bakke mit der Pfarrkirche für das ganze Thal am Ausgang einer steilen Seitenschlucht westlich am Fjorde. Über ihm ragt trotzig das Dyrdalsfjeld auf, ein breiter Felskoloß, oben wie der Jordalsnut weißlich-grau, wie mit Schnee bestreut, von Sturm und Wetter glatt gefegt. An der Ostseite türmt sich das Syrdalsfjeld und darüber der noch höhere Steganaasi, letzterer auf der Kuppe wirklich mit Schnee bedeckt. Zu beiden Seiten wieder Wasserfälle, die man anderswo anstaunen würde. Hier sind sie bloße Schnörkel und Arabesken in dem großen Bild. Der Fjord erweitert sich nordwärts um das Doppelte. Wir biegen aber um ein schroffes Vorgebirge wieder südwärts in einen zweiten, kleineren Seitenfjord, den Aurlandsfjord. Wo die drei vom Meer durchfluteten Felsthäler sich begegnen, ist das Panorama wohl am glänzendsten, ein wahres Labyrinth von Felskuppen, zackigen Hörnern, Hügeln, Bergen, Abgründen, steilen Klüften, ein ganz toller Ritterroman von Landschaft. Die Sonne aber spielt auf dem spiegelglatten See und trägt Licht, Freude und Leben in die dunkelsten Klüfte hinein. In Fretheim erreichten wir den südlichsten Punkt des ganzen Fjordsystems. Dann ging es nach Aurland zurück. Wohl niemand bedauerte, diesen Weg zweimal zurücklegen zu müssen. Die Felswände fallen stellenweise 1500 m nahezu senkrecht nach dem Fjord ab. An andern Stellen sind sie von kleinen Alpenweiden, kleineren und größeren Flecken Wald gegürtet, zu denen schwindelnde Felspfade sich hinaufziehen. Da und dort eine Alpenhütte in scheinbar unzugänglicher Höhe. Jeder Felsgrat reckt ein kleines Vorgebirge in den Fjord hinein. Zwischen den schaurigen Wänden öffnet sich da und dort eine freundliche Bucht, mit Wald bestanden, auch wohl mit einem vereinzelten Hofe oder Alpen- und Fischerhütten. In Unterdal entwickeln sich die Höfe sogar zu einem ansehnlichen Dorf.

Noch einmal konnten wir gleichzeitig in das Naerödal und den Aurlandsfjord hineinschauen, in diese grimmige Felsenveste von Urgestein, wo Gneis, Granit, Gabbro und Labradorit in gigantischen Massen übereinanderlagern, von Zwerggestrüpp und Birkenlaub bekränzt. Dann erweitert sich der Fjord, die Ufer werden weniger steil, bleiben aber noch immer sehr felsig und malerisch. Etwa um 5 Uhr erreichten wir den Hauptfjord, der hier drei größere Arme ausstreckt, einen nach Osten, einen nach Westen und einen nach Süden. Wir kamen aus dem engen Felslabyrinth in ein neues, weiteres, das aber nicht weniger großartig war.

Während der Hardanger sich in nordöstlicher Richtung in die Halbinsel einbuchtet, läuft der Sognefjord ziemlich genau in der Richtung von West nach Ost. Von Sognefest, also ohne die Straße des äußern Schärengürtels, bis nach Skjolden, dem nördlichsten Endpunkte, hat er eine Ausdehnung von 170 km (der Genfer See 73 km, der Bodensee von Bregenz bis Bodmann 62 km). Er würde also, in die Schweiz versetzt, von Genf aus durchs ganze Wallis bis ungefähr hinauf nach Brieg reichen. Damit soll gar nicht gesagt sein, daß ich entfernt den leisesten Wunsch hätte, daß das herrliche Wallis unter Wasser gesetzt werden möchte. Aber der Vergleich kann dazu dienen, von dem Sognefjord leichter eine annähernde Vorstellung zu geben. Die westliche Hälfte des Sognefjords ist nämlich ähnlich wie der Genfer See ein schöner, breiter Wasserspiegel, allerdings nur etwa 5 km breit, während der Leman die dreifache Breite erreicht, doch ansehnlich genug, daß die Ufer schon in bläulichem Duft auseinanderstehen, wenn man mitten durchfährt. Die östliche Hälfte aber möchte in mancher Hinsicht einige Ähnlichkeit mit dem Wallis haben, wenn der Genfer See bis hinauf nach Brieg wüchse und alle Seitenthäler und Seitenschluchten der Rhone mit Wasser füllte. Welch ein Anblick müßte das sein, wenn eine solche Wasserstraße bis in die Nähe des Matterhorns und des Monterosa und der sie umgebenden gewaltigen Gletscher rückte, die gewaltigen Felswände nicht mehr aus einem belebten Thalgrund, sondern in ihrer ganzen Wildheit aus dem See aufstarrten, die Gletscher dem See ganz nahe kämen und fast in ihn hineinzustürzen drohten, und erst die gewaltigsten Bergkomplexe der Flut endlich ein Ziel setzten! Etwas Derartiges nun bietet der östliche Teil des Sognefjords dar. Fast in derselben Breite, wie an seinem Eingang, dann sich langsam verengernd, tritt er in das wild zerrissene Bergsystem, das sich vom Süden Norwegens die ganze Westküste entlang bis zum Nordkap hin erstreckt. In zwei langen, schmalen Seitenarmen dringt er nördlich bis an die Ausläufer des Jostedalsbrae, des größten Gletscherfeldes von Europa, das weithin über einen großen Teil des Fjords sichtbar ist; in zwei ostwärts strebenden Armen gelangt er bis zu den Horungtinderne, den Vorposten von Jötunheim, des berühmten norwegischen Hochgebirges; in einem südlichen, sich spaltenden Arme endlich strömt er bis in die Felsgebirge, die ihn vom Hardanger trennen und die an einigen Punkten die Schneegrenze nahezu erreichen. Die höchsten der norwegischen Berge sind nun allerdings noch Kinder gegen die altehrwürdigen Häupter der Schweizer Alpen; aber dafür stehen sie dann auch dem Nordpol bedeutend näher, und die Schneegrenze sinkt weiter herab (1800—1600 m, etwa 1000 m tiefer als in den Alpen). Der Galdhöpig hat immerhin seine 2560 m, die Skagastölstinderne 2354 m, der Lodalskaup am Jostedalsgletscher 2071 m, und der ungeheure Gletscher selbst hält sich in einer mittleren Höhe von 1700 m. Ganz in

der Nähe des Meeres, von keinen andern Höhenverhältnissen herabgedrückt, nehmen sich derartige Höhen stattlich genug aus.

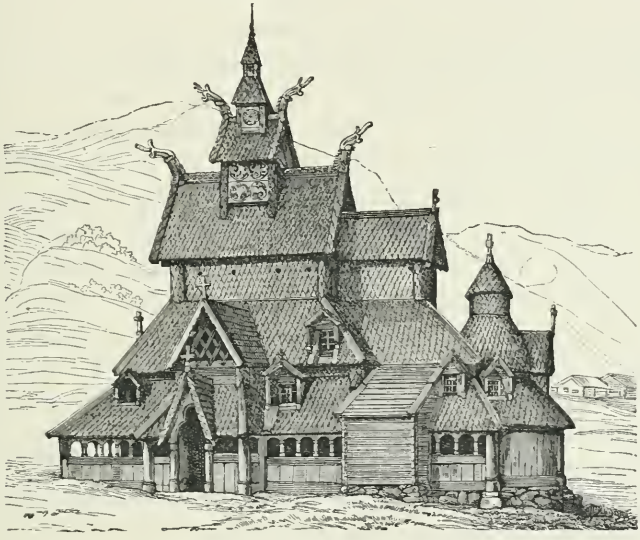
Dazu kommt, daß die norwegischen Berge selten eine längere Kette darstellen, sondern meist nach allen Seiten von tiefen Thälern begrenzt und durchkreuzt werden, steil abfallen oder in schroffen Terrassen wild-phantastische Formen bilden. Steile Felsabhänge von 1500 m sind an den östlichen Armen des Sognefjords keine Seltenheit. Sie erscheinen dem Auge ebenso gewaltig, wie manche an sich viel höhere Berggipfel von irgend einem Hochthal oder Vorberg aus, der ihre halbe Höhe oder darüber besitzt. Der Vierwaldstättersee bietet selbst zwischen dem Rütli und Flüelen kaum einen imposanteren Anblick dar als die Seitenarme des Sognefjords, welche in das eigentliche Hochgebirge sich hineingebettet haben. An Abwechslung sind sie entschieden reicher, da dieser Arme so viele sind, fast jeder sich wieder in kleinere Seitenbuchten teilt und fast jede halbe Stunde die Scene sich völlig ändert. Außer den erwähnten größeren Seitenfjorden drängen sich noch eine Menge kleinerer nördlich und südlich in das Gebirge ein bis an den Eingang des Fjords, wo einige ansehnliche Inseln nebst einer Unzahl Inselchen und Schären — die Indre und Yttre Sulen — als Wellenbrecher Fjord und Meer begrenzen. Die Alpenvegetation reicht bis an die äußersten Inseln hinaus, mischt sich aber längs des Ufers mit den Pflanzen der Ebene. An zahlreichen geschützten Stellen entwickelt sich die üppigste Fruchtbarkeit, und freundliche Gärten wechseln da mit der wildesten Felsscenerie. Eschen, Eichen, Linden und Ulmen steigen bis zu etwa 300—400 m über Meer, Föhrenwälder bis zu 800, die Birke aber und mit ihr gewöhnlich der Vogelbeerbaum und die Espe bis 1000 m und darüber, die Zwergbirke und die alpine Flora endlich bis nahe an die Schneegrenze hinauf. Im ganzen ist indes der Sognefjord an lieblichen Partien nicht so reich als der Hardanger. Große, ernste, erhabene Gebirgsnatur waltet vor.

Was der Wanderer wie im Hardanger so auch hier ungern vermißt, das sind Bauten oder Trümmer, an die sich historische Erinnerungen knüpfen. Ein paar Stunden östlich von Laerdalsören, am Ostende des Fjords, steht zwar die alte, höchst merkwürdige Holzkirche oder Stavekirche von Borgund, eines der schönsten Beispiele dieser Bauart. Aber am Fjorde selbst sieht man sich umsonst nach einer wirklich malerischen Kirche oder einem Schlosse um. Es ist schade! Die altnorwegische Geschichte ist so wild und tragisch wie nur die englische, und nach den alten Berichten drangen königliche Pracht und die Künste des Südens auch in diese fernen Thäler ein. Doch die Umwälzungen späterer Zeiten haben alles spurlos hinweggeräumt.

Nur *eine* Erinnerung ist noch ziemlich allgemein lebendig, freilich mehr eine sagenhafte als geschichtliche. Es ist die Frithjofs-Saga, welche Tegnér, der große schwedische Romantiker, durch sein herrliches Gedicht weltberühmt

gemacht hat. Bei Framnaes, einem Vorgebirge, das von Süden her weit in den Sognefjord vorspringt, soll Frithjofs Vater, Thorstein, gewohnt haben, gegenüber aber, an dem sich hier nach Norden öffnenden Seitenarm, dem Fjaerlandsfjord, König Bele mit seinen zwei Söhnen Helgi und Halfdan. An der Stelle, die heute Balholmen heißt, soll jener Hof Balderhage gestanden haben, wo der Lichtgott Baldur in besonderer Weise verehrt ward, kein Blut vergossen werden durfte, jede unheilige Handlung aufs strengste verboten war.

Tegnérs Dichtung ist allgemein bekannt; nicht so die merkwürdige Quelle, aus der er sie geschöpft hat, eine isländische Saga oder Prosa-



Holzkirche (Stavekirche) zu Borgund.

Erzählung, die wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert und zwar in Island niedergeschrieben wurde und von der zwei Pergamenthandschriften noch erhalten sind. Der Inhalt dieser Erzählung ist kurz folgender:

Uralter Zwist schien durch die Versöhnung des Königs Bele mit Thorstein endlich beigelegt. Schön Ingeborg [1] und Frithjof der Starke wurden als Jugendgespielen gemeinsam bei dem Bauer Hilding aufgezogen, und zärtliche Liebe versprach früh, die beiden Familien aufs innigste zu verbinden. Aber Beles Söhne waren ebenso stolz, feindselig und unverträglich, als Frithjof freundlich und gut war. Da König Bele starb und Frithjof um Ingeborgs Hand warb, ward er von ihren beiden Brüdern übermütig ab-

[1] Isländisch Ingibjörg, dänisch Ingebjörg, schwedisch Ingeborg; ebenso Friðþjófr, Fridthjof, Frithjof.

gewiesen, weil er keinen Fürstennamen trage. Frithjof schwur ihnen Rache. Als König Ring (nach dem einen Bericht König von Schweden, nach dem andern König von Ringerike) unter Kriegsdrohung Tribut von ihnen heischte, sandten sie vergeblich den alten Hilding zu dem schwer beleidigten Frithjof, um ihn zur Heeresfolge aufzufordern. Er saß am Schachbrett und wies mit Spielausdrücken verblümt die Aufforderung zurück. Beles Söhne mußten ohne ihn in den Krieg ziehen; um die Schwester vor dem erzürnten Freier sicherzustellen, brachten sie dieselbe zu Baldurs heiligem Gehege. Aber Frithjof kehrte sich nicht an die Heiligkeit des Ortes. Er besuchte Ingeborg, warb um sie, schwur ihr ewige Treue und wechselte Ringe mit ihr. Zuletzt gab er ihr einen herrlichen Armring, der ihm zu eigen war, und sie mußte ihm versprechen, sich nie von demselben zu trennen, außer wenn sie ihm denselben zurückgeben wollte. Unterdessen werden ihre beiden Brüder von König Ring besiegt: er verlangt als Siegesbeute ein Dritteil ihres Besitzes und die Hand Ingeborgs. Zürnend vernehmen sie bei ihrer Rückkehr, wie Frithjof aufs neue um Ingeborg geworben. Sie lassen ihm nur eine Wahl: entweder für immer in die Verbannung zu gehen, oder aber nach den Orkneys zu ziehen und den Tribut zu holen, den der dortige Herrscher Angantyr ihnen seit Beles Tod schuldete. Frithjof zieht das kühne Wagnis der Verbannung vor. Auf seinem Schiff Ellida segelt er mit seinem wackern Bruder Björn und dreißig Genossen nach den fernen Inseln hin. Doch kaum ist er abgefahren, so rauben die zwei bösen Brüder all sein Gut, brennen ihm Haus und Hof nieder und bestellen zwei Zauberinnen, um ihm im Solundar- (West-) Meer Sturm zu erregen. Die Hexen thun alles, was in ihren Kräften steht; aber Frithjof und seine Begleiter erproben sich als Helden, trotzen fröhlich singend dem Sturme und bewältigen endlich auch die zwei Zauberinnen, welche auf einem Walfisch sitzend dem Schiff voranzogen und das Unwetter heraufbeschworen. Glücklich landen sie in den Orkneys und werden von Angantyr eingeladen, bei ihm zu überwintern. Tribut will dieser nicht zahlen, aber er bietet Frithjof soviel Geld an, als er benötige, um sich freizukaufen.

Im Frühjahr zieht der Held nach Hause. Er findet seinen Hof in Framnaes eingeäschert. Er fährt sogleich hinüber an den Balestrand. Beles Söhne sind eben an einem feierlichen Opfer in Baldurshag. Frithjof macht am Strande ihre sämtlichen Schiffe untauglich und dringt dann stürmisch in den Opfersaal ein, wo die zwei Könige fröhlich schmausen, die Weiber am Feuer sitzen, um die mit Fett bestrichenen Götterbilder zu trocknen. „Willst du nun deinen Tribut haben?“ ruft der zürnende Held und wirft Helgi einen goldgefüllten Beutel ins Gesicht, daß ihm zwei Zähne brechen und das Blut aus dem Munde quillt. Dann stürzt er über Helgis Weib her. Denn sie trägt an ihrem Arm den kostbaren Armring, den er einst Ingeborg ge-

ſchenkt, und den dieſe auf König Rings Geheiß an ihre Brüder zurückgeſandt, um ihn Frithjof wieder zu erſtatten. Raſend ſchleppte er ſie an dem Ring zur Thüre, bis er endlich vom Arme weicht. Vergeblich kommt ihr Halfdans Weib zu Hilfe, während Halfdan ſelbſt den ſtürzenden Helgi in ſeinen Armen hält. Die Bilder des Gottes Baldur, mit denen die zwei Frauen beſchäftigt waren, fallen bei dem Tumult ins Feuer und verbrennen, und die Flamme faßt raſch das Haus. Frithjof mit dem erbeuteten Armring und Björn eilen zurück zu ihrem Schiffe und rudern hinaus ins Meer. Helgi und Halfdan wollen ſie verfolgen, finden aber alle ihre Schiffe leck. Helgi will den Verwegenen einen Pfeil nachſenden; doch vor Wut ſpannt er den Bogen zu ſtark, und dieſer bricht.

Frithjof iſt nun gerettet und gerächt, aber als „Wolf im Heiligtum“ (vargr i véum), als Heiligtumsſchänder iſt ſeines Bleibens in der Heimat nicht mehr. Er wird Viking, d. h. ein wilder Seeabenteurer. Angantyr beherbergt ihn einen Winter lang. Dann zieht er ſeeräuberiſch auf allen Meeren herum. Doch nur grauſame Vikinger und böſe Menſchen werden von ihm gebrandſchatzt; friedlichen Kaufleuten und Bauern thut er nichts zuleide. Durch ſeine Kühnheit erringt er reichlich Ruhm und Gold. Als armer Salzbrenner (Saltkarl) verkleidet, ſchleicht er ſich an den Hof des Königs Ring und bleibt da einen Winter, während ſeine Gefährten ihre Meerfahrten fortſetzen. Königin Ingeborg ahnt nichts; aber der König glaubt, daß in der hohen mächtigen Geſtalt etwas mehr ſtecke als ein gewöhnlicher Dienſtmann. Er fragt ihn nach ſeinem Namen.

„Ich hieß Frithjof“ (Friedensdieb), lautet die Antwort, „als ich mit den Vikingern fuhr; Herthjof (Heerdieb), als ich die Weiber um ihre toten Männer weinen machte; Geirthjof (Spießdieb), als ich den Wurfſpieß ſchleuderte; Eythjof (Inſeldieb), als ich an den Schären raubte; Helthjof (Höllendieb), als ich Säuglinge ſpießte; Valthjof (Walddieb), als ich über Männer herrſchte: aber jetzt bin ich eine Stunde mit Salzbrennern herumgezogen und bedarf der Hilfe.“ Ingeborg merkt noch immer nichts; der König aber verlangt, daß der Fremde Mantel und Kapuze abwerfe, und da ſtand er denn in dunkelblauem Leibrock, den ein Silbergürtel hielt, eine herrliche Geſtalt, mit dem Ring am Arme, den einſt Ingeborg getragen. Die Königin wird blutrot; auch der König erkennt den Ring und ſagt: „Du mußt lange Salz gebrannt haben, bevor du dieſen Ring erhielteſt.“ Doch Frithjof antwortet, der Ring ſei ein Erbſtück von ſeinem Vater her. Er giebt ſich nicht zu erkennen. Als hoher Gaſt geehrt, bleibt er den ganzen Winter über an König Rings Hof. Bei einer Fahrt auf dem Eiſe rettet er dem König und Ingeborg das Leben mit ſolcher Kraft und Behendigkeit, daß der König ausruft: „Das war in Wahrheit ein guter Tag! Nicht einmal Frithjof der Starke hätte es beſſer machen können, wenn er hier geweſen wäre.“

Erst im Frühjahr bei einer Jagd gewinnt König Ring volle Gewißheit, daß der Fremde kein anderer als Frithjof ist. Er will ihn nun für immer bei sich behalten; doch Frithjof nimmt die Einladung nicht an. Es kommt zum Abschied, und Frithjof schenkt Ingeborg zum zweitenmal den herrlichen Ring. Noch einmal dringt der König in ihn, zu bleiben und sich seines Reiches und seiner noch kleinen Kinder anzunehmen.

„Ich", sprach er, „fühle mich krank und erwarte raschen Tod; ich schenke dir mein Weib und all mein Eigentum, und ich will dir dazu auch den Königstitel geben." Frithjof dankte ihm, sagte aber, er wolle sich mit dem Titel eines Jarl begnügen. König Ring starb bald darauf nach kurzem Krankenlager und wurde mit vielen Kostbarkeiten begraben. Das Totenmahl für ihn und Frithjofs Hochzeit wurden zusammen gefeiert.

Als Ingeborgs Brüder davon hörten, ergrimmten sie sehr, entboten ein Heer und zogen wider Frithjof zu Felde. Doch dieser überwand sie. Helgi fiel von seiner eigenen Hand, Halfdan unterwarf sich und ward Frithjofs Lehensmann. Frithjof selbst ward nun König am Sognefjord.

So lautet kurz zusammengedrängt die alte Erzählung, wie sie, wohl nicht ohne Anhaltspunkt an wirklichen Namen, Personen und Begebenheiten, am Sognefjord selbst entstand und weiter ausgeschmückt wurde, durch mündliche Mitteilung nach Island gelangte und dort einen Aufzeichner fand. Was an der Sage geschichtlicher Grund, was bloße Ausschmückung ist, läßt sich, wie in den meisten Fällen, nicht mehr mit völliger Gewißheit bestimmen. Daß sie nicht völlig erdichtet ist, sondern auf alten Volksüberlieferungen fußt, das wird durch die ältesten isländischen Geschichtsquellen glaubhaft gemacht. Björn Buna, ein mächtiger Häuptling am Sognefjord, war einer der hervorragendsten Landnámamänner, d. h. jener freiheitsliebenden Tapferen, welche einst von Island Besitz ergriffen. Auf ihn weisen die Geschlechtsregister der edelsten isländischen Familien als auf ihren Stammvater zurück. Die Kunde von einem Frithjof mag also — bei dem steten Verkehr Islands mit dem Mutterlande — aus dem Sognefjord selbst in die ferne Insel hinübergelangt sein. Um die Zeit aber, da er nach dem ganzen Kulturbilde der Sage gelebt haben sollte, hatten die Vikinger noch nicht auf den Orkneys festen Fuß gefaßt. König Ring ist eine fabelhafte Persönlichkeit, über dessen Reich nicht einmal die Berichte übereinstimmen. Und so ist denn der ganze Roman mit seiner bunten Verwicklung, seinen Gewaltthaten, Abenteuern und Zaubervorstellungen eine Dichtung des späteren Mittelalters, ähnlich wie das Nibelungenlied ein beredter Zeuge, daß die katholische Kirche weder den poetischen Geist der germanischen Völker noch ihre reckenhaften alten Volksüberlieferungen daniedergehalten hat. Erst als die skandinavischen Reiche von ihr sich trennten, ist die altnordische Volkspoesie allmählich aus den Bergen Islands und Norwegens in den Staub der Bibliotheken ge-

wandert, um dort in späteren Jahrhunderten den Sprach- und Geschichtsforschern Arbeit zu geben.

Es war unzweifelhaft unter dem Einfluß der deutschen Romantik, daß Tegnér den toten Schatz der Frithjofssage gehoben und neu belebt hat. Seine Dichtung ist erst 1825 erschienen. Diese Neugestaltung ist im ganzen ein Meisterwerk. Wohl kaum als Gewinn ist es zwar zu erachten, daß er die Liebespartien, welche die mittelalterliche Dichtung nur eben andeutet, mit der ganzen Glut eines Minnedichters weitläufig ausführte, ja mit einem fast berauschenden Rosen- und Liliendust überschüttete, den Dienst Freyas und Baldurs und überhaupt das altnordische Götzentum in humanitärem Sinne verklärte, dagegen alle jene Momente vernachlässigte, welche in der alten Erzählung an die Schattenseiten des germanischen Heidentums erinnerten. Frithjof spießt keine Säuglinge mehr, noch macht er Weiber weinen. Die Kraftstelle, wo er sich Frieddieb, Heerdieb, Spießdieb, Inseldieb, Höllendieb, Walddieb nennt, hat der moderne Romantiker ganz weggelassen. Dagegen verfällt sein Frithjof in der langen, fast sentimentalen Abschiedsscene von Ingeborg auf den durchaus ungermanischen Gedanken, seinem lieben Nordland abzuschwören und mit der Geliebten nach dem sonnigen Hellas auszuwandern:

Was gilt der Norden mir, was mir ein Volk,
Das vor dem Machtwort seiner Priester zittert,
Und will mit frecher Faust ins Herz mir greifen,
In meines Wesens heil'gen Blütenkelch?
Bei Freya! Nimmer sollen sie erreichen das!.
Ein armer Sklav' mag an der Scholle haften,
Wo er geboren ward. Doch ich will frei sein,
Frei wie der Bergwind. Eine Handvoll Staub
Von meines Vaters Grab und jenem Beles
Hat Raum auf unserm Schiff, und das ist alles,
Was wir von unserer Heimat-Erde brauchen.
Geliebte! Noch strahlt eine andre Sonne
Als jene, die hier bleich den Schnee bescheint;
Ein andrer Himmel, schöner als der hier,
Und milde Sterne schau'n mit Götterglanz
Von ihm herab in warmen Sommernächten
Zum Lorbeerhain auf ein treuselig Paar.
Mein Vater, Thorstein Vikingsson, fuhr weit
Im Krieg herum und hat uns oft erzählt
Beim Schein der Glut in langen Winternächten
Vom griech'schen Meer und dessen Inselwelt,
Und grünen Wäldern in den hellen Wogen.
Ein mächtiges Geschlecht wohnt' einstens dort
Und hohe Götter in den Marmortempeln.
Jetzt stehn verlassen sie, es wuchert Gras
Auf ödem Pfad, und eine Blume wächst da
Aus Runenschrift, die alte Weisheit kündet,

Und schlanke Pfeilerstämme grünen da,
Umwunden von des Südens reichen Ranken.
Doch rund umher trägt ungesäte Ernte
Die Erde von sich selbst, was Menschen brauchen,
Und goldne Äpfel glühn im dunkeln Laub,
Und rote Trauben schmücken Zweig an Zweig
Und schwellen üppig so wie deine Lippen.
Da, Ingeborg, da bau'n wir in den Wogen
Ein kleines Norden, schöner als das hier;
Mit unsrer treuen Liebe füllen wir
Die lichten Tempelhallen und erfreu'n
In Menschenglück uns der vergess'nen Götter.

Das geht weit über den Klassizismus hinaus, den Oehlenschläger im „Hakon Jarl" und andern Bearbeitungen altnordischer Stoffe entwickelt. Dieser Zug ist durch und durch modern. In die alte Sage paßt er nicht, und mitten in der Felsenherrlichkeit des Sognefjords klingt er wie ein ganz fremder, störender Ton. In allem übrigen aber, bis in die kleinsten Umstände hinein, hat Tegnér sich an seine mittelalterliche Vorlage gehalten, so daß sich sein Verdienst vielfach darauf beschränkt, ihre kraftvollen Erfindungen, ihre gewaltige Runenschrift in die weicheren Formen der klangvollsten, melodischen Verse übersetzt zu haben. Den eigentlichen Lebensquellen des Mittelalters hat sich der schwedische Romantiker allerdings dabei weit weniger genähert als z. B. Walter Scott. Die Scheu vor der katholischen Kirche hat wohl auch andere skandinavischen Dichter über das katholische Mittelalter hinweg in das altnordische oder klassische Heidentum zurückgedrängt; aber doch fehlt es auch nicht an Klängen, welche, wie Jonas Lie's herrliches Bannerlied auf die norwegische Flagge, germanische Kraft mit echt christlicher Begeisterung vereinen:

Das blaue Kreuz auf rotem Grund
Trug unser Volk in schwerer Stund',
In Sturmesnacht
Bei Blitzespracht.
Dem Volk sollt' es zum Zeichen sein,
Es zu erlösen, zu befrei'n.

Das Kreuz, das ist des Glaubens Hort,
Der lebt im Herz des Normanns fort,
Besiegt niemal
In Leidensqual,
Des Glaubens trost- und freudenreich,
Des Glaubens, daß „Gott ist mit euch!"

Den Vätern schwebt' das Kreuz schon vor:
Es war der Hammer einst des Thor.
Des Volkes Kraft
Wandt' um den Schaft,
Und schlägt in stillen Wirkens Macht
Wie Götter einst die Riesenschlacht.

Strahl hoch nun ob Norwegens Tag,
Bekreuze Kirche, Recht und Sag'!
Dir sei geweiht
Die neue Zeit,
Führ du das Volk auf seinem Gang,
Sei Krone ihm und Freiheitssang!

Die Fahrten der Dampfschiffe auf dem Sognefjord sind nicht so sehr zu Nutz und Frommen der fremden Touristen reguliert, als vielmehr zum Zweck rascher und regelmäßiger Verbindung zwischen den Hauptpunkten des Fjords und der Handelsstadt Bergen. Sie gehen von Bergen aus, berühren die Hauptstationen in zwei Tagen und kehren am dritten Tag über dieselben Stationen nach Bergen zurück. Nur ein Schiff hält sich im Innern des Fjords und widmet sich hier dem Lokalverkehr, während ein anderes die Verbindung mit dem Süd- und Nordfjord besorgt. An den einzelnen Stationen wird nur kurzer Halt gemacht. Wer etwas länger verweilen will, der muß gleich einen oder auch zwei Tage ansetzen, bis er mit dem nächsten Schiff wieder weiterkommen kann.

Da die Jahreszeit schon ziemlich vorgeschritten war und wir noch etwas vom Norden sehen wollten, so mußten wir darauf verzichten, uns lange am Sognefjord aufzuhalten. Nachdem wir die schönste Partie, Naeröfjord und Aurlandsfjord, gesehen, lag mir nur noch daran, den Hauptfjord in seiner ganzen Länge zu durchfahren, und dazu war unser Schiff eben das rechte. Aus dem Aurlandsfjord brachte es uns zunächst nach Yttre Fröningen an der Südküste des Hauptfjords, dann an die liebliche kleine Bucht von Amble (Kaupanger) am Nordufer, und endlich am Abend, nachdem uns ein Ausblick in den malerischen Aardalsfjord zu teil geworden, in die schmale Sackgasse von Laerdalsören. Es war etwas nach 7 Uhr, ein prächtiger Abend. Das Dorf liegt etwa 20 Minuten vom Landeplatz. Da das Schiff erst 3 Uhr morgens weiterfuhr, so folgten wir der Schar der übrigen Reisenden in das Dorf hinein und wanderten noch weiter in das Thal hinauf, bis die einbrechende Dämmerung zum Rückzug nötigte. Das Ende des Fjords ist ziemlich prosaisch, das breite Schwemmland eines Flusses zwischen kahlen Felsrücken. Das Thal ist wieder freundlicher, das Dorf bereits von moderner Kultur beleckt. Hier läuft nämlich die ältere Poststraße aus, die, sich später teilend, durch das Valdersdal und Hallingdal nach Christiania führt. Daher ist hier großer Fremdenverkehr. Das Hotel war groß und ziemlich städtisch eingerichtet. Wir fanden hier fast die ganze Reisegesellschaft wieder, welche sich aber von Laerdalsören nach verschiedenen Richtungen teilte. Als wir nach dem Abendessen wieder aufs Schiff wollten, war es so stockdunkel geworden, daß wir den Weg nicht weiterfanden, sondern uns einen Führer nehmen mußten. Auf dem Schiff ging es lebendig her.

Der Nachtwind blies kühl, fast kalt. Ein paar junge Engländer, welche in der Rauchkabine auf dem Deck noch etwas schmauchen und plaudern wollten, fanden dieselbe verschlossen und machten nun einen heidenmäßigen Lärm an den Fenstern, an der Thüre und stiegen sogar auf das Dach, um den Unglücklichen, der hier auf Kosten der übrigen Gesellschaft sich eine ruhige Nacht verschaffen wollte, durch Trampeln und Tanzen für seine egoistischen Tendenzen zu strafen. Es war eine rechte Studentenkomödie. Am drolligsten aber war es, als sich der belagerte Unbekannte am andern Morgen als der norwegische Konsul einer größeren englischen Stadt entpuppte — und Konsuln sind große Leute, nicht so ganz wie im alten Rom, aber in der Handelswelt doch meist wichtige Potentaten! Strenge blickend musterte er das ganze Schiff; aber niemand wollte jetzt gepoltert haben. Den Konsul abgerechnet, brachten übrigens Senat und Volk die Nacht in der Speisekajüte zu, welche zu einem Schlafraum hergerichtet worden war. Um 3 Uhr morgens fuhr das Schiff ab. Als ich gegen 6 Uhr aufs Deck kam, hatten wir das östliche Geäste des Sognefjords schon hinter uns und fuhren durch den Norefjord in den noch engeren Sognedalsfjord, an dessen Ufern, rings von ansehnlichen Bergen geschützt, sich der schönste Garten ausbreitet, wohl der lieblichste Platz an dem gesamten Fjord. Bei Fimreite, am Eingang dieses Seitenfjords, wurde am 15. Juni 1184 die entscheidende Seeschlacht geschlagen, in welcher der Krummstäbler-König Magnus Erlingsson fiel, der Birkebeiner-König Sverrir die Übermacht in Norwegen erlangte. Die Baglar hatten 26 Seedrachen, die Birkebeiner nur 13. Jene mochten etwa 3120, diese etwa 1860 Krieger Bemannung zählen. Mariesuda, das königliche Schiff Sverrirs, trug allein 320. Die Birkebeiner lagen in dem schmalen Seitenfjord, während die Flotte Magnus' durch den Hauptfjord angesegelt kam. Die Freunde rieten ihm, erst die kleineren Schiffe anzugreifen; er aber bestand darauf, das Hauptschiff zu bekämpfen, und dieses wurde denn bald von seinen Fahrzeugen umdrängt und mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen, Wurfspießen, Handschwertern und Schleudergeschossen überschüttet. Ein großer Teil der Mannschaft fiel; allein es gelang den Baglarn nicht, an Bord zu dringen und das Schiff zu nehmen. Unterdessen hatte Prinz Erich, Sverrirs Sohn, mit den andern 13 Schiffen die kleineren Fahrzeuge der Baglar angegriffen. Nach erbittertem Kampf nahm er eins derselben, und dies genügte, um die andern in Furcht und Verwirrung zu bringen. Die Mannschaft des geenterten Schiffes suchte sich in das nächste zu retten. Erich verfolgte den Sieg mit trotzigem Ungestüm, und die Schlachtlinie der kleineren Schiffe löste sich bald in wilde Flucht auf. Fünf der größeren Schiffe nahmen so viele Flüchtlinge auf, daß sie der Last nicht mehr gewachsen waren, sondern versanken. Von dem königlichen Schiff stürzte sich ein Teil der Bemannung verzweifelnd ins Meer. Magnus selbst verlor

die letzte Hoffnung und folgte ihrem Beispiel. Der Siegesjubel der Birkebeiner war grenzenlos, da sie gegen eine solche Übermacht kaum zu triumphieren gehofft hatten.

Von dem Schauplatz dieser merkwürdigen Seeschlacht wandte sich unser Dampfer nach Balholmen, der mutmaßlichen Stätte der Frithjofssaga. Von dem reichbewaldeten und felsigen Balestrand zieht sich hier der schmale Fjärlandsfjord tief nach Norden bis an den Fuß des Jostedalsgletschers, von dem einige Eisgehänge sich schimmernd zwischen dunkle Felshäupter betten. Gegenüber nach Süden begrenzt ebenfalls ein Eisfeld, der Fresvickbrae, über dunkeln Felskolossen den Horizont. Ein malerisches Bild drängt sich an das andere; doch sind die Entfernungen meist größer am Hardanger; das Grün, ohnehin spärlicher, kommt weniger zur Geltung. Trotz des hellen Sonnenscheines hat die Landschaft einen ernsten, fast schwermütigen Charakter.

Der Dampfer folgte nun dem Norduser des Hauptfjords, besuchte die Stationen Naes, Maaren und Kirkebö, und bog endlich in den engen seitlichen Vadheimsfjord. Bis dahin brauchte er von Laerdalsören neun Stunden. In kaum zwei Stunden hätten wir nun den Eingang des Fjords erreicht; allein unter der bunten, internationalen Gesellschaft konnte man den Zauber der Natur nicht ruhig genießen; das Fahren zu Schiff hat lange nicht den Reiz, wie das Fahren in den leichten norwegischen Wägelchen, und von ferne zog mich schon lange das erhabene Eisfeld des Jostedalsbrae an. Wir stiegen zu Vadheim aus.

Vand-Skyds.

4. Zum Jostedalsgletscher.

Der Jostedalsbrae oder Jostedalsgletscher ist das größte Eisfeld von Norwegen und von Europa überhaupt. Er erstreckt sich über einen Flächenraum von 1200—1300 qkm (also erheblich weiter als der ganze Kanton Uri in der Schweiz, oder etwa das Fürstentum Waldeck) von Südwest nach Nordost in einer Länge von ungefähr 100 km bei sehr verschiedener Breite. Er ist nicht, wie die Schweizergletscher, an die Abhänge höherer Bergspitzen und Bergketten gebettet, sondern deckt in ununterbrochener Masse das weite Hochplateau, aus dem nur einige wenige Felsenspitzen höher aufragen. Von diesem ungeheuern Felde ewigen Eises, das sich von 1200 bis 2030 m erhebt, steigen nicht weniger als 24 kleinere Gletscher in die Alpenthäler hinab, welche den Gebirgsstock nach allen Seiten umgeben, 2 nach dem Söndfjord hin, 6 nach dem Nordfjord und 16 nach dem Sognefjord. Das Meer selbst dringt in keinem dieser Fjorde bis an den Jostedalsbrae hinan, wohl aber bis in seine Nähe, so daß die Wasser, welche dem Gletscher entströmen, sich gewöhnlich erst in einem Alpensee sammeln und dann als Fluß in längerem oder kürzerem Lauf einen der Fjorde erreichen. Dieses unabsehbare Eismeer, nach allen Seiten von dunkeln, steilen Felshöhen umtürmt, in weiterem Kreise von hundert sich kreuzenden Thälern, Flüssen, Seen umkränzt und von den zwei Meeresarmen des Nordfjords und Sognefjords umschlossen, ist bei weitem noch großartiger als das Gletschergebiet des Folgefonds, eine der schönsten und erhabensten Partien der gesamten Halbinsel. Es ist dabei keine so trostlose Felsenwüstenei wie das nordöstliche Jötunheim. Von allen Seiten dringen belebte Thäler, Wasserstraßen, kleine Ortschaften oder wenigstens Alpenhütten bis in die Nähe des ewigen Schnees.

Einen kleinen Geſchmack von der Ausdehnung des Gletſchers bekamen wir ſchon dadurch, daß wir einen Nachmittag, dann einen Tag und faſt noch einen zweiten Tag brauchten, um in ziemlich lebhaftem Tempo an ſeinem weſtlichen Gehänge dahinzufahren, wobei das weite Eisfeld freilich Stunden lang hinter den näheren Vorbergen entſchwand, dann aber wieder um ſo gewaltiger in Sicht trat. Die Fahrt war viel anziehender als die bisherige auf den Fjorddampfern.

Eine eigentliche Poſt iſt nämlich bis jetzt nur an einigen wenigen Routen Norwegens eingerichtet. Ihre Stelle vertritt ſonſt überall eine Art von Extrapoſt, die man Skyds (Schüß) nennt. An dem ausgedehnten Straßennetz, das ſich über Berg und Thal durch das ganze weite Land hinzieht (viele Straßen ſind vom Staate angelegt, andere von den Gemeinden; alle aber müſſen von den Gemeinden unterhalten werden), findet man in Abſtänden von 10—25 km jeweilen eine Halteſtelle, d. h. einen Bauernhof, der zugleich Wirtshaus iſt, und deſſen Beſitzer, der ſogen. Skydsſkaffer, pflichtig iſt, Reiſende, ſeien es Einheimiſche oder Fremde, entweder mit Stolkjärre oder mit Karriol weiter zu befördern. Bei der Abreiſe hat man Namen, Stand, woher, wohin nebſt Angabe der Wagenart (Skyds oder Karriol) in das ſogen. Skydsbuch einzutragen, das überdies eine Rubrik für Lob oder Tadel in Bezug auf Pferd, Wagen und Bewirtung enthält. Dieſe Bücher ſind einer ſtaatlichen Kontrolle unterworfen, und wenn der Skydsſkaffer die geſetzlichen Beſtimmungen verletzt hat, ſo unterliegt er einer Beſtrafung. Man unterſcheidet zwei Arten Stationen: feſte Stationen und Anſageſtationen. An den ſogen. faste stationer hat der Bauer oder Wirt die Pflicht, beſtändig Pferde im Stall bereit zu halten, um den Reiſenden ſofort, wenigſtens in etwa einer halben Stunde, weiter zu bringen; an den Anſageſtationen (tilsigelse stationer) aber kann der Reiſende nur dann raſche Beförderung verlangen, wenn er durch forbud, d. h. durch Bote oder Brief, ſich auf eine beſtimmte Stunde Pferde und Wagen genau beſtellt hat. Für die einzelnen Diſtanzen ſind von Staats wegen Tarife feſtgeſetzt, die man gewöhnlich vorn im Skydsbuch angegeben findet. Der „Gut“, der den Reiſenden begleitet, am Schluß der Fahrt das Fahrgeld einzieht und das Fuhrwerk zurückbringt, hat daneben durch allgemeinen Gebrauch Anſpruch auf ein kleines Trinkgeld. Fällt daſſelbe befriedigend aus und iſt der „Gut“ auch ſonſt zufrieden, ſo hat man Ausſicht, beim Aus- und Einſchirren an der nächſten Station gelobt und empfohlen zu werden. Verdirbt man es mit dem „Gut“, ſo läuft man Gefahr, von ihm übel angekreidet und, da die Leute zuſammenhalten, für die nächſte Reiſeſtrecke mit einem ſchlechten Wagen, einem ſtörrigen Gaul oder einem noch ſtörrigeren „Gut“ verſehen zu werden. Kommt man irgendwo an, ſo ſteht weder ein Kellner noch ein Wirt bereit, da giebt es keine Bücklinge am Wagenſchlag, keine gehorſamſten Bemühungen

um das Gepäck, keine unterthänigsten Begrüßungen an der Hausthüre. Der „Gut" spannt aus; der Reisende geht in die Stube oder Küche und bestellt sich sein Wägelchen zum Weiterfahren und jeweilen auch Mahlzeit oder Erfrischung. An den besseren Stationen findet man gewöhnlich eine freundliche, gemütliche Stube, bisweilen schon mit etwas modernem Komfort ausgestattet; aber immer geht es ohne viel Komplimente ab. Die Magd oder die Wirtin deckt den Tisch und trägt auf und verschwindet wieder, ohne sich weiter um die Reisenden zu kümmern. Beim Einsteigen zeigt sich zuweilen der Wirt, oft auch nur der neue „Gut". In einem Halbstündchen oder Stündchen geht's wieder weiter, wenn nicht etwa eine besondere Schwierigkeit mit Pferd und Wagen vorliegt, der „Gut" weither geholt werden muß, oder die Leute zufällig etwas langsam sind.

Herrschaften, die an Blitzzüge und Schlafwagen, Hotels erster Klasse und Equipagen, Portiers und Lakaien gewöhnt sind, werden diese Art zu reisen nicht eben entzückend finden. Noch neuerlich hat ein Korrespondent des „Figaro" Norwegen deshalb wie ein halb barbarisches Land beschrieben. Aber so barbarisch ist es gar nicht. Wer noch das Köstliche einer Fußreise zu würdigen weiß, der wird bald entdecken, daß das Skydsfahren ungefähr alle Annehmlichkeiten einer solchen bietet, nur das Beschwerliche des steten Laufens abgerechnet. Man ist nahezu sein eigener Herr, kann abfahren, halten und ankommen, wann man will, kann alle Merkwürdigkeiten unterwegs, vor allem die Natur, in ungestörter Ruhe genießen, Land und Leute kennen lernen, so viel man wünscht. Man kann auch aussteigen und zu Fuße gehen, wo eine besonders schöne Scenerie dazu einladet oder ein besonders steiler Weg es rätlich macht. Hat man sich einmal mit einem „Gut" etwas befreundet, so teilt sich das sympathisch mit, und man findet überall ein freundlich-gemütliches Entgegenkommen. So wenig sich der Norweger gefallen läßt, barsch und herrisch ankommandiert zu werden, so treuherzig und gefällig ist er auch, wenn man sein berechtigtes Selbstgefühl achtet und auf freundlichem Fuß mit ihm verhandelt.

Die Wirtschaften an den verschiedenen Stationen sind ungemein verschieden, je nachdem sie an besuchteren oder weniger besuchten Straßen liegen, reicheren oder ärmeren Leuten gehören, vorwiegend nur Einheimischen dienen oder schon manchen Sommer das Standquartier von Engländern gewesen sind, näher oder entfernter von einer der Eisenbahnen oder von einem der belebteren Fjorde abliegen. Da und dort haben strebsame Eigentümer sie zu freundlichen Landhäuschen gestaltet, wie man sie anderswo an Luftkurorten trifft, mit mannigfachem modernem Komfort ausgestattet. Andere Stationen stellen das norwegische Bauernhaus in seiner ursprünglichen Einfachheit dar, und zwar in all den verschiedenen Stufen, welche Reichtum oder Armut des Besitzers bedingt. Wieder andere zeigen allerlei Mischung der alten Ein-

richtung mit modernem Aufputz. Ganz findet man die Gemütlichkeit des ehemaligen Bauernhauses selten verwischt. Das Klima nötigt, mit Holz zu bauen, und so haben selbst die größeren Kurhäuser oder Sanatorien,

Norwegische Haltestelle.

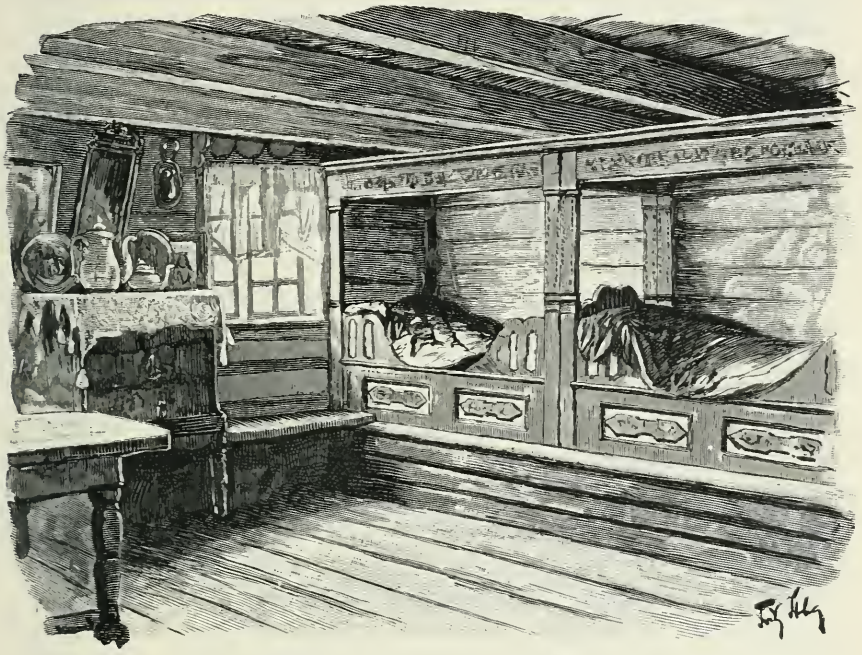
welche in den letzten Jahren an einigen Punkten von Norwegen errichtet wurden, im wesentlichen den Charakter der alten, schönen Holzarchitektur bekommen.

Der Skydsskaffer in Vadheim hatte auf einen Schlag drei Wagen zu liefern, einen für das englische Ehepaar, dem wir schon in Odde begegnet waren, einen für zwei junge Engländer, welche wir auf dem Sognefjord getroffen, und einen für uns. Wir fuhren zusammen ab. Es war etwas nach Mittag. Als „Gut" erhielt der erste Wagen eine Jente, d. h. ein junges Mädchen, der zweite einen Knaben und der dritte einen schon gesetzten Mann, der zu meiner Freude bald sehr gemütlich und gesprächig wurde. Es ging durch ein enges Felsenthal, das durch Lawinen und Ure (Felsstürze) berüchtigt ist, an zwei schönen Seen vorbei. Etwas nach 4 Uhr nachmittags langten wir in Sande an. Die Station war ein nach englischen Vorschriften eingerichtetes ländliches Eldorado. Die Engländer blieben da und verlegten sich sofort auf Fischfang. Mir kam es doch noch zu frühe vor, um schon Rast zu halten. Das Reisebuch warnte vor der nächsten Station Langeland; der alte „Gut" erklärte sich aber bereit, uns selbst noch dahin zu „skydse". Der Abend war prächtig. Von den nächsten Hügeln bot sich der freundlichste Ausblick auf das Indre Holmedal. Der Weg hielt sich dann in bedeutender Höhe. Besonders fesselten zwei phantastische Berggestalten den Blick, der sogen. Kvamshest (1239 m) und der Lillehest (920 m), welche das Hochthal von dem Dalsfjord trennen. Als die Sonne hinter ihnen verschwand, zeichneten sich die Silhouetten dieser beiden „Pferde" (vielleicht vom Stamme des Pegasus) ganz schwarz gegen den noch strahlenden Abendhimmel ab. Zwischen beiden lagerte Schnee, und unmittelbar vor uns spiegelten sich die dunkeln Schattengestalten in dem langgestreckten Silbredsvand. Der Weg stieg aber östlich steil den Berg hinan, und so rangen wir dem scheidenden Abendlicht noch fast ein Stündchen ab. Erst auf der Paßhöhe von Langeland brach endlich die Dunkelheit herein und führte uns zu dem ärmlichsten Quartier, das uns bis jetzt begegnet war — zu einem Bauernhaus, und zwar zu einem entlegenen und armen.

Vor der Thüre stand ein schlecht gekleideter, struppiger Bauersmann, der kaum unsern Gruß erwiderte. Durch die Hausthüre kamen wir in eine rauchige Küche, in welcher die Frau eben in einem Kessel rührte. In der Stube nur zwei rohe Tische und unbequeme Stühle. Das „Bier" war ausgezeichnet, wie der „Gut" behauptete; wir konnten es kaum trinken. Altbackenes Brot, Butter und sogen. Mysost — ein süßlicher Käse — war alles, was da zu haben war. Die Frau versprach uns, noch einen Thee zu bereiten. Das war aber das seltsamste Getränk dieser Art, das ich noch je verkostet hatte. Nachdem wir unsern „Gut" verabschiedet und diesen Thee eingenommen hatten, stiegen wir auf einer leiterartigen Treppe in den oberen Raum, eine große Stube, wo unter den Giebelecken des Daches zwei Betten standen. In dem übrigen Raum hing Wäsche und Garderobe der ganzen Familie, alles ärmlich, aber doch sauber. Die Betttücher waren frisch und

rein, über Laub gebreitet. Ich schlief sehr gut und bewunderte am andern Morgen die schlichte Industrie-Ausstellung, welche vor unsern Augen hing.

Als wir nach unten kamen, setzte es einen Streit ab. Ein anderer Mann kam und verlangte uns weiterzufahren. Wir wiesen ihn an den Wirt, bei dem wir schon Skyds bestellt hatten. Sie zankten sich eine Weile; dann zog der Zudringliche ab. Eine Strecke weit begleitete uns ein Mann, der aber bald einen Jungen vom Felde abrief und ihm seine Stelle übergab. Der Weg lief am Ufer eines langgestreckten kleinen Sees hin, des Langelandsvand. Von den Bergen schob sich ein scharfer Vorsprung nach dem andern



Fremdenzimmer in einem norwegischen Bauernhause.

in den See vor, so daß wir beständig steil hügelauf, hügelab fahren mußten. Mit andern Wagen wäre das unausstehlich. Aber diese Wägelchen sind so leicht, daß das Pferd noch ziemlich rasch den Hügel hinauftrabt, erst an der Höhe etwas ruht und dann in sausendem Galopp, ohne Radschuh, die andere Seite hinunterrennt. So wird schon ein munterer Anlauf für den nächsten Bakken gewonnen, und man kommt trotz des ungünstigen Terrains rasch voran. Als wir das Ende des Hochthals erreichten, wunderte ich mich freilich ein wenig. Denn vor uns lag eine schiefe Ebene, so steil als nur ein russischer Berg, wie man ihn im Winter zum Schlittenfahren errichtet. Ehe ich indes die Gefahr einer Überstürzung noch genau philosophisch erwogen

hatte, waren wir schon hinuntergesaust, so lustig und fröhlich, daß ich em da capo wünschte. Wir befanden uns nun aber unten, am oberen Gelände des Fördefjords, in einem weiten Thale, wo zwei Flüsse, beide von den Abhängen des Jostedalsbrae die Wasser sammelnd, sich vereinigen und in ansehnlicher Breite dem Fjord zuströmen. Förde besitzt eine stattliche Kirche und sogar ein Telegraphenbureau. Das Hotel gehörte zu den kulturell fortgeschrittenen. Auf dem Piano lag Walter Scotts Lady of the Lake, Eliots Scenes of clerical life und Dickens' unsterblicher David Copperfield.

Die nächste Fahrstrecke bis Nedre-Vasenden war von hoher landschaftlicher Schönheit. Die Straße wendet sich hier erst östlich, dann nordöstlich, dem Jölsterelf entlang, sich immer mehr dem gewaltigen Gebirgsstock nähernd, der den Jostedalsbrae trägt. Wir sahen in einiger Entfernung von der Straße die Ackerbauschule Mo, einen wahren Herrenhof, zwischen gutbebautem Land. Später wand sich der Weg an dem Elf hin, der durch Stromschnellen zwischen reichem Wald und Fels die schönsten malerischen Scenen gewährte.

Den ersten Seitengletscher des Jostedalsbrae, den Lundebrae, bekamen wir aber erst zu Gesicht, als wir von Nedre-Vasenden aus längs dem ganzen etwa 20 km langen Jölstervand gefahren waren. Die Nordseite des Sees war freundlich bebaut. Zwischen großen Bergwiesen, die eben gemäht wurden, lagen mehrere kleine Ortschaften und viele Höfe. Von der Südseite dagegen war der See von hohen, steil abfallenden Bergen begrenzt, zwischen deren dunkeln Felsmauern ein Stück des Gletschers herunterhing, während ein weit längeres, grell von dem dunkeln Himmel abstechend, den Horizont begrenzte.

In Nedre-Vasenden erhielten wir einen Alten von 68 Jahren zum „Gut", der aber noch auf und nieder sprang wie ein Junger. Er war sehr geschwätzig. Alle Versuche jedoch, ihn für eine weitere Fahrt zu gewinnen, waren vergeblich; er wollte uns nur bis zu der ziemlich nahe gelegenen Ansagestation Aardal führen, was uns indes doch nur etwa eine halbe Stunde Aufenthalt kostete. Allerdings sah uns der Skydsskaffer ganz brummig an und zuckte die Achseln, als wir einen Wagen begehrten; als wir aber fröhlich sagten, daß wir doch nicht bei ihm Dienste nehmen könnten, kam ihm das heiter vor, er machte gleich eine Kjärre bereit und gab uns einen wackern Jungen mit. Bei Aalhus zeigt sich die ziemlich große Jölsterkirche. In der Nähe des Hofes Hegranaes soll im Mittelalter die Burg des Ritters Audun Hugleikson Hestakorn gestanden haben, von der aber kein Stein auf dem andern blieb. Dieser Ritter Audun war eine nicht unbedeutende Persönlichkeit. Als Bevollmächtigter des Königs Erich Magnusson schloß er 1295 zu Paris ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Frankreich und Norwegen ab, worin Norwegen den Franzosen im Falle eines Krieges mit England 200 Langschiffe, 100 große Schiffe und ein Hilfsheer von 50000 wohlausgerüsteten Kriegern versprach. Die Urkunde befindet sich noch zu Paris.

Unter Erichs Nachfolger, Hakon Magnusson, fiel er jedoch in Ungnade und wurde nach mehrfachen Streitigkeiten um das Jahr 1302 als Hochverräter zu Bergen gehängt. An diesen tragischen Tod knüpften sich später allerlei Sagen. Er habe, so hieß es, die französische Braut, welche er dem neuen König zuführen sollte, sich selbst angeeignet und so den unversöhnlichen Grimm des Herrschers auf sich geladen. Nach einem andern Bericht wollte er seine Macht über Gebühr ausdehnen und geriet deshalb mit einem Häuptling im Naustdal in Streit. Das mißfiel dem König, und er ließ den Ritter nach Bergen laden. Audun vergrub seine Schätze, um sie in Sicherheit zu bringen, versenkte seinen großen Silbertisch im Jölstersee und zog dann aus, nur von seinem Schwertknappen begleitet. Während sie unterwegs rasteten, setzte sich ein Rabe in ihrer Nähe nieder und fing an erbärmlich zu schreien. Audun, welcher wußte, daß sein Schwertknappe die Sprache der Vögel verstand, fragte ihn, was der Rabe sagte. „Ja," antwortete der Knappe, „er sagt, daß du fortziehst, aber nie mehr wiederkommen wirst." — „Das sollst du gelogen haben", sprach Audun, spannte seinen Bogen, schoß den Knappen tot und zog darauf allein nach Bergen, wo er getötet wurde. Welhaven, welcher nebst A. Munch von allen norwegischen Dichtern am meisten poetischen Sinn für das Mittelalter besaß, hat auch diese Ritterfage zu einer Ballade gestaltet:

Wo hat sein stolzer Name noch verweilt,
Als Nordland schlief in schweren Leidenstagen?
Wo ist die Hand, die mag zum Lichte tragen
Die dunkle That, der Sage selbst enteilt?
Dumpf, wie der Zwerge letzter Ruf verklang,
So hallt von Audun Hugleikson der Sang.

Das Licht, das zitternd noch sein Bild umwebt,
Es gleicht des Abendlichtes letztem Dämmern
Auf dunklem Wald und schwarzen Felsenhämmern,
Wenn wolkenschwer die Nacht herniederschwebt:
So steht bei Aalhus-Burg er leidbedroht
Allein mit seiner Schuld und seiner Not.

In Magnus Lagabaeters goldner Zeit
Sprach mit dem König er Gesetz und Rechte,
Bei Erich Priesterfeind wagt' kein Geschlechte
Im Hochsaal einst mit ihm, dem Mächt'gen, Streit.
Des Königs Freund war er, der erste Mann,
Des Reiches Flotte stand in seinem Bann.

Wir sinnen ernst der Sage Spuren nach,
In trüber Zeit verwehen ihre Funken:
Mit seinen Rittern ist dahingesunken
Des Landes Heldenzeit, sein Scepter brach,
Sein Schlachtruhm ist zum Schreckgespenst verbleicht,
Norwegens letzter Sonnenglanz entweicht.

Und seine Schuld? Wofür traf ihn die Acht?
Weshalb entehrt ein Strick den stolzen Nacken?
Frag seinen Waffenplatz, den Galgenbakken,
Wo unterm Henkerbeil sein Schild zerkracht!
Vielleicht auch da weiß keiner dir Bericht,
Für welche Schuld ihn traf das Hochgericht.

Ein dunkles Wähnen nur ward drüber laut,
Wie Audun, mit des Königs Macht bekleidet,
Die Flotte hin zu Frankreichs Strand geleitet
Und Isabelle holte, Hakons Braut.
Hat Audun frech sein Ritterwort verletzt,
Die Braut entehrt, der er zum Schutz gesetzt?

Wird nicht der Held zum blöden Schattenbild?
Sind das nicht falsche und gebrochne Strahlen?
Ganz anders wollte ihn die Saga malen,
Den grimmen Recken, schreckenvoll und wild,
Wie ihn der Herold ruft in strengem Ton,
Zu stellen sich vor Erichs Richterthron.

Ein jäher Blitz aus Heidenvorzeit fährt
In Audun auf, in seines Grimmes Flamme;
Er ist kein Ritter mehr von später'm Stamme,
Der klug am Thing des Krieges Unheil wehrt,
Es lebt und lodert neu in seinem Zorn
Der Viking auf vom echten Schrot und Korn.

Den Silberschatz und seines Schlosses Pracht
Sucht er in tiefer Bergesschlucht zu retten;
Allein sein Gram zersprengt der Klugheit Ketten,
Den Rest versenkt er in des Sees Nacht.
Wirr ist sein Antlitz und sein Blick ergrimmt,
Er ahnt das Schreckenslos, das ihm bestimmt.

Dort sitzt er müd' im engen Felsenthal,
Wo schwarze Klippen sich zum Himmel türmen,
Da sucht er Rast. Doch Sorgen ihn bestürmen,
Und klagend seufzt der Bach von seiner Qual.
Berggeister starren nieder ins Gefild,
Und Raben flattern scheu um seinen Schild.

Da fährt er auf und lauschet ängstlich bang
Dem Rabenschrei, den trüben, hohlen Klagen.
„Künd, Knappe, mir, was diese Raben sagen!
Du kennst der Vögel Sprache und Gesang.
Was soll die Botschaft?“ Und der Jüngling spricht:
„Rasch ist's gesagt: Ihr kehrt nach Hause nicht!“

„Was? Bursche!“ donnert Audun ihm ins Ohr
Und greift zum Pfeil und spannt den raschen Bogen,
„Das hast du mir, das hast du dir gelogen!“
Und röchelnd sinkt der Knappe hin ins Moor.
Herrn Auduns Schild ward häßlich da entstellt,
Und „Rache!“ laut der Schrei der Raben gellt.

Und Rache kam. Am Richtplatz bebend stand
Der Ritter bald, am Fuße kahler Hügel —
Da flatterten vom Wald mit schwarzem Flügel
Die Raben her, des Wahrspruchs schrecklich Pfand;
Den Sterbenden umkrächzt ihr Racheschrei,
Den Toten hackt ihr Schnabel graus entzwei.

Von Auduns Schlosse blieb nur Schutt und Stein,
Von seinem Leben ein paar dunkle Züge,
Ein Rätsel ohne Schlüssel und Genüge,
Sein Stamm erlosch in seinem Leichenschrein,
Und nimmer strahlet froh auf Burg und Zelt
Die Rose, die geschmückt sein Wappenfeld.

Nur unter Grus, wo seine Burg geragt,
Geht sein Gespenst noch um und seine Sage
Und füllt des Volkes Ohr mit Angst und Klage,
Und keiner gern sich an die Stätte wagt,
Wann abendlich im Wald es rauscht und ächzt
Und dumpf vom Felsenhorst der Rabe krächzt.

Skei heißt die Endstation am Jölstersee, ein ärmlicher Weiler. Es waren da Weiber beschäftigt, das Heu zusammenzurechen. Sie trugen dunkelblaue Röcke und auf dem blonden Haar eine ganz seltsam sich ausnehmende rote Zipfelmütze. Von Skei geht's wieder ziemlich stramm bergauf, durch heideartige Gegend mit Torfmooren. Aber wenn man fleißig umsieht, bekommt man immer mehr von dem Jostedalsbrae zu schauen — ein majestätischer Anblick. Zum nächsten Thale senkt sich der Weg wieder ohne Windungen eine felsige Steile hinab, wie sie unsere Bergstraßen höchstens im frühen Mittelalter besaßen. Ich fürchtete anfänglich jeden Augenblick, zwischen Bäumen und Felsen durch in irgend einen Bergbach hinunterzukollern, aber die Scenerie ist zu schön. Man gerät, ohne es zu wollen, in die frohe Naturbegeisterung der Sturm- und Drangperiode hinein, und ich gewann dergleichen Wege förmlich lieb. Unten schon wieder ein See — ein unendlich lieblicher, stiller Alpensee (Bolsaeter Vand) zwischen einem mächtigen Fels- und Waldtheater. Über das Stardal hin tritt sogar der Jostedalsbrae wieder in die Scene hinein. Dann verengt sich das Thal abermals, die Berge ragen immer steiler, enger auf, fast wie bei Gudvangen — und zwischen Fels-

stürzen und riesigen Wänden erscheint ein neuer, größerer See — das Bredheimsvand (Breumsvand). Es war über 5 Uhr abends. Ein leichter Nebelrieseł fiel, und Regen schien zu drohen. Die Bergschlucht sah melancholisch trüb aus und doch noch groß, gewaltig. Wir fanden einen Norweger, der sich schon ein Boot bestellt hatte, um über den See zu fahren, und schlossen uns ihm an. Drei „Rorskarle" erschienen, von des alten Charon Geschlecht, rauhe, bärenhafte Gesellen, und machten das Boot flott. Wir hüllten uns in unsere Regenmäntel. Hinaus ging's auf den See. Das war nun doch etwas anderes als auf dem Dampfschiff. Von so einem Boot sieht gleich alles viel größer aus. Zu stärkerem Regen kam es nicht, und hatten wir auch nicht das zauberhafte Schauspiel der untergehenden Sonne, so erhielten wir dafür um so mehr von dem traumhaften Dämmerschein des noch langen Abends. Westlich türmte sich in schroffen Abhängen hart am See die Skjorta (Schürze) auf, 1726 m hoch, östlich die Svenskenibba (1455 m). Das gab schon Schattenbilder, die einen Eindruck machen konnten. Je mehr die Dunkelheit einbrach, desto mehr stach oben an den Bergen da und dort Schnee hervor. Die Ungeheuer bekamen Augen, Nüstern, Mäuler oder wunderliche Streifen. Es war ein gespenstisches Traumbild.

Der See ist nicht klein. So tapfer unsere drei Mann einsetzten, brauchten wir doch über drei Stunden bis nach Red. Es war stockdunkel und etwa halb 10 Uhr, als wir daselbst ankamen. Die Leute schienen bereits zu Bette zu sein. Der Norweger, der mit uns gekommen, trommelte sie als Reisemarschall auf. Wir bekamen noch ein bäuerliches Abendbrot und wurden dann auf einer leiterartigen Stiege zu Bette geführt. Die Bettstellen waren so hoch, daß ich einen Stuhl nehmen mußte, um hineinzusteigen. Sie waren sehr massiv, spinatgrün angestrichen mit roten und weißen Blumen. Drinnen versank ich in Laub und Federn, und über das Leintuch senkte sich eine Federdecke so schwer, wie die Wolkenballen über dem Jostedalsbrae.

Der Morgen zeigte uns eine Landschaft, welche sich in ihrer wilden Romantik fast mit dem Naerödal messen kann; doch ist der See breiter als der Naeröfjord, und das kleine Kirchlein von Red, die am Bergeshang und Seestrand zerstreuten Gehöfte mit ihren Wiesen und Feldern geben der düstern Felsenscenerie einen sehr freundlichen Vordergrund. Rund um das Dörfchen waren Haferfelder, der bereits geschnittene Hafer auf mannshohen Stangen zum Trocknen ausgelegt, wie anderswo das Heu. Die Bewirtung war ärmlich, obwohl die Wirtin, eine noch junge, kränklich aussehende Frau, ihr Bestes that. Ihre Leute waren schon auf dem Felde, und so mußte sie, schwach und leidend, wie sie war, alles selbst besorgen, spät unsertwegen noch aufstehen, ein paar Eier kochen und Betten herrichten, morgens uns die Schuhe putzen und das Frühstück bereiten. Es war das ein Pröbchen von dem harten, schweren Leben voll Arbeit und Entsagung, das diese Kinder

Red am Bredheimsvand. Hafererute. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Adams da oben in den Bergen führen müssen. Der Winter ist weit strenger und länger als in den höchstgelegenen Bergthälern der Schweiz; den Sommer über schlagen die guten Leute bei Anstrengung aller ihrer Kräfte gerade etwa so viel heraus, um den Winter bestehen zu können. Dennoch sind sie unzweifelhaft viel glücklicher als die Sklaven der modernen Fabriken. Sie haben eigenen Grund und Boden, leben in der herrlichsten freien Gottesnatur, stählen Sehnen und Muskeln an menschenwürdiger Arbeit, und da sie in allen Stücken für sich selber sorgen müssen, bewahren sie ein edles, würdiges Selbstgefühl. Mannigfache Not und Gefahr lehrt sie beten; Gastfreundschaft ist alte Väterstitte, und treuherzige Redlichkeit der allgemeine Volkscharakter. Nirgends haben die Zimmer Schlösser und Riegel; aber man ist sicherer als anderswo mit Polizeimannschaft vor der Thür.

Der Skydsskaffer wohnte in einem andern Haus. Wir mußten hinüber, um uns einzuschreiben. Das Bureau war nichts anderes als die Wohnstube, in welcher Mama ein kleines Kind wiegte und Großmama auf einem alten Holztrog saß und strickte. Zwei Jungen und ein Mädchen, ganz allerliebste Kinder, kamen neugierig auf uns zu und guckten uns an, indes der Vater uns zu Protokoll nahm. Sie begleiteten uns zum Wagen und hatten die größte Freude, als wir ihnen in Ermanglung von etwas anderem ein paar Pfennige gaben.

Wenn wir die Topographie besser gekannt hätten, so würden wir zu Red wohl kein Wägelchen genommen haben. Denn kaum waren wir zehn Minuten weit gefahren, da wurde der Weg so steil, daß das Pferd Schritt gehen mußte. Wir stiegen aus und gingen zu Fuß. Der Weg wurde aber nicht besser, sondern zusehends steiler und schlechter. Zuletzt ging er, wie die Ponypfade in Island, just auf kürzester Linie ein steiles Bergjoch hinan. Ich habe erst nachher erfahren, daß ein englischer Reverend diesen Weg the worst way of Norway genannt hat, bezweifle aber ohne alle konfessionelle Bosheit, daß er Recht hat. Es giebt in Norwegen noch viele solcher Wege und vielleicht noch schlimmere. Ich hätte fast Lust, ihn den schönsten Weg von Norwegen zu nennen. Denn die Aussicht war herrlich und wurde mit jedem Schritte bedeutender. Links buschte sich der Birkenwald leicht und duftig am Bergeshang empor; rechts rauschte ein Wildbach in tiefer Schlucht, von den steilen Felsstürzen und Abhängen des nur kümmerlich begrünten Raadfjeld begrenzt; rückwärts lag der Bredheimssee mit seinen malerischen Felsufern; vor uns zeigten sich auf ungeheuern Felskolossen immer größere Felder des Jostedalsgletschers. Bei den Höfen von Moldestad, schon hoch oben am Paß, erweitert sich dieses Gletscherbild, während südwärts sich eine neue, tiefe Thalschlucht öffnet, in deren Schoß das helle Bergensvand liegt, und dahinter die scharf zugespitzte Felspyramide der Eggenibba. Aus dem See schlängelt sich ein Elf in vielen Krümmungen nach dem Bred-

heimssee hin. Die Eggenibba macht einen fast ebenso phantastischen Eindruck wie der Jordalsnut im Naerödal.

Von Moldestad wurde der Aufstieg so schroff, daß das arme Pferd kaum mehr das leere Wägelchen zu ziehen vermochte und wir, obgleich selbst fast außer Atem, mit dem „Gut" hinten schieben halfen. Der „Gut" hielt auch beständig einen Knüppel bereit, um ihn von Zeit zu Zeit unter die hinteren Räder zu legen, damit der Wagen nicht mit dem Pferd den Paß hinunterrollte. Der Wald hörte hier auf. Nur Zwerggebüsch deckte noch reichlich den Bergeshang, und ein Überfluß von Beeren prangte im dunkeln Moos. Auf der Paßhöhe standen die Alpenhütten des Moldestad Saeter. Wir konnten hier einsteigen und ein Viertelstündchen über den öden Bergrücken dahinfahren, zwischen dessen Gletscherblöcken und kleinen Moorseen kaum etwas ist, was einer Alp gleicht. Dann öffnet sich gegen Norden ein neues Panorama. Der ansehnliche Nordfjord dringt hier in mannigfachen Krümmungen von der Westküste her bis in die Nähe des Jostedalsbrae. Der Eingang desselben ist von Bergen verdeckt, und so stellt er sich nur als ein großer, blauer See dar mit hohen waldigen Bergesufern, dahinter etliche ferne Bergspitzen. Man ist hier 680 m über dem Fjord. Der Abstieg entsprach dem Aufstieg, so steil wie ein Maultierpfad. Wir hielten es für geratener, auszusteigen, und der „Gut" schien es zufrieden, da das Pferd nicht eben das beste war. Sonst sind die Pferde an diese Wege gewöhnt und ist durchschnittlich keine Gefahr dabei, obgleich wir weiter unten einen Denkstein fanden, der das gemeinsame Grab eines Norwegers und seines Hest bezeichnete, welche, in vollem Lauf gegen Felsen stürzend, daselbst ihren Tod gefunden hatten. Von dieser Stelle an war eine Strecke weit eine bessere Bergstraße mit vielen Krümmungen angelegt. Wir saßen wieder auf. Doch reichte die Straßenkorrektion nicht sehr weit. Die letzte Strecke war wieder halsbrecherisch steil, und man war fast versucht, in die Klage des Engländers einzustimmen, welcher behauptete, es sei eine Verleumdung gegen alle schlechten Wege, diesen Weg überhaupt einen Weg zu nennen. Von den 20 km, für die wir bezahlt, hatten wir kaum für 4 den Wagen brauchen können.

Zu Bruland i Utviken fanden wir wieder gutes Quartier, noch kaum modern angehaucht, in gemütlich bürgerlichem Stil. Zum erstenmal sah ich hier ein Bild Luthers, während sonst meistens irgend ein biblisches Bild oder Photographien von Verwandten u. dgl. die Stube schmückten. Aus diesem Umstand weitertragende Schlüsse zu ziehen, würde wohl verfehlt sein. Das abgeschlossene Leben in diesen einsamen Bergen und Fjords hat die notwendige Folge gehabt, daß das Luthertum, nachdem es einmal von obenher eingeführt war, festere Wurzeln schlug als anderswo. Die Geistlichkeit hat bis in die letzten Jahrzehnte hinein einen sehr mächtigen Einfluß be-

wahrt. Als studierter Mann mußte der Praest vielfach kein geringes Opfer bringen, indem er sich für Jahre, oft für das ganze Leben an ein entlegenes Bergdorf fesseln ließ, da predigte, katechisierte, Schule hielt und Kranke tröstete, ohne andere geistige Anregung als eben die Studien, die er noch mühsam fortsetzte. Aber eben damit mußte er auch Achtung und Liebe der Bauern gewinnen. Er war der studierte Mann, oft der einzige, wenn nicht da und dort allenfalls der Gemeinde- oder Kreisvorsteher und der Arzt ihm in Bezug auf höhere Bildung etwas Konkurrenz machten. In den meisten Häusern, die ich sah, fand ich unter den Familienbildern irgend einen Geistlichen mit einem weißen, feingefältelten Tellerkragen: sie müssen durch Heiraten mit einem großen Teil der besser gestellten Bevölkerung verwandt oder verschwägert sein. Dazu kommt dann, daß der Norweger wie die Nordländer überhaupt lange kein so lebhaftes Bedürfnis nach äußerem Kultus hat, als man es bei den Völkern des Südens findet. Etwas weniges tägliches Gebet und ein schlichter Sonntagsgottesdienst stellt ihn völlig zufrieden. Ein katholischer Missionär, der lange in Norwegen gelebt hatte, bestätigte mir diese Wahrnehmung. Unter dem Einfluß anerzogenen Vorurteils scheuen sie den Katholizismus als etwas Kompliziertes, Künstliches, ihrem Sinne völlig Fremdes. Es wurde auch kaum ein Land des Nordens, Island ausgenommen, so vollständig von der Kirche abgetrennt. Doch der religiöse Sinn ist damit im Volke nicht entschwunden. An einem Sonntag sah ich über ein Dutzend große Boote, dicht mit Leuten gefüllt, die von den verschiedenen Weilern eines Fjordes in festtäglichem Schmuck zur nächsten Kirche fuhren, da die Geistlichen nicht ausreichen, jeden Sonntag in allen Kirchlein ihrer ausgedehnten Gemeinden zu predigen. Abends trafen wir einen Greis von fast 70 Jahren, der drei Stunden weit am Ufer entlang zur Kirche gegangen war, an drei Stunden dem Gottesdienst beigewohnt hatte und nun wieder seine drei Stunden zum Heimweg brauchte. Das setzt denn doch tiefen religiösen Ernst voraus, und nach andern ähnlichen Wahrnehmungen möchte ich glauben, daß A. Munch recht aus dem Herzen des Volkes das folgende schöne Lied gedichtet hat:

Zu Thale, im selbstgezimmerten Heim,
Da wohnt sich's so traulich, so gütlich,
Da ist noch die alte Treue daheim,
Da flackert der Herd so gemütlich.

Da sitzt lieb Mütterchen froh und lehrt
Die lieben, die lockigen Kleinen:
Was treulich die Väter geglaubt und geehrt,
Soll segnend die Kinder vereinen.

In züchtiger Mutterforglichkeit
Lehrt Spindel und Schiffchen sie führen,
Den Linnen spinnen und weben das Kleid,
Daß niemand im Winter mag frieren.

Und während die Hände sich regen so flink,
Schwebt aus der Mutter Munde
Zum Herzen des Kindes mit freundlichem Wink
Der ewigen Liebe Kunde.

O tiefer dringen im Leben nicht
Die Worte, die Christus uns schenkte,
Als wenn sich von Mutterlippen ihr Licht
Ins Herz des Kindes senkte.

Dann fassen sie Wurzel und Kraft und Bestand,
Um wachsend das Leben zu krönen;
Denn unter dem Kreuze die Mutter stand,
Da er litt, die Welt zu versöhnen.

Ein Teil von jenem unsäglichen Schmerz
Ist jeder Mutter geblieben;
Und glüht für die Mutter des Kindes Herz,
Muß auch den Erlöser es lieben.

Sein Name ist Heil, sein Pfad ist Glück,
Sein Lieben der Mutter Vertrauen,
Ihn hofft sie dereinst mit seligem Blick
Vereint mit den Kindern zu schauen.

Da in Utviken an diesem Tage kein Dampfschiff mehr zu erwarten stand, setzten wir die Fahrt in einem Ruderboote fort, das uns in zwei Stunden über den Fjord nach Faleide brachte. Noch mehr als von der Höhe stellte sich der Fjord jetzt als ein überaus lieblicher See dar. Es war ein wahres Vergnügen, dann und wann mit dem wackern Bootsmann im Rudern abzuwechseln und dann wieder in die Berge hineinzuträumen, welche an einzelnen Stellen über die waldigen Ufer hereinragten und die Nähe des großen Gletschers leise andeuteten. Die Gestade sind viel weniger belebt als bei irgend einem der Schweizerseen; aber gegen den Naeröfjord oder das Bredheimsvand war diese freundliche Natureinsamkeit, dieser blaue Spiegel mit seinem Waldesrahmen wieder etwas ganz Neues und Erquickendes.

Faleide ist durch die Engländer schon ein wenig zu einer Art Interlaken für die umliegende Bergwelt geworden, freilich noch in angenehm beschränktem Maße. Es liegt gegen das innere Ende des Nordfjordes hin, und zwar an dessen Nordseite, von der Mittags- und Nachmittagssonne angenehm beschienen, vor Nord- und Ostwind durch hohe Berge beschirmt. Unweit davon läuft der Fjord in drei kleinere Fjorde aus, von denen der eine sich nördlich, der zweite östlich, der dritte südlich wendet. An jedem derselben aber öffnet sich ein Bergthal, dessen Mitte von einem See belebt ist und dessen Ende zwischen den Gletschern des Jostedalsbrae mündet. Von da aus, wie auch sonst nach Norden und Süden, bietet diese Gegend noch andere reizende Ausflüge, und so ist es nicht zu verwundern, daß Jahr für Jahr die Zahl der Touristen

wächst. In dem Fremdenbuch der letzten Alpenhütte am Brigsdalgletscher fand ich für das Jahr 1879 95 Reisende eingeschrieben, 1880: 107, 1881: 150, 1882: 200 u. s. w. Von den drei Thälern heißt das erste Strynbal, das zweite Loendal und das dritte Oldendal. Wir versuchten es zuerst mit dem Loendal.

Um halb 7 Uhr des Morgens bestiegen wir wieder ein Boot. Gerade nach der Seite des Jostedalsbrae lagerten zwar bedenkliche Wolken, und zerrissener Nebelflor stieg bis zum Thal hinab. Allein ein alter Engländer, der mit Norwegen schon ziemlich vertraut zu sein schien, meinte, das sei bloß „mist“. Der schon bestellte Führer, ein ehrlicher, treuer Norweger mit braunem, verwettertem Seemannsgesicht, erklärte sich ganz befriedigend über das Wetter. Und so stiegen wir denn ein. Der Führer brachte noch einen wackern Jungen mit, und unter den kräftigen Ruderschlägen der beiden waren wir bald draußen auf dem spiegelglatten Fjord. Wie ein hellgrünes Paradiesgärtlein lag Faleide mit seinen freundlichen Häusern zwischen dem dunkeln Wald. Vor uns starrte das schroffe Aarheimsfjeld mit seinen Felsterrassen in die Wogen hinaus, wie eine Felsenfeste, welche zugleich die kleine Bucht von Vik und die längere von Loen beherrscht. Wir passierten die erstere an deren Eingang und steuerten dann die von Loen hinein. Viel Leben bietet die Scene nicht. Nur einzelne Seeschwalben (terner) kreisten mit eintönigem Schrei in der Nähe des Ufers. Sonst alles stille nahe und fern, wie ein Sonntagsmorgen.

Nahe am Ufer vorbeirudernd, bemerkten wir hier abermals, wie thätig, arbeitsam, unverdrossen die Norweger sind, „ohne Hast und ohne Rast“ bemüht, jeden Flecken Landes zu benützen, der etwas verspricht. Den Strand entlang Wiesen, kleine Haferfelder, wohlgeschichtete Haufen von Schlagholz, moosbedeckte Hütten für die Boote, das Fischgerät und die Netze, im Fjord selbst weite Netze sorglich ausgespannt. Gegen Loen hin mehren sich die Häuschen und die Vorratshäuschen, Stabbur genannt. Vom Strand führen steile Felspfade an die Hammerterrassen, wo hoch hinauf noch Kühe und Ziegen weiden. Diese Weideplätze bis zu den unzugänglichsten Felsen empor beaufsichtigen kleine Knaben und Mädchen; die älteren Mädchen, die sogen. Saeterjenten, besorgen die Milch, Butter- und Käsewirtschaft in den eigentlichen Alpenhütten; die Hausmutter mit den ganz Kleinen hütet Haus und Hof; Männer und Burschen leben vorzugsweise der Feld- und Wiesenwirtschaft. So ist die Familie in den paar Sommermonaten fast immer auseinander, bis der Herbst sie wieder zusammenbringt und der Winter alle zwingt, ihre Beschäftigung in der Nähe des Herdfeuers zu suchen.

Das kleine Dorf Loen, am Ende des Fjords, bietet einen überaus freundlichen Anblick dar. Es liegt auf einem etwa ein Stündchen breiten sogen. Eid, d. h. einer Landenge, zwischen dem Fjord und dem Loensee, gerade

Das Loenvand.

ungefähr in der Mitte, wo die Abhänge des Lofjelds und Auflemsfjelds sich unten in einem schmalen Bogen treffen. Wohlgehaltene Wiesen, von leichtem Busch, meist Birken, unterbrochen und von einem frischen Bach durchströmt, machen den Eindruck des schönsten Parkes. Gegen die Mitte hin stehen die malerischen Hütten immer dichter und zwischen ihnen weiß und glänzend das Kirchlein mit seinem kleinen, roten Turm. Die seitlichen Felscoulissen ragen steil zu 1500 m auf, der etwas entferntere Skaalan bis zu 1900 m. Im bläulichen Duft des Hintergrundes blitzt uns von ferne schon Gletscherschnee entgegen.

Wir landeten an steinigem Ufer bei einem der Bootshäuser (die „Röst" genannt werden), sprangen ans Land, und der Führer brachte das Boot unter Dach. Dann wanderten wir zu Fuß über das schöne Eid, das hinter den reizendsten Plätzen des bayrischen Hochgebirges nicht zurücksteht. Die Häuser wie die Stabbur sind meist eigentliche Blockhäuser, Baumstamm auf Baumstamm gefügt, mit den Stämmen der Querwände fest verzapft. Das Ganze ruht auf einem steinernen Unterbau, der aber selten als volle Mauer durchgeführt ist, sondern nur vier starke Eckpfeiler bildet mit noch einem Stützpfeiler nach jeder Seite. Der freie Raum unten dient als Vorratsraum für Holz. Manche dieser Hütten sehen wohl ärmlich und verwettert drein, aber das wohlgefügte braune Gebälk, das flache Moosdach, die gemütlichen Fensterchen, immer ein paar nebeneinander, geben eine ebenso malerische Zeichnung wie die alten Schweizerhäuschen im Berner Oberland. Zwischen moosbedeckten alten Felstrümmern, von Tannen, Fichten, Erlen, Birken, besonders Hängebirken, zierlich umkränzt, nehmen sie sich allerliebst aus, besonders wo sie sich dem frischen Bergstrom nähern, der gewaltig schäumend und brausend in seinem Felsbette dahertost. So gehts hinauf bis zu den Hütten von Vasenden. Da eröffnet sich ein neues Bild, welches das bisherige weit übertrifft.

Zwischen zwei Felsmauern, die sich bis zu 1200, 1600 und 1800 m erheben und von deren dunkeln Zinnen allenthalben Gletscher herabhängen, thut sich ein Alpensee auf, spiegelhell, still, träumerisch wie nur einer in den schweizerischen Hochgebirgen, aber bei weitem großartiger und überwältigender. Er ist 12 km lang (fast so lang wie der Zuger See). Die Majestät des Hochgebirges kann sich in ihrer ganzen Größe entwickeln. Einige mit Birkenbüschen bestandene Felsvorsprünge gewähren anfangs ein anmutig niedliches Proscenium. Doch sobald sie umfahren sind, liegt der Bergsee in seiner ganzen Länge vor uns. Ich habe nie etwas dergleichen gesehen. Ich war von dem bezaubernden Schauspiel ganz hingerissen. Der See ist ein liebliches Idyll, das Gestade eine Gigantenwelt. Manches Plätzchen am Strande ist so traut wie ein Weihnachtskrippchen, aber drüber herein ragen Felsklüfte wie aus Dantes Inferno; noch höher oben schimmert der Eispalast der nordischen Sage und auf ihm der Wolkenthron der Davidischen Psalmen.

Man fühlt sich entsetzlich klein unter all diesen erhabenen Gestalten; aber das Herz erholt und stärkt sich an ihrem Anblick, es erweitert sich freudig daran und fühlt sich dem Unendlichen näher gerückt, der spielend diese Riesenmassen aufgetürmt — ludens in orbe terrarum!

Tief im Grunde des Sees hat man während der ganzen Fahrt die gewaltige Kjendalskone vor sich und an ihrer Seite den Kronegletscher, bläulich schimmernd zwischen dunkeln Wänden und Riffen. Da der Wind die Wolken bald auseinanderscheuchte, bald wieder zusammentrieb, blitzte der Schnee zuweilen hell auf und erblaßte dann wieder zum fahlen, winterlichen Leichentuch; die Bergkolosse schienen sich zu nahen und dann wieder zu entschwinden und aufs neue sich durchzukämpfen. Einen Weg gewahrt man weder an dem westlichen noch an dem östlichen Uferrande. Es giebt auch keinen. Zu den wenigen Saetern (Alpenhütten) am Ostufer kann man nur im Boot gelangen. Auf der ganzen Westseite aber ist nur eine einzige kleine Alp, sonst alles Wüste, Felssturze, Felswände und darüber Gletschereis. Da weidet keine Herde, da zeigt sich kein Wild, nicht einmal ein einsamer Vogel. Den Ruf des Wanderers erwidert nur das Echo, das Rauschen der Wasserfälle an der Felsenwand und der Donner der Eislawinen, die von Zeit zu Zeit dröhnend von den höheren Gletschermassen auf die tieferen Eisgehänge herniederfahren und da zerstieben.

Ich hatte eben eine Weile den einen Ruderer abgelöst und ruderte, allerdings nicht zum besten, weil unaufhörlich links und rechts nach den Bergen starrend, als ich gegen die Mitte des Sees hin etwas wie Donner zu vernehmen glaubte. Ich wußte zuerst nicht, was es war. Erst als sich das Getöse wiederholte, fiel mir ein, daß Lawinen hier zu den alltäglichen Erscheinungen gehören. Und abermals donnerte es hoch oben an den Firnen des Ravnefieldsbrae, eines der letzten Ausläufer des Jostedalsbrae nach dem Nordfjord hin. Ich sah nichts, denn der Schall folgt dem Sturze erst in einem Zwischenraum. Dazu wallten leichte Wolken noch immer an den Höhen hin und her. Erst nach einiger Zeit konnte ich den Sturz einiger Lawinen deutlich sehen. Von dem Rande des Gletschers fuhr eine Staubwolke über einen schroffen Abhang von mehreren hundert Metern herab und verschwand langsam in einer halbkreisförmigen Kluft unter donnerähnlichem Gedröhne. Das waren die Eismassen, die der Gletscher oben vorgeschoben. Sie zersplittern auf dem tiefer liegenden Eis, schieben sich durch die Kluft weiter und breiten sich dann fächerartig auf den unteren Felsgehängen hin. Die Norweger nennen dies das „Kalben" des Gletschers. In der lautlosen Stille macht es einen gewaltigen Eindruck. Die starre Firnenwelt wird lebendig. Es hat etwas Unheimliches, zu denken, wie die ganze ungeheure Eiswüste des Jostedalsbrae hoch oben im Gewölke keineswegs feiert, sondern still und lautlos, aber unaufhaltsam, nach allen Seiten hin vorrückt, einem

finstern Verhängnis gleich, das über hundert Thälern und Schluchten waltet, die einen beständig schreckt und bedroht, die andern jäh überfällt und verheert, ein Überrest des ungeheuern Eismeeres, das einst die ganze Halbinsel überflutete und die Berge glättete, welche jetzt ihren Westrand bilden.

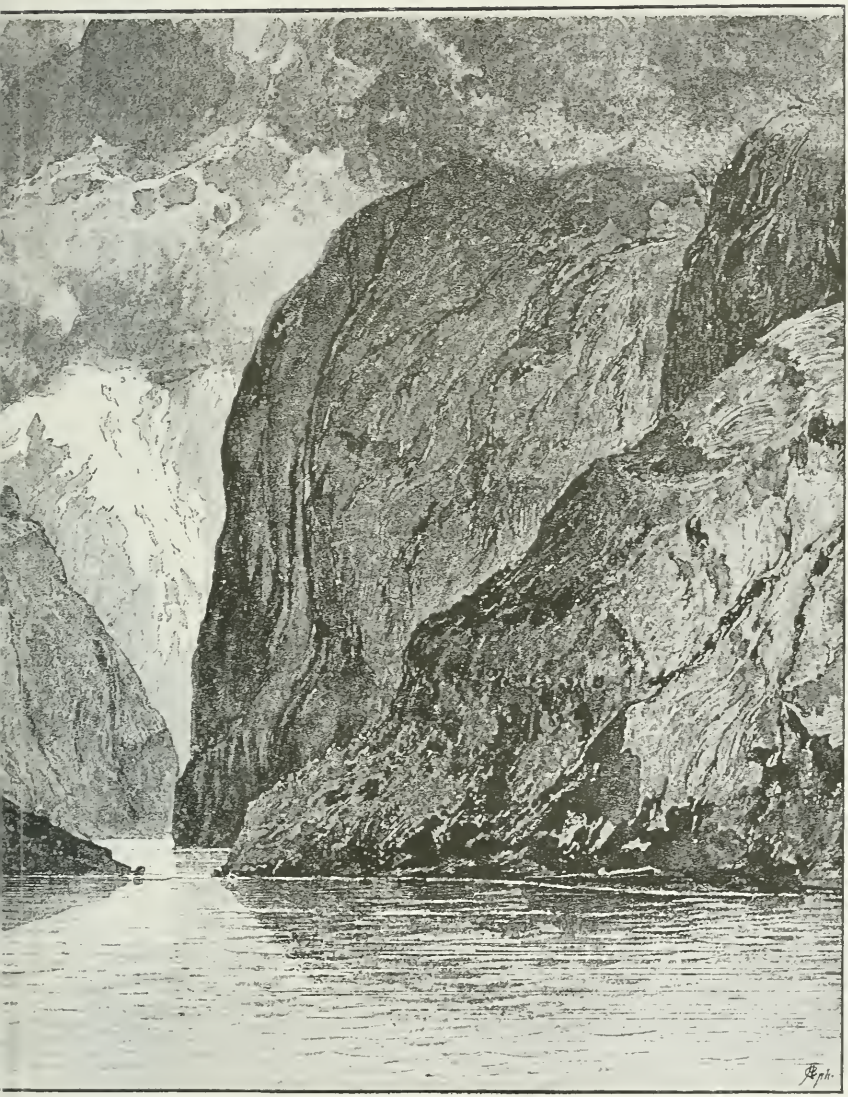
Kämen die Eismassen ungeteilt herunter, so würde unten wohl bald ein neuer Gletscher entstehen; aber da sie zerschellt und zersplittert aneinanderfahren, so vermögen sie der Macht der Wärme nicht zu widerstehen. Am Rande des Fächers, den sie bilden, sickert Wasser die Felsen hinab, vereinigt sich bald zu Bächen und stürzt in zahlreichen Kaskaden nach dem See hin. Auch oben am Gletscherrand sammelt sich reichlich Wasser und stürzt in kleineren und größeren Wasserfällen über die Felswände, bis eine neue Eisschicht vordringt, als Lawine herniederfährt und für eine Weile das Wasser versiegen läßt.

Die Scenerie gewinnt an Erhabenheit, je mehr man sich dem Ende des Sees nähert; bei den Höfen von Bödal sieht man in das gleichnamige Thal hinein, eine wilde Felsschlucht, über die der Skaalbrae hereinhängt; die ungeheuern Felswände rücken nun immer enger zusammen und bilden endlich den sogen. Cirkus von Naesdal, der mich alles bis dahin in Norwegen Gesehene — Sörfjord und Naeröfjord, Folgefond und Naerödal — vergessen machte.

Schwarz wie ein dämonisches Ungeheuer erhob sich hier der Felskoloß der Nonsnibba ungefähr senkrecht etwa 1800 m zu den Wolken empor. Alle mir bekannten Türme und Felswände verschwanden gegen diesen Riesen. Ich starrte ihn wirklich beklommen an von unserer kleinen Nußschale aus. Doch hart daneben ragt fast ebenso hoch und steil die Felspyramide des Ravnesfjeld, von dem ein doppelter Wasserfall, der Utigardsfoß, in mehreren Absätzen über 700 m zum See herniederstürzte. Gegenüber, ja von allen Seiten türmten sich fast ebenso gewaltige Felswände auf, dazwischen die jetzt ganz nahe Spitze der Kjendalskone und der an ihr hängende Kronegletscher. Wie von den Armen eines ungeheuern Polypen ist der See hier von dem Eis und Gneis des Jostedalsbrae umschlungen, ein kleiner Smaragd, zwischen gigantische Krystalle gefaßt, ein Riesenspielzeug für die Götter der Edda. Und doch war der Eindruck kein niederdrückender, kein beklemmender. Durch den ungeheuern Gegensatz kam mir der Alpensee noch lieblicher, traulicher vor. Gerade nach der Richtung des Kronegletschers hin bettete sich in die Schlucht hinein ein anmutig grünes Thälchen mit einem Hof und einigen Alpenhütten, zerstreut zwischen freundlichen Birken. Da landeten wir und ruhten etwas aus.

Jetzt galt es, noch einen der nächsten Gletscher zu besteigen, den Kvandalsbrae oder den Kjendalsbrae (auch Naesdalsbrae genannt). Wir wählten den letzteren. Ich wurde fast etwas mißmutig, als gerade jetzt, wo wir die schönsten, herrlichsten Bilder nordischer Gebirgslandschaft vor uns hatten,

Der Cirkus von Uaesdal.



ıch einer Skizze des Verfassers.)

der Nebelrieſel immer dichter wurde und endlich in Regen überging. Was war indes zu machen? Wir zogen unſere Regenmäntel an und marſchierten tapfer vorwärts. Es ging allmählich bergauf, immer zwiſchen Birkenwald in ziemlich enger Schlucht. Zweimal hatten wir einen wilden Gießbach zu überſchreiten, der ſteil zwiſchen dem Wald herunterbrauſte. In etwa $1^1/_4$ Stunde war die erſte Moräne erreicht. Wald und Vegetation hörten hier auf. Die Moräne war eine ſtattliche Barrikade von Gneis, nur von dem noch jungen Bergbach durchbrochen.

Der Gletſcher lag nun vor uns, ein mächtiger Eisſtrom, der erſt breit von dem Hauptgletſcherfeld herabwallt, vom Felſen in die Enge gedrängt wird, dann aber, von Seitenſtrömen rechts und links verſtärkt, ſich wieder breiter entwickelt und dann plötzlich innehält, wie eine im Fluß erſtarrte Glühmaſſe. Die Seitenarme haben Eis- und Steinblöcke auf den Hauptſtrom geſchleudert, ſo daß derſelbe nicht ganz hell iſt. Erſt unten wird die Maſſe wieder heller und gewährt durch die Eishöhlen das Bild eines phantaſtiſchen Palaſtes. Aus jeder quillt ein kleiner Bach hervor, der ſich zwiſchen den Steinblöcken einer zweiten Moräne durcharbeitet und dann in kleinem, verwittertem Grus mit den andern vereinigt. Ein Waſſerfall von 200 m Höhe, der noch keinen Namen hat, aber dem Vöringfoß kaum nachſteht, ſtürzt ſich rechts auf den Gletſcher ſelbſt; etwas weiter unten beleben einige kleinere die Felſen, welche den Gletſcher begrenzen. Schon von der erſten Moräne an wehte uns ein eiſiger Wind entgegen. Die Erlen lagen da nach Norden umgebogen. Zwiſchen Grus und Felſen gedeihen nur noch kleine Alpenpflanzen, wie Empetrum nigrum. Die Eishöhlen kamen mir inmitten all der andern Höhenverhältniſſe erſt klein vor; als wir indes über große Felsblöcke zu der mittleren hingeklettert waren, wurde ich nicht müde, in ihre bläulich-grünen phantaſtiſchen Wölbungen hineinzuſchauen. Sie ſah ungefähr aus, wie die antiken Dichter und ihre Schüler, die der Renaiſſance, den Palaſt des Poſeidon beſchreiben. Der kosmiſche Kreislauf des Waſſers erhält hier gewiſſermaßen einen architektoniſchen Ausgangs- und Endpunkt. Aus der grünbläulichen Höhle ſtürmt der Bach den Berg hinunter, wird Fluß, See, wieder Fluß, dann Fjord und endlich Meer, wie wir es an einem Tag geſchaut. Und dann ſteigt das Waſſer aus dem bläulichen Meer durch die Atmoſphäre wieder hinauf in die Regionen des ewigen Eiſes, drängt ſich in langſamer Bewegung die Gletſcher hinab und beginnt in dem wunderſam ſchimmernden Kryſtallpalaſt ſeine Wanderung aufs neue.

Es war etwas nach 2 Uhr, als wir die Eishöhle erreichten. Näſſe und Müdigkeit waren vergeſſen, als dies neue Naturſchauſpiel vor uns ſtand. Reich befriedigt traten wir den Rückweg an, den Bergſtrom jetzt von ſeiner Quelle bis zum Meere verfolgend. Obwohl wir beim Hinunterſteigen noch gehörig durchnäßt wurden, machte ich mir nichts mehr daraus. Die

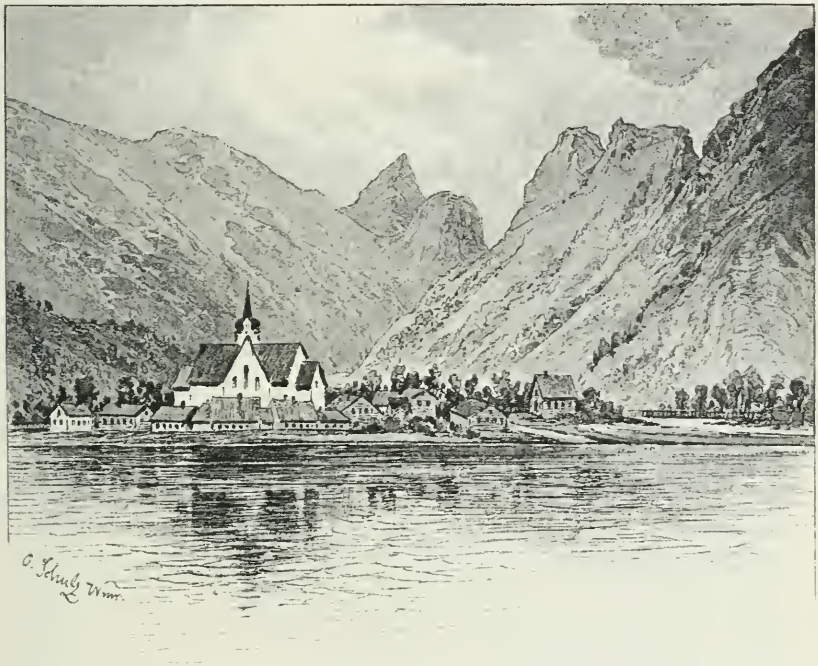
Poesie dieser überherrlichen Gebirgswelt half mir über alle philiströsen Gesundheitsbedenken hinweg. Unten im Naesdal hörte der Regen auf, und wir hatten eine ganz angenehme Fahrt über den romantischen See. Als wir uns den Saeterhütten von Brengsnaes näherten, wurde die anachoretische Einsamkeit durch ein Boot unterbrochen, das in ziemlicher Entfernung von uns zu jenen Hütten fuhr. Es waren lauter Saeterjenten, d. h. Sennerinnen, darauf, welchen das Melkgeschäft in jenen Alpenhütten ob-

Die Gletscherhöhle am Kjendalsbrae.

lag. Sie sangen zweistimmig, mit frischen Stimmen, ein gemütliches Lied. Es war das erste Mal, daß ich in Norwegen so ungesucht etwas Volksgesang zu hören bekam.

Während des Nachmittags hellte sich der Himmel ein wenig auf, so daß wir die ganze Bildergalerie von See, Eid und Fjord noch einmal genießen konnten. Erst auf der Überfahrt von Loen nach Faleide wurden wir abermals von einem Regenguß, diesmal aber gründlich, heimgesucht und bis auf die Haut eingeweicht.

Nachdem wir uns in Faleide getrocknet, gewärmt und ausgeruht hatten, benützten wir schon am folgenden Abend den kleinen Dampfer, der nach Visnaes, Loen und Oldören fuhr. Es war ein winziges Mignon-Schiffchen. Mit einem Dutzend Passagiere war schon das ganze kleine Oberdeck gefüllt. Unter ihnen befanden sich ein paar Offiziere und ein Engländer mit 15 Stück Gepäck. Bei dunkler Nacht kamen wir in Oldören an und wurden, wie in der guten alten Zeit, mit Laternen nach Hause gebracht. Wir fanden gute Unterkunft und hatten den Vorteil, die nächste Gletschertour mehr con



Oldören am Nordfjord. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

amore machen zu können. Ein Führer fand sich noch des Abends ein, der wackere Lars Jansen, eine stattliche Vikingergestalt, gemütlich und treuherzig, in Auskunft und Forderungen klar, bescheiden und vernünftig.

Morgens halb 8 Uhr zogen wir aus. Der Ausflug bot im wesentlichen dieselben Elemente wie derjenige ins Loendal. Man hat erst eine Stunde über das Eid zu gehen, das den Fjord von dem Oldenvand trennt; dann in etwa zwei Stunden über den See zu fahren, der etwas schmaler als der Loensee, aber ebenso lang ist; endlich noch ein schöner Spaziergang von zwei Stunden, und man hat wieder einen der Seitengletscher des Jostedalsbrae erreicht. Vom Meer zum Gletscher also in guten fünf Stunden.

So sehr sich aber die Grundelemente der Landschaft glichen, so reizend neu, reich und überraschend waren die Variationen derselben. Dabei hatten wir auch den Vorteil, daß das Wetter sich geklärt hatte und ein sonnenheller Himmel sich über Firn und Fels, Wald und See ausbreitete.

Das Eid bei Oldören ist weniger lieblich als dasjenige von Loen, aber immerhin eine freundliche, traut idyllische Scene. Die Kirche ist größer, in Form eines griechischen Kreuzes gebaut, mit Vorbau an allen vier Seiten und einem Türmchen über der Vierung. Um die Kirche liegen mehrere und größere Häuser beisammen, so daß die Ortschaft stattlicher ausschaut als Loen. Der Eingang ins Thal ist imposant: links das Auflemsfjeld und die Melheimsnibba, von der weite Gletscherfelder bis zu dem 2000 m hohen Ravnefjeldsbrae emporsteigen; rechts die große Cäcilienkrone, die in einer schroffen Felspyramide gipfelt, in ähnlichen scharfen Zinnen sich weiter südwärts am See hinzieht und in ödem Felssturze so steil abfällt, daß sich an ihrem Fuße keine Hütten ansiedeln konnten. Über den gewaltigen Zinnen lagert ebenfalls ein weites Eismeer.

Statt eines einzigen Sees besitzt das Thal deren zwei: das Floenvand und das Oldenvand, welche aber nur durch einen schmalen Landstrich getrennt sind. Bei Eide, wo wir uns, wie am Loensee, ein Boot liehen, ist das eigentliche Oldenvand etwa 500 m breit, erreicht aber bald einen Kilometer. Da es nur 30 m über dem Nordfjord liegt, so wird der Eindruck der beiderseitigen Felsmauern so gut wie nicht verringert. Sie steigen vom See unvermittelt jäh bis zu 1500, 1800, ja stellenweise bis zu 2000 m, ganz wie im Loenthal. Sobald man jedoch die erste Hälfte des Sees durchfahren hat, wird von den Gletschern, die auf den Felsen lagern, bei weitem mehr sichtbar als drüben im Loenthal. Man bemerkt gleich, daß man sich eigentlich schon mitten in dem ungeheuern Eisfelde des Jostedalsbrae befindet, d. h. in einer verhältnismäßig engen Kluft, welche hier seine Hauptmasse in zwei gewaltige Arme auseinandergerissen. Aber sie gehören zu einander. Wie sie südlich sich zu einem einzigen Felde vereinigen, so begrenzen sie links und rechts mit ihren bläulich schimmernden Terrassen den Horizont, neigen sich zu einander hinüber, umgürten einzelne hoch oben hervorragende Felsabhänge, lagern zwischen den stolzen Bergpyramiden bald in breiten, dreieckigen Feldern, bald in schmalen, langgestreckten Strömen, und hängen endlich am Ende des Sees scheinbar bis zu dessen Ufer herab. Mit jedem Ruderschlag gerät man tiefer in den leibhaftigen Winter hinein, und gegen das Ende des Sees hat man einen Eispalast vor sich, wie ich ihn in ähnlicher Größe nur auf Island gesehen. Das Thal mündet ungefähr gerade auf die Mitte des ganzen Jostedalsbrae. Man hat ihn in seiner vollen Majestät vor sich. Von einer Höhe von nahezu 2000 m senkt er sich in scharfer Neigung bis auf 100 m Entfernung zum Seeniveau

Der Melkevoldsbrae mit der Yrinibba.

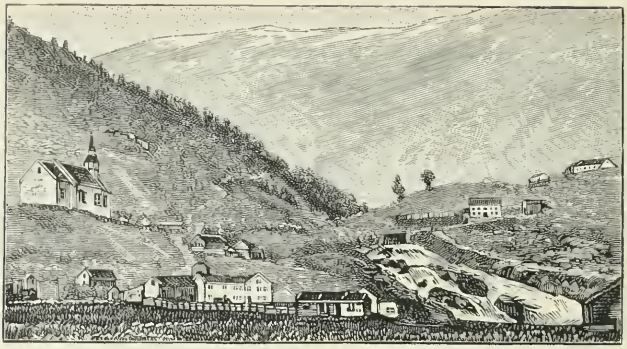
herab. Die wilden, schwindlig hohen Felscoulissen, die ihn von beiden Seiten begrenzen, liegen weit genug auseinander, um auch eine Vorstellung von seiner ungeheuern Horizontalausdehnung zu geben. Über einen Felskoloß von ungefähr gleicher Höhe, der sich ins Thal vordrängt, dehnen sich die Eislager aufsteigend noch weit in die Ferne, und von einem andern Felsenhaupt ragt nur ein schmaler Kamm aus dem weiten Krystallmeer hervor. Nirgends ein schmutziger Fleck in dem blendend hellen Eisgefilde. Die einzelnen übereinander geschichteten Terrassen des Eises lassen sich kaum unterscheiden. Erst weiter unten wölbt es sich wirr und flockig übereinander wie die Fluten eines erstarrten Wasserfalles und steigt dann in schärfer ausgeprägten Rippen zur Tiefe nieder. Finsteren Titanen gleich stemmen sich die gewaltigen Massen des Urgebirges der vereisten Flut entgegen, während Wasserfälle von allen Wänden tosend niederrauschen und von der letzten Gletscherzunge herab ein frischer Bergbach sich bald in einem kleinen grünen Thalkessel zwischen Felstrümmern, Busch und einigen Hütten verliert.

Der hier zu Thal sinkende Gletscherarm heißt der Melkevoldsbrae. Ich weiß nicht, weshalb er nicht die Hauptaufmerksamkeit der Touristen gewonnen hat. Sein Fuß ist ganz nahe und offenbar leicht zu erreichen. Der Führer lenkte uns jedoch an ihm vorbei über den Elf, nach einer Thalschlucht, die sich in südöstlicher Richtung steil in die nächsten Felsen hinaufwindet. Von der Holzbrücke, die, einige Felstrümmer verbindend, über den Bergbach führt, stürzte, wie uns Lars berichtete, vor einigen Jahren ein junger Amerikaner und ward an dem Geröll des Baches zerschmettert. Vom Seeende bis zu dieser Brücke ist es etwa eine Stunde; dann hat man noch eine gute Stunde den Berg hinaufzuklimmen, erst auf leidlichem Alpenpfade bis zu den Sennhütten von Brigsdal, wo wir uns mit köstlicher Milch stärkten, dann zwischen Gehölz und Klippen über abscheulich glatte Felsen zur nächsten Thalstufe hinauf. Den Höfen von Brigsdal gegenüber sieht man ganz nahe den Melkevoldsbrae und den Nonsfoß, einen Doppelwasserfall von bedeutender Höhe; von der nächsten Thalstufe von Brigsdal aber stürzt der Elf gleichen Namens erst senkrecht in eine Kluft hinein und von dieser dann in herrlichen Bogen weiter in die Schlucht hinab, beiderseits von der reizendsten Felsscenerie, Birken- und Erlenwald, eingerahmt, durch einen Felsen wieder in zwei Arme geteilt. Vor vielen seiner Brüder hat dieser Fall das voraus, daß fast unmittelbar über ihm die schimmernden Eiszinnen des Gletschers auftauchen, zwischen gewaltigen Gneisfelsen links und grünem Walde rechts, ein wahrhaft überherrliches Bild.

Der niedrige Wald, durch den wir uns nun durchdrängen mußten, war trotz der Nähe des ewigen Eises noch ziemlich dicht. Als wir heraustraten, hatten wir den Gletscher vor uns, der den Kjendalsbrae an Größe und Schönheit bei weitem übertrifft. Völlig krystallhell mit scharfgerippten

Spitzen und Zacken wälzen sich seine erstarrten Wogen zwischen zwei grauen Felskouliſſen von glattgeschliffenem Gneis daher. Je näher man kommt, desto mehr treten diese zurück; links und rechts starren neue Eisfluten empor, immer schmaler und freier in glitzernden Terrassen aufeinander lagernd, bis wo der lichtblaue Himmel ihre obersten Wellenkämme berührt. Einem Felseneiland in stürmischer See gleich, ragt nur mehr ein einziger, gewaltiger Felskoloß aus der Eisflut empor. Ein doppelter Wasserfall strömt von seinen Zinnen herunter. Die Eishöhle an seinem Fuß glich einer einzigen sich überstürzenden Flutwelle, glashell und rein bis in ihren tiefblauen Schoß, aus dem fröhlich der junge Bergbach hervorsprudelte — ein Meisterwerk der Elfen und Zwerge mitten in dem ungeheuern Titanenpalast.

Eine so zauberhaft glänzende Eislandschaft bieten die schönsten Gletscher der Schweiz nicht, weil sie von den Bergwänden her immer Schutt und Steine mit sich führen. Das ist hier nicht möglich, da der ganze obere Berggrat fast 100 km weit mit Eis und Schnee bedeckt ist und die wenigen Bergspitzen, die da und dort an seinem Rande aufragen, mit ihren glatten Gneiswänden dem Anprall des Eises widerstehen. So bleibt dieses wunderbar rein, und als unabsehbares Meer hoch über dem stolzesten Urgebirge, über Land, See und Fjord giebt es den tausendfachen Landschaftsbildern einen Abschluß, wie man ihn schöner nicht denken kann: kühn wie ein Bild aus den Tagen der Urwelt, groß wie die Werke des Allmächtigen, still, rein und strahlend wie ein Spiegel der ewigen, unwandelbaren, alles belebenden Schönheit selbst.



Hellesylt.

5. Vom Nordfjord zum Geiranger.

Etwas nördlich vom Ausgange des Nordfjords, südlich von dem schroffen Vorgebirge Statland, liegt die kleine Insel Saelö, welche in der Legende und Kirchengeschichte keine unbedeutende Rolle spielt. Denn im Mittelalter galt sie als eine der ehrwürdigsten Stätten des Landes. Hier soll der erste bischöfliche Sitz in Norwegen gewesen sein. Die nunmehr völlig ausgegrabenen Ruinen eines Klosters und einer Kirche bezeugen die Verehrung, welche der Platz genoß. Sie liegen auf einer kleinen Anhöhe an der Nordseite der Insel.

„In den Tagen des großen Kaisers Otto I." (936—973), so erzählt das Brevier von Throndhjem (Breviarium Nidrosiense), „lebte in Irland die hl. Sunniva, die von königlichem Geschlechte war. Bei dem Tode ihres Vaters fiel ihr das Reich als Erbe zu. Sie war durch die Sorge ihres edeln Vaters im Glauben an Christus aufgezogen worden, suchte treulich ihr Volk von Sünden abzuhalten und führte selbst ein heiliges Leben, eifrig bemüht, die Vorschriften des katholischen Glaubens zu erfüllen, barmherzig und wohlthätig gegen die Armen. Der Ruf ihrer Heiligkeit, Schönheit und Macht kam einem Tyrannen zu Ohren, der, auf Eingebung des Teufels, erst das Reich der Jungfrau angriff, überwältigte und plünderte, aber dann teils mit einschmeichelnden Worten, teils mit Drohungen sie zur Ehe mit sich zu bewegen suchte. Aber beseelt von Liebe zu Gott, widerstand sie beidem, seinen schönen Worten und seinen Drohungen, und zog die Flucht aus dem Lande der Verbindung mit dem verbrecherischen Manne vor. Auch viele ihrer Unglücksgenossen beschlossen, ihr Schicksal zu teilen, und viele Menschen, Männer, Weiber und Kinder, bestiegen mit ihr drei Schiffe und vertrauten sich den Wogen des Meeres an, um jenen dieses Weltlebens zu entrinnen. Sie verschmähten den Gebrauch der Ruder und anderer Schiffs-

gerätschaften, und Sturm und Unwetter führte sie in die nördlichen Fahrwasser. Gott, dem Winde und Wetter unterthänig sind, bewahrte sie heil und unversehrt vor allen Gefahren, bis sie in dem Teil von Norwegen landeten, der Firdernaes Land genannt wird. Da die Einwohner dieser Landschaft, die rohe, unverständige und heidnische Menschen waren, die Heiligen Gottes sich ihren Grenzen nähern sahen, sammelten sie alsbald ein Heer und zogen gegen sie aus wie gegen Räuber, mit Schwertern und Spießen; aber da sie ihrer nicht habhaft werden konnten, so mußten sie sich begnügen, sie mit Pfeilschüssen und Steinwürfen weit vom Lande fortzutreiben. So wurden die Heiligen abermals den Gefahren des Meeres ausgesetzt, und da sich ein Sturm erhob, wurden sie, da ihr Geist und Sinn unzertrennlich waren, dem Leibe nach voneinander geschieden. Die hl. Sunniva kam, nachdem sich das Unwetter gelegt, mit dem größeren Teil ihrer Fahrtgenossen zu der Insel Selja, wo sie aus Furcht vor den Heiden ihre Wohnung in einigen Felshöhlen aufschlugen, während die übrigen ebenso auf einer andern Insel mit Namen Kine ihre Zuflucht suchten und ihr Leben mit Fischfang fristeten. Um diese Zeit hatte sich Hakon Ladejarl, der wildeste unter den Tyrannen, mit Gewalt in den Besitz des Reiches Norwegen gesetzt und raste grausam gegen seine Unterthanen. Die Heiligen Gottes hielten sich während der Regierung dieses Mannes ziemlich lang auf dieser Insel auf und dienten Gott in Entsagung, Armut und Keuschheit und mit einem reinen Leben. Die Einwohner hatten noch nicht festen Sitz auf den Inseln genommen; aber jene, welche auf dem gegenüberliegenden Festlande wohnten, benützten sie als Weide für ihr Vieh. Bisweilen geschah es da, daß den Eigentümern ein Stück Vieh abhanden kam, und diese, welche die Heiligen im Verdacht hatten, dasselbe gestohlen zu haben, fügten ihnen deshalb großes Unrecht zu und baten auch den Jarl, mit einem Heere zu kommen, um die Diener Gottes zu töten. Der böse Jarl, ein Sohn der Sünde und ein Glied an den Gliedern des Satans, kam auch auf die Insel, um die Heiligen auszurotten. Diese sahen das und gingen darum in ihre Höhlen und baten den Herrn unter Thränen, ihren Seelen die ewige Ruhe zu verleihen und den Engeln zu gebieten, die Felsenklippen herabzustürzen und sie unter denselben zu begraben. Das geschah. Die Felsen stürzten über die Heiligen herein, und ihre Seelen wurden in den Himmel aufgenommen. Der Tyrann und die Schar der Heiden, welche die Heiligen nicht fanden, zogen verwundert fort. Nach Verlauf einiger Zeit fand der Jarl einen elenden Tod durch die Hand seines Knechtes zur gerechten Strafe für seine Sünden, und die Herrschaft über Norwegens Reich fiel dem christlichen König Olaf Tryggvason zu, durch dessen Eifer das Volk von Norwegen der Abgötterei entsagte und auf die Predigt des Bischofs Sigurdr den christlichen Glauben annahm. Es geschah um diese Zeit, daß einige Kaufleute, welche an der

Insel Selja vorbeisegelten, an der Meeresküste etwas wie eine Lichtsäule gen Himmel schweben sahen. Verwundert näherten sie sich und fanden, daß ein Menschenhaupt sich in jenem Lichte bewegte, wie sie auch einen wunderbaren Wohlduft wahrnahmen. Die Kaufleute nahmen nun dieses ehrwürdige Kleinod, kostbarer als alle ihre Handelswaren, nämlich das heilige Haupt, und fuhren mit Ehrfurcht damit nach Throndhjem, wo sie den berühmten König fanden. Diese Kaufleute waren Heiden; aber auf die milde Mahnung des Wortes Gottes und auf des Königs Aufforderung ließen sie sich von dem Bischof willig unterweisen und taufen. Bei ihrem Aufenthalt erzählten sie dem König von der Lichtsäule, die sie gesehen, und von dem Haupte, das sie gefunden hatten. Dieses wurde auf des Königs Befehl geholt, und der Bischof, der es mit Andacht in seine Hände nahm, barg es mit tiefer Ehrfurcht unter den Reliquien der Heiligen. Noch mehrere brachten inzwischen Zeugnis über diese Martyrer Christi; denn auch andere kamen von derselbigen Insel zum König und versicherten, daß sie dasselbe Zeichen gesehen wie die Kaufleute. Auf die Aufforderung des heiligen Bischofs begab sich der König selbst auf die Insel mit vielen andern Gläubigen, und da fand sich, daß ein großer Berg an der Westspitze derselben früher niedergestürzt war. Beim Untersuchen dieser Stätte fanden der König und der Bischof zwischen den Klippen wohlduftende Gebeine. Es wurde nun auf der Insel eine Kirche gebaut und eingeweiht, und Gott wirkte hier Zeichen und kräftige Wunderthaten um der Verdienste seiner Heiligen willen bis auf diesen Tag. Und da die Christen die Gebeine der Heiligen sammelten, die da zu finden waren, wurde der Leib der hl. Sunniva ganz und unverletzt aufgefunden, welcher darauf in einen Schrein gefaßt wurde im Jahre der Gnade 996. Nach Verlauf langer Zeit übertrug Bischof Paul von Bergen die Reliquien der hl. Sunniva in diese Stadt, in deren Kathedrale sie zu Gottes Ehre in einen Schrein gelegt wurden am 7. September 1170."

Bis auf einige unwesentliche Umstände genau so wird die Legende der hl. Sunniva in der Lebensgeschichte des Königs Olaf Tryggvason erzählt, welche die Mönche Oddr und Gunnlaug Leifsson im isländischen Kloster Thingeyrar um das Jahr 1180 verfaßten. Nur wird hier als vornehmster Mann unter den irischen Märtyrern Albanus genannt, als Auffinder der Reliquien aber zwei angesehene Männer von der nahen Küste: Thórdr Egileifsson und Thórdr Jörundsson.

Den streng geschichtlichen Kern der Legende aus den späteren Ausschmückungen herauszuschälen, reichen die vorhandenen Zeugnisse nicht hin. Snorri Sturluson (gest. 1248) schweigt in seiner berühmten Königschronik „Heimskringla" über Sunniva. Ein Scholion (141) zu Adam von Bremen, das von ihm selbst herrühren kann (um 1070), bringt die Sunniva-Legende, offenbar unrichtigerweise, mit der Legende der hl. Ursula in Verbindung.

„Einige sagen," so heißt es da, „etliche von den elftausend Jungfrauen seien dorthin gekommen, deren Schar und deren Schiffe von einem Berg verschüttet wurden, und es geschähen Wunder dort. Daselbst ließ auch Olaf eine Kirche bauen." Das hat dem norwegischen Historiker Ludwig Daae Anlaß gegeben, die ganze Sunniva-Legende aus jener der hl. Ursula abzuleiten. Auch der dänische Forscher Jörgensen nimmt eine Einwirkung der älteren Ursula-Legende auf die viel spätere Sunniva-Legende an, macht indes mit Recht darauf aufmerksam, daß die Flucht irischer Christen nach dem norwegischen Küstengürtel, ihre Verfolgung durch die dortigen noch heidnischen Normannen, ihr Tod auf der Insel Saelö, die Auffindung ihrer Gebeine durch Olaf Tryggvason durchaus nichts Widersprechendes oder Unwahrscheinliches in sich schließt. Daß der kluge, verständige König und seine nüchternen Normannen aber ohne irgendwelchen thatsächlichen Grund die aufgefundenen Gebeine als solche von Heiligen betrachtet und verehrt haben sollen, ist kaum anzunehmen. Eine gewisse geschichtliche Unterlage dürfte darum der Legende kaum abzusprechen sein, wenn sich auch die Existenz der Heiligen von Saelö und ihre Wunder nicht aktenmäßig nachweisen lassen. Obwohl Protestanten, behandeln die angesehensten norwegischen Geschichtschreiber, wie P. A. Munch, R. Keyser, Chr. Langen, Chr. Bang, die Legende mit einer gewissen Pietät und bemühen sich nicht, das, was ihren Vorfahren ein Gegenstand der Verehrung war, der Verachtung und dem Gespötte der Gegenwart preiszugeben.

„Gewiß ist," sagt P. A. Munch, „daß die Kirche und das Heiligtum auf Selja, wenn nicht sofort, so doch kurze Zeit danach die Mutter- und Zentralkirche für das Christentum im ganzen Gulathingslag (d. h. im angesehensten Thingverband Norwegens) wurde, und daß sie als die Grundlage des später errichteten Bischofsstuhls zu Bergen zu betrachten ist. Der Todestag der sogen. Seljumen oder der hl. Sunniva und ihrer Gefährten, der auf den 8. Juli fiel, blieb ein Festtag für ganz Norwegen und ist noch jetzt an vielen Orten beim Volke bekannt."

Die Vigil des Festes hieß Seljumannavaka, das Fest selbst Seljumannamessa.

Chr. Bang nimmt an, daß König Olaf alsbald nach dem Thing in Dragseid (1096) die sogen. Sunniva-Höhlen zum Gottesdienst einrichten und großartige Terrassenanlagen für das Heiligtum machen ließ. „So erhielt das Christentum in seiner damaligen Gestalt einen nationalen Mittelpunkt, von dem aus der neue Glaube später in weiteren Kreisen Wurzeln schlug."

Schon Ragnhild, die Tochter Magnus' des Guten, der 1047 starb, nannte (um die Mitte des Jahrhunderts) eine Tochter der Heiligen zu Ehren Sunniva. Der Name blieb von da an ein volkstümlicher und hat sich in der Form „Synnöve" bis heute erhalten. Björnson hat ihn in

seiner Novelle „Synnöve Solbakken“ in der ganzen litterarischen Welt bekannt gemacht.

In dem liturgischen Hymnus des alten Breviers heißt die hl. Sunniva Patrona Norvegiae und Bergensium patrona. Reliquien von ihr besaßen die Domkirche von Lund, die Liebfrauenkirche in Kopenhagen, die Minoritenkirche in Roeskilde. Ihr Festofficium findet sich nicht nur in dem Brevier von Throndhjem, sondern auch im Missale von Åbo. Ihre Verehrung breitete sich also über ganz Skandinavien aus. Auch Deutschland hat daran teilgenommen, indem die Hanseaten von Lübeck 1401 in der Marienkirche zu Bergen eine eigene Vikarie stifteten „zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria, des hl. Olaf, der hl. Sunniva und aller Heiligen“. Ein Saal in der Königshalle zu Bergen wird in der Sverrirsage triclinium Sunnevae, Sunnivasaal, genannt. Kirchen zu ihrer Ehre wurden in Selja, Bergen und Thödling, Altäre in Throndhjem und vielen andern Kirchen errichtet. Ihr ältestes Bild (aus dem Ende des 11. Jahrhunderts) besitzt das Nordische Museum in Kopenhagen als Medaillon an einem Reliquienschrein. Im Museum zu Christiania trifft man sie auf fünf Altarblättern zugleich mit andern Heiligen (eines ist aus Saetersdalen, ein anderes aus Nordmöre, zwei andere sogar aus dem hohen Norden, Kvaefjords Kirke in Senjen und Skjervö Kirke in Tromsö). Andere Bilder finden sich in Bergen (aus der Kirche von Graven) und in der Harrans Kirke in Numedal. Es ist eine liebliche, jungfräuliche Gestalt, meist mit der Krone geschmückt; in den beiden Händen trägt sie ein Felsstück, wohl auch dazu den Palmzweig des Martyriums.

Gleich einer Engelserscheinung trat das Bild dieser Heiligen mitten in die stürmischen Kämpfe urgewaltiger Leidenschaft, von denen nicht nur die Vikingerzeit, sondern auch die Anfänge der norwegischen Königsgeschichte beherrscht wurden, lenkte sanft und mild die rauhen Herzen zu den erhabenen Idealen des Christentums empor und ergoß Licht und Trost auf die gefahren- und kampfesreiche Inselwelt der norwegischen Küste. Fünfhundert Jahre hat die hl. Sunniva dieses schönen Amtes einer Patronin gewaltet, bis Magister Geble Pedersen und sein weltlicher Arm, der dänische Ritter Eske Bilde, die Christkirche zu Bergen, den der hl. Sunniva geweihten Dom und die Hauptstätte ihrer Verehrung, niederreißen, ihren kostbaren Heiligenschrein entführen und zerstören ließen. Im Volke lebte aber noch lange die Liebe und Verehrung zu der Heiligen fort, und keine Umwälzung vermochte die Erinnerung auszulöschen, daß von der Insel Saelö einst das Licht des Evangeliums über ganz Norwegen ausgegangen. Hier, wo das Nordmeer in seinen zackigen Buchten zum Fuß des gewaltigsten Gletschers dringt, erhob sich auf der kleinen Felsinsel Norwegens erstes Kloster und erster Bischofssitz.

Mit dem Hardanger-, Sognefjord und Nordfjord ist die Romantik der norwegischen Westküste noch lange nicht erschöpft. Ein ähnliches Gewirre von vielgezackten, buchtenreichen Meeresarmen, zahllosen kleineren und größeren Seen, steilen Felsmauern, waldigen Thälern, alpenartigen Hochebenen und wildzerrissenen Schluchten zieht sich bis nach Throndhjem und noch weiter in den Norden hinauf. Man müßte mehrere Sommer zur Verfügung haben, um sie alle zu durchwandern und sich ein vollständiges Bild von diesem malerischen Lande zu verschaffen. Wie einer dessen müde werden möchte, begreife ich nicht. Ich kann mir für Leib und Seele nichts Stärkenderes und Wohlthuenderes denken als den Genuß dieser weiten, freien, herrlichen Gottesnatur, in welche moderne Kultur und modernes Philistertum noch kaum eingedrungen ist, ein schlichtes, einfaches Landleben noch die ganze Gemütlichkeit der guten alten Zeit bewahrt hat. Ohne ein wenig Strapazen geht's freilich nicht ab. Man muß sich in seinen Bedürfnissen zu vereinfachen wissen. Man muß Freude an der Natur haben und sich in der Einsamkeit nicht einsam fühlen. Dies hat schon Björnson, als er noch jung war, seinen Landsleuten gesungen:

Willst zur Fahrt du ins Gebirg
Dir das Ränzlein schnüren,
Packe nur so viel dir ein,
Als du leicht magst führen.

Trage nicht des Thales Zwang
Mit hinauf zum Walde;
Sing ihn weg in frohem Sang
An der grünen Halde.

Vögel grüßen aus dem Grün,
Lärm und Sorgen schweigen;
Immer reiner wird die Luft,
Leichter dir das Steigen.

Atme recht das Herz dir voll!
Blüten, Beeren nicken
Wie in sel'ger Kinderzeit
Dir mit frohen Blicken.

Hältst du inne, lauschest du
Ganz in dich verloren,
Hallt der Sang der Einsamkeit
Brausend dir zu Ohren.

Rauscht ein Bächlein, fällt ein Stein
In den stillen Klüften,
Donnert Hall und Wiederhall
Wie aus Riesengrüften.

Bebe, bete, bange Seel',
Schreite mutig weiter!
Droben auf des Berges Höh'
Wird es schön und heiter.

Auf dem Berg nur zeigt der Herr
Sich verklärt den Seinen.
Droben wird in sel'gem Bild
Er auch dir erscheinen!

So recht in dieser Weihestimmung fühlte ich mich, als wir in angenehmer Morgenfrische den steilen Bergpfad emporstiegen, welcher von Faleide an die nächsten nördlich gelegenen Höhen hinaufführt. Oben erhielten wir einen glänzenden Rückblick auf den lieblichen Fjord und dessen Gelände, auf all die Felskuppen, die ihn im Süden begrenzen, und auf die Eisgefilde des Jostedalsbrae, welcher seine letzten Arme zwischen ihre dunkeln Felsmassen hinausreckt. Es war wie eine gewaltige Vision, welche alle Eindrücke der wunderbaren Gletscherthäler noch einmal auffrischte und zu einem Bilde vereinigte.

Dann ging es nordwärts einem neuen Thale zu, das sich ziemlich parallel zum Nordfjord von Ost nach West hinstreckt, dann zu demselben hinneigt und endlich als „Eisfjord" darin ausläuft. Es heißt das Hornindal. Einen großen Teil desselben füllt das Hornindalsvand, ein 25 km langer See, dessen Oberfläche 50 m über dem Meeresniveau, dessen Tiefe aber 400 m darunter reicht, ein ganz anmutiges Gewässer, das sich mit den schöneren schottischen Lochs vergleichen läßt. Wir nahmen in Kjos ein Boot und fuhren an das Ostende des Sees, wo die Hauptkirche des Thales, Hornindal, und der Hauptort, Grodaas, liegt. Das ist sehr häufig in Norwegen, daß Kirche (bezw. auch Kirchgemeinde) und Ortschaft (Ortsgemeinde) verschiedene Namen führen, obwohl die Kirche in der Ortschaft selbst oder hart daran liegt. Das Wahrzeichen des Thales ist der Hornindalsrokken, ein spitzes, phantastisches Felsenhorn, das wir aber erst im Laufe des Nachmittags zu Gesicht bekamen. In seiner Nähe öffnet seitwärts in nordwestlicher Richtung das felsige Nebbedal die großartigsten Scenerien. Aber wer reicht aus, alle diese Zeichnungen wiederzugeben, die den gewandtesten Landschaftsmaler monatelang beschäftigen könnten?

Wir hofften abends 5 Uhr in Hellesylt den kleinen Dampfer zu erreichen, der von Aalesund aus ein anderes nördlich gelegenes Fjordsystem befährt und seine Endstation in Meraak oder Merok hat. Wir waren in Grodaas zeitig aufgebrochen und waren gut gefahren. In Indre Haugen, einer ziemlich ärmlichen Station, gab es zwar etwas Aufenthalt. Ein Engländer mit seiner Frau war gleichzeitig mit uns angekommen. Der Skydsskaffer, eine gewaltige Hünengestalt, der schon in Bärenjagd gethan

hatte — als Zeuge davon war ein Bärenschädel an der Hausthür angenagelt —, brummte selbst wie ein Bär, als er gleich zwei Wagen besorgen sollte. Zuletzt aber kam er in eigener Person mit und kutschierte das englische Ehepaar, während er den andern Wagen ohne „Gut" uns überließ. Und er kutschierte wacker, auch die letzte Strecke, wo der Weg in vielen Windungen hoch über der Kluft eines schäumenden Bergbaches sich nach dem Sunelvfjord hinabschlängelte. Wir waren um 5 Uhr richtig in Hellesylt. Aber das Dampfschiff war eine Stunde früher als nach dem Fahrplan angekommen und abgereist. Es hieß, der Kapitän habe einen Besuch bei einer Tochter machen müssen, die sich kürzlich verheiratet habe. Ob dem wirklich so war, weiß ich nicht. Genug, wenn wir weiter wollten, blieb nichts übrig, als in einem Ruderboot dem Dampfschiff nachzufahren, wozu der Engländer sich denn auch gleich bereit erklärte. Im ganzen war das eigentlich ein Gewinn. Denn der Geirangerfjord, ein Seitenarm des Sunelvfjords, den wir sehen wollten, steht an malerischer Schönheit kaum dem Naeröfjord nach, und ein solches Schauspiel genießt sich von einem kleinen Boote aus weit besser als auf einem Dampfer.

Viel breiter wird der Geirangerfjord wohl nicht sein als etwa der Rhein am Loreleifelsen; er macht auch ähnliche Krümmungen, und es fehlt nicht an steilen Klippen, von welchen herab die goldhaarige Zauberin den Schiffer im kleinen Schiffe zu Tode singen könnte. Aber das Wasser fließt nicht. Es ist das Meer. Und die Felsenufer türmen sich durchweg 1000, stellenweise 1700 m auf. Das ändert doch bedeutend die Scene. Von Weinbergen, Burgen, Schlössern, Villen, freundlichen Städtchen und Dörfern nirgends eine Spur. Es ist die vollständigste Alpenwelt, wie am Naeröfjord, in den Höhenverhältnissen etwas kleiner, aber in der Zeichnung fast noch wilder und malerischer. Felswände von mehreren tausend Fuß fallen senkrecht oder nahezu senkrecht in den Fjord ab, dann folgen wieder Buchten, von einem Knäuel phantastischer Kuppen, Zinnen und Zacken umtürmt, Ure oder Felsstürze von ebenfalls riesiger Höhe, breite, mit Schnee bedeckte Sättel, dunkle, kärglich bewaldete Seitenschluchten — ein stellenweise unheimliches und doch wieder eher großartiges, majestätisches Felslabyrinth.

Zwei Bergpyramiden hüten gleich ungeheuern Sphinxen den Eingang, links das Langflaafjeld, rechts der Nokkenebet mit einem Schneefeld, dem Staburssonn, darüber. Es gruselt einem ordentlich, zu hören, daß hier Schnee- und Schuttlawinen keine Seltenheit sind, und daß, wenn sie vom Staburssonn herunterrollen, der Luftdruck an dem Hofe Madvik am jenseitigen Ufer die Scheiben zerschlägt, Schnee und Birkenstämme über den schmalen Fjord schleudert und weit hinaus in den Sunelvfjord Flutwellen erregt. Mehr als einmal sind Schiffe nur um kurze Frist der donnernden

Lawine entgangen. Aber schön ists darum doch in dieser Schlucht, wo die Berggeister mit dem Meere Schneeball spielen! Es ist, als führe man in ein Stück Urwelt hinein.

Und nun kommt ein Schauspiel, das selbst der Naeröfjord vermissen läßt. Denn einen solchen Reichtum an Gießbächen und Staubbächen hat wohl kein anderer Fjord. Der so viel bewunderte „Staubbach" bei Lauterbrunnen in der Schweiz ist ein Kinderspiel gegen diese Staubbäche, die aus drei- und vierfacher Höhe von schwarzen Gneiswänden herniederblitzen. Die wackeren Rorskarle ruderten unser Boot hart an einer solchen Felsenwand vorbei, an welcher auf einer Breite von einigen hundert Fuß eine ganze Reihe von Wasserfällen sich drängt. Man nannte sie früher die Knivsflaafossene, jetzt heißen sie die „sieben Schwestern". Einige der schimmernden Silberbänder liefen parallel die ganze ungeheure Höhe hinab, andere teilten und vereinigten und teilten sich wieder in flüchtigem Tanz, woben lichte Nebelschleier um den Felsen und zerstoben, noch ehe sie den Fjord erreicht. Aber die sieben Schwestern haben noch eine Menge Schwestern und Brüder, die jeder für sich, nach eigenem Tempo aus der Schneeregion herunterrauschen: die einen in einem einzigen behenden Satz über schwindelnde Abgründe herab, die andern in wiederholten Sprüngen von Klippe zu Klippe tanzend, jäh aufspritzend, abermals niedertosend, sich im Sprung auflösend, an steilen Felsenvorsprüngen sich wieder sammelnd und dann von Riff zu Riff in kürzeren Absätzen mutwillig herniederschäumend. Mit donnerähnlichem Tosen stürmen andere Sturzbäche in unzugänglichen Schluchten über Felsentrümmer herab, plötzlich hervorblitzend, dann verschwindend, bei einer Wendung des Bootes von neuem sichtbar, die feierliche Stille wie mit dumpfem Gesange unterbrechend. Da sind Wasserkräfte, daß man ein ganzes Land damit elektrisch beleuchten könnte. Aber ums Himmels willen! Fange man die lieben Wasserfälle nicht ein! Schöner als alles elektrische Licht ist das Zwielicht der Dämmerung, wenn es über eine solche majestätische Natureinsamkeit langsam herabsinkt, unten alle Schattenlinien dunkler zeichnet, Abhänge zu Schluchten, Schluchten zu Höhlen vertieft, die Felsenwände zu finstern Burgen, Klippen und Riffe zu gespenstigen Figuren gestaltet, während oben die Schneefelder und Bergesgipfel noch in traumhaftem Lichte strahlen und der Wiederschein des Himmels blitzende Linien in den dunkeln Fjord hineinzieht. Wir hatten etwa die Hälfte des Fjords zurückgelegt, als es so zu dämmern anfing. Wir sprachen nicht viel, wir schauten nur immer und schauten. Denn die Scene ist so überherrlich, daß man sich wirklich nicht satt sehen kann.

Oben in schwindelnder Höhe zeigten sich an ein paar Stellen einsame Bauernhöfe, so steil gelegen, daß man kaum begreift, wie die Leute da hinaufgelangen können; aber zwischen den Felsenriesen lagern sich da und

dort freundliche Alpen, auf welche das Vieh getrieben war, und auf welchen wohl auch ganz gutes Heu gemacht wird. Andere, schwerer zugängliche Plätze dienen wenigstens als Ziegenweide. Die Ruderer machten uns auf einen solchen aufmerksam, welcher teilweise von einem frischen Felsensturz überschüttet war. Eine Ziege war dadurch von der Herde und von dem Zugang zu derselben abgeschnitten worden, hatte aber an dem unzugänglich gewordenen Platz doch einen Winter überstanden. Die Stelle war so hoch, daß wir das verlassene Tier nur mit dem Fernglas sehen konnten.

Vollends phantastisch war die Fahrt, als langsam die Nacht hereinbrach, die Felsmauern uns immer gespenstischer umstarrten, jetzt drohend näher rückten, jetzt unheimlich wieder auseinandertraten, als in ungeheurer Höhe ein paar vereinzelte Lichtlein von Alpenhütten aufblitzten und endlich gegen den Fjord hin die immer düstereren Schattenbilder völlig in der Nacht verschwanden. Es war wunderbar still und träumerisch. Unwillkürlich verwandelten sich die grotesken Felsen und Riffe in jene wundersamen Riesengestalten, mit welchen die Volksphantasie seit unvordenklichen Zeiten diese einsamen Klüfte bevölkert hat. Und wie muß es erst sein, wenn der Wintersturm heulend über sie dahinbraust, das dürre Gezweige knackt, an den Felsen rüttelt, Wolkenberge im Zwielicht des Mondes über den ruhigen Fjord dahinjagt, und es wie ferner Donner in allen Schluchten wiederhallt! Da ist es wahrhaft kein Wunder, wenn das Volk von einem „Asgaardsreien“ oder von dem „wilden Heere“ träumt, das in düstern Herbst- und Winternächten lärmend durch Berg und Thal stürmt, die einsamen Hütten in allen Fugen beben macht und in den friedlichen Gehöften Zank und Unheil stiftet, wo nicht frommer Sinn den finstern dämonischen Gewalten wehrend entgegentritt. Wie aus dem Natur- und Volksleben herausgewachsen erscheint einem in solcher Scenerie Welhavens Gedicht vom „Asgaardsreien“:

In schallendem Lärm durch die Nacht hin saust
Ein Zug auf schwarzen, schäumenden Rossen,
Mit Sturmesdrang über Wolken braust
Die wilde Schar gleich wirbelnden Schlossen.
Sie fliegt über Wiesen, über Heiden und See,
Durch Nacht und Wetter, durch Regen und Schnee.
Zu Boden, Wandrer! Hörst du sie schreien?
Hörst du's dröhnen? — Der Asgaardsreien!

Mit geschwungenem Hammer der mächtige Thor
Steht hoch im Wagen, der Führer der Gilde;
Es sprühen die Flammen rotzüngelnd empor,
Da gewaltig er schlägt an dem dröhnenden Schilde.
Und es rauscht und es donnert, und Schellengetön
Und Pferdewiehern erschallt von den Höh'n
Und Freudengeheul, daß die Hütten erbeben,
Das Bergvolk sich ängstet um Haus und um Leben.

Am ärgsten raſet der Asgaardsrei'n
Im Herbſt und Winter, in rauhen Nächten;
Auf Weihnacht lädt er ſich immer ein
Bei den Rieſen droben und ihren Knechten.
Da ſtreift er tief an den Höfen vorbei,
Wenn es drinnen lärmet von trunk'nem Geſchrei.
Drum hüt' dich, Bauer, halt Zucht und Sitten,
Sonſt kommt der Schwarm dir ins Haus geritten!

Wenn wie bei heidniſchem Julefeſt
In ſchwankenden Händen die Krüge ſpritzen,
Die Stube qualmt, die Fauſt ſich preßt,
Bei funkelnder Herdglut die Meſſer blitzen,
Da hörſt du des nächtlichen Schwarmes Ritt:
Sie reißen taumelnd die Schauernden mit.
Die Mädchen zittern. Es raſt der Bube.
Der Asgaardsreien umzingelt die Stube.

Zu Flage da ward einſt auf Jul getraut,
Drei Tage gefeiert, gezecht und geſungen;
Das ſchönſte Mädchen, das war die Braut,
Ihr Freier der ſchmuckſte von allen Jungen,
Und es glänzte die glattgedielete Hall'
Von köſtlichen Tiſchen, von Edelmetall,
Es ſtrahlten die Wände, die Fenſter, die Plätze,
Von Silberbeſtecken unendliche Schätze.

Froh ſchallet der Fiedel, der Trommel Klang,
Der Bräutigam führet den fröhlichen Reigen,
Und mächtig zur Diele die Braut er ſchwang
Im Hallingtanz zum Takte der Geigen.
Dann kreiſten die andern, Paar an Paar,
Sie wirbeln wie luſtige Kreiſel fürwahr,
Sie ſingen und lachen, ſie ſpringen und ſchweben,
Die Halle erdröhnet von Jubel und Leben.

Den dritten Abend ſie ſaßen beim Bier,
Des Tanzes müde, die Alten, die Jungen;
Die Karle ſchauten wohl ſtarr und ſtier,
Zu viel des Trunkes lag auf den Lungen.
Die Braut nur ſtrahlt noch in Königspracht:
Das letzte Hoch ſoll ihr werden gebracht.
Es klirrt der Tiſch von der Fauſt des Schenken,
Da Stille er heiſcht, der Braut zu gedenken.

Da ſtürzen zur offenen Thüre herein
Zwei wilde Geſellen — es ſind Berſerker.
Die Augen rollen wie Flammenſchein,
Die Stirne trägt wie ein Mal aus dem Kerker.

Hochzeit im Nordfjord.

Kennt ihr die Gesichter? die kreischende Stimm'?
Ja, ja! die Brüder Ulf und Grim!
Grim, der vergeblich die Braut sich erflehte,
Da steht er zu zwei'n, der Verstoß'ne, Verschmähte.

Jäh fahren die Gäste wohl auf vom Tisch;
Sie ballen die Fäuste, sie wanken zum Streite.
Doch ein Stoß auf die Brust, gewaltig und frisch —
Und die Halbbetrunkenen taumeln zur Seite.
Der Bräutigam schwingt sich auf eine der Bänke;
Er bittet um Frieden, er bietet Geschenke.
Doch die Brüder ziehen vom Gürtel die Messer:
„Dein Leben gilt es, das frommt uns besser!"

Da drängen die Weiber um ihn sich zum Schwarm
Hinter Tischen und Bänken in wildem Gewirre,
Zu schützen sein Leben vor tödlichem Harm,
Sie jammern und flehen in dichtem Geschwirre.
Die Älteste reißt den Bedrohten zu sich,
Umfängt ihn schirmend und mütterlich:
„Schont meines Sohnes! Schont meines Lebens!
Schont einer Mutter!" — Alles vergebens.

Die Brüder kennen nicht Mitleid, Erbarmen,
Sie stürmen über Tische und Stühle,
Sie werfen die Frauen mit wütenden Armen
Dahin und dorthin in wildem Gewühle,
Sie packen ihr Opfer, sie zerren's hinaus
Aus den Trümmern der Stube, dem zitternden Haus,
Hinaus in den Hof, von den andern umrungen,
Fast schon am Ziele, jetzt wieder bezwungen.

Die Gäste stürzten mit Fackeln und Brand
Zu dem nahen, nächtlichen Felde nieder:
Da aufrecht vor ihnen der Bräutigam stand,
Im Froste kamen die Kräfte ihm wieder.
Er brauchte sein Messer zu Schnitt und Stoß,
Er ließ nicht den einen, den andern nicht los:
In furchtbarem Knäuel die drei sich umschlingen,
Auf Leben und Tod sie stoßen und ringen.

Grim wanket. Ein mächtiger Blutstrom springt
Aus der Brust ihm — stöhnend er fällt und jammert.
Doch wütender nur das Paar jetzt ringt,
Gleich Schlangen ineinander geklammert.
Der Bräutigam sinkt — und der blitzende Stahl
Zuckt nieder schon ohne Hoffnung und Wahl;
Da hält Ulf inne — er zagt, er zittert
Wie Espenlaub, vom Sturm erschüttert.

Denn durch die Lüfte im Dunkel saust
Ein jauchzender Zug auf schnaubenden Rossen,
Aus dem Wald zu dem Hof, wo das Brautpaar haust,
Da wittert die Schar ihre blut'gen Genossen.
Da dröhnt es und braust es mit Schellengetön,
Mit Pferdegetrappel heraus aus den Höh'n,
Da nah'n sie mit gellendem Schreien:
„Weh! Weh! Der Asgaardsreien!"

Da tobt es, als wäre die Hölle entbrannt
Zum Ringkampf mit der Erde Gewalten;
Hier rauschet ein Fittig, hier packt eine Hand,
Es wirbelt im Kreise von Riesengestalten.
Sie fassen den Ulf im flatternden Haar
Hinauf in die Luft zu der wütenden Schar,
Sie raffen ihn fort über Wälder und Höhen —
Nie ward er fürder gehört noch gesehen.

Der Lärm entschwindet. In Todesweh
Krümmt Grim sich an der schrecklichen Stätte,
Den Bräutigam trugen sie über den Schnee
Zu des Gastraums stattlichem, weichem Bette.
Sein Blut quoll reichlich und lange und rot,
Lang schwebt' er zwischen Leben und Tod.
Doch haben sie treu ihn gepflegt und verbunden,
Im Frühling war alles überwunden.

Jetzt sitzt er, von Jahren und Mühen gebeugt,
Mit Kindern und Enkeln am traulichen Feuer;
Und wenn er erzählt, dann alles rings schweigt,
Den Alten und Jungen ist lieb er und teuer.
An Weihnachten jüngst, da flehten sie sehr:
„Erzähl uns, erzähl uns! Wir setzen uns her!"
Da blitzte sein Auge — weit schaut es zurück
Auf seiner Hochzeit Jammer und Glück.

Bald nachdem es völlig Nacht geworden, schimmerten uns schon die Lichter der kleinen Ortschaft Meraak entgegen. Wir waren am Ziele und fanden nach einer Ruderfahrt von vierthalb Stunden bei Martinus Meraak ein gemütlich ländliches Quartier. Meinem Eindruck nach steht der Geiranger kaum hinter dem Naeröfjord zurück und verdient die paar Reisetage wohl, die man aufwenden muß, um dahin zu gelangen. Denn trotz der noch frischen Eindrücke, die wir vom Hardanger, Sognefjord, Bredheimsvand, Loenvand und Oldenvand mitbrachten, übte er den vollen Zauber der Neuheit auf uns aus.

Panorama von der Moldehöi.

6. Aalesund, Molde und das Romsdal.

Schon früh morgens vor 5 Uhr befanden wir uns auf dem kleinen Dampfer, der, wie wir, in Meraak übernachtet hatte. Jetzt erst sahen wir, wie der Fjord sich hier in einem fast kreisrunden Bergthal fängt, zunächst von begrünten Schutthügeln, dann von lauter hohen Felsenhäuptern eingeschlossen. Ganz im Grund die freundlichen Häuser und darüber das weiße Annexkirchlein gaben dem Bilde ein idyllisches Gepräge. Wir fuhren durch den ganzen Geiranger zurück nach Hellesylt, das in einem ähnlichen Felscirkus liegt, dann in nördlicher Richtung durch den Sunelvfjord, der bedeutend breiter ist als der Geiranger, aber noch immer etwas von dessen wilder Felsromantik nachklingen läßt. Wo die Uferhöhen abnehmen, öffnet sich ein breiterer Meeresarm nach Osten, der Norddalsfjord. Da hinein brachte uns der kleine Dampfer bis Sylte am Ausgang des Valdals, ein allerliebstes träumerisches Plätzchen, mitten in einer völlig neuen Bergscenerie; dann wandten wir uns zurück nach dem Sunelvfjord und in dessen Fortsetzung, den Slyngsfjord. Der Alpencharakter des Hochgebirges geht hier allmählich in denjenigen einer felsigen Küstenlandschaft über; aber die verschiedenen Fjordarme laufen noch immer in so ansehnliche Höhenzüge hinein, daß das beständig wechselnde Panorama ein überaus großartiges bleibt. Etwas nach 1 Uhr erreichten wir Sjöholt an einer lieblichen, geschützten Bucht. Die weitere Fortsetzung des Fjords heißt eine Strecke lang Nordfjord, dann Storfjord. An der Nordseite desselben beginnt hier schon der Inselgürtel, der sich mehrere Stunden bis hinaus zur offenen Nordsee erstreckt. Nach Süden aber entsendet der Storfjord noch einen großen Seitenarm, den Jörundfjord, der sich bis in die Nähe des Hornindals hinabzieht und so eine gewaltige Berg- und Felshalbinsel einschließt. Das bunte Netz von lieblich grünenden Ufern, bewaldeten Felsinseln und Vorgebirgen, immer

neu sich zackenden Meeresarmen, welligen Hügelzügen, mächtigen Bergkuppen, spitzen Felshörnern mit schimmernden Schneelagern an ihrem Abhang, alles im Sonnenglanz eines herrlichen Tages, ruft einen unbeschreiblichen Zauber hervor. Weder die Schweiz noch Tirol haben etwas Derartiges aufzuweisen. Die Bergumrisse sind reicher und wechselnder als im Sognefjord. Gletscherschnee blitzt hinaus bis an die dunkeln Uferfelsen, an denen das Meer sich bricht. Alpenluft und Seebrise mischen ihre Würze. Jeden Augenblick wechselt die Scene. Es ist eine Pracht.

Aalesund.

Gegen halb 6 Uhr abends langten wir bei der Stadt Aalesund an, nachdem wir zuletzt durch ein paar enge Meerstraßen und ein Gewimmel kleiner Inseln hindurchgefahren. Das Schiff ging nicht weiter, und so rasteten wir hier.

Die Stadt Aalesund liegt auf einigen eng aneinanderstoßenden Felsinseln, Naerö, Aspö, Verö und Helvigen, nur noch durch ein paar andere kleine Inseln, Valdehaug, Godö und Giskö, teilweise gegen die offene Nordsee verbarrikadiert. Noch bis in die zwanziger Jahre hinein waren auch Verö und Helvigen kaum bewohnt. Erst 1824 veranlaßte der gute Hafen, nach allen Seiten von kleineren Inseln geschützt, die Anlage eines größeren Handelsplatzes, der nunmehr über 8500 Einwohner zählt. In dem mit

einem regelrechten Molo versehenen Hafen lagen so viele ansehnliche Fischerbarken und Transportschiffe, am Ufer von hochgiebeligen Lagerhäusern umkränzt, daß ich mich in eine holländische Gracht versetzt glaubte. In einigen Straßen ist ein Anlauf zu städtischer Entwicklung gemacht, doch sind auch die höheren Häuser von Holz gebaut, und eine Menge Leute sind praktisch genug gewesen, die gewöhnliche Bauart des norwegischen Hauses nicht aufzugeben, das gegen Wind, Wetter und Kälte doch am besten eingerichtet ist und so ungemein freundlich und wohnlich aussieht. Zahlreiche Fischer- und Seemannshäuschen erinnern daran, daß der Reichtum der kleinen Stadt im Fischfang und Fischhandel besteht. Für letzteren ist Aalesund der Hauptstapelplatz der ganzen benachbarten Küste — des sogen. Söndmöre. Dazu ist die Stadt eine der Hauptstationen zwischen Bergen und Throndhjem. An den ehemaligen Schärencharakter erinnert der Lidhaugen, ein dunkler, steiler Felshügel, der mitten in der Stadt emporragt und eine schöne Aussicht über den Hafen und die ihn umgebenden Inseln gewährt. Auf Giskö hauste einst eines der berühmtesten norwegischen Geschlechter, weiter südlich Rolf Gangr oder Gange-Rolf, der gewaltige Viking, der, von Harald Harfagr verbannt, gen Frankreich zog, Paris belagerte und sich die Normandie eroberte. Doch ein irgendwie bedeutendes Denkmal hat sich nicht erhalten. Den heutigen Ruf Aalesunds macht der Dorsch aus, von dem etwa 5 bis 6 Millionen Stück jährlich in großen Netzen gefangen und vorzugsweise nach Spanien exportiert werden.

Abermal vom herrlichsten Wetter begünstigt, fuhren wir am folgenden Morgen wieder mit einem kleinen Fjorddampfer durch die Schären und Inseln des Küstengürtels nach Molde. Nach der unmittelbar vorausgegangenen Sicht der Fjord- und Gebirgslandschaft bietet das einen außerordentlichen Reiz. Da erst wird man sich's so recht bewußt, wie nahe hier Meer und Hochgebirge sich stehen, und in wie unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Formen sie ineinandergreifen. Stellenweise hatten wir in weiter offener Straße die Nordsee vor uns, dann tauchten ganze Schwärme kleinerer Inseln aus der Flut empor, dann bekamen wir an größeren Felseilanden wieder völlig ruhige See, während von Süden und Osten mächtige Berglinien den Horizont begrenzten und alle Bilder der letzten Tage ins Gedächtnis zurückriefen.

Einer der schönsten Punkte der gesamten Westküste ist unzweifelhaft Molde selbst, bedeutend kleiner als Aalesund, mit nur 1700 Einwohnern. Durch einen Hügelzug gegen Norden geschützt, gedeihen hier alle Arten Bäume und Gesträucher in üppigster Fülle; die freundlichen Wohnungen liegen wie in einem Garten zerstreut. Man glaubt um einen Breitegrad südlicher zu kommen, wenn man von den öden oder halböden Außeninseln daherfährt. Was aber Molde seinen Zauber und seine Berühmtheit verleiht, das

Die Vengefjeldene und das Romsdalshorn, von der Brücke bei Aak aus. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

ist seine Lage an dem weiten Fjorde gleichen Namens, welcher sich fächerförmig in fünf weitere Fjorde teilt, in der Ferne von einem Bergtheater umkränzt, das, in viele, unregelmäßige Gruppen gespalten, von 1000 bis zu 1800 m aufsteigt. Der Anblick möchte sich etwa demjenigen vergleichen lassen, den die Alpen vom Hohentwiel aus gewähren. Im Vordergrund hat man zunächst eine Kette kleiner, niedriger, mit Wald bewachsener Felsinseln vor sich, die wie grüne Sträuße aus dem blauen Fjordspiegel auftauchen. Hinter diesen zeigt sich die ebenfalls bewaldete, größere Insel Saekken und die kleine Vedö. Dahinter und rechts dehnt sich weit der breite Fjord aus, zunächst von näherliegenden runden Bergformen begrenzt. Hinter diesen endlich ragen die kühn-phantastischen Bergspitzen des Romsdals auf, die Vengetinderne, der Kalskrandtind, das Romsdalshorn, die Troldtinderne, das Gewirre von Bergen, welches zwischen dem Romsdal, Norddal und Stordal liegt, die anmutigen Höhen von Söndmöre, eine unabsehbare Reihe von Hörnern, Kuppen, Zinnen und Zacken, die erst weit im Westen sich zum Meer herniedersenkt. Es ist eines der großartigsten Bergpanoramen von ganz Norwegen überhaupt.

Wir hatten es in vollem Mittagsglanz vor uns, da wir etwa um halb 1 Uhr in Molde ankamen. Nachdem wir es in seinem ganzen Umfang genossen, fuhren wir dann ungefähr vier Stunden mitten in dasselbe hinein. Eine Coulisse löste sich um die andere aus dem gewaltigen Bilde, um den erhabenen Hintergrund immer deutlicher herantreten zu lassen — erst die kleinen Wäldchen auf Inseln im Sunde zerstreut, dann die Insel Saekken und die Südküste des Hauptfjords. Endlich verengte sich dieser in den schmalen Romsdalsfjord, und nun begann zu beiden Seiten eine Felsscenerie, die zwar nicht an Größe und Erhabenheit, aber in der Phantastik der Zeichnungen noch den Geiranger und den Naeröfjord übertraf. Einzelne Scenen, sowohl am Eingang als am Ende des Fjords, besitzen aber auch sicher die Majestät des Hochgebirges, besonders jene, wo die vielgezackten Vengefjeldene deutlicher in Sicht treten. Es ist völlig, als ob man auf dem Meere in die wildesten Felsenthäler der Schweiz hineinführe.

Das Romsdal, das hier mündet, hält auch in jeder Hinsicht mit den herrlichsten malerischen Partien der Schweiz den Vergleich aus und hat noch etwas dazu — nämlich die unmittelbare Nachbarschaft des Meeres mit seinen Fjorden, Vorgebirgen, Inseln und Klippen, mit seiner immer frischen Salzluft, seiner Größe und Lebensfülle. In den Schweizerbergen ist man mehr oder minder gefangen: hier ist offene Straße nach Amerika und um die Welt. Schon die alten Vikinger sind aus diesen Thälern hinaus nach Neapel, Konstantinopel, Island und Grönland gedrungen.

Wir landeten um 5 Uhr abends in Veblungsnaes, dem Endpunkte der alten Straße, die von Christiania über Lillehammer durch das Gudbrandsdal

ins Romsdal führt, und fuhren mit Skyds noch ein Stündchen ins Thal hinauf, nach Aak, wo ein praktischer Wirt zu Nutz und Frommen zahlreicher Engländer und Amerikaner seinen Bauernhof zu einer Art Pension erweitert hat, die aber noch nicht so modern ist, daß nicht auch ein alter Norweger sich daselbst noch heimisch fühlen möchte[1]. Um den Hof liegt ein Busch voll des schönsten Nadel- und Laubholzes; nach dem nahen Flusse Rauma hin, der in tiefem Felsbett dahertost, üppige Wiesen, rundum ein Kranz steiler Berge, unter denen das Romsdalshorn als der seltsamste hervorragt, eine Felspyramide so steil wie das Matterhorn, über deren Spitze aber noch ein steilerer kleiner Kegel wie ein Zeigefinger in den Himmel hineinweist.

In dem Hofe fanden wir, wie zu erwarten, noch eine ansehnliche englische Gesellschaft beisammen, die jedoch schon am andern Morgen früh wegzog, da die Ankunft des Herzogs von Chartres mit Familie und Gefolge von Christiania her angemeldet wurde. Wir blieben ruhig, da wir weder Fürsten noch Völker scheuten, und mit uns ein siebenzigjähriger Engländer, Mr. Barrows, der früher Major, jetzt Alderman von Norwich war, ein urgemütlicher Alter, mit dem ich schon auf dem Schiff Freundschaft geschlossen hatte. Als wir abends nach dem Thee noch auf der Veranda saßen, hatte er den drolligen Einfall: ein Toddy (d. i. ein warmer Punsch) würde uns jetzt vortrefflich bekommen. „Ums Himmels willen," sagte ich, „kennen Sie denn die strengen Temperanz-Verordnungen nicht, welche durch ganz Norwegen in Geltung sind?" Und nun erzählte ich ihm von dem sogen. Göteborger System, wonach eine vom Staate autorisierte Gesellschaft das Monopol für allen Spirituosenverkauf an sich gebracht hat. In Bergen unterhält sie zwölf kleinere und vier größere Läden, wo Gebranntes verabreicht wird, aber nicht an Leute, die des Trunkes überwiesen oder verdächtig sind. Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten von den Einkünften 4%, das übrige muß zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden. In Bergen stellte man damit den Spaziergang zum Flöjfjeld her, unterstützte das Theater und eine Industrieschule, gründete ein Lesezimmer für Arbeiter. Dem Trunke und dessen Folgen ist damit nur wenig gesteuert worden, da der Schnaps in größerem Quantum ohne Schwierigkeit in den Läden der Kompagnie zu haben ist und zu Hause jeder trinken kann, soviel er will, Arbeiter und besonders Seeleute sich schon davon zu verschaffen wissen. Das System trifft also weniger die eigentlichen Schnapsbrüder als den gewöhnlichen ehrlichen Bürger oder Reisenden, der sich einmal eine kleine Herz- oder

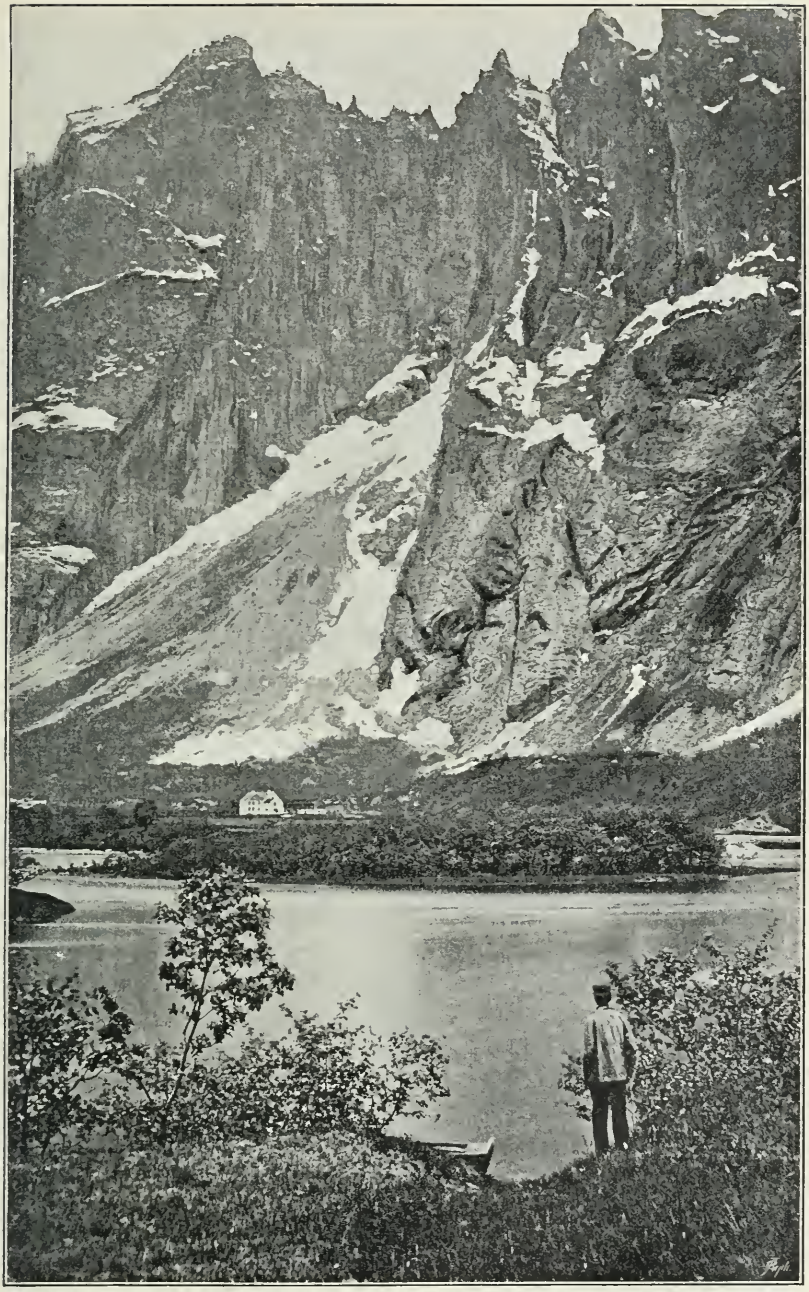
[1] Der Hof ist seither in den Besitz eines Engländers übergegangen. Seine frühere menschenfreundliche Aufgabe hat das Hotel Helgenaes übernommen, das etwa 3 km von Naes auf einer Anhöhe gelegen, um welche die Rauma einen Bogen zieht und die thalaufwärts und niederwärts die schönste Aussicht bietet.

Magenstärkung gönnen will. Denn in keiner Wirtschaft wird ein Liqueur oder Kognak verabreicht. Das System ist an allen größeren Orten Norwegens durchgeführt.

Mr. Barrows ließ mich ruhig meinen Vortrag halten und versicherte mich dann, das wisse er alles; aber ich solle jetzt nur alles Nötige zu einem Toddy bestellen: Tischchen, Gläser, warmes Wasser und Zucker, für das Wichtigste stehe er ein. Richtig ging er dann und holte eine Flasche Kognak herbei. „Aber wo haben Sie die erwischt?" fragte ich ihn. „Pscht!" sagte er, „vom Doktor — es ist eine Medizin. Niemand wollte mir in Bergen einen Kognak geben, und das ist doch auf Reisen, besonders auf Schiff- und Fußreisen, die vernünftigste Erquickung. Sie sahen mich wie einen Sünder an, da ich so etwas begehrte. Da ging ich zum Doktor und sprach dessen Hilfe gegen Magenschwäche an. Er schlug mir allerlei Mixturen, Pillen, Pulver vor. Ich widerlegte alle seine Medikamente. Da ward er verlegen und fragte, ob ich vielleicht früher Kognak angewendet. Als ich das gestand, wollte er mir ein Medizinfläschchen voll verabreichen. Aber ich versicherte ihn, das würde mein Tod sein — er solle mir lieber eine ganze ordentliche Flasche mit auf die Reise geben. Das that er — und nun lebe das Göteborger System und der mitleidige Doktor!"

Der Schabernak des guten alten Herrn amüsierte uns mehr als seine Medizin, die übrigens bei der kühlen abendlichen Bergluft gar nicht schaden konnte.

Einen Tag setzten wir daran, um den unteren Teil des Romsdals von Veblungsnaes bis Horgheim zu Fuß zu durchstreifen. Seinen Reiz dankt es den schon genannten Bergen, die sich hier auf einen Raum von kaum ein paar Stunden zusammendrängen und dem Flusse Rauma stellenweise nur eine Schlucht übrig lassen, durch die er über Felsengeröll dahintost. Das Romsdalshorn ist 1556 m hoch, die daran sich türmenden Vengetinderne, die in wilder Zeichnung an das Finsteraarhorn erinnern, 1841 m, die südlich am Flusse fast senkrecht emporstarrende Felsmauer der Hexenzinnen oder Troldtinderne 1832 m. Charakteristischere, malerischere Bergformen bietet wohl kaum ein anderes norwegisches Thal dar. Sie prägen sich unauslöschlich dem Gedächtnis ein: die Troldtinderne als eine finstere grimmige Hexenfestung, die sich schroff fast zwei Stunden lang an dem wilden Bergstrom dahinzieht, oft senkrecht, dann wieder in den steilsten Terrassen sich emporreckend, nur von Schutt- und Schneestürzen unterbrochen, oben mit einem Gewirr der tollsten Phantasiefiguren gekrönt, von denen das Volk denn auch einige als die Schwestern und das Brautgefolge, als König, Königin und Bischof benamset hat; das Romsdalshorn, eine nicht minder düster-majestätische Felspyramide, die sich in schwindelndem Absturz dräuend der langen Felsenkette entgegenreckt; die Vengetinderne endlich, ein tief-



Die Troldtinderne im Romsdal.

gefurchtes, wildzerklüftetes Stück Hochgebirge mit zahllosen Zinnen und Hörnern, zwischen deren grauen Mauern ewiger Schnee sich lagert. Unten zwischen diesen Felsriesen windet sich unter gewaltigen Trümmern der mächtige Fluß durch, bald in weitem, schönbebautem Thale mit den herrlichsten Matten und traulichen Höfen, bald in enger Schlucht, in der noch Spuren von Bergstürzen die Schrecken der Naturgewalt verkündigen. Jede Viertelstunde gruppieren sich die ungeheuern Felsbasteien zu einem neuen erhabenen Bild, unbeschreiblich schön, überwältigend. Amerikaner vergleichen die Scenerie mit jener des Yosemite-Thales. Der Vergleich wird aber wohl ebensowenig völlig zutreffen, wie jener mit ähnlichen Scenerien der Schweiz. Der skandinavische Norden hat nun einmal seine Eigenart. Schon das Vorwiegen der leichten, schlanken, beweglichen Birke mit ihrem hellen, freundlichen Grün gegen jenes der dunkeln, melancholischen Tanne giebt der Landschaft einen Zug, den schweizerische Felsthäler nicht haben. Die nächste Staffage erhält dadurch eine anmutige Zierlichkeit und die Felsmassen wirken noch gewaltiger durch den Gegensatz.

Am Vormittag wären wir in der gewaltigen Einsamkeit durch gar nichts gestört worden, wenn nicht plötzlich die Wagen und Karriolen des Herzogs von Chartres und seines Gefolges aus den oberen Regionen des Thales dahergesaust wären. Es weckte seltsame Erinnerungen, hier an den Blockhäusern freier norwegischer Älpler Erben jenes alten Königshauses zu treffen, das noch vor zwei Jahrhunderten Politik, Kultur und Litteratur von ganz Europa beherrschte. Prinzessin Marie und Prinz Robert fuhren in Karriolen voran, die übrigen folgten in verschiedenartigen Wagen.

Vom Aak aus begann die für mich interessanteste Partie der ganzen Reise, d. h. eine Skydsfahrt von vier vollen Tagen durch Berg und Thal, über Stock und Stein. So gründlich bin ich seit meiner Islandfahrt nicht durchgeschüttelt und durchgerüttelt worden, wie in diesen vier gesegneten Tagen. So vielerlei Wagen, Pferde und Gutter hatten wir bis dahin nicht kennen gelernt und probiert.

Der erste Tag blieb noch dem Romsdal gewidmet. Wir durchfuhren es aber jetzt ganz, von seinem Ausgangspunkte zum Fjorde bis hinauf in das Hochplateau, aus dem die Rauma herniederströmt — ein Weg von fast 40 km, fast immer bergauf, doch teilweise in sehr sanfter Steigung. Der schönste Teil des Thales ist unzweifelhaft der untere, den wir schon zu Fuß durchwandert hatten.

Die erste Scene, d. h. Aak selbst, ist noch mehr lieblich als großartig — ein anmutiger Park zwischen hohen, steilen Vorbergen. Bald kommt man aber an eine große Holzbrücke, an der sich ein weiter grüner Thalkessel öffnet, und hier gewinnen nun die Felsriesen ihre volle Größe. Das ist die zweite Scene, unten freundlich idyllisch, nach oben hin im ganzen Umkreis die

imposanteste Berglandschaft. Der Weg führt mitten durch das Thal an das „Hornet“ oder Romsdalshorn hin, wo es am steilsten nach dem Flusse hin

Der Slettafoß.

abfällt und den Troldtinderne auf kaum 100 m nahe rückt. Diese Klamm bildet die dritte Scene. Aus den trauten Wiesen und Birkenbüschen gelangt man da in die wildeste Felseinöde. Neben den senkrechten Wänden des

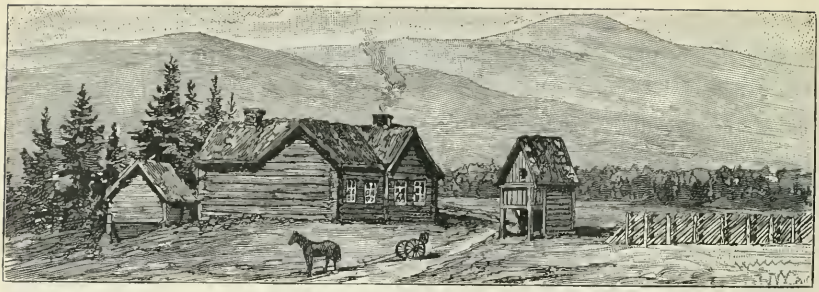
Romsdalshorn und dem Fluß ist nur eben noch Platz für den schmalen Weg, während am andern Flußufer um ein paar Bergstürze die düstern Hexenzinnen emporstarren. Fluß und Weg machen viele Krümmungen, so daß sich das Felspanorama nach allen Seiten entfalten kann. In Horgheim endlich thut sich eine vierte Scene auf — das Romsdalshorn, fast ebenso steil von seiner südlichen Seite, östlich davon andere massige Felsgestalten, westlich die Troldtinderne wie eine riesige Umfassungsmauer zu dem ungeheuern einsam aufragenden Felsenriff. Das Thal öffnet sich nun wieder zu einem melancholischen Moore; aber die Hexenzinnen bleiben noch lange in Sicht; über dem gewaltigen Olmafjeld lagert hoch oben eine weite, schimmernde Schneefläche; bei dem Hofe Monge stürzt der ansehnliche Mongefoß von dem hohen Mongegjura hernieder; das Thal verengert sich abermals zur engen Schlucht; Sturzbäche rauschen rechts und links; fast eine Viertelstunde führt der Weg zwischen haushohen Felstrümmern durch, die mich an den Schutt von Goldau erinnerten. Doch gewahrt man nirgends eine Felswand, von der sie herabgestürzt sein könnten.

In Horgheim wie in Flatmark wechselten wir Wagen. Von Flatmark an wurde der Weg steiler und wand sich in enger, malerischer Bergschlucht immer höher über der Rauma empor. Bei Ormeim mündet eine Seitenschlucht, in welcher der Vermaafoß von einer Höhe von etwa 600 m in das Bett der Rauma herabtost. Die oberen Partien des Wasserfalles blitzen milchweiß zwischen dichtem dunklem Nadelgehölz hervor, während er unten in mehrfachen Kaskaden den Wald weit auseinanderreißt und in drei großen Hauptarmen die Tiefe erreicht. Die letzteren allein haben eine Höhe von etwa 100 m. Läge der Wasserfall, anstatt in dieser Bergeinöde, näher bei Göteborg oder Kopenhagen, so würde er wohl berühmter geworden sein als die Trollhättan, von denen der höchste Fall nur 13 m Höhe hat.

Ormeim liegt erst 192 m über dem Meere; von da bis zur nächsten Station Stuefloten steigt das Thal etwa 300 m. Die Gegend wird immer einsamer. Halbwegs bildet die Rauma selbst einen beträchtlichen Fall, den Slettafoß, welcher, von überhängenden Felsen eingeschlossen, ein ungeheures Getöse verursacht. Auch die Zeichnung des Falles ist prächtig. Etwas weiter oben verbreitert sich das Thal, und von all den umliegenden bewaldeten Felshöhen winden sich Flüsse und Bäche zu der Rauma hinab, so daß sie zwischen Wald und Fels ein ausgedehntes Netz bilden und man zuletzt fast irre darüber wird, in welcher Richtung sie eigentlich laufen. Stundenlang begegnete uns kein Wagen, kein Mensch. Bären und Räuber könnten hier, so möchte man fast meinen, ungestört ihr Unwesen treiben. Der letzte Teil des Weges, der in steilen Windungen den Berg hinanklimmt, heißt auch richtig der Bärenkleven, und wird wohl Meister Petz, oder wie er in Norwegen heißt, Meister Bamse hier oben früher der Renntierjagd und anderem

derartigen Sport obgelegen haben. Zum letztenmal sieht man hier in das wunderliche Fels-, Wald- und Flußgewirre hinunter. Oben erreicht man das Fjeld, d. h. jenes heideartige Hochplateau, das den eigentlichen breiten Kern und Grundstock von ganz Norwegen bildet. Etwa um 7 Uhr abends fuhren wir in den völlig einsamen Gaard (Hof) Stuefloten ein und nahmen hier Quartier. Wir waren die einzigen Gäste.

Es kam mir da oben unnennbar, fast unheimlich einsam vor. Man sieht weit und breit kein Dorf, keine Kirche, nicht einmal ein anderes Haus. Wiesen und Torfmoor wechseln mit felsigen Hügelzügen, welche aber das Hochplateau nicht mehr viel überragen. Es war wie auf einer entlegenen verlassenen Alp. Niemand zeigte sich, als wir ausstiegen. Die Leute schienen noch draußen bei der Arbeit zu sein. Um so gemütlicher erschien der stattliche Hof, der aus einem Komplex von sieben bis acht Blockhäusern bestand, einige zweistöckig aneinander gebaut, während ein anderes das Türmchen mit der Glocke trug, welche die Leute zur Arbeit und zum Essen ruft. Frau und Mägde waren aber schon am Kochen, und es hatte keine Schwierigkeit, etwas mitzubekommen. Jeder von uns erhielt oben eine stattliche Stube, an deren Wänden man die übereinander gefügten Balken wie von außen sehen konnte; aber alles war freundlich hell angestrichen, Boden, Betten und Möbel von ausgesuchter Sauberkeit. Noch gemütlicher war die Gaststube. An den Wänden hingen fromme Bilder, eine Weihnacht, Christus die Kinder segnend, dann eine ganze Reihe Familienporträts, alle von lebendigen Epheuranken umkränzt, welche die halbe Wand durchzogen — an den Fenstersimsen Geranien und andere Blumenstöcke. In allem zeigte sich ein gesunder, fast künstlerischer Geschmack, Ordnungsliebe, Häuslichkeit und frommer Sinn. Und so sind denn auch die Leute; nicht zudringlich und geschwätzig, aber um so dienstfertiger und freundlicher. Man ist fast gleich wie bei wohlbekannten reicheren Bauersleuten zu Haus — mehr Gast als Fremder.



Einsames Gehöft in den Bergen.

7. Über das Dovrefjeld.

Nach der wackern Durchrüttelung schliefen wir wie die Bären am Bärenkleven, aber nicht so lang. Schon 5 Uhr morgens waren wir wieder auf und beschlossen, diesen Tag einmal ein gehöriges Stück Weges zu machen. Das stieß zwar anfänglich auf Schwierigkeiten, da erst um 7 Uhr ein Skyds zu haben war. Dann ging es aber tapfer drauf los, wir brachten es an diesem Tage auf etwa 90 km. Gegen 8 Uhr waren wir in Mölmen, 10 Uhr in Lesjeverk, halb 12 Uhr in Holsaet, halb 1 Uhr in Holaker, 4 Uhr in Domaas, gegen 7 Uhr abends in Fokstuen und 9 Uhr in Jerkin auf dem Dovrefjeld.

Obwohl die Straße noch geraume Zeit dem Flusse Rauma folgt, so wird doch Stuesloten nicht mehr zum Raumsdal oder Romsdal gerechnet, sondern zu dem weit längeren Gudbransdal, das sich von hier südlich nach dem Mjösensee hinab erstreckt und zu den Hauptthälern des ganzen Landes zählt. Eine scharfe Wasserscheide giebt es aber nicht. Aus dem Lesjeskogenvand, einem melancholischen Heidesee, der ungefähr in gleicher Höhe wie der Hof Stuesloten liegt (625 m über dem Meere), fließt die Rauma der Nordsee, der Lougen aber durch einen zweiten See, das Lesjevand, in südlicher Richtung dem Skagerrak zu. Gegen die malerische Schönheit des Romsdals sticht dieses Hochthal sehr schroff ab. Die langen, schmalen Seen ziehen sich in weiter Thalmulde in südöstlicher Richtung dahin, an beiden Seiten von einförmigen Bergzügen begrenzt. Die Vegetation ist dürftig; oft sind weite Striche nur mit Heidekraut bewachsen; da und dort zeigt sich ein Birken- oder Kiefernwald. Ganz ohne Reiz ist indes auch diese bescheidenere Landschaft nicht. Der Weg geht selten in einförmiger Linie, sondern in Windungen dem Seeufer folgend bergauf, bergab. Durch den längeren Kiefernwald von Lesje fuhr sich's ganz angenehm, und der Lesjeskogen-See ist mit vielen kleinen Waldinseln besät. Gegen die Heiden im holländ-

dischen Limburg ist diese Berggegend noch immer ein kleines Paradies. In Mölmen und Lesjeverk blühte früher die Renntierjagd. Jetzt müssen sich die Fremden, wenn sie jagen wollen, ein Patent für 200 Kronen kaufen. Das hat die Zahl der Jagdlustigen etwas beschränkt; doch hatte der Wirt in Lesjeverk einen Engländer im Quartier, der eben erst noch etliche Renn=

Kostüme aus Gudbrandsdalen.

tiere geschossen hatte. So kamen wir zu einem Renntierbraten, der mir, ich muß gestehen, gar nicht übel geschmeckt hat. Als Gesellschafter erhielten wir bis Holsaet einen sehr lustigen Gut, erst neun Jahre alt, der die ganze Zeit lachte, schwatzte und sang, daß es eine Freude war. In Holsaet nahm jeder von uns ein Karriol, um rascher voranzukommen. Man sitzt darin an=fänglich nicht sehr bequem: denn man hat nur die Wahl, die Beine entweder dicht nebeneinander nach vorn zu strecken oder sie rittlings nach den zwei

Tritteisen auszuspreizen, die rechts und links, bedenklich nahe an den großen Rädern, an dem Wägelchen befestigt sind. Aber hat man sich einmal daran gewöhnt, dann fällt es nicht so beschwerlich, und das Karriol kann fast das Doppelte an Schnelligkeit leisten als ein Skyds.

Von Holaker an gewinnt die Thalscenerie wieder etwas an Bedeutung. Höhere bewaldete Bergrücken umrahmen das meist bewaldete Thal. Dieses wendet sich bei Domaas weiter gegen Süden, während ein steiler Bergweg nordöstlich die Höhen emporklimmt. Es war vier Uhr nachmittags, als wir in Domaas ankamen. Wir saßen nicht lange da, als ein anderer Reisender in tirolischer Reisetracht ankam, ein wirklicher Österreicher, der in Eilmärschen von Molde her uns nachgereist war. Auf dem großen Dampfschiff von Throndhjem nach Molde hatte es ihm wohl gefallen, aber der Karriolfahrt und den einfachen norwegischen Herbergen hatte er keinen Geschmack abgewinnen können. Er sehnte sich nach der Civilisation zurück und beeilte sich darum, nach Christiania weiterzufahren. Sein Weg ging südlich durchs Gudbrandsdal, während der unsrige die steilen Höhen nordöstlich emporklomm. Wir waren nicht sicher, noch ein gutes Quartier zu treffen; aber es schien uns doch noch zu früh, um zu rasten, und so wagten wir's.

Es lohnte sich; denn so gelangten wir noch am selben Tage aus den romantischen Küstenregionen des Romsdals in das eigentliche norwegische Fjeld hinein, das hier den Namen Dovrefjeld führt. Auf nur etwa 10 km Weges betrug die Steigung 300 m. In etwa einer Stunde hatten wir das waldige Gudbrandsdal weit hinter uns und befanden uns in einer öden Bergregion, in der langsam alle größere Vegetation aufhörte, eine spärliche Alpenflora begann und melancholisch eintönige Hügelzüge uns Island ins Gedächtnis zurückriefen. Es ist ein trauriger Gedanke, aber es ist nun einmal so, daß ein großer, ja der größte Teil von Norwegen so aussieht. Die Landschaft hält ungefähr die Mitte zwischen einer Heide und einer Felsenwüste, auf der das halbe Jahr Schnee liegt. Man trifft keinen Hof mehr, keinen Wald, keine Alpenwiesen, nur traurige Moorgründe, moosige Felshöhen mit etwas verkrüppeltem Birken- und Weidengestrüpp. Das arme Pferd mußte beständig angeeifert werden, so steil und hart war der Weg. Gegen 7 Uhr abends gelangten wir nach Fokstuen, einem völlig einsamen Hof an der Höhe des Passes.

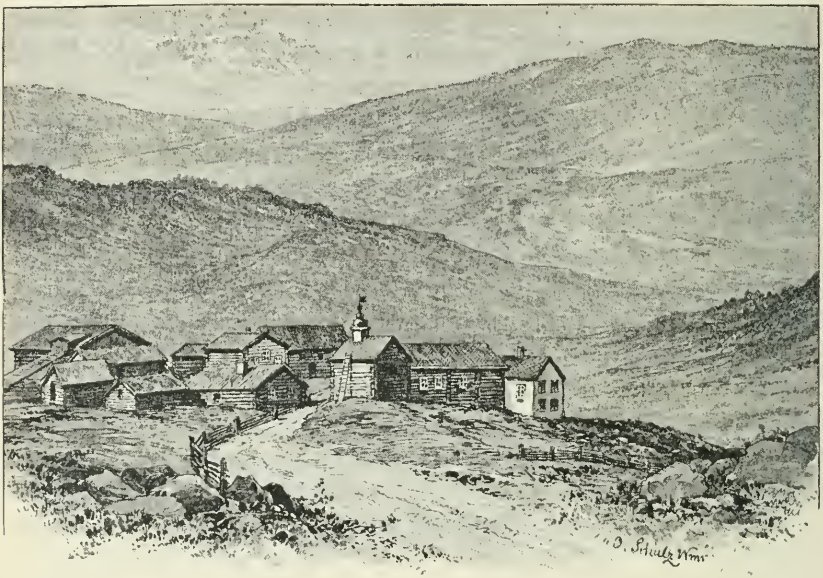
Diese Station, wie die folgenden drei, Jerkin, Kongsvold und Drivstuen, sollen, wie man erzählt, aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammen, wo die Pilgerfahrten zum hl. Olaf in Nidaros (Throndhjem) aus allen Teilen der Halbinsel, ja noch darüber hinaus, fromme Wallfahrer über diese unwirtlichen Einöden führten, die das sogen. nordenfjelske von dem söndenfjelske Norge trennten. Um ihnen ein Unterkommen zu gewähren, soll der König Eystein Magnusson in den Jahren 1107—1110

die Errichtung von vier Berghütten, „Fjeldstuen", angeordnet haben. Sie werden auch unter dem Namen saeluhús (Selighaus = Hospiz) erwähnt. Die Bewirtung galt wie die Überfahrt an Flußfähren als ein Werk der Barmherzigkeit, wie denn auch dementsprechend die Fährschiffe saeluskip (Seligschiff) hießen. Wahrscheinlich ist das so zu verstehen, daß König Eystein diese Fjeldstuen zu eigentlichen gastfreien Hospizen erhob, während sie als Unterkunftsorte für Reisende schon zuvor bestanden; denn schon zuvor lag hier der Hauptweg von der Königsstadt und Bischofsstadt Throndhjem nach Viken (der Gegend am heutigen Christianiafjord), die wichtigste Straße des Landes, und schon im älteren Gulathingslög (Kap. 100) ist von solchen Hospizen die Rede: „Zur Benützung des Hospizes haben alle gleiches Recht. Nun ist das gut, wenn alle mit ihren Sachen darin Platz haben. Kann das des Gedränges wegen nicht geschehen, so sollen sie ihre Sachen hinaustragen. Da ist es gut, wenn sie auch Platz haben, und sie sollen alle drin bleiben, so jedermann Platz zum Sitzen hat. Sind einige ohne Notwendigkeit drei Nächte dageblieben, so sollen sie ausziehen, oder sie sollen das Los ziehen und einen Mann ausziehen lassen. Da ist es gut, wenn der, den das Los trifft, hinausgeht; sonst ist er verurteilt, Buße zu zahlen, und man soll volles Wergeld bezahlen für den, der ein Recht hatte, drinnen zu sein, falls er draußen umkommt. Brennt das Hospiz ab, so müssen alle, die drinnen waren, für dasselbe einstehen."

So lautet das altnorwegische Wirtshausgesetz, das in die Tage Hakons des Guten (935—961) zurückreichen soll. Wir kamen nicht in Gefahr, zu Fokstuen hinausgelost zu werden; denn außer uns waren keine Gäste da. Doch dauerte es ziemlich lang, bis wir ein Wägelchen bekamen. Dann ging es aber um so flotter voran. Das Pferd war flink, der „Gut" noch munterer. Der Weg steigt nicht mehr bis in die Nähe von Jerkin, sondern hält sich auf dem öden Hochplateau zwischen traurigen Moorseen und langgestreckten Felshügeln, die uns bei voller Tageshelle vielleicht etwas gelangweilt hätten, aber jetzt beim fahlen Schein der Dämmerung und vollends bei eintretender Nacht einen phantastisch-unheimlichen Eindruck machten. Bis Jerkin nirgends ein Haus oder ein Hof. Kein Schrei oder Geflatter eines Vogels unterbrach die Totenstille. Zwischen schwerem Gewölk trat mitunter der Mond hervor und warf leise zitternde Lichter über die Bergseen, dann entschwand er wieder und ließ nur matt noch die Wasserfläche von den finstern Schattenrissen der Höhen unterscheiden. Meist in strengem Trab jagten wir durch die Einsamkeit dahin, als ob wir den Erlkönig bei uns hätten. Riesen, Hexen, Kobolde, schwarze und Lichtelfen, kurz, alle Spukgestalten hatten da zollfreies Quartier, und man mußte sich fast wundern, nicht irgendwelchen Polyphemen aus Asbjörnsons Märchen oder dem König Lear mit seinem Narren und Edgar zu begegnen. Zum Glück war unser Pferd nicht aus dem Geister-

lande, schnob weder Feuer, noch fuhr es über den Boden in die Lüfte hinaus, sondern hielt sich redlich an die Straße des guten Königs Eystein Magnusson, wenn diese nicht im Laufe so vieler Jahrhunderte eine andere Richtung bekommen hat. Nachdem die Wolken lange im Wind gekämpft hatten, gewann der Mond endlich freie Bahn und leuchtete uns freundlich die Höhen hinan, von denen uns als erstes menschliches Lebenszeichen nach zwei Stunden die Lichter des Hofes Jerkin entgegenglänzten.

Noch willkommener als dieser erste Gruß war uns nach der langen, ermüdenden Fahrt der gastliche Hof selbst, ein wahres Musterbild eines



Die Bergstation Jerkin. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

norwegischen Hofes. Er bestand wohl aus zehn oder zwölf verschiedenen Gebäuden, von denen eines ein Türmchen trug. Da hier der Rentierjagd wegen viele Engländer herkommen, war ein Flügel sogar ziemlich komfortabel in moderner Weise eingerichtet. Ungleich interessanter aber war die alte Küchenstube im Haupthaus, welche mit einem prächtigen Wandschrank von 1661, köstlichem Silber- und Zinngeschirr, Möbeln und Schmuck aus der guten alten Zeit ausgestattet war. Die Gaststube daneben entsprach mehr einer behäbigen Bürgerstube aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. In dieser Gebirgseinöde war das alles eine köstliche Überraschung.

Die alte Fjeldstue Jerkin oder Hjaerkin liegt nicht auf einer Paßhöhe, sondern (957 m über dem Meere) am Abhange der Hjaerkinhö (1300 m),

von welcher sie gegen den Nordwind geschützt wird. Ein neuer besserer Weg führt in gemacher Steigung an dieser hinauf, ohne dieselbe indes völlig zu erreichen, und hält sich dann wohl eine Stunde in der Höhe einer einsamen Felsebene, über deren nördlichem Rande die Skreahö und der Snehaetten, einer der bedeutenderen Berge Norwegens, emporragt. Der letztere trägt nicht umsonst seinen Namen, er hat einen ordentlichen „Schneehut" und noch einen Schneekragen dazu. Gerade anmutig war auch in der hellen Morgenfrühe der Anblick des Fjeldes nicht. Grau, ins Bräunliche schillernd, dehnt sich die weite Felsfläche, bis wo der Schnee sie mit schimmernden Flecken durchzieht und mit weißen Abhängen umrandet. Aber sie hat doch weder das unendlich Einförmige einer flachen Heide, noch das Trostlose einer Wüste. Man atmet frische, freie Bergesluft. Noch immerhin stattliche Höhenzüge und Felskuppen ragen über die Fläche empor. Die Bäche, in denen sich das Wasser sammelt, haben wenigstens einiges Gefälle. Da und dort rahmt noch ein Fleck Wald oder dürftiges Zwerggebüsch die Abhänge ein. Fast jedes Felsstück ist mit Moos und Flechten zierlich überzogen. Zwergbirken, Polarweiden, niedliche, kleine Alpenpflanzen säumen den Weg. Lemminge huschten gleich allerliebsten Mäuschen daraus hervor und über den Pfad, als wir vorüberfuhren. Schneehühner, sogen. Ryper, flatterten auf. Vereinzelte kleine Saeterhütten erinnern, daß etwas Alpenwirtschaft doch bis in diese Höhen hinaufreicht. So angenehm wie der Schweizer und der Tiroler Älpler hat es sein norwegischer Amtsbruder freilich nicht. Die besseren Alpenwiesen liegen in ungeheuern Entfernungen auseinander und weit von der eigentlichen Wohnung des Besitzers. Die Zeit der Nutzung ist kurz, die Nutzung selbst drei- und viermal so beschwerlich. Doch der echte Bergsohn scheut das nicht, er hängt an seinem Fjeld, wie der Schweizer an seinen Alpen, und es ist keine bloße Phantasie, wenn Welhaven von dem norwegischen „Höifjeldet" also singt:

Hoch über des nordischen Thales Pracht
Ein weites Reich in den Wolken lacht;
Da ragen die Klippen so kühn, so groß
Aus der weiten Öde felsigem Schoß.
Und über der Riffe schwarzen Gestalten
Hängt nieder der Schnee in schimmernden Falten
Da murmelt der Bergquell lieblich, leis
Hervor unter blitzendem Gletschereis.

Auf der Oedemark, an dem Gletscherpalast,
Da wälzet der Bergsturz die Felsenlast,
Da pranget von Goldbart der Trümmerblock,
Die ragende Zinne von Silbergelock,
Da kommt das Rentier in flüchtigen Scharen
Wie Sturmwind über die Heide gefahren,
Und lockt in nie betretenen Bann
Zum Abenteuer den Jägersmann.

In ewiger Jugend strahlt da noch heut'
Der Edda entschwundene Herrlichkeit.
Gleich Riesen die schwarzen Klippen steh'n,
Die drohenden Fäuste, du kannst sie seh'n;
Uralte Rätsel von Tod und Leben
Auf jedem Schritte dich starrend umgeben.
Doch der Asen Geschlecht darf muntig sich nah'n,
Das Rätsel lösen, besiegen den Wahn.

Frei atmet die Brust. Mit vollem Klang
Die Saga noch tönet das Fjeld entlang,
Und während sie gehet von Mund zu Mund,
Erbeben die Felsen im innersten Grund,
Braust wild die Lawine hinunter die Halde,
Erdröhnet der Sturmwind im knatternden Walde,
Schäumt donnernd der Bergbach in sausendem Lauf:
Die Urzeit vergeht nicht, sie lebt wieder auf.

Ihr Geist gewaltig zu Thale fährt,
Facht Leben und Wirken am schlummernden Herd.
Empor, empor hebt Blick sich und Herz
Zu den alten Zeiten und himmelwärts.
Die Seele breitet die Adlerschwingen,
Um stürmend hinauf durch die Wolken zu dringen,
Wo die Erde ragt in den Himmel empor,
Vom Himmel umwoben mit leuchtendem Flor.

O nenne dies Heim nicht öde, nicht kahl,
Der alten Götter erhabenen Saal!
In dem einsam stillen, unendlichen Dom
Umwallt dich ein brausender Lebensstrom,
Er badet das Herz dir, er füllt dir die Brust
Mit Kraft und Stärke, mit Wonne und Lust,
Vom Fjeld in die Lande weit und breit
Braust laut der Ruf einer besseren Zeit!

Etwa eine Stunde von Jerkin vereinigen sich die Bäche Svonaa und Kaldvella, die beide vom Snehaetten kommen, zu einem wackern Bergstrom, der Driva. Der Weg senkt sich mit ihr in eine Schlucht hinab, und wir erreichten bald die dritte der drei alten Fjeldstuen: Kongsvold — abermals ein stattlicher Hof, der wie derjenige in Jerkin den Eindruck eines kleinen patriarchalischen Gemeinwesens macht. Von hier bis Drivstuen führte früher ein halsbrecherischer Saumpfad, Vaarstigen genannt, hoch über der Schlucht der Driva hinunter. In den Jahren 1850 und 1851 hat man eine bessere Straße unten an dem reißenden Strome selbst angelegt, d. h. vielfach den Felsen abgesprengt. Es ist stellenweis ein Weg wie von Ragatz nach Bad Pfäfers hinein, die ganze Schlucht überaus malerisch.

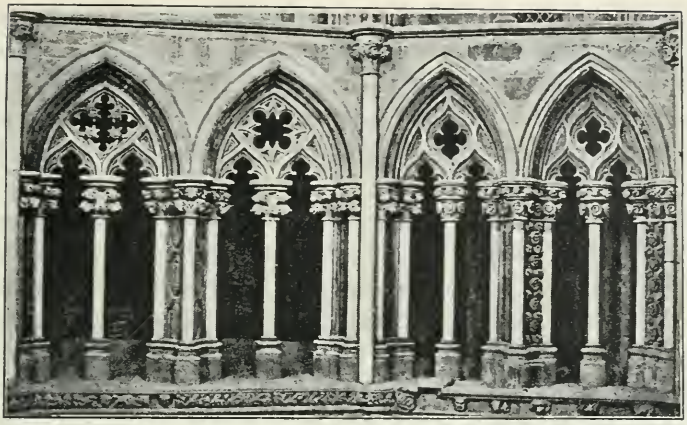
Da wir in Jerkin spät aufgebrochen waren, so hielten wir in Drivstuen Mittag. Sehr erstaunt waren wir, als wir wieder aufsteigen wollten und als „Gut“ eine alte Frau erschien, die Mühe hatte, hinten auf das Wägelchen zu klettern. Ich protestierte; aber die Frau bat so jämmerlich, wir möchten sie doch mitnehmen, daß wir uns erweichen ließen. Wir waren noch nicht weit gefahren, als richtig etwas am Lederzeuge des Pferdes riß und wir nicht weiter kommen konnten. Zum Glück war noch ein kleiner Hof in der Nähe. Ein Mann kam herbei, flickte die Riemen und untersuchte auf unsern Wunsch sorgfältig das übrige Pferdegeschirr und den Wagen. Dann ließen wir die arme Frau wieder aufsteigen, die nun selbst zu fühlen schien, daß Reisende von einem „Gut“ wie sie keine besondere Hilfe zu gewärtigen hätten. Sie suchte sich zu entschuldigen, und nun kam es heraus, daß die Leute durch unsere „Gutter“ von Station zu Station schon von dem Herzog von Chartres gehört hatten und sich nun vorsahen, um ihn gut bewirten zu können. Im Interesse des Legitimismus also wollte die gute Alte gratis nach Rise fahren, um dort frische Schneehühner und sonstigen Vorrat für die nächsten Tage zu beschaffen. So versöhnten wir uns denn mit unserer Reisegefährtin, die ihrerseits nun das große Wort führte und uns den ganzen Haushalt und Fremdenverkehr von Drivstuen ausführlich erklärte. Die Driva hat glücklicherweise bei Drivstuen schon völlig ausgetobt, und der Weg bot nirgends eine Fährlichkeit, so daß wir ruhig sitzen bleiben konnten. In Rise erhielten wir wieder wie gewöhnlich einen Jungen als „Gut“ und ebenso in Aune. Wir verließen nun das schon ansehnlichere und breitere Thal der Driva, die sich völlig westwärts wendet, und fuhren nordöstlich dem Flußgebiet der Orkla zu. Die Landschaft wurde hier wieder sehr schön. In Nystuen machten wir Halt und übernachteten bei überaus freundlichen, gemütlichen Leuten.

Als „Gut“ wurde uns des andern Morgens das älteste der sechs Kinder zugeteilt, die kleine Anna, ein elfjähriges Mädchen, das aber, trotz seines allerliebsten Kindergesichts, das Fahr- und Postwesen schon vollständig verstand. Es kam mir wie ein Schutzengelchen vor, das uns führte: so fromm und bescheiden sah es drein, während die Alte von gestern schon eher eine Vala oder Seherin aus der Edda vorstellen mochte und mancher der früheren „Gutter“ ein richtiges Waldteufelein. Lustig ist es übrigens schon, anstatt mit Kutschern und Schaffnern so mit allen Altersstufen einer gemütlichen Landbevölkerung Bekanntschaft zu machen. Von Nystuen bis Austbjerg ging es durch prächtigen Nadelwald meist bergauf. Austbjerg selbst liegt hoch über der Orkla an einem Bergvorsprung, wo diese sich in tiefer Schlucht mit einem Nebenfluß vereinigt. Die Straße windet sich nun noch immer höher den Berg hinauf und zwar an steilem Abhang, 200—250 m über der Orkla, die zwischen Wald und Fels gewaltig hereinbraust. In großen

Krümmungen werden dann die Bergbäche Oaa und Stavaa umfahren. Die Aussicht erweitert sich allmählich, wird aber auch weniger romantisch. In Bjergaker erreicht der Weg den höchsten Punkt und wendet sich nun von dem Thale der Orkla dem kleineren der Igla zu.

Eine gewisse spannende Würze erhielt der Nachmittag dadurch, daß es galt, um 5 Uhr den Eisenbahnzug in Stören zu treffen. Denn wir näherten uns nun allgemach wieder der modernen Welt. Von Bjergaker waren nur noch zwei Stationen, Garlid und Praesthus. So sehr wir uns aber beeilten und sogar noch einmal zwei Karriolen nahmen, gab es doch mehrfachen Aufschub, und die letzte Strecke gestaltete sich deshalb zu einer drolligen Jagd, immer bergab, in einem herrlichen grünen, wohlbebauten Thale mit den schönsten Wiesen und Höfen. Obwohl es nach Norden geht, glaubt man immer mehr nach Süden zu kommen. Prächtiger Laubwald wechselt mit Feldern und Wiesen; die ganze Vegetation wurde reicher und mannigfaltiger; man sieht üppige Fruchtbäume und Gärten. Noch ein waldiger Hügel und wir haben das Thal der Gula erreicht, längs welcher der Schienenstrang die neue Hauptstadt Christiania mit dem altehrwürdigen Primatial- und Königssitz Throndhjem verbindet.

Dank einem wackern „Gut" und „Hest" langten wir nicht nur rechtzeitig, sondern noch viel zu früh in Stören an und hatten reichliche Muße, die prächtige Station zu bewundern, in welcher sich der moderne Komfort in angenehmster Weise mit den Formen norwegischer Bauart und Häuslichkeit verbunden hat. Die Bahnstrecke bis Throndhjem bietet keine großartige Gebirgsansicht mehr, aber die anmutigste, abwechslungsreichste Flußlandschaft. Die Stadt selbst sahen wir diesen Abend nicht mehr. Die Nacht brach herein, nachdem wir stellenweis den großen Fjord von Throndhjem erst in der Nähe, dann wieder von ferne zu Gesicht bekommen hatten.



Triforiengalerie im Oktogon des Domes zu Throndhjem.

8. Throndhjem, die Stadt des hl. Olaf.

Im Schoße einer weiten, malerischen Bucht, welche sich bald zum großen, vielarmigen Fjord erweitert, nach dem Westmeer hin durch meilenlange, tief ineinandergezackte Vorgebirge und Küstenstreifen, Inseln und Schären umwallt, nach Osten und Süden von steilen Felshügeln umfangen, an dem Flusse Nid, der vor seiner Mündung in den Fjord noch einen mächtigen Bogen in das fruchtbare Thal zeichnet, liegt das alte Nidaros oder Throndhjem, Norwegens geschichtliche Hauptstadt, eine der ehrwürdigsten und merkwürdigsten Stätten von Skandinavien. Der eine Name Nidar-Ös (Nidar-óss) bedeutet „Mündung des Nid", der andere, þróndheimr, „das Heim, das Land, die Welt der Thrönder (þroendir)", eines der kräftigsten und unternehmendsten Stämme Alt-Norwegens.

Bucht und Fjord sind stattlicher als diejenigen von Bergen und Christiania. Vom Nordkap ist der Platz ungefähr ebensoweit entfernt, wie von dem dänischen Sunde, und liegt dabei so tief östlich im Lande drinnen, daß hier der kürzeste Weg über das Gebirge in die schwedischen Niederungen und nach dem Bottnischen Meerbusen führt. Wie Holland zwischen Amsterdam und Beverwijk, so ist Skandinavien hier ungefähr am schmalsten. Von der Natur selbst war die Stätte wie zum Mittelpunkte eines Reiches geschaffen, das die gesamte Halbinsel umspannte, mit seiner Seemacht das Atlantische Meer beherrschte und zeitweilig nicht nur den Westküsten Europas, sondern auch den Ländern des Mittelmeeres furchtbar ward, ja seine Seedrachen gleichzeitig nach Island und nach Palästina entsendete.

Die Landschaft am Nid, wie an der Gula, welche sich unfern von ihm in den Fjord ergießt, ist prächtig, ein wahrer Garten. An dem felsigen Urgebirge, das den Fjord umgiebt und die beiden Flußthäler entlang nach dem Innern des Landes emporsteigt, zieht sich zwischen Laub- und Nadelwald wohlbebauter Boden bis zu beträchtlicher Höhe hinauf. Der Fjord, obwohl um fast zwei Grade nördlicher als der Finnische Meerbusen und fast unter gleicher Polhöhe wie die Südküste von Island, friert im Winter niemals ein; der Golfstrom führt ihm immer warmes Wasser zu und mildert die eisigen Lüfte, welche vom Norden und von den Höhen des Innern herniederwehen. Von den langen Sommernächten begünstigt, gedeihen hier alle Getreidearten, alle mitteleuropäischen Fruchtbäume und Gemüsearten noch in üppiger Fülle. Während man in den südlicheren Hochthälern nur noch Roggen, Hafer und Gerste trifft, begegnet man hier wieder Weizenfeldern. Herrliche Linden breiten ihre weiten Kronen aus, wie in den schönsten Landstrichen Deutschlands. Die Rotbuche zeigt sich wieder, nachdem wir sie wochenlang nicht mehr getroffen. In so ausgedehntem geschäftlichem Maße wie etwa in Erfurt wird die Blumenkultur nicht getrieben, aber es stände einem solchen Unternehmen nichts im Wege. An kleinen Kunstgärtnern ist kein Mangel, und im Privatleben erfreut sich die Blumenzucht einer Liebe und Pflege, wie kaum in einer der südlich gelegenen Städte, obwohl Blumenliebhaberei allen Skandinaviern, den Norwegern wie den Schweden, ja auch noch den Isländern, gemeinsam ist. Sie erweisen sich hierin als rechte Poeten. Wohl jedes Schiff bringt im Sommer neben hundert notwendigen und nützlichen Dingen auch zierliche Topfpflanzen mit von Kopenhagen an die isländischen Fjorde, um die kleinen Stübchen in trüber Winterszeit mit einem Hauche von Frühlingsleben zu schmücken. In den Schiffen selbst findet man immer Blütenschmuck, und so wandern die Kinder Floras hinüber an die Lavawüsten des Hekla und des Eyjafjalla, fernerhin an die Felsöden des Nordkaps und hinauf in die höchsten Saeter oder Alpenhütten des norwegischen Fjeld. Wo aber wie in Throndhjem Luft, Licht und Wasser sich vereinigen, um die zarten Pflanzenseelchen in ihrer Kunstarbeit zu unterstützen, da grünt und blüht es nicht nur in zahllosen Gärten und Villen rund um die Stadt herum, sondern noch in der Stadt selbst, an allen Fenstern und bis in die Stuben hinein.

Wo viele Blüten, da können auch Früchte nicht fehlen. Zu dem Kirschbaum, den man auch an den südlichen Fjordgestaden und Bergthälern trifft, gesellt sich hier wieder der Pflaumenbaum, der Apfelbaum, der Walnußbaum. Nur der Rebe ist es nicht gelungen, sich den Aufenthalt in diesen hohen Regionen zu erkämpfen. Recht süß und milde werden auch Pflaumen und Äpfel nicht, aber einigen Ersatz bieten sie durch das feine Aroma, das man dem Einfluß der hellen Sommernächte zuschreibt.

Der Kern der Altstadt von Nidaros mit ein paar längeren und bedeutenderen Hauptstraßen und vielen kleinen Quergassen breitet sich auf einer feigenförmigen Landzunge aus, welche der Nidelf bildet, indem er von Süden her ganz nahe an den Fjord fließt, dann sich in scharfem Bogen fast zurückwendet, nach Westen dreht und erst endlich bei Bratören in den Fjord strömt. Es fehlt nur ein wenig, und die Stadt wäre völlig Insel. Den ältesten Hafen bildete die letzte Strecke des Flusses, der mit seinen noch altmodischen, spitzgiebeligen Lagerhäusern und den vielen Frachtschiffen davor einer holländischen Gracht gleicht.

Der Dom, die Zierde der Stadt, und die ältere Südbahnstation liegen im südlichen Teil der Altstadt, wo der Nid die letzte Biegung von Süden nach Norden macht. Wohl nicht ganz ohne Bedeutung ist es, daß die beiden Hauptstraßen die Mönchs- und die Königsstraße heißen. Könige und Priester haben einst die Macht der Stadt begründet. Die Munkegade führt vom Dom aus gerade nordwärts auf den Fjord zu. Die fast doppelt so lange Kongensgade schneidet sie ungefähr in der Mitte, am Torv oder Markt. Beide sind sehr breit und durch stattliche Bauten ausgezeichnet. An der Munkegade liegt der sogen. Stiftsgaard, die Wohnung des Stiftsamtmannes, die zugleich als Palais dient, wenn der König die Stadt besucht, ein freundlicher Holzbau aus dem vorigen Jahrhundert, und die „Latinskolen", das heutige Gymnasium, das in veränderter Form die alte Kathedralschule fortsetzt, mit großer Bibliothek und schönen Sammlungen. An der Kongensgade liegt die schmucke neue Sparbank, das Gebäude des Arbeitervereins und die Liebfrauenkirche (Vor Frue Kirke), die zweitgrößte Kirche der Stadt, deren Mauern zum Teil noch von der mittelalterlichen Marienkirche herrühren. Vor derselben befindet sich ein kleiner Park mit dem Monument des dänisch-norwegischen Seehelden Tordenskjöld, der 1691 zu Throndhjem geboren wurde.

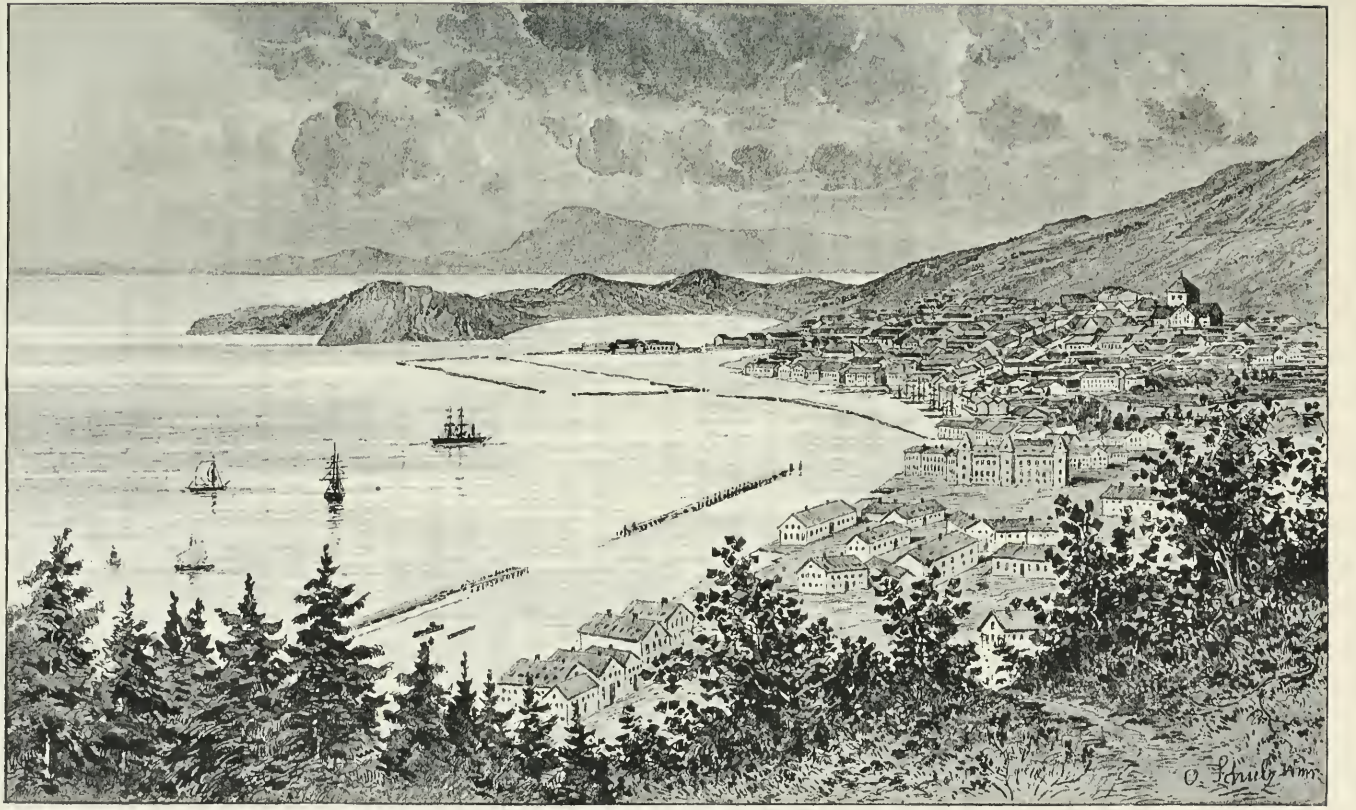
Östlich von der Altstadt zieht sich zwischen dem Nid und ziemlich steilen Felshügeln die Vorstadt Baklandet bis zum Fjord hin, in ansehnlicher Höhe von dem alten Fort Christianstен überragt, das heute seine militärische Bedeutung verloren hat und bloß noch zum friedlichen Salutieren der Schiffe dient. Westlich von der Altstadt entwickelt sich auf weiterem Thalgrund die ansehnlichere Vorstadt Ihlen, in lebhaftem Aufschwung begriffen. Eines ihrer größeren Gebäude ist das katholische Missionshaus mit der katholischen Kirche, die jedoch als Kirchenbau im Äußern nicht besonders hervortritt.

An der Mündung des Nid hat man in den letzten Jahren große Hafenbauten vorgenommen, zwischen deren gewaltigen Steindämmen die größten Seeschiffe Unterkunft finden können, während der damit unmittelbar verbundene neue Bahnhof den Verkehr mit der Merakerbahn erleichtert, welche über das Gebirge sowohl nach Sundsvall am Bottnischen Busen als nach

Stockholm führt. Die Stadt wird dadurch nicht nur für den Handel Norwegens, sondern auch für jenen Schwedens an Bedeutung gewinnen.

Mitten in der Bucht von Throndhjem liegt die kleine Insel Munkholm, d. h. Mönchsinsel, in den Sögur einfach Hólmr oder Nidarhólmr genannt, in den ältesten historischen Zeiten als Richtstätte benützt. Hier ließ König Olaf Tryggvason die Köpfe des gewaltthätigen Jarls Hakon und des Knechtes Karker, der den Jarl heimtückisch ermordet hatte, auf den Galgen pflanzen. Später, am Anfang des 11. Jahrhunderts, gründete Sigurd Ulfstreng, ein Lehensmann des Königs Magnus Barfod, auf der Insel das erste Benediktinerkloster von Norwegen. Die Kirche war den hll. Benedikt und Laurentius gewidmet; doch erscheint das Kloster später in den Annalen gewöhnlich unter dem Namen des letzteren. Im Jahre 1531 ward es durch einen Brand zerstört, diente aber noch in dem Kampf, den der letzte katholische Erzbischof Olaf gegen die reformatorische Kriegsmacht der Dänen führte, eine zeitlang als fester Punkt, bis die Seebefestigungen 1537 zusammengeschossen wurden und die Besatzung am 29. Mai kapitulieren mußte. Die Befestigungen, besonders ein gewaltiger Turm, der teilweise noch von dem Kloster herrührte, wurden erneuert und dienten sowohl in späteren Kriegen zur Verteidigung, als auch in Friedenszeiten zum Kerker für gefürchtete Staatsgefangene. Achtzehn Jahre, 1680—1698, schmachtete zwischen den ungeheuern Mauern dieser Kasematten der berühmte Minister König Christians V., Peter Griffenfeld.

Von dem Turme des jetzigen Forts aus, wie von Christiansten und dem gegenüberliegenden Berge Gjetfjeld, bietet die Stadt mit Bucht und Fjord ein glänzendes Panorama, das schönste wohl vom Gjetfjeld aus, das mit seinen glattgeschliffenen Felsen zwischen Wald und Busch so recht die eigentliche norwegische Berg- und Fjordlandschaft bezeichnet. Aber hier hatten wir nun einmal nicht bloße Gegend vor uns, sondern auch den Schauplatz einer großartigen, vielbewegten Geschichte, verkörpert in einer ganzen Stadt und vorab in einem herrlichen Dome, der einst einer der größten Wallfahrtsorte der katholischen Welt war. Päpstliche Legaten und Bischöfe kamen durch den Fjord in reich geschmückten Schiffen angefahren. Die Glocken von neun Kirchen und fünf Klöstern begrüßten sie. Tausende und Abertausende von Pilgern drängten sich zu dem herrlichen Dome, welcher das schönste Bauwerk des ganzen Nordens war. Um den Metropoliten von Throndhjem versammelten sich die Bischöfe von Bergen, Stavanger, Hamar und Oslo, die Bischöfe Islands, der Faröer und Grönlands. Der mächtige Erzbischof salbte die Könige am Silberschreine des Märtyrer-Königs Olaf. Drüben an Bratören scharten sich alle freien Männer am Thing, um dem König zu huldigen. Throndhjem war der große Mittelpunkt religiöser und sittlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Kultur für das ganze weite Reich und nicht zum Schaden der politischen und nationalen Entwicklung! Denn eine



Throndhjem vom Gjetfjeld aus. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

so glänzende Zeit hat Norwegen seither nicht wieder geschaut, wie damals, da König und Erzbischof friedlich in Nidaros zusammen wohnten, und die Stadt einer der bedeutendsten Metropolitansitze der katholischen Welt war — das Rom des Nordens.

Eine gewisse bevorzugte Stellung hatte der Ort zwar schon vor der Einführung des Christentums; doch dieser Vorzug hielt sich innerhalb enger lokaler Grenzen. Auf der Landzunge Frosta an der Nordseite der Bucht war der Versammlungsplatz eines der mächtigsten Thingverbände oder Landsgemeinden der Halbinsel, der sogen. Frostathings. Die umliegenden Landbezirke waren gut bebaut und bevölkert, die Bevölkerung thatkräftig, fleißig, unternehmend, einflußreich. Auf dem Hofe Hladir (oder Lade) am Eingang der Bucht schlug deshalb schon der König Harald Schönhaar, der Begründer der Monarchie in Norwegen, 863 seinen Sitz auf, und wie er mußten die späteren Könige künftig hierher ziehen, um Anerkennung und Huldigung seitens der auf dem Thing versammelten Bauern zu erlangen. Eine eigentliche Residenz war der Hof Hladir nicht; doch ließen sich die mächtigen Unterkönige oder Jarle daselbst nieder und wurden von da ab die „Lade-Jarler" genannt. Die Bevölkerung hielt zähe am Heidentum fest. König Hakon Adalsteinsfóstri, in England als Christ erzogen, war der erste, welcher das Christentum einzuführen versuchte. „Er saß lange zu Throndhjem", wie Snorri Sturluson erzählt, „denn da war die meiste Stärke des Landes." Doch die Thrönder wollten nichts von dem weißen Christ wissen. Die Gebote der Sonntagsheiligung und des Fastens legten sie als knickerigen Geiz des Königs aus, der sie an Essen und Arbeit zugleich schädigen wolle. Sie drohten mit Abfall, wenn der König sie nicht bei dem Glauben ihrer Väter belassen wolle. Hakon gab nach, verstand sich dazu, einem Opfermahl beizuwohnen, dann den Weihebecher zu trinken, vom Duft des Pferdefleisches einzuatmen, ein Stück von einer Roßleber zu essen, kurz die heidnischen Gebräuche mitzumachen und auf die christlichen zu verzichten. Drei Priester, die er von England hatte kommen lassen, wurden totgeschlagen, ihre Kirchen zerstört. Der König trug das widerwillig, aber er hatte nicht die Macht, den Trotz der Bauern zu brechen, und als er starb, wurde er deshalb vom Volke in der berühmten Hákonarmál, seinem Leichen- und Lobgesang, in völlig heidnischem Sinne gefeiert:

Gaundul und Skögul
Sandte der Goten Tyr,
Einen König zu kiesen,
Von Yngvas Geschlecht,
Der sollt' mit Odin fahren,
Um in Walhall zu wohnen.

. . . . . .
. . . . . .

Losgebunden, wird
Der Fenriswolf fahren
Hin durch die Welt,
Eh' zum öden Hofe
Ein gleich guter
Königsmann kömmt.

Es stirbt das Vieh,
Es sterben die Freunde,
Öde wird Land und Lehen;
Seit Hakon weilt
Mit Heidengöttern,
Ward viel Volk Knecht.

Nach Hakons Tod (961), welcher vom Volke den Beinamen des Guten erhielt, lebte das Heidentum noch einmal in voller Kraft auf. Sein letzter mächtiger Führer war der Lade-Jarl Hakon, welcher 965 das nördliche Norwegen von dem Dänenkönig Harald Gormsson zu Lehen nahm, sich aber nach zwölf Jahren frei machte und noch fast 20 Jahre selbständig regierte. Auf Antrieb des Dänenkönigs hatte er sich zwar zugleich mit diesem in Dänemark taufen lassen, fiel aber bald wieder ab und ward nun eine Art Julian des Nordens, indem er überall das Taufen untersagte, die Priester vertrieb, den Opferdienst von neuem einführte und das Christentum gewaltsam unterdrückte. Wie anderswo, so trug indes auch hier das Heidentum den Doppelcharakter der Grausamkeit und Wollust zugleich, und die Wut des großen Gottesniding (gudnidingr) und Opferers wandte sich bald gegen die heidnischen Bauern, die ihm zugejauchzt. Er ließ den reicheren Leuten Weiber und Töchter entführen, behielt sie eine oder die andere Woche bei sich und sandte sie dann entehrt den Ihrigen zurück. „Da fingen die Bauern", wie Snorri sagt, „doch grimmig zu knurren an, wie es der Thrönder Brauch war, wenn etwas gegen ihren Willen geschah." Als er so bald nacheinander erst die Frau eines gewissen Brunolf zu sich entführen ließ und dann seine Knechte auf den Hof des Orm Lyrgia sandte, um dessen Frau Gudrun, die ihrer Schönheit wegen die „Sonne von Lunde" hieß, zu sich zu holen, da forderte der entrüstete Orm die Bauern zum bewaffneten Widerstand gegen den Tyrannen auf. Sie folgten in mächtigen Scharen seinem Ruf. Hakon mußte flüchten. Thora von Rimul, eine seiner Frillen, verbarg ihn und seinen Waffenträger, den Knecht Karker, unter einem Schweinestall. Unterdessen war Olaf Tryggvason, ein Urenkel des Königs Harald Schönhaar, nach vielen Abenteuern in Norwegen gelandet und stellte sich an die Spitze der aufständischen Bauern. Hakon wurde zu Rimul aufgesucht. Von seinem Versteck aus hörte er, wie Olaf von einem Steine herab allen Gut und Würden versprach, die ihm den Jarl lebend oder tot überlieferten. Der Knecht Karker wechselte die Farbe, als er das hörte.

„Da sagte der Jarl: ‚Warum bist du so bleich und eben warst du so schwarz wie Erde? Ist das nicht, weil du mich verraten willst?‘ — ‚Nein‘, antwortete Karker. — ‚Wir wurden beide in einer Nacht geboren‘, sagte der Jarl, ‚und so wird auch nicht viel Zeit zwischen unserem Tode sein.‘ König Olaf zog fort. Als es nachtete, hielt der Jarl Wache über sich. Aber Karker schlief und litt Übles. Da weckte ihn der Jarl und fragte, was er träumte. Da sagte er: ‚er wäre in Lade, und Olaf Tryggvason legte ihm eine Goldkette um den Hals.‘ Da erwiderte der Jarl: ‚Olaf wird dir einen Blutring um den Hals machen lassen, wenn er dich findet; nimm dich drum in acht. Aber von mir hast du alles Gute zu gewärtigen, wie es bisher gewesen ist, und verrate mich nicht.‘ Von da an wachten sie beide, wie wenn sie einander zu bewachen hätten. Aber gegen Tagesanbruch schlief der Jarl und litt übel, und das wurde so stark, daß er die Ferse an sich zog und den Nacken reckte, wie wenn er sich aufrichten wollte, und jammerte wild und fürchterlich. Aber Karker ward erschreckt und bang und zog ein Messer aus seinem Gürtel und stieß es dem Jarl in die Gurgel und schnitt sie durch. Das war das Ende des Jarl Hakon.“

Seinen Kopf lieferte Karker an Olaf aus, empfing aber dafür den verdienten Lohn des Verräters. Auch ihm ward der Kopf abgeschlagen, und beide Köpfe auf der Richtstätte aufgepflanzt. Das war im Jahre 995. In vielen Feldzügen unterwarf sich Olaf Tryggvason nach und nach das gesamte Norwegen und legte dann die eigentliche Stadt Nidaros oder Throndhjem an. Für sich selbst errichtete er einen Königshof auf dem sogen. Skipakrok, d. h. Schiffswinkel, wahrscheinlich an der äußersten Spitze der Flußmündung. Der Bau ward im Laufe eines Sommers vollendet, so daß der König in Nidaros überwintern konnte. Noch auf Weihnachten ward auch die erste Kirche fertig und, gleich der dänischen Kirche in London, dem hl. Klemens, dem Patron der Seefahrenden, geweiht. Hauptsächlich durch die Bemühungen Olafs faßte das Christentum noch vor Schluß des 10. Jahrhunderts nicht nur festen Fuß durch ganz Norwegen hin, sondern auch in Island, den Faröern, den Orkney- und Shetlandsinseln. Als indes der große König in der Svolderer Schlacht (im Jahre 1000) den verbündeten Königen von Dänemark und Schweden und dem Jarl Erich Hakonsson erlag, war mit der politischen Einheit auch die Herrschaft des Christentums wieder einige Zeit in Frage gestellt. Zum entscheidenden Siege gelangte dasselbe erst durch Olaf den Heiligen (1015—1030).

Olaf Haraldsson wurde um das Jahr 995 geboren. Sein Vater Harald Graenzki, ein Nachkomme Harald Schönhaars, war König von Vestfold und Grönland, d. h. einer der Kleinkönige, welche in Viken, an dem heutigen Fjord von Christiania, herrschten; seine Mutter war Aasta, die Tochter des mächtigen Gudbrandr Kula. Der Vater starb vor des

Kindes Geburt, und Austa heiratete bald einen andern Abkömmling des Harald Schönhaar. Nach einem späteren Bericht wäre Olaf als Kind schon getauft worden und kein Geringerer als Olaf Tryggvason sein Taufpate gewesen; wahrscheinlicher ist, daß er die Taufe erst später auf seinen Heerzügen, und zwar in der Stadt Rouen, erhielt. Auf die Heerfahrt soll er aber schon mit zwölf Jahren ausgezogen sein, zunächst an die Gestade von Dänemark, Schweden, Finnland, Rußland und Kurland, später nach Friesland, England, Frankreich und Spanien. Nach alten Skaldenliedern machte er 1010 die Schlacht zu Ringmere und 1012 den Sturm auf Canterbury mit. Er kämpfte zuerst mit den heidnischen Dänen gegen die christlichen Angelsachsen, trat aber in England zu dem König Aedelred über, begleitete diesen wahrscheinlich in die Normandie und empfing nun erst die Taufe. Da zog es ihn gen Jerusalem, und schon gedachte er durch den Njörvasund — die Straße von Gibraltar — dahin zu segeln, als ihm im Traum ein gewaltiger Mann erschien und ihn gemahnte, in sein Heimatland zurückzukehren: da sollte er König von Norwegen werden, für immerdar. Diesem Rufe folgte er im Jahre 1015. Aus dem thatendurstigen Viking ward nicht ein Vorläufer der Kreuzfahrer, sondern der Hort des Christentums im eigenen Heimatland, der Bekehrer, der christliche Organisator, der Märtyrer und Schutzheilige Norwegens.

Noch keine zwanzig Jahre zählte der jugendliche Krieger und Seeheld, als er sich anschickte, die große politische Erbschaft der Könige Harald Schönhaar und Olaf Tryggvason anzutreten, wie jener ganz Norwegen wieder unter einem Scepter zu vereinigen, wie dieser das geeinte Reich mit den Segnungen des Christentums zu beglücken. Er war nicht von besonders hohem, sondern von mittelmäßigem Wuchs, untersetzt, dick und von gewaltiger Körperkraft. Man nannte ihn allgemein den Dicken (Digri). Hellbraunes Haar umwallte sein breites Antlitz, dessen Farbe rot war. Er hatte außerordentlich gute, schöne und scharfe Augen, so daß man sich scheute, ihn anzublicken, wenn er grollte. In den Künsten des Friedens wie in jenen des Krieges war er trefflich erfahren, ein gewandter Bogenschütze, raschen Blickes für jegliche Handarbeit, ob er sie that oder andere. In der Rede war er tüchtig und schlagfertig, seinen Freunden und allen, die ihn kannten, gar lieb und wert, aber ungestüm im Spiel, ehrgeizig, und wollte allen voraus sein, wie es ihm von Geburt zukam.

Nur mit ein paar Schiffen und zwei- bis dreihundert auserlesenen Leuten landete Olaf 1015 in Norwegen, bei der Insel Saelö am Ausgang des Nordfjord, nahm durch eine Kriegslist den erst siebenzehnjährigen Jarl Hakon gefangen und verbannte ihn nach England, fuhr dann südwärts die Küste entlang, gewann einen großen Teil der Bevölkerung für sich, fand bei seinem Stiefvater Sigurd Syr freundliche Aufnahme und ward mit

seiner Hilfe von den Kleinkönigen im sogen. Uppland, d. h. in Hedemarken, Gudbrandsdal und Valders, als Oberherr anerkannt. Nachdem er in raschem Zuge dann auch die Huldigung in Throndhjem erlangt, wandte er sich wieder nach Süden und schlug bei Nesje den gefährlichsten seiner Gegner, den Jarl Svend; er erlangte teils durch glückliche Kämpfe, teils durch friedliche Unterhandlungen seine Anerkennung als Herrscher von seiten des schwedischen Königs Olaf sowie seines Sohnes Önund, und sah sich nun, da der dänische König Knud in England und Dänemark selbst genug zu schaffen hatte, bereits nach Jahresfrist im Besitz der angestrebten Obergewalt über die vorzüglichsten Landschaften Norwegens. Der zerstörte Königshof in Throndhjem wurde neu aufgebaut, die Klemenskirche erhob sich wieder aus ihren Trümmern.

Schon bei seinem ersten siegreichen Zuge trat Olaf überall als christlicher König auf. Er hatte Geistliche bei sich und wohnte täglich dem Gottesdienste bei. Das Kreuz schmückte seine Kleidung, seine Waffenrüstung, seine Schiffe. Wo er hinkam, suchte er überall dem Christentum Eingang zu verschaffen. Über zwölf Jahre hatte der König unermüdlich das Land nach allen Richtungen durchzogen, zahllose Abenteuer und Gefahren glücklich bestanden, die mächtigsten Gegner überwunden, das Heidentum von Thal zu Thal in die unwegsamsten Gebirge zurückgedrängt, auf unzähligen Versammlungen selbst für das Christentum gesprochen und gearbeitet, eine christliche Rechtsordnung entworfen und fast überall durchgeführt: da schien das nahezu vollendete Werk völlig zu scheitern. Eine Anzahl der mächtigsten Männer wandte sich feindselig gegen ihn, und einer derselben, Thorir der Hund, ein erbitterter Heide, rief den Dänenkönig Knud zum Sturze Olafs herbei. Dänisches Geld und Geschenke verlockten einen großen Teil des Volkes zum Abfall. Verrat schwächte Olafs Heer. In wenigen Kämpfen war der Rest seiner Macht erschöpft, und er sah sich genötigt, Reich und Thron im Stich zu lassen und nach Rußland zu flüchten. Noch einmal raffte er sich dann auf, brachte ein Heer zusammen und rückte mit demselben von Nordschweden aus in die Landschaft von Throndhjem ein. Doch eine dreifache Übermacht stand ihm am 31. August 1030 bei Stiklestad gegenüber. „Voran, voran, Bauern!“ lautete der Kriegsruf des aufrührerischen Heeres, „Voran, voran, Christenmannen, Kreuzmannen, Königsmannen!“ jener der königlichen Scharen. Es war die letzte Entscheidungsschlacht zwischen der altheidnischen Volksherrschaft und dem christlichen Königtum. Der König und die Seinen fochten wie Helden; doch sie erlagen endlich der Überzahl. Ein Kaufmann Namens Thorir verwundete Olaf am Knie, Thorir der Hund, der Hauptführer des Aufstandes, rannte ihm den Speer in den Leib, Kalf Arnasson brachte ihm eine dritte Wunde bei. So fiel der König, erst 35 Jahre alt. Die Schlacht war damit entschieden. Das übrige Heer

wurde nach kurzer Gegenwehr zersprengt. Die Sache des Christentums schien überwunden.

Doch gerade die Schlacht von Stiklestad gestaltete sich für das Christentum zum bleibenden Sieg. Schon auf der Wahlstatt geschahen wunderbare Zeichen, wie Snorri in der „Heimskringla" erzählt. Thorir der Hund, der wütendste unter Olafs Gegnern, fühlte sich, nachdem er ihn umgebracht, wie umgewandelt, suchte nach dem Kampf die Leiche auf, ward von ihrer Schönheit bezaubert, ehrte sie und ward durch die Berührung mit Olafs Wunden von einer eigenen Wunde geheilt. Als Thorgils Alma und sein Sohn Grim den Leichnam wuschen, einhüllten und verbargen, ward von dem Wasser, das sie gebraucht, ein blinder Bettler sehend. An der sandigen Stelle, wo Olaf zuerst begraben wurde, entsprang eine Quelle, die vielen Kranken Heil und Genesung brachte. Zahlreiche andere Wunder geschahen. Schon im Laufe des Winters verbreitete sich allgemein der Ruf, Olaf sei ein wahrhaft heiliger Mann gewesen. Viele machten Gelübde zu ihm und erlangten durch ihn Gesundheit, glückliche Fahrt und andere Hilfe. Die mächtigsten früheren Gegner des Königs schlossen sich der allgemeinen Überzeugung des Volkes an. Bischof Grimkell, der Olafs rechte Hand bei der Christianisierung Norwegens gewesen war, wurde aus dem Uppland zurückberufen und ein für jene Zeit sorgfältiger Prozeß über die geschehenen Wunder gehalten. Der Leib des Königs ward ausgegraben, fand sich unverwest, schön, wie lebendig, süßen Wohlduft aushauchend. Haare und Nägel waren gewachsen und leisteten sogar dem Feuer Widerstand, in welches man Teile davon warf. Staunen, Rührung, Reue und Begeisterung bemächtigte sich des ganzen Volkes. Im Triumphe ward der heilige Leib in die St. Klemenskirche hinübergetragen. „Und es war des Bischofs Urteil und die Meinung des Königs und des gesamten Volkes, daß Olaf der König ein wahrhaft heiliger Mann sei." Das heißt: ein Jahr nach seinem Tode wurde Olaf feierlich durch Geistlichkeit und Volk heilig gesprochen, wie das im Mittelalter öfter vorkam. In Rom wurde der Prozeß niemals nachgeprüft, aber die Verehrung des Heiligen thatsächlich anerkannt und gutgeheißen und das Fest nebst Officium noch in nachtridentinischer Zeit von der Kongregation der Riten ausdrücklich gebilligt.

Die Leiche des Heiligen wurde in kostbare Tücher gehüllt, der Schrein über dem Altar der Klemenskirche zur Verehrung ausgestellt. König Magnus, der Sohn und Nachfolger des Heiligen, ließ einen schöneren, kostbareren Schrein herstellen, der von Snorri als ein prachtvolles Kunstwerk geschildert wird. Derselbe war aus Gold, Silber und Edelgestein, hatte die Größe und Gestalt eines Sarges, einen Untersatz von Säulen und Bogen, eine Decke wie ein Dach mit Giebel darüber und Zinnen mit Blätterwerk; hinten war er mit einem Gitter umgeben, vorn hatte er eine Thür mit Schloß.

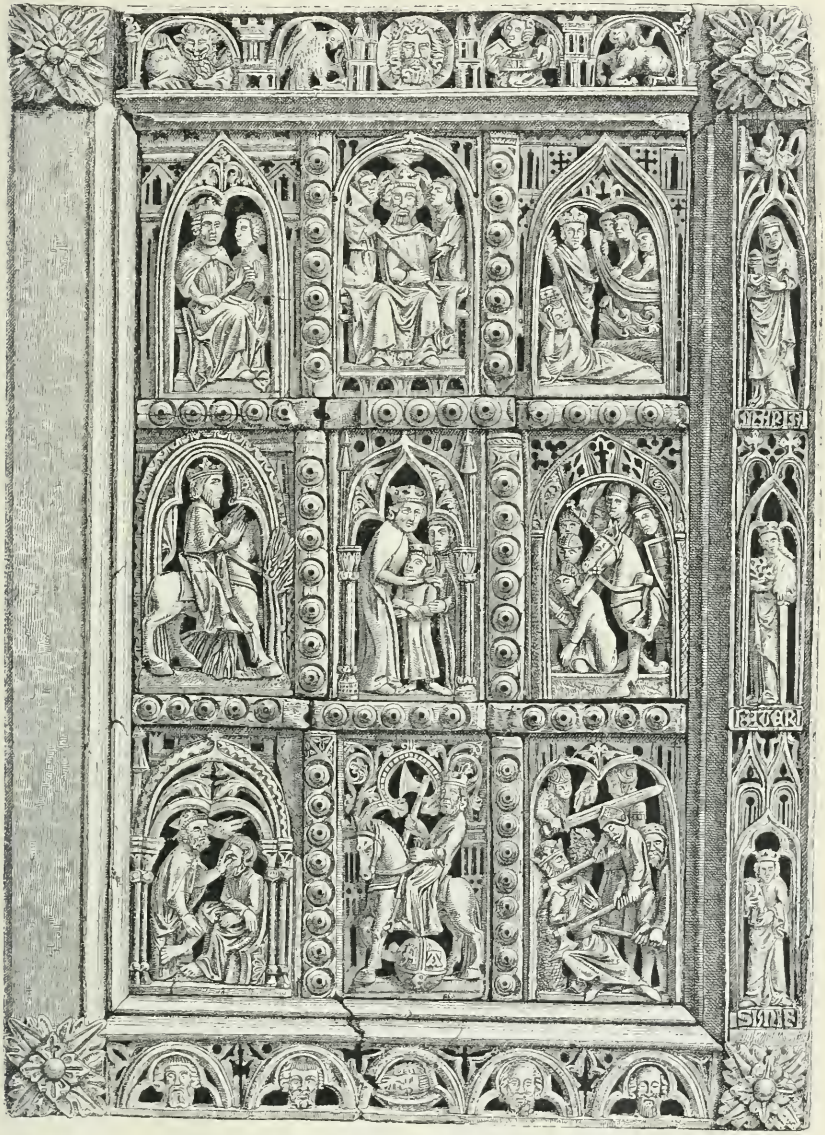
In diesen Schrein legte Magnus die Überreste des Königs Olaf, und es geschahen darauf viele Wunderzeichen an dem Heiligtum, wie Sighvat der Skalde, einst Olafs Freund und treuer Waffengenosse, schon bezeugte.

Gutes Herz, das goldner Schrein
Glänzend ziert und fürstlich:
Heilig bist du; denn den Herrn
Hast du nun gefunden.
Trauer wandelt sich in Trost
Hier an deinem Throne,
Licht dem Blinden hier verleiht
Leuchtend deine Krone.

Durch ganz Norwegen ward es zum Gesetz, das Fest des Königs heilig zu halten und es zu feiern wie die höchsten Festtage. An den dänischen Prinzen Svend, den sein Vater Knud nach Norwegen sandte, um daselbst die Regierung zu übernehmen, richtete der Skalde Thorarin Loftunga die Mahnung, sich betend an den Heiligen zu wenden und Thron und Reich nur aus seiner Hand zu empfangen.

Die dänische Herrschaft war nur von sehr kurzer Dauer: bereits nach fünf Jahren ward Svend von Olafs Sohn Magnus verdrängt. Das Loblied aber, welches die Skalden Sigvat und Thorarin angestimmt hatten, verstummte nicht mehr; es drang durch den ganzen Norden, hinüber nach England, Dänemark, Deutschland, Frankreich, durch die ganze Christenheit bis in den Orient. Olafskirchen und Olafsaltäre erstanden in Norrköping, Halmstad, Helsingborg, Bornholm, Helsingör, Kopenhagen, Schleswig, Reval, London, Chester, York, Nowgorod und sogar in Konstantinopel. Throndhjem wurde das Compostella des Nordens. An vielen Orten haben Kirchen, Straßen oder Stiftungen bis heute den Namen des norwegischen Schutzheiligen bewahrt. Zu den merkwürdigsten Erinnerungen an die einstige Verehrung des heiligen Königs gehört der Reisealtar, den Christian I., König von Dänemark und Norwegen, auf seiner Romreise im Frühjahr 1474 dem Papste Sixtus IV. zum Geschenk machte. Am Gründonnerstag empfing der nordische König den Segen des Papstes; am Ostersonntag reichte ihm dieser selbst die heilige Kommunion und die goldene Rose. Der König, der mit seinen 150 Begleitern in schlichter, dunkler Kleidung als Pilger reiste (zum Zeichen dessen waren Pilgerstäbe auf die Satteldecken seiner Pferde gestickt), legte so viel religiösen Ernst und Frömmigkeit an den Tag und erwies dem Papst und der Geistlichkeit so viel Ehrfurcht, daß man ihn und seine Nordmänner vielfach den Italienern zum Beispiel vorhalten konnte, wie sie sich gegen die Kirche und ihre Diener benehmen sollten. Innocenz XIII. (1721—1724) verehrte später das Geschenk des frommen Königs seinem protestantischen Nachkommen Friedrich IV., als derselbe noch als Kronprinz

Rom beſuchte. So kam der Altar nach Kopenhagen zurück und befindet ſich jetzt im „Kongelige Muſeum for de Nordiske Oldſager“ (Altertümer).



Die St. Olafslegende auf dem Reiſealtar Chriſtians I.

Die eine der aus Walroßzahn und Elfenbein geſchnitzten Tafeln ſtellt einige Hauptmomente aus dem Leben und den Wundern des hl. Olaf dar: ſo die Heilung eines Verſtümmelten, die Heilung eines Blinden, eine durch

die Fürbitte des Heiligen siegreiche Schlacht, die Landung Olafs in Norwegen, seinen Martyrtod bei Stiklestad, seine Krönung durch Engel.

Den oberen Raum schmückt ein Christuskopf mit den Zeichen der vier Evangelisten, den unteren das Haupt des hl. Johannes mit vier andern Köpfen, die wahrscheinlich Apostel bedeuten. Am Seitenrande rechts sind drei in Norwegen viel verehrte Heilige angebracht: MARIA, d. h. Maria Magdalena (mit der Salbenbüchse), KATARI, d. h. Katharina (mit Rad und Schwert), und SVNIF, d. h. Sunniva (mit dem Felsblock), die Patronin von Norwegen.

Die prächtige Tafel erinnert unwillkürlich an das schönste Olafslied des Mittelalters „Geisli" (der Strahl), das der Isländer Einar Skúlason 1152 im Dome von Throndhjem vortrug, als Kardinal Nikolaus Brekspear (der spätere Adrian IV.), der erste Erzbischof Jón Birgisson, und die Bischöfe von Bergen, Oslo, Stavanger und Hamar mit den drei Königen Ingi, Sigurdr und Eystein und der Blüte des norwegischen Volkes und Adels, um den Schrein des hl. Olaf versammelt waren, um die Errichtung der kirchlichen Hierarchie in Norwegen zu feiern. Das herrlichste Denkmal des Heiligen aber besitzt noch heute Throndhjem selbst in seiner ehrwürdigen Kathedrale.

Das Chor soll ungefähr an der Stelle sich befinden, wo Thorgils Alma und sein Sohn Grim zuerst die Überreste des Heiligen begruben und wo bald darauf eine wunderbare Quelle Scharen des Volkes herbeizog. In der Nähe führte König Magnus, des Heiligen Sohn, die erste Olafskirche auf, die dann sein Nachfolger Harald Hardrade vollendete. Letzterer baute in der Nähe einen neuen Königshof und eine Marienkirche. An dem ersten Grabe des Heiligen aber wurde erst von Olaf dem Stillen, der von 1066 bis 1093 regierte, eine Basilika, der Anfang der jetzigen Domkirche, errichtet. Unter ihm ward Throndhjem fester Bischofssitz. Einen bedeutenderen Aufschwung nahm der Bau jedoch erst, als Throndhjem zum erzbischöflichen Sitze erhoben wurde, unter dem ersten Erzbischof Eystein Erlandsson (1157 bis 1188), einem energischen Kirchenfürsten, der selbst in Italien gewesen war, und durch den die norwegische Kirche ihre volle Organisation gewann. Er ließ die alte Basilika einstweilen als Chor zu einer neuen Kirche stehen, fügte aber in viel größerem Stil den Mittelturm und die beiden Querschiffe daran, mit dem Plan, auch ein entsprechendes Langhaus zu bauen. Er starb darüber. Jahrzehnte vergingen, bis die Erzbischöfe Sigurd Endridson und Jón den Plan verwirklichten. Erzbischof Eilif (1311—1332) ließ dann endlich an Stelle der alten Basilika ein neues Chor aufführen und gab ihm in dem noch erhaltenen Oktogon seinen prachtvollen Abschluß.

Eine gewaltige, graue Steinmasse, ragt der alte Dom noch heute über die Stadt empor. Von welcher Seite man kommt, steht er da wie ein Fels,

um den sich das übrige langsam gelagert und angekrustet. Er giebt der Stadt ihren Charakter, ihr Ansehen. Seinesgleichen ist in ganz Skandinavien

Der Dom von Throndhjem. (Phot. R. Andvord.)

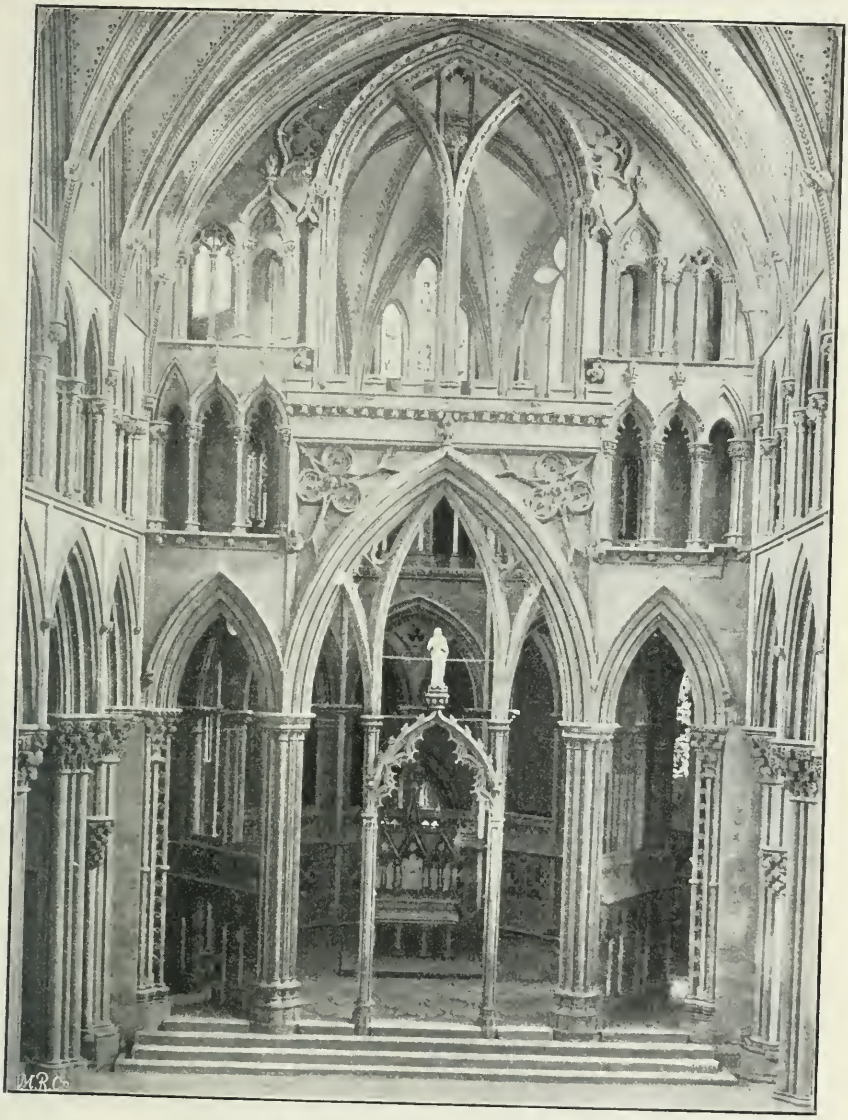
nicht. Weder der fein restaurierte romanische Dom von Lund noch der frei und leicht emporstrebende gotische von Upsala machen einen so imposanten Eindruck, obwohl der von Upsala um ein paar Meter länger und breiter

ist. Der bläuliche Chloritschiefer, aus dem die Mauern bestehen, giebt ihm ein ernstes, düsteres, aber zugleich feierliches Aussehen. Sein charakteristisches Wahrzeichen auf die Ferne ist der massige Mittelturm, so breit wie das Schiff (39 m) und noch immer über den ganzen Bau aufragend, obwohl Feuersbrünste längst den früheren spitzen Helm verzehrt und die oberen Stockwerke zertrümmert haben. Nach Westen dehnt sich das einst prächtige Langhaus, dessen Fassade mit zwei Türmen und fünf großen, reich dekorierten Portalen geschmückt war, jetzt eine Ruine, von welcher nur die äußeren Mauern notdürftig erhalten, die Türme längst zerstört sind. Die Querschiffe dagegen sind den alten Verhältnissen entsprechend wiederhergestellt und ebenso das Chor, das nach Osten nicht von einem zweiten Hochchor abgeschlossen wird, sondern von dem erwähnten Oktogon mit seinen drei Seitenkapellen, einem Unikum gotischer Architektur, wie das Chor durch den fast überreichen Schmuck englischer Spätgotik ausgezeichnet, aber von Kennern wie Laien fast ausnahmslos bewundert und angestaunt. Nur der riesige Mittelturm repräsentiert noch einigermaßen unverändert das Mittelalter; es ist derselbe Turm, den der erste Erzbischof von Throndhjem (1157—1188) aufführen ließ. Das zerstörte Langhaus vergegenwärtigt die Verheerungen, welche von der Zeit der Glaubenstrennungen an über das große Bauwerk hereingebrochen, das restaurierte Chor, das Oktogon, die Querschiffe und das an der Nordseite befindliche Kapitelhaus eine freundliche, mildere Zeit, welche den Dom wiederum als das ehrwürdigste Nationalheiligtum auffaßt und gut zu machen sucht, was die Väter gesündigt.

Durch ein Notdach geschützt, ist das gewaltige Schiff zu einer Bauhütte umgewandelt, in welcher wir eine ganze Schar von Steinmetzen an der Arbeit fanden, um den zahllosen Schmuck zu erneuern, den die weitere Restauration erheischt. Die alten Steinbrüche hat man wieder aufgefunden, und das Material wird aus denselben beschafft. An der Spitze des Werkes steht ein überaus befähigter Architekt, A. Christie, der sich mit wahrer Künstlerbegeisterung für die alte Zeit die Wiederherstellung im Sinne der früheren Meister zur Lebensaufgabe gestellt hat. Doch bleibt noch eine riesige Arbeit zu leisten, bis der Mittelturm erneuert und zur vollen Höhe aufgeführt, die Westfassade mit den zwei Türmen ganz neu hergestellt, Schiff und Seitenschiffe in all dem Reichtum des dekorativen Stiles, den die Normannen von England herübergebracht, ganz vollendet sein werden.

Etwas von dem Eindruck des früheren Glanzes bietet noch heute das merkwürdige Hochchor mit seinem Oktogon, das bereits ganz nach den früheren Zeichnungen hergestellt ist. Kommt man das Chor hinauf, so hat man weder einen Lettner noch den offenen Triumphbogen vor sich, sondern eine in den gefälligsten Formen durchbrochene Wand, aus der die Säulenbündel, Triforien und Bogen des Oktogons in der gemessensten geometrischen

Harmonie, aber dabei leicht, fein und fast überreich hervorschauen; ja die Wand geht fast völlig in ein Gewebe dekorativer Bogen auf, von welchen



Chor des Domes zu Throndhjem.

die drei unteren drei herrlichen Portalen gleichen. Das mittlere und höhere ist durch die schlanksten Säulen in drei noch spitzere Bogen geteilt; über ihm erreicht ein zweigeteilter leichter Bogen die Vollhöhe des Chors, während

über den zwei Seitenportalen erst je drei kleinere, mit dem feinsten Maßwerk gezierte Arkadenbogen und darüber noch je zwei kleinere den Rest der Wand fast völlig aufheben. Mit fünf Seiten gliedert sich das Achteck in das Langchor ein, indes die drei übrigen den östlichen Abschluß des ganzen Domes bilden. Um das Ganze führt ein ebenfalls reicher Umgang und verbindet das Hochchor mit drei kleinen Seitenkapellen und mit dem völlig restaurierten Kapitelhaus, das an der Nordseite des Domes angebaut ist. Schlanke Rundpfeiler bilden das innere Achteck; von ihnen streben Säulendienste bis zu den scharf hervortretenden Rippen des achtteiligen Gewölbes empor und begrenzen die dreifache Horizontalgliederung der Wand. Unten sind die Rundpfeiler mit einer prachtvollen Brüstung aus Maßwerk verbunden, aus dem leichte Säulenbündel sich in die Spitzbogen emporheben und diese in schlankem Schwunge teilen. Der reichste Schmuck aber entfaltet sich in dem Triforium, das über den Bogen das ganze Achteck umkränzt, und in dem Kranze der lanzettförmigen Fenster, die, von Säulchen und Bögen umspannt, darüber in das Gewölbe hinaufstreben. Da, wo in der Kostbarkeit der Steine wie in Fülle der Zeichnung und des Schmucks sich der glänzendste Reichtum entfaltete, wo das Chor selbst in leichtgeschwungenem Bogen zu einer traumhaften Steinlaube ward, von blumenartigen Gurten, Kapitälen, Bogenrahmen gewoben und durchbrochen: da, unter dem herrlichen Oktogon, ruhte einst des Domes Heiligtum, Norwegens größter Schatz, der Reliquienschrein Olafs des Königs, in einem echten Silberschrein, der 6500 Lot wog, kunstvoll geziert und von zwei reich geschmückten und vergoldeten Holzsärgen umschlossen, von welchen der äußere nach den Beschreibungen ungefähr die Gestalt einer alten Stavekirche hatte, mit Gold und Silber beschlagen und funkelnd von Edelsteinen. Da war es, wo Tausende frommer Pilger Rettung suchten und fanden, wo das ganze Volk von Norwegen, König, Ritter und Bauern, einst dieselbe Andacht

Bogenkrönung am Eingang des Oktogons im Chor des Domes zu Throndhjem.

und Liebe vereinigte. Es ist eine heilige, ehrwürdige Stätte, die man nicht ohne Ehrfurcht betreten kann.

Dem ernsten Freunde klassischer Gotik wird des Schmuckes hier vielleicht zu viel werden; doch wer sich ein wenig in das ganze Wesen, Denken und Treiben der alten Normannen eingelebt hat, der wird dasselbe einigermaßen in diesem Prachtbau verkörpert finden und nur eines betrauern: daß dem Heiligtum der Heilige fehlt, daß der Schrein mit den ehrwürdigen Reliquien des königlichen Martyrers längst abhanden gekommen, und daß mit dem Schutzpatron auch das heilige Opfer aus dem Dom gewichen ist. Doch erinnert die sorgfältige, liebevolle Wiederherstellung daran, daß auch in Norwegen der frühere Geist der Bilderstürmerei längst ausgetobt hat, und daß die Neuzeit fast mit einer gewissen Wehmut und Reue die alte Pracht zurückwünscht. Der jüngst verstorbene Dichter A. Munch hat diesen Gefühlen noch im Juni 1882 in einem recht liebenswürdigen Gedicht Ausdruck gegeben:

Sei mir gegrüßet, alte Kathedrale,
Norwegens Stolz und Herzeleid zugleich.
Als ich zuletzt dich sah im Feierstrahle,
Da ward ein Fürst gekrönt für Olafs Reich.
Verwandelt wareſt du zum Krönungssaale,
Den Kalk bedeckte Seide, bunt und weich;
Doch der erborgte Prunk verhehlte nimmer
Der alten Größe längst erblaßten Schimmer.

Wohl stand Sankt Olafs wunderbares Chor
Noch da mit seinem blumenleichten Bogen;
Doch zwischen Trümmern nur schwebt' es empor,
Ein Blütenkranz auf dunkeln Meereswogen;
Kahl wie ein Kerker starrt die Mauer vor,
Zersetzt und plump, von Spinnweb überzogen,
Nur da und dort verletzte Bilder ragen
Und Blätterschmuck aus einst'gen Ruhmestagen.

Nie hofft' ich mehr die Stunde zu erleben,
Daß neu erweckte dich ein heil'ger Drang.
Doch brannt's in mir, die Stimme zu erheben,
Dem großen Werk zu weihen meinen Sang,
Das ganze Land zu einen in dem Streben,
Sankt Olafs Dom zu schau'n im frühern Rang.
Sind mit den Steinen auch zerstreut der Kön'ge Leichen:
Der Dom ist Olafs Schrein und Wunderzeichen.

Und nun, — noch leb' ich, um in alten Tagen
Das Werk zu seh'n erfaßt von treuer Hand;
In neuer Pracht des Chores Bogen ragen,
Und Blumen blüh'n aus jedem Gurt und Band;

Die Pfeiler prunken, bunte Fenster tragen
Verklärtes Dämmerlicht von Wand zu Wand;
Der schönste Marmor füllt die Außenhallen,
Und froh hört man des Meißels Schlag erschallen.

Viel bleibt zu thun, bis alles ist erneuert,
Was schnöd die Zeit verheerte und zerbrach.
Doch frohen Muts! Es wird ja nicht gefeiert!
Ein solches Werk frägt einem Jahr nichts nach;
Gar manch Jahrhundert hat einst beigesteuert,
Bis eins den Segen der Vollendung sprach.
So seien die uns folgenden Geschlechter
Des Werks Vollender und des Domes Wächter.

Ein Zeichen sei er uns, ein heilig Pfand
Der Einigkeit in stillem Vorwärtsringen!
Nicht feßle uns des Augenblickes Tand,
Der gleich dem Schnee hinschmilzt auf Frühlingsschwingen.
Was ewig wahr und schön, sei uns ein Band,
In das kein Hader der Partei'n mag dringen.
Norwegens Freiheit stehet fest gegründet,
Wenn uns der Väter heil'ge Treu' verbündet.

Und wenn das ganze Werk einmal vollbracht,
Die Türme ragen auf zu Gottes Ehre,
Dann sei ein jeder Zwiespalt längst verjagt,
Daß keine Kraft sich unnütz mehr verzehre.
Des Volkes Freiheit und des Königs Macht
Sei einig zu des Landes Ruhm und Wehre,
Und von der Christuskirche Türmen schalle
Des Heilands Friedensgruß an alle, alle!

Wenn alle Protestanten so dächten! Wieviel unnützer Hader könnte da aus der Welt verschwinden! Aber so ist es leider noch nicht, auch in Norwegen nicht. Obwohl die Patrioten von 1814 die Bestimmung ausdrücklich in die Verfassung aufgenommen hatten, daß der König wie ehedem im Dome von Throndhjem gekrönt werden solle, so mußte schon Oskar I. 1844 auf diese Feier verzichten, und warum? Weil seine Gemahlin Josephine, Herzogin von Leuchtenberg, katholisch war, und der lutherische Bischof Riddervold von Throndhjem es für unpassend hielt, eine solche „Götzendienerin" an der Stätte zu krönen, wo einst der Schrein des hl. Olaf stand. Dagegen ließ sich der jetzige König Oskar II., ein Sohn der Königin Josephine, in dem Dom krönen, nachdem er zuvor von Schweden her nach Levanger und von da nach dem Nordkap gefahren war. Er war der erste König, der dessen unwirtliche Höhen erstieg.

Die gegenwärtige katholische Missionsgemeinde in der alten erzbischöflichen Stadt, wo einst die Bischöfe von Island und Grönland konsekriert

wurden, ist noch sehr klein: ein paar aus aller Herren Ländern zusammengewehte fremde Katholiken und einige arme Konvertiten, das ist bis jetzt alles, obwohl die neue katholische Kirche recht gut gelegen und schön ausgestattet ist, und der Missionär, Herr Dumahut, ein Franzose, sich der allgemeinen Achtung auch der protestantischen Bevölkerung erfreut. Mit der Station fanden wir ein kleines Missionsseminar verbunden, in welchem sechs Seminaristen, vier Franzosen, ein Elsässer und ein Norweger, unter zwei französischen Professoren, alle der Kongregation der Pères de La Salette angehörig, Theologie studierten, um sich dann der Mission von Norwegen zu widmen. Auf ihre dringende Einladung blieb ich einige Tage bei ihnen, um ihnen die alljährlichen geistlichen Exercitien zu geben. Zwischen den Vorträgen, die ich zu halten hatte, erübrigte wenigstens einige Zeit, um die merkwürdige Stadt zu sehen und mich darin etwas heimisch zu machen. Der Dom giebt ihr etwas von jener historischen Würde und Weihe, die uns Städte wie Aachen, Frankfurt und Mainz so interessant macht. Indem die alte Königsstadt aber protestantisch wurde, hat sie außer dem Dome und der herrlichen Lage fast alle sonstige Bedeutung verloren. Die Bevölkerungszahl sank um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf 7500 herab. Nach der Lostrennung Norwegens von Dänemark stieg sie 1815 wieder auf 10 000, und jetzt hat sie 33 000 überschritten. Königtum und Regierung sind indes nach Christiania gezogen; als Handelsstadt war schon im Mittelalter Bergen bedeutender; Throndhjem ist nur mehr die dritte Stadt des Reiches und der Hauptstapelplatz für Handel und Verkehr der nördlichen Provinzen. Das lutherische Bistum ist in zwölf Propsteien geteilt und hat 270 000 Seelen. Der Bischof erhält vom Staate eine jährliche Besoldung von 10 800 Kronen, während derjenige von Christiania 12 200 und der Stiftspropst daselbst 10 960 bezieht. Die

Abbé Dumahut im Lappenkostüm.

einstige erzbischöfliche Residenz in der Nähe des Domes ist in ein Zeughaus verwandelt.

Obwohl das Antiquitäten-Museum nicht so reich ist, wie diejenigen in Christiania und Bergen, so war es mir doch sehr interessant, weil es zeigt, wie die christliche Kunst einst im Mittelalter von der Metropole aus in die entlegensten Gebirgsthäler und in die einsamen Kirchen des hohen Nordens gedrungen war. Da waren Kruzifixe aus Raneimskirke und Kvamskirke (am Snaasensvand), Madonnenstatuen aus Sparboen (am Nordende des Throndhjemsfjord), aus Surendalen bei Christianssund, aus Stjordalen (östlich von Throndhjem), die letzten beiden sehr artig geschnitzt; Flügelaltäre aus Rise (wahrscheinlich in Opdal), aus Höilandet (im Namdal), aus Vosnaeskirke und Vikskirke (ebenfalls im Namdal) und endlich aus Vardökirke hoch im Norden, vielleicht aus der Festung, welche zu Vardö schon am Anfang des 14. Jahrhunderts angelegt wurde. Einige der Holzschnitzereien waren ziemlich roh, andere aber gewandt und von gutem Geschmack, fast alle polychromiert. Sehr anmutig war besonders der Altar von Vardö, welcher in der Mitte die Madonna mit dem Jesukinde zeigte, das mit einem Apfel spielte, zu beiden Seiten die hl. Katharina und der hl. Petrus; die gemalten Flügelbilder stellten auf Goldgrund die Verkündigung, den Besuch Marias bei Elisabeth, die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige dar. Die Gesichter waren ungemein ausdrucksvoll, besonders das der Madonna auf dem Epiphaniebild. Der Altar von Vik im Namdal war ein St. Annen-Altar. Die hl. Anna trug den üblichen Matronenschleier und gab ihrer auserwählten Tochter, die als zarte Jungfrau, mit einer Krone geschmückt, aufgefaßt war, das Jesukind in die Arme. Beide Köpfe atmeten die lieblichste Anmut und Frömmigkeit. Es hatte für mich etwas Tiefergreifendes, so weit oben im Norden diesen Trümmern religiöser Kunst und in ihnen all den Lieblingsgeheimnissen und Lieblingsgestalten katholischer Volksandacht zu begegnen. Auf dem Altar von Rise trug einer der Flügel ein allerliebstes Bild der hl. Barbara; eine Statue des hl. Georg, des Patrons der Ritterschaft, aus Mosviken im Namdal (dem alten Námadalr), war etwas steif, aber der Kopf ungemein schön. Ein Kirchenportal aus Rennebo im Orkladal zeigte im Holz fast identisch die dekorativen maurischen Formen, welche sich an einigen Details des Doms von Throndhjem finden. Weit reicher waren die Schnitzereien von den Chorstühlen in Sakshaugkirke (Inderöen). Die Seitenwand eines solchen Chorstuhles bildete eine einzige Drachenfigur, so phantasiereich und doch so geschmackvoll zum Ornament ausgestaltet, wie ich Ähnliches nur an den schönsten mittelalterlichen Initialen gefunden.

Wie die Stadt selbst, so ist auch die Umgegend von Throndhjem reich an geschichtlichen Erinnerungen. Von dem Kloster der Augustiner zu Helgesaetr, wo der Dichter der Lilja, Eystein Ásgrimsson, seine letzte Ruhestätte fand,

und von dem Kloster der Benediktinerinnen auf Balke ist wie von dem Dominikaner- und Minoritenkloster in der Stadt freilich nichts erhalten; doch weiß man ungefähr die Stätte, wo diese Klöster gestanden. Eine Meile nördlich von Throndhjem auf einer Insel im Fjord stehen noch Ruinen des Cistercienserklosters Tautra oder Tuterö, das im Jahre 1207 gegründet wurde und bis 1532 bestand; bedeutend weiter nach Nordwesten der Hof und die Ruinen des Klosters Nunnasetr (Nonnensitz) à Reini, einer von Königen und Fürsten sehr reich bedachten Abtei, in welcher Königin Margaretha ihre letzten Lebenstage verbrachte und 1267 starb. Eine Witwe, Frau Ingerd Ottesdatter, suchte dieselbe in den Zeiten der Glaubenstrennung zu retten, indem sie sich im Einverständnis mit der letzten Äbtissin Karine zur „Vorsteherin" wählen ließ; es war aber vergeblich. Ihr Schwiegersohn, derselbe Nils Lykke, der sich des Stiftes Tuterö bemächtigt hatte, wußte sich dabei von dem Dänenkönig Friedrich I. die Mitverwaltung des Klosters zu sichern, worauf es bald ganz in weltliche Hände geriet. Außer diesen Klöstern werden noch elf andere im Stifte Throndhjem genannt, doch haben sich über dieselben nur wenige und unsichere Nachrichten erhalten. Mehrere werden bloß Hospize gewesen sein.

An die Stelle der alten Klöster und Hospize sind wie anderswo moderne, humanitäre Anstalten getreten. Auf dem Platze, wo einst das Kloster Helgesaetr sich erhob, eine nicht nur für Norwegen, sondern auch für Island bedeutende Abtei, steht jetzt das kommunale Arbeitshaus. In der Stadt selbst befindet sich dann ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Taubstummeninstitut, das älteste von Norwegen, schon 1824 errichtet, eine technische Elementarschule, eine bürgerliche Realschule und das Zuchthaus für das gesamte nördliche Norwegen. Etwa eine Stunde von der Stadt, zu Rotvold, in herrlicher Lage, nahe am Fjord, wurde 1872 eine prachtvolle Irrenanstalt vollendet, die mit ihren sämtlichen Einrichtungen auf 10 000 000 Kronen (12 500 000 M.) gekommen sein soll. Die Tochter des Direktors hatte die Güte, uns in all den ausgedehnten Räumen umherzuführen, welche an praktischen und zugleich geschmackvollen Einrichtungen nichts zu wünschen übrig lassen. Einen tragikomischen Eindruck machte es auf mich, als wir den großen Frauenarbeitssaal betraten, in welchem etwa 40—50 Frauen sich mit weiblichen Handarbeiten beschäftigten, und ein altes Frauchen zu mir herantrat und sagte: „Sie sollten es nicht glauben — alle diese hier meinen bei Verstand zu sein und doch sind sie alle närrisch!" Ich hielt sie bei dieser Bemerkung erst für eine Aufseherin; aber der stiere Blick und verworrenes Gerede zeigte bald, daß der Ausspruch auch von ihr galt. Die Zahl der Irren, welche in dieser Anstalt untergebracht sind, beläuft sich auf etwa 200. Die Behandlung derselben wie die Verwaltung der ganzen Anstalt schien nach allem, was wir gesehen, eine durchaus musterhafte zu sein.

Nicht weniger gut eingerichtet und organisiert ist ein anderes Wohlthätigkeitsinstitut, das in ungefähr gleichem Abstand von der Stadt liegt, das Pleiestiftelsen for Spedalske paa Reitgjerdet, d. h. die Pflegestiftung für Leprosen. Während nämlich der Aussatz (Lepra oder Elephantiasis Graecorum), diese furchtbare Plage des Mittelalters, fast aus dem ganzen sonstigen Europa gewichen ist, hat er sich noch in Norwegen, namentlich im nördlichen und westlichen Teile des Landes, erhalten und führt jährlich noch Hunderte von Opfern einem langsamen, schmerzlichen Tode entgegen. Christliche Mildthätigkeit und gute ärztliche Vorsorge haben indes die Verbreitung der Krankheit bedeutend zurückgedrängt. Während man im Jahre 1856 noch 2870 Leprosen zählte, sank die Zahl derselben 1875 auf 2263, 1885 auf 1470, 1895 auf 688. Von den vier staatlichen Leprosenhäusern (Bergen, Throndhjem, Molde, Tromsö) konnten zwei geschlossen werden. In den noch bestehenden wurden 360 verpflegt, währen 328 in Privatanstalten untergebracht sind. Die Angabe von Du Chaillu (aus den Jahren 1871—1878), daß sich in den Anstalten zu Bergen, Throndhjem und Molde allein 21- bis 22 000 Leprosen befunden hätten, ist durch 10 zu dividieren, um richtig zu sein.

Was die Evangelien von den Aussätzigen erzählen, was man in den Berichten des Mittelalters und neuerer Missionäre darüber liest, flößte mir eine Mischung von Neugier, Mitleid und Grauen ein. Man versicherte uns jedoch, daß der norwegische Aussatz durchaus keine Gefahr der Ansteckung mit sich bringe, sondern daß seine Verbreitung hauptsächlich der Vererbung und der schlechten Ernährung zuzuschreiben sei. Er findet sich denn auch zumeist unter der armen Fischerbevölkerung der nördlichen Distrikte Nordland und Finmarken.

Der Widerwille, den der Name einflößt, wich bald, als wir durch die schönsten Gärten zu den stattlichen, überaus rein gehaltenen Räumen der Anstalt gelangten. Die Krankheit wurde uns da nur langsam, in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung vorgeführt. Es begegneten uns in den Gängen Leute, denen wir kaum etwas angemerkt hätten — dann aber zeigten sich andere, deren Antlitz mehr oder minder stark entstellt war — und endlich in den eigentlichen Krankensälen sahen wir Bilder namenlosen Leidens und schrecklicher Zerstörung, welche vollkommen die Vorstellung rechtfertigten, welche die jugendliche Phantasie einst an die Geschichte der „Aussätzigen" geknüpft hatte. Wir fanden aber auch hier Züge himmlischer Geduld und großen Gottvertrauens, die nicht minder an die schönen Erzählungen der biblischen Geschichte erinnerten. Christus zeigt sich auch da wie in seinem sterblichen Leben hienieden als der Freund aller Verlassenen und Bedrängten, und wo seiner Kirche der Zutritt abgeschnitten ist, übernimmt er es selbst, solchen, die guten Willens sind, seinen Trost zu spenden.

Zwei Invaliden.

9. Nordland und Finmarken.

Über Throndhjem hinaus liegen noch drei Ämter von Norwegen, Nordland, Tromsö und Finmarken, die man aber nicht selten einfach mit „Nordland und Finmarken" bezeichnet. Auf der Karte erscheinen sie nur als ein schmaler Küstenstreifen, der das breitere Schweden bis in den Norden hinauf westlich umrahmt und erst hoch oben sich wieder erweitert und unmittelbar an das russische Finnland angliedert. Der schmale Streifen erstreckt sich jedoch über neun geographische Breitegrade und umfaßt in seiner Gesamtheit einen größeren Flächenraum als Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen und Hessen zusammen, nämlich 134 658 qkm, während (1898) die Bevölkerung (249 400 Einwohner) nicht einmal diejenige von Dresden oder Köln erreichte. Die drei Ämter bilden ein Bistum, dessen Vorsteher in Tromsö residiert, mit 5 Stiftskaplänen und 68 Predigern, weit über die Küstenfläche und die Küsteninseln bis an das Nordkap und nach Vardö zerstreut. Politisch zerfällt dieser nördlichste Landstrich Europas in 20 Vogteien (Fogderier) und 79 Gemeinden (Herreder), von welchen 40 auf das Amt Nordland, 22 auf Tromsö und 17 auf Finmarken entfallen. Distriktsärzte gab es (1887) 37, Spitäler 10. In Tromsö besteht ein Lehrerseminar und eine höhere Schule mit 1 Rektor, 2 Oberlehrern, 4 Adjunkten und 2 Klassenlehrern. Von den 113 Schülern, welche sich 1887 darin befanden, gehörten 100 zur Mittelschule, nur 13 erhielten Gymnasialunterricht. Dazu kommen noch 3 andere Mittelschulen: in Bodö, Hammerfest und Vadsö, 4 öffentliche Volksschulen (Vessen, Hadsel, Ibestad, Alten) und 56 Abendschulen (Aftenskoler, 29 in Nordland, 16 in Tromsö, 11 in Finmarken).

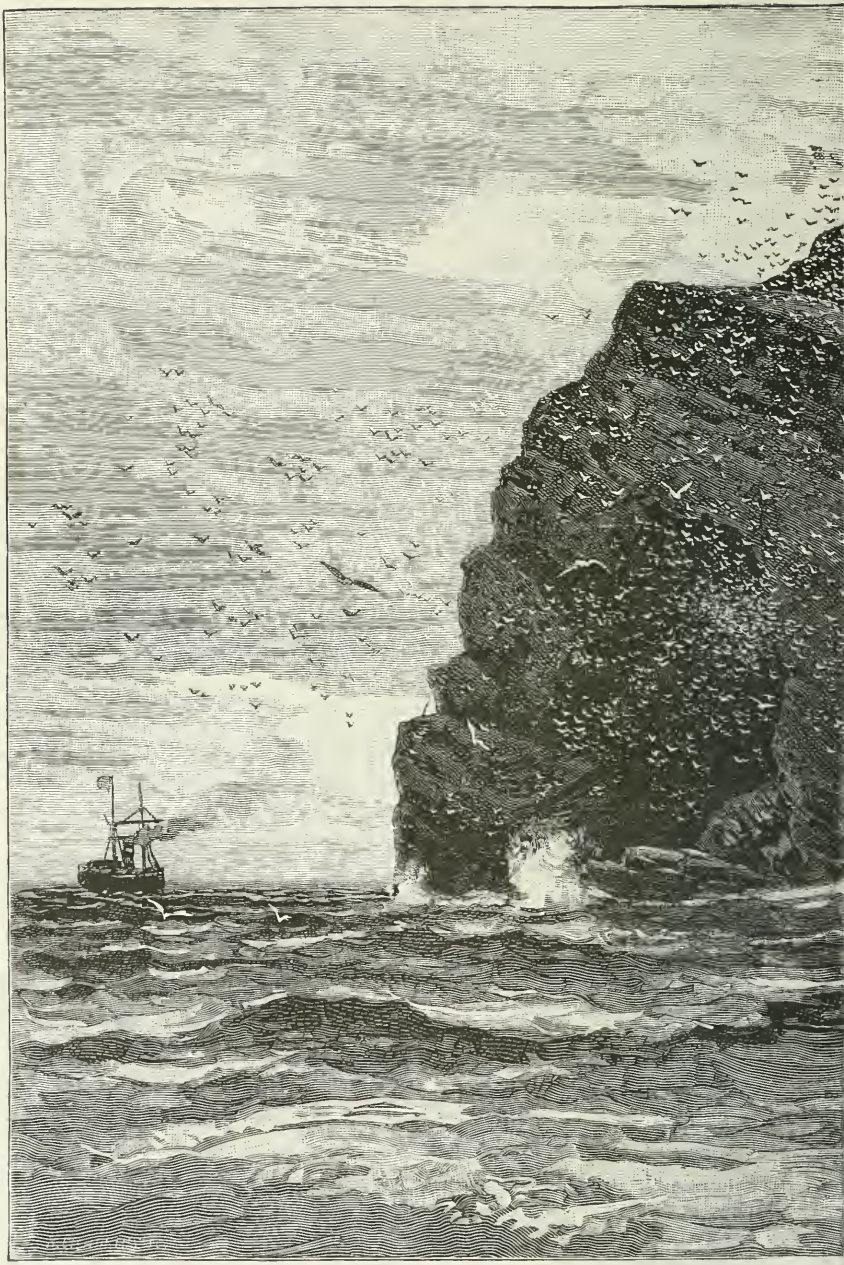
Um den nördlichen Teil dieser Landstrecken haben sich lange Rußland, Schweden und Norwegen gestritten; erst 1751 wurde die innere Grenze

zwischen Schweden und Norwegen genauer bestimmt, erst 1826 die Grenze von Finmarken nach dem russischen Finnland hin reguliert. Das Amt Nordland und ebenso der größere Teil von Tromsö sind altnorwegische Landschaften, welche unter dem Namen Hálogaland schon in den alten Sögur Erwähnung finden. Die Einwohner werden darin Háleygir genannt. Zu ihnen zählen mehrere alte Geschlechter und berühmte Persönlichkeiten, so der Skalde Eyvindr Skáldaspillir, welchem die Hákonarmál zugeschrieben wird, dann Thórir der Hund und Hárek von Thjótta, zwei der erbittertsten heidnischen Häuptlinge, unter deren Stahl der heilige König Olaf bei Stiklestad fiel. Während des Mittelalters bemächtigten sich die Hanseaten von Bergen aus des Handels und des Fischfangs an der ganzen Küste und behielten denselben bis nach der Glaubenstrennung in ihren Händen.

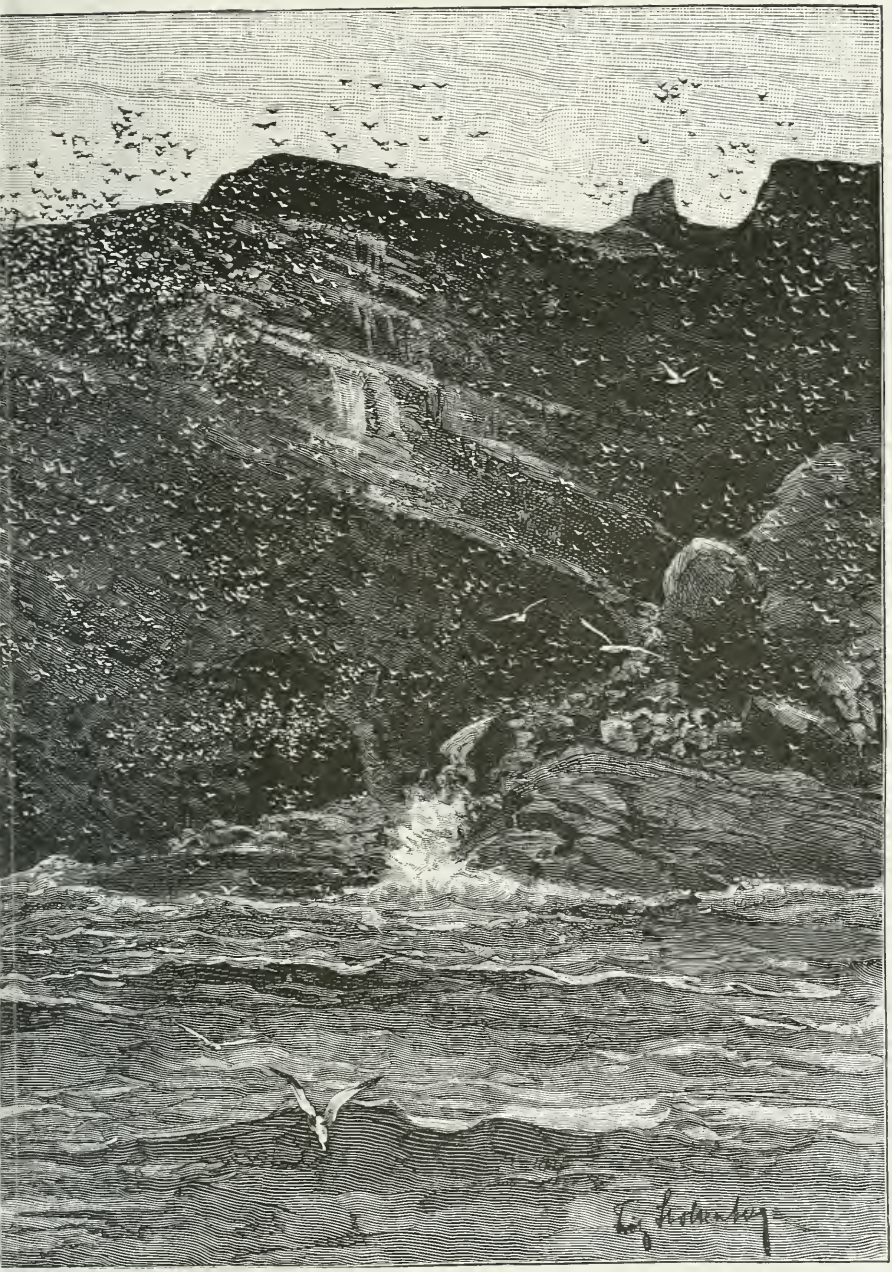
Noch heute besteht der Reichtum dieses Teiles von Norwegen hauptsächlich im Fischfang und übertrifft in dieser Hinsicht bei weitem die südlicheren Gestade. Als das günstigste Jahr für den Dorschfischfang z. B. gilt das Jahr 1871, in welchem 70 Millionen Stück Dorsch gefangen wurden. Von diesen kamen auf den Norden 52 Millionen, (nämlich Nordland $4^1/_2$ Millionen, die Lofoten $29^1/_2$ Millionen, Finmarken $17^1/_2$), auf die südlicheren Küstenstriche dagegen bloß 18 Millionen.

Magister Jonas Ramus, Pfarrer zu Norderhaug (Ringerike), der im vorigen Jahrhundert (1735) Norwegen beschrieb und mit vielem Eifer die Wanderungen des eddischen Odin mit jenen des homerischen Odysseus verglich, glaubte im Nordland das Kimmerien der Alten und in den Lofoten die Scylla und Charybdis der Odyssee entdeckt zu haben.

„Hálogaland", so schreibt er, „scheint eine der ersten Provinzen zu sein, die in Norwegen bebaut und bewohnt wurden; denn gleich nach dem Trojanischen Krieg reiste Ulysses, der sich Odin (Outin, *Οὖτις*) nannte, an die äußersten Grenzen des Großen Ozeans und fand da ein düsteres Land, das er der Kimmerier Land nannte. Das beschreibt er so, daß da hohe Berge waren, welche in die Wolken ragten und beständig mit Dunkelheit und Nebel bedeckt waren, so daß die Sonne nicht auf dieselben schien, ob sie nun auf- oder niederging, und daß er da fand zwei Meeresstrudel, die Scyllam und die Charybdin, und daß er mit Schrecken den Lärm und das Sausen hörte, bevor er ihnen näher kam, und daß er des Meeres Brausen sah, gleich einem siedenden Kessel mit Schaum und Rauch, der sich in die Lüfte erhob; was alles zusammen verkehrte Menschen von der Meeresstraße bei Sizilien haben erklären wollen, aber in allen Dingen kommt es überein mit dem Moskö-Ström bei Helleland, wo auf der Lofoten Seite so hohe Berge sind, genannt Helseggen, daß nach Homeri Beschreibung keiner hinaufkommen kann, und hätte er auch 20 Hände und Füße, und da ist im Winter beständig Nebel und Finsternis; denn vom 27. November und bis



Der Vogelberg (Svd



oltklubben beim Nordkap).

zum 25. Dezember (alten Stiles) sieht man da nie der Sonne Schein, und das entsetzliche Brausen und Sausen, so Ulysses bei Scyllam und Charybdin hörte, kommt ebenfalls überein mit dem brausenden Strudel, so auf beiden Seiten von Moskö ist."

„Man spricht da im Süden", so scherzt Jonas Lie mit Recht, „von Fischerei und meint damit ein paar armselige Fänge von Dorschen und Weißfischen. Ein Nordländer versteht darunter, wie in allem andern, das Tausendfache, er meint die Millionen in den Lofoten und in Finmarken und zugleich die überströmende Mannigfaltigkeit der Arten, von den Walen, die spritzend über die Sunde dahinziehen, ein gewaltiges, sprudelndes Fischgewimmel vor sich hertreibend, bis herab zu den allerwinzigsten Arten. Der einzige bemerkbare Fisch, den ich hier unten kenne und den ich mir immer ansehe, wo ich ihn finde, ist der Gold- und Silberfisch, den man unter Glas hält, wie den Kanarienvogel im Käfig; aber der ist wieder aus einem andern Märchenlande im Süden.

„Unter Vögeln stellt sich ein Nordländer nicht, wie hier unten, bloß ein oder das andere Stück Geflügel vor, sondern ein unendliches Gewimmel von Vögeln aller Art, wie eine Brandung um die Vogelberge herum in der Luft flutend, gleich einem Schneesturm ihre Brutplätze mit lautem Geschrei umschwärmend; er meint Eidervögel, Grilllummen, Meerelstern, die im Fjord herumschwimmen oder rundum auf den Schären sitzen, Möven, Seeadler und Kormorane, in den Lüften jagend, Bergeulen, während der Nacht traurig von den Felsklippen schreiend, — kurz gesagt, eine ganze Welt von Vögeln, und es wird ihm fast übel, den Begriff auf einen oder den andern Auerhahn einzuschränken, den man das Herz hat, mitten in einem Lockruf zu überraschen und zu töten, während die Sonne aufgeht über dem Föhrenwald.

„Anstatt der Beerenfelder hier hat er zu Hause meilenlange Moore mit Molte-(Multe-)beeren; anstatt des an Meergräsern ziemlich einförmigen Strandes, denkt er an einen, welcher mit der wundersamsten Farbenabwechslung überstreut ist.

„Das Nordland besitzt überhaupt alle Naturwesen und Erscheinungen in großem Maßstab und in ganz anders kampfgewaltigen und mächtigen Gegensätzen. Es hat eine endlose, steingraue Wüste wie in der Urzeit, bevor der Mensch die Erde bebaute, aber mitten darin doch einen unerschöpflichen Reichtum der Natur; es hat eine Sonne und eine Sommerherrlichkeit, deren Tag nicht bloß zwölf Stunden zählt, sondern drei Monate lang ununterbrochen Tag und Nacht anhält, so daß man an manchen Orten sich mit einer Maske der Mückenschwärme erwehren muß, im Gegensatz dazu aber eine düstere, rätselhafte Nacht, die fast neun Monate dauert. Alles ist in riesenhaftem Maße, ohne die feinen kleinen Übergänge in allen äußeren

Dingen, auf denen sich unser ruhiges Leben hier im Süden aufbaut; der Phantasie, dem Abenteuer und dem Zufall ist ein viel weiterer Spielraum eröffnet als dem ruhigen Verstand und dem stillen, sichern Wirken."

So zeichnet Lie den Charakter des Nordlandes und deutet zugleich den Einfluß an, den seine großartige, halb arktische Natur auf die Bewohner ausübt. Ihr ganzes Leben hat wirklich manches Verwandte mit jenem der Isländer und Färinger. Die ungeheuern Entfernungen nötigen fast jeden, sein eigener Herr und Diener zugleich zu sein, harte Entbehrung mutig zu tragen und im Kampf mit allen Elementen Leib und Seele zu stählen. Die gewaltige, einförmige Natur belebt, aber umdüstert zugleich die Phantasie. Die Freuden und Vorzüge moderner Kultur müssen fast allenthalben noch halb übermächtigen Naturzuständen abgerungen werden.

Es ist schrecklich prosaisch, aber es ist so — die ergiebigste Wohlstandsquelle dieser Regionen ist — sagen wir nicht: der Stockfisch, sondern der Dorsch oder Kabeljau (Gadus morrhua, altnordisch skreidr, norwegisch skreid oder skrei), der je nach seiner Zubereitung als Stockfisch, Klippfisch oder Laberdan in den Handel kommt. Unter allen Fischen nimmt er unbedingt den ersten Platz ein. Der Ertrag des Dorschfanges belief sich in ganz Norwegen in den Jahren 1871—1875 auf $24^1/_2$ Millionen Kroner, also jährlich im Durchschnitt nahezu 5 Millionen. Der Häringsfang ergab in derselben Zeit nahezu 15 Millionen Kroner, die ganze übrige Fischerei nur wenig über 1 Million. Im Jahre 1897 wurde der Dorschfang auf $12^1/_2$ Millionen Kroner geschätzt, der Häringsfang auf $7^1/_2$ Millionen, die übrige Fischerei auf $1^1/_4$ Million.

Nach den officiellen Censuslisten ernährten sich 1876 über 102 000 Norweger (5,45% der Gesamtbevölkerung), 1891 über 171 000 (8,58% der Gesamtbevölkerung) vom Fischfang.

Im Winter und Frühjahr 1876 nahmen am Dorschfang 62 757 Mann teil (davon 27 422 im Nordlandsamt, 26 059 in den Lofoten und Vesteraalen), am Häringsfang 48 831 Mann (davon 13 926 im Nordlandsamt, 10 359 im Amte Tromsö). Es giebt Fischfänge, an welchen sich bis zu 20 000 Mann beteiligen. Die Gesamtzahl der Boote, die verwendet wurden, betrug im Jahre 1876 15 135. Die Größe des Fanges ist natürlich sehr verschieden. Während man 1880 in Finmarken 23 Millionen Bankdorsche fing, belief sich der Fang im Jahre 1882 nur auf 7 Millionen. Im Jahre 1883 lieferte die Fischerei in den Lofoten allein 17 Millionen Dorsche, im nördlichen Finmarken 15 Millionen, in ganz Norwegen wurde der Dorschfang 1884 auf nahezu 54 Millionen Stück, 1897 auf 61,5 Millionen Stück geschätzt. Nach diesen Zahlen kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Umfang dieser Fischerei machen.

Schon am Eingang des Fjords von Throndhjem liegt eine Anzahl größerer Inseln: Smölen, Fröyen, Hitteröen. Weiter nördlich folgen dann

Vigten und Lekö, am Polarkreise die Traenen und Heftmandsö, durch ihre seltsamen Berggestaltungen bekannt. Die Hauptregion des Fischfangs beginnt aber erst in Vest-Fjord, zwischen den Lofoten und den hier noch mehr als sonst ins Unendliche ausgekerbten Küsten.

Röst, die südlichste der Lofoten, steht etwa neun norwegische Meilen vom Festland ab und bildet so anfänglich einen weiten Sund. Die folgenden Inseln, Vaerö, Moskenaes, Vest-Vaagen, Ost-Vaagen, Ulfö, Langö, Andö, besonders aber Hindö, die größte aller norwegischen Inseln (2238 qkm), nähern sich immer mehr dem Festlande und rücken zu ganz engen Sackgassen zusammen. Diese Formation wiederholt sich noch einigemal bis ans Nordkap hinauf, indem breite Sunde die größeren Inseln trennen, diese aber nur durch schmale Wasserstraßen von der Hauptküste geschieden sind. So grenzt an den breiten Andfjord die Insel Senjen, dann Kvalbö, Ringvatsö, Reinö, Vandö, Arnö, und endlich die letzte Gruppe: Stjernö, Sörö, Seiland, Kvalö, Rolfsö, Maasö und Magerö.

Gegen Ende Januar verläßt der Dorsch die äußeren Meeresbänke längs der norwegischen Küste, wo er sich gewöhnlich aufhält; Anfang Februar erscheint er dann in ungeheuern Massen an den äußersten Lofoten, hauptsächlich zwischen Röst und Vaerö, Vaerö und Moskenaes, aber auch an den nördlicheren Inseln und dringt in den Vestfjord ein, um hier zu laichen. Er liebt hierfür weder allzu tiefe noch seichte Meeresstellen, sondern eine Durchschnittstiefe von 25 bis 40 oder 50 Faden. Diese Tiefe (40—60 Faden) hat aber ungefähr meist die Meeresstrecke von Röst hinüber zu dem Raftsund, dem engen Kanal, welcher die Inseln Ost-Vaagö und Hindö trennt. Ein anderer Gegenstand der Anziehung für den durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Fisch (Leeuwenhoek will in einem einzigen Rogner 9 Millionen Eier gefunden haben, Braydley 4 Millionen) ist seine Lieblingsspeise, ein kleinerer Fisch, Mallotus arcticus (oder villosus), auch Salmo groenlandicus, Lodde oder Kapelan genannt, welcher sich von Ende Februar an die ganze nördliche Küste entlang bis nach Ost-Finmarken hinüber in zahlloser Menge einfindet und als hauptsächlichster Köder für den Bankdorsch verwendet wird.

Schon bald nach Weihnachten werden Anstalten zum Fang getroffen. Die Männer setzen ihre Boote, Netze und Angelleinen in Stand, die Weiber bereiten die Speisevorräte, deren es zu den langen Fahrten bedarf. Man fährt von Zeit zu Zeit in die Hauptfischplätze hinaus und versucht mit langen Angelleinen, ob der Fisch im Anzug ist. Gewöhnlich streifen einige Plänkler den großen Fischzügen voran und melden sie gewissermaßen. Dann werden die Boote zurecht gemacht: lange, schmale, festgezimmerte Boote, mit ihrem einzigen großen Rahsegel leicht zu regieren, freilich nicht für jedermann, wohl aber für diese kräftigen Seebewohner, die von Kindesbeinen

auf mit Wind und Wogen zu kämpfen lernen, ihr halbes Leben auf dem Meere zubringen und Seele und Leib in zahllosen Gefahren gestählt haben. Ausrüstung und Kleidung, Fangwerkzeuge und Fangmethode, die Verteilung der Fischerflotte, die Bemannung der einzelnen Boote, die Vorbereitungen zum Fang und der Fang selbst, die Verteilung der Beute und alles übrige ist durch ein Gewohnheitsrecht, zum Teil durch geschriebene Vorschriften geregelt, von denen manche in unvordenkliche Zeiten hinaufreichen.

Die meisten Boote sind mit 5—6 Mann besetzt, welche selbst ihren Anführer wählen, der zugleich Steuermann und Hövedsman ist, die Fahrt wie den Fang leitet. Dazu kommt noch ein „Smaagut", d. h. ein Knabe, der unterwegs für Proviant und Küche zu sorgen hat. Bei der Wahl kommt weder Alter noch sonstiges Ansehen in Betracht, sondern Einsicht, Erfahrung und Tüchtigkeit. Der Hövedsman oder Hauptmann muß Kraft und Geschick genug besitzen, um die ihm anvertrauten Menschenleben allenfalls aus dem Sturm zu retten; er muß alles kennen und wissen, was sich auf den Fang bezieht. Es kann darum vorkommen, daß ein geschickter Knecht das Steuer führt, während sein sonstiger Herr zu Lande während der Zeit der Meerfahrt sein Untergebener wird.

In den östlichen Lofoten ist geringere Gefahr, da hier meist enge Kanäle die Inseln trennen und sich, beim Herannahen eines Sturmes, noch immer auf der einen oder andern Seite ein sicherer Hafenplatz an der meist buchtreichen Küste erreichen läßt. In den westlichen Lofoten aber öffnen sich breitere Sunde, und wenn nun der Nordwest von den Bergen tobt, da ist es kaum möglich, zu kreuzen oder die Küste zu gewinnen: es bleibt dann kaum etwas anderes übrig, als über den Vestfjord zu setzen; das ist aber bei Winterkälte und eisigem Sturm in offenem Boote eine schreckliche Aufgabe, der nicht selten die vom Unwetter überraschten Fischer vor Frost und Ermattung zum Opfer fallen. Es vergeht kaum ein Jahr, wo der Fischfang nicht mehrere Menschenleben fordert, und man spricht von Glück, wenn sich das Unglück bloß auf ein oder das andere Boot beschränkt. Die Bevölkerung ist an diese Mißgeschicke gewöhnt, und wenn eine arme Frau mit ihren Kindern tagelang und wochenlang vergeblich auf die Rückkehr ihres Gatten gewartet hat, sich die Augen ausschauend nach dem Meere hinaus, und wenn es endlich zur schrecklichen Gewißheit wird, daß er nie, nie mehr heimkommen wird: so mag nicht selten der Trost und die Hoffnung der verwaisten Familie darin bestehen, daß einer der Knaben wenigstens schon als Gut den Fischfang mitmachen kann und sich bald stark genug fühlt, als Fischer in die Fußstapfen des verschollenen Vaters zu treten.

Der Fang des Dorsches wird sowohl mit Angeln als mit Netzen betrieben. Zum Angeln dienen feste Taue, „Rev" genannt, bis 2 km lang. Ein Stück, das 400 Angeln trägt, heißt bei den Fischern „Linestamp" oder

„ein Stamp Lina". Mehrere solcher Stamper werden aneinander befestigt und mittelst eines andern Taues, der „Ile" (Grundschnur), an der ein schwerer Stein befestigt ist, ins Meer gelassen in der Richtung von den Inseln zum Festlande hin, so daß die verschiedenen Angelschnüre oder besser gesagt Angeltaue in derselben Richtung parallel laufen. Je nach sechs Stunden werden die Taue aufgezogen und, nachdem der Fang eingeheimst ist, wieder mit neuem Köder versehen. In der Zwischenzeit arbeiten die Fischer mit kleineren Leinen, was sich aber meist nicht sehr lohnt; denn einen ordentlichen Winterdorsch von 1—$1^1/_2$ m aus einer Tiefe von 40 bis 60 Faden emporzuziehen, ist schon ein recht beschwerliches Geschäft. Unter günstigen Umständen kann es jedoch gelingen, daß fast jeder Mann im Boot während eines Tages zusammen etwa 300—400 Fische fängt.

Die Netze, aus rohem, dickem Garn geflochten, sind 16—20 Faden lang und $1^1/_2$ Ellen breit. Gewöhnlich werden 12—16 aneinander befestigt und gleich den Angeltauen an einer Ile ins Meer gesenkt; Steine und Bleikugeln ziehen sie in die Tiefe, während schwimmende Holzstöcke und Glaskugeln oben ihre Lage bezeichnen. Ein Zug von 400 Fischen gilt im allgemeinen für einen guten Fang; mitunter laufen aber über 12—1400 Stück Fische ins Garn, und da ein Femböring (d. h. ein Boot mit fünf Mann) nicht mehr als 800 faßt, so muß man sich bei andern Booten um Hilfe umsehen oder zweimal am selben Tage fahren. Ende Januar oder Anfang Februar kommt in die Lofoten eine Fischerflotte von ungefähr 4000 Booten, das Boot zu 5 Mann gerechnet, mit 20 000 Mann. Es muß ein herrlicher Anblick sein, wenn sie sich an einem hellen Wintertage in Bewegung setzen und alle die Sunde zwischen den phantastischen Felsinseln von ihren Segeln wimmeln. Für das Unterkommen der Mannschaft ist an allen Teilen der Küste durch die sogen. „Rorboder" gesorgt, d. h. Fischerhütten von der allereinfachsten Konstruktion, aber doch ausreichend, um den abgehärteten Leuten Schutz und Unterkunft zu bieten. Gewöhnlich liegen viele solcher Rorboder nahe beisammen und siedelt sich in ihrer Mitte ein Händler an, bei dem die nötigsten Lebensmittel zu haben sind. Vorräte an gewöhnlichem Brot und Fladbrot (harte Brotfladen) führen die Leute in den Booten selbst mit sich.

Man hat lange ziemlich allgemein angenommen, daß der Dorsch in ungeheuern Mengen den ganzen nördlichen Atlantischen Ozean bevölkere. Auch Brehm trägt in seinem „Tierleben" noch diese Ansicht vor. Neuere Durchforschungen der nördlichen Meere haben indes diese Ansicht ziemlich unhaltbar gemacht. Der Dorsch ist, wie der norwegische Naturforscher G. O. Sars nachgewiesen, kein Wanderfisch wie der Hering und die Makrele, sondern gehört ganz offenbar dem Küstenmeere an und zwar namentlich dem äußersten Teile desselben, den sogen. Meeresbänken. Ein eingehender Ver-

gleich des Skrei oder gewöhnlichen Dorsches mit dem sogen. Bankdorsch hat ergeben, daß er vollständig derselbe Fisch ist, völlig dieselbe Lebensweise führt und dieselben Lebensbedingungen voraussetzt. Der Bankdorsch aber ist an die erwähnten Meeresbänke angewiesen, die man im Norwegischen auch Egg nennt. Solche Bänke laufen aber an der Westseite der Lofoten bis hinauf zum Nordkap und bieten genügenden Raum für die ungeheuern Fischschwärme oder „Fischberge", wie die Norweger sie nennen, welche im Winter die Küste aufsuchen.

Der Dorschfang in den Lofoten dauert von Anfang Februar bis zum 14. April, bis zu welchem Tage sich gewöhnlich die Dienstleute für den Fischfang verdingen, in den West-Lofoten noch etwas länger. Zahlreiche Fischer wenden sich dann der nördlich gelegenen Küste von Westfinmarken zu, wo um diese Zeit die sogen. „Loddefischerei" beginnt. Für die Bewohner der Küste selbst ist diese ganz vorteilhaft, da sie dieselbe nach Gelegenheit betreiben können, ohne weit zu fahren, und so giebt es ansehnliche Fangplätze bis hinauf nach Kjeldvik auf der nördlichsten Insel Magerö. Für die Fischer aus den Lofoten aber ist die Teilnahme sehr beschwerlich und dann noch oft vergeblich; denn der Lodde trifft nie so regelmäßig ein, wie der Dorsch allein, und wechselt oft seine Laichplätze. Von den Lofoten aus aber handelt es sich um eine Fahrt von 30—40 norwegischen Meilen, meist in unruhiger See an einer öden Küste, wo Unterkommen und Kost schwer zu beschaffen ist.

Während des Sommers wird von Bergen bis hinauf über die Lofoten auch der Heringsfang stark betrieben. Dazu kommt noch der Fang des Haakjaerring (Hákarl) oder Eishais, der reichen Thran liefert.

Das Fischgewimmel im nordischen Meere versetzt die dünngesäte Bevölkerung seiner Küste nicht nur in rege lebendige Thätigkeit, es wirkt auch als soziales Bindemittel. Herr und Knecht, Reich und Arm muß sich bei dem großen Werke des Fanges die Hände reichen. Aus den entferntesten Buchten und Inseln strömen die Fischer zusammen. Die Finmärker ziehen mit ihren Booten nach den Lofoten hinab, die Insulaner nach dem Nordkap hinauf, die Fjordleute an die äußersten Schären und Meerbänke hinaus. Bauern und Zimmerleute haben alljährlich zu thun, um die Fischerhütten an den unabsehbaren zerklüfteten Strandlinien brauchbar zu erhalten; Boote, Segel, Takelwerk, Ruder, Fischgeräte fordern vieler Hände Arbeit. Den Fischern zieht der kleine Kaufmann nach, oder die Fischer suchen ihn auf an den wohnlichen Landungsplätzen, an denen er sich gewöhnlich aufhält. Aber auch die größeren Kaufleute oder wenigstens ihre Agenten ziehen an die Hauptstapelplätze, wo der gewonnene Ertrag teils frisch verkauft teils gesalzen, gepökelt, getrocknet wird. Der Kauf bringt Geld, und so können Händler aller Art jetzt ihre Waren zu Markte bringen. Der Winter ver-

sammelt das halbe Nordland in den Lofoten, der Sommer zieht die Nordmänner nach Throndhjem und Bergen hinab, teils um ihre Fische zu verhandeln, teils um selbst Einkäufe zu machen. Die Dienstleute beim Fischfang werden gut bezahlt. Das zieht eine Menge junger Burschen aus dem Sognefjord und aus dem Hardanger, aus dem Gudbrandsdal und Österdal in den Norden, wo sie nicht selten sich niederlassen, Haus und Hof gründen und die Zahl derer vermehren, welche an günstiger gelegenen Plätzen auch Landbau treiben.

Noch auf der Insel Engelö, in derselben Breite wie die südlichsten Lofoten, zwischen dem 67. und 68.°, weit über den Polarkreis hinaus, wo in Nordamerika schon alles von ewigem Eise starrt, hält es die Rotbuche im Freien aus und wächst Korn in Fülle. In Tromsö ist es während der Sommermonate so mild wie auf der Insel Wight. Auf den Lofoten kann das Vieh durchweg den ganzen Winter über im Freien weiden, da sich selbst im Januar die Temperatur noch über Null hält. Auf Röst, der äußersten der Lofoten, können wenigstens die Schafe noch im Freien überwintern. Zwischen den Gletschern am Lyngenfjord, weit über den 69.° hinaus, gedeiht noch Gerste, Sommerroggen und Sommerweizen; in Alten (70°) wenigstens noch die Gerste, die zur Reife nicht weniger und nicht mehr Zeit braucht als in Christiania oder am Nil, nämlich 90 Tage. Wo aber die Gerste noch fortkommt, da sproßt auch noch das üppigste Gras, und um die wohnlichen Gehöfte ragen nicht bloß vereinzelte stattliche Fichtenstämme, sondern noch ganze ansehnliche Wälder. Erst über Hammerfest (70° 40′) hinaus verkrüppeln endlich Baum und Strauch, die Wiesen schmelzen zu dürftigen Grasflecken zusammen, und endlich starrt zwischen den Schneekuppen und Schneefeldern nur noch der öde Fels empor bis herab zum Meeresrande.

Der Charakter der Landschaft ist übrigens in diesen weiten Landstrichen sehr verschieden. Während z. B. die Lofoten gleich den Gipfeln einer versunkenen Gebirgskette, steil, öde, unfruchtbar aus dem Meere auftauchen und nur da und dort der Kultur ein kleines Plätzchen übrig lassen, entsprechen die nördlicher gelegenen Vesteraalen einer viel freundlicheren Hügellandschaft, die sich zwischen die vielen Sunde und Kanäle gelagert hat. Die Hügelkuppen sind wie in den südlichen Fjorden Norwegens mit Birken bewaldet, ganze Strecken Landes sind wohlbebaut, und gute Landwege führen von einer Ortschaft zur andern.

Der Winter ist an der ganzen Küste nicht so streng wie in Nordschweden und im russischen Finnland. An Regen, Schnee und Sturm pflegt es dagegen nicht zu fehlen; doch wenn sich der Schnee einmal gelagert hat, giebt es guten Schlittenweg, und eine Fahrt zwischen den grünen Nadelwäldern ist eben so schön wie im südlichen Norwegen. Lästig ist natürlich, trotz der Pracht des gelegentlichen Nordlichts, die lange Winternacht. Schon

von Oktober an nehmen die Tage rasch ab. Anfang Dezember verschwindet die Sonne ganz vom Horizont. Dann kann es schon Tage geben, wo man, bei bewölktem Himmel, um Mittag Licht anzünden muß, wenn man ohne Schwierigkeit lesen und schreiben will. Durchschnittlich bleibt es aber 3 bis 4 Stunden doch so hell, daß man jede Art von Arbeit ungehindert vornehmen kann. Wo etwas Landwirtschaft getrieben wird, bietet diese mancherlei Winterbeschäftigung; die Fischer haben wochen- und monatelang mit ihren Netzen zu thun. Auch für Unterhaltung ist gesorgt. Man besucht sich so gut es geht zu See oder zu Land, und kann das nicht so oft geschehen, so dauern die Besuche um so länger. Man schwätzt und spielt. Durch die Zuwanderung aus den südlichen Thälern und Landschaften sind die Tänze von Thelemarken und Sogn, besonders der Halling oder Springtanz, bis weit in den Norden gedrungen. Der Genuß von Branntwein und andern Spirituosen soll nach einigen Berichterstattern auf gesetzlichem Wege ziemlich verbannt sein; doch stimmen nicht alle hierin überein. Fahrzeuge aller Nationen besuchen diese nördlichen Küsten, und bei dem ausgedehnten Handelsverkehr ist es sehr schwer zu glauben, daß nicht einiges Feuerwasser in diese Regionen dringen sollte. Wie dem aber auch sein mag, die mannhaften Anstrengungen des norwegischen Volkes, die Branntweinpest gänzlich von sich fern zu halten, verdienen gewiß die höchste Anerkennung.

Im Gegensatze zu Island, das während des Mittelalters an der Spitze der nordischen Litteratur stand und jetzt schon wieder seine eigene heranblühende Litteratur besitzt, hat das nördliche Norwegen kaum Denkmäler eines höheren Geisteslebens aufzuweisen. Der Sinn des Volkes ist ganz auf das Reelle, auf seine Schiffahrt, seinen Fischfang und Handel, sein bißchen Viehzucht und Landbau gerichtet, der Volksgeist thatkräftiger, muthiger, praktischer und unternehmender. Wie in Island erzeugt die fast unheimlich großartige, wilde Natur die Neigung zum Träumerischen und Abergläubischen; aber die lebhaftere Berührung mit dem übrigen Norwegen und andern Völkern hat hier nie jene Scheu, Weichheit und Mutlosigkeit aufkommen lassen, woran die Isländer leiden. Thatsächlich eröffnet der Norden von Norwegen auch viel reichere physische Hilfsquellen als die armen Küstenplätze und Flußthäler zwischen Islands Gletschern und Vulkanen. Eine solche Leidensgeschichte wie Island hat Norwegen nicht durchgemacht.

Der Poet dieser Regionen ist der gute alte Peter Daß, der im 17. Jahrhundert lebte, dessen Schriften aber heute noch von den Bauern und Fischern des Nordlands gern gelesen werden. Er war von schottischer Herkunft, kein eigentlicher Norweger. Sein Vater, Peter Daß, der ursprünglich „Dundas" hieß, war mit seiner Schwester während der schottischen Religionswirren 1630 nach Bergen herübergeflüchtet, wo die Schwester Mutter einer sehr ausgebreiteten Kaufmannsfamilie wurde, Peter ebenfalls heiratete und sich

dann zu Nord-Herö im Nordland niederließ. Er starb aber früh, als sein Sohn Peter erst sieben Jahre alt war. Ein Verwandter, Namens Arktander, Prediger in Numedal, nahm der bedrängten Mutter die Sorge für ihren talentvollen Kleinen ab, indem er ihn selbst erzog und dann in Bergen und zwei Jahre an der Universität zu Kopenhagen weiterstudieren ließ. Peter mußte sich jedoch an der Universität ziemlich auf eigene Faust durchzuschlagen suchen, wie er das in seinem „Lebenslauf" beschrieben hat:

Allzeit waren leer die Taschen,
Sorgenvoll mein Angesicht,
Und ein Schilling so willkommen,
Wie mir jetzt ein Thaler nicht.
Mußte selbst mich richten ein,
Meinen Mantel um den Rücken,
Und zerriss'ne Schuh' am Bein.

In seine Heimat Helgeland zurückgekehrt, diente er fünf Jahre als Hauslehrer bei dem Pfarrer in Vessen, zehn Jahre als persönlicher Kaplan bei dem Geistlichen Dinklow, welch letztere Stellung ihm aber nichts einbrachte, so daß er wie ein beliebiger armer Bauer um sein Brot arbeiten mußte. Dafür wurde er 1681 Dinklows Nachfolger und erhielt später die Pfarre Alstahaug in derselben Propstei. Da starb er im Jahre 1707 und hinterließ 2000 Riksdaler Schulden, die er sich hauptsächlich durch seine Mildthätigkeit gegen Arme und Notleidende zugezogen hatte.

Seine Dichtungen waren vorzugsweise religiösen Inhalts: „Geistlicher Zeitvertreib oder biblisches Liederbuch, das ist, verschiedentliche Historien, ausgezogen aus der Heiligen Schrift Bücher." — „Dr. Martin Luthers kleiner Katechismus, in bequemen Gesängen unter füglichen Melodien verfaßt." — „Episteln und Evangelien, sangweise verfaßt in bequemen Melodien, die Episteln von Herrn Steen Wirtmand, Mitdiener zu Alstahaug, die Evangelien von Herrn Peter Daß, Sognepraest daselbsten." — „Drei biblische Bücher, nämlich Ruth, Esther und Judith, in dänischen Reimen verfaßt."

Über die Katechismuslieder gab der lutherische Bischof Peter Krog 1699 folgende Kritik ab: Lacticinia haec catechetica, e melliflua venerandi Dñi Dassii vena liberaliter promanantia, qui vel primoribus degustaverit labiis, singula inveniet suavia, singula salubria. Wie soll man das aber deutsch geben? — „Wer diese katechetischen, der honigfließenden Ader des hochzuverehrenden Herrn Daß entströmenden Milchspeisen auch nur mit den äußersten Lippen verkostet hat, der wird sie im einzelnen süß und heilsam finden." Beim Volke wurden dieselben wirklich sehr beliebt und hielten sich bis heutzutage, also fast zwei Jahrhunderte. Der Dichter selbst meinte, daß man das Christentum am besten „singend lerne". Zu seinem Liede über die „Pflichten der Eheleute" wurde auf den Faröern

am Brauttage getanzt. Die Lieder trafen den Volkston, und manche, wie z. B. die Umschreibung des Vaterunsers, sind teilweise recht schön und fromm. Die gereimte Bearbeitung der Bücher Ruth, Esther und Judith, wie jene der Evangelien, ist matter, breiter und sinkt oft zum langweiligen Knittelvers herab. Dagegen weht in einigen Liedern seines „Bibelske Visebog“ ein poetischer Hauch. Sein Lied über „Jephte's Gelübde“ wurde förmliches Volkslied: es erklang auf den Fischerbooten zwischen den Felsinseln der Küste wie hoch oben auf den Saetern oder Alpen des Binnenlandes.

Das merkwürdigste Werk von Daß ist aber seine „Nordlandstrompete, oder Beschreibung über Nordlands Amt, in Versen verfaßt“ — eine ausführliche Topographie dieser nördlichen Regionen in folgenden Abschnitten: „Nordlands Lage. — Nordlands Horizont, Elemente und Wetter. — Allerhand Vögel und fliegende Tiere. — Schwimmende Tiere im nordländischen Meer. — Über Land und Landbau. — Über die Ledingsberge (so hießen früher die Marktplätze im Nordland, weil daselbst die Abgaben, Leding, entrichtet wurden). — Über Lappen und Finnen. — Helgelands Beschreibung. — Saltens Lehns Beschreibung. — Lofotens Beschreibung. — Vesteraalens Beschreibung. — Senjens Beschreibung. — Tromsös Beschreibung.“ Aber nicht nur die Topographie, Botanik und Zoologie des Landes sind hier in Verse gebracht, sondern die ganze Nationalökonomie und Kulturgeschichte des Volkes. Da ist haarklein die Ausrüstung eines Fischers aufgezählt: Vorrat, Fangwerkzeuge, Kleidung, Booteinrichtung. Ebenso haarklein beschreibt Daß die Einteilung der Pfarren (Praestegjeld) in kleinere Gemeinden (Sogne) und deren Bedienung und Einkünfte aus der Landessteuer, dem Zehnten, dem Kirchenopfer und den laufenden Gebühren. Da ist zu erfahren, was ein Seehund an Speck und Haut einbringt, wie man die verschiedenen Fische fängt und zubereitet, und ob es besser sei, die feineren Brotfladen (Lefser) aus Roggen- oder Gerstenmehl zu backen. Obwohl Vers und Reim dann und wann holpern, die Schilderung sich nicht selten ins Breite zieht, mythologische Schulerinnerungen sich wunderlich mit der Sprache und den Vorstellungen des gemeinen Mannes vermischen, so macht sich doch mitten in dem bäuerlichen Realismus ein wirklicher Dichtergeist geltend, der alles, Land und Volk, Großes und Kleines, mit lebendigem Gefühl, wahrer und mannigfaltiger Stimmung, ja mit echter Poetenfreude erfaßt. Erzählung und Schilderung wechseln ganz munter miteinander ab. Jetzt beschreibt uns der Dichter ein ganzes Stück Landkarte in der gelungensten, anschaulichsten Weise, jetzt nimmt er uns als Genossen auf eine Fjord- und Inselfahrt mit, jetzt erzählt er uns ganz dramatisch einen Bauernprozeß, der sich um eine Mühle und einen Ackergaul dreht, jetzt schildert er uns Saus und Braus einer Bauernhochzeit in lustig dahintanzenden Daktylen. An eigentlich norwegischen Ausdrücken ist er so reich, daß ein gewöhnliches

däniſches Wörterbuch nicht ausreicht; aber hat man ſich in ſeine kräftige Sprache hineingeleſen, ſo wird man ihren Reichtum und ihre Kraft bewundern.

Nimmſt du den Kurs zum Norden empor,
Tritt bald das große Arktandrien vor
Mit den wolkenbrechenden Zinnen.
Das Land iſt geſchieden in fünf Propſtei'n,
Voraus Finmarken, dahinter drein
Iſt's voll von Lappen und Finnen.
Mit Spitzen und Buchten kommt Helgeland erſt,
Und wenn du dann weiter gen Norden fährſt,
Tritt Salten dir zu Geſichte,
So Veſteraal, Loſot und Senjen auch jetzt,
Nach allen aber Tromsö zuletzt:
Von dieſen, o Muſe, mir dichte!

Frägſt du, wie mit Himmel und Wetter es ſteht,
Die Elemente, ach! früh und ſpät
Gar wild und grimmig uns packen.
Unleidliche Kälte und ſtürmender Schnee!
Soll dir der Winter nicht ſchaffen ein Weh,
So kauf dir gefütterte Jacken.
Gleich über uns herrſchet der eiſige Pol,
Weit weg von der wärmenden Sonne wohl,
Unter leid'gen Planeten-Aſpekten.
Saturnus, ſo heißt es, bewacht da den Schatz,
Den heimliche Mächte am nördlichen Platz,
Und keiner weiß, wo, verſteckten.
Ich muß faſt lügen, ſo ungern ich's mag,
Es giebt hier im Land keinen einzigen Tag
In dem ganzen Laufe des Jahres.
Der Winter iſt nur eine ſtändige Nacht,
Ein ewiger Tag hier im Sommer wacht,
So iſt's bei uns und ſo war es.

Denn Finſternis führet der Winter herein,
Und das Land gleicht öden Wüſtenei'n,
Die Nächte kennen kein Ende.
Und das iſt des Lebens alltäglicher Lauf,
Man legt ſich bei Nacht und in Nacht ſteht man auf,
Und die Nacht reicht der Nacht ſchon die Hände.
Iſt's Tag? Iſt es Nacht? Der Bauer weiß nicht:
Sein Frühſtück nimmt er bei Kerzenlicht
Die ganze Woche am Bette,
Gepfercht in die Stub', wie im Stalle das Vieh,
Und die Klinke der Thüre hebet ſich nie —
Da werden die Hühnchen nicht fette.

„Hör, Bruder!" frägt einer, „iſt's weit noch vom Tag?"
Ein anderer ſeufzt in Langweile und Plag':

„Will's noch nicht tagen, mein Lieber?"
Der dritte jammert: „Die Nacht ist lang!"
Die Klage erneut sich gar manchen Gang,
Wenn Skamti [1] ist endlich vorüber.
Doch tritt die Sonn' in der Zwillinge Haus,
Gießt wonniges Licht auf die Lande sie aus
Bis die Sommerszeit ist vorbeie;
Die Nacht umfängt kaum ein Klafter Land,
Bei Tag und Nacht strahlt hell unser Land
Zwei Monate oder gar dreie.
Nun fliehet die Nacht und der finstere Graus,
Man läßt das Vieh auf die Wiesen hinaus
Aus dem dumpfen Qualme der Ställe.
Nun magst du so frühe du willst aufsteh'n,
Schon leuchtet ringsum auf Bergen und Höh'n
Aurora in rosiger Helle.
Kein Junge kommt da des Morgens zu spät,
Der mit der Sonne zu Bette geht
Und mit ihr aufsteht wieder.
O Sommer, willkommen zu aller Behag',
Wo die Nacht so hell strahlt wie der Tag
Und erschallen der Vögelein Lieder.

Was Wetter und Gottes Elemente angeht,
Ein jeder von unseren Landsleuten versteht,
Was jegliches führet im Wappen.
Denn Nordland gilt als das Ende der Welt,
Da wechselt Neptun und Äolus Geld,
Die brummenden Hünen und Knappen.
Nun feuert's da oben mit Donner und Blitz,
Es heulet der Sturm aus dem wolkigen Sitz,
Daß jeglichem Herzen muß grausen.
Da fauchet und rauchet Neptun im Zorn,
Aus sprühendem Himmel fällt Hagelkorn,
Und Flammen die Lüfte durchsausen.
Des Jupiters Feuerwerk waltet gar schwer,
Es zittern beide, Himmel und Meer,
Und Sand und Strand wanken und beben;
Von Insel zu Insel geht Trauermär',
Zur See, im Fjorde hat der und der
Verloren sein Boot und sein Leben.
Wo immer man den Fuß hinsetzt,
Ist alles über den Sturm entsetzt,
Die See hat so viele verschlungen;
Da sitzt eine Wittib, verlassen und bang,
Dort hat einer andern das Meer schon lang
Den Scheidebrief aufgezwungen.

[1] Der kürzeste Tag.

An einen Vater ergeht das Wort:
„Wo sind deine Söhne?" — „Ertrunken im Fjord!"
Dort hörst einen Sohn du wehklagen;
Und frägst du, so weinet er sonder Rast:
„Mein Vater blieb aus mit Takel und Mast,
O, schwer ist die Trennung zu tragen!"
Ich habe manch alten Seemann gekannt,
Der manche Stürme schon überstand,
Der oft mit dem Tode gerungen.
Jäh hat die Windsbraut sein Boot erfaßt,
Es umgeworfen in wütender Hast,
Und das Meer hat ihn gierig verschlungen.
Den Bruder der Bruder nicht retten kann;
Den Starken, den Schwachen trifft Todesbann,
Kein Arzt, kein Gelehrter kann helfen.
Man kämpft mit den Füßen, mit Knie und mit Hand,
Das Boot zu erfassen, das hintreibt zum Strand,
Und dem leidigen Tod zu entrinnen;
Und schon naht der Schwimmer dem fliehenden Boot,
Da kommt eine Woge, da packt ihn der Tod
Und rafft ihn herzlos von hinnen.
Da sieht man Jammer und schmerzlichen Harm,
Der Nachbar ertrunken in Nachbars Arm,
Dem Freund kehrt das Leben nicht wieder:
Hier schwimmt ein Ruder, dort Planken zerstreut
Und starrende Trümmer weit und breit
Und tote Leiber und Glieder.

Der Dichter von Helgeland kommt gelegentlich auch auf die Gefahren zu sprechen, mit denen die Ausübung seines geistlichen Amtes in diesen stürmischen Küstenstrichen verbunden ist, indem er fast beständig auf der Wanderung zwischen Inseln und Festland sein muß, um an den verschiedenen Orten seines Distrikts zu predigen. Er ermutigt sich mit folgenden Versen:

So liegt denn das Nordland. Auf Insel und Schär
Gottes Wort zu verkünden, darf keine Beschwer
Und keine Müh' uns verdrießen;
Geschieht es auch wohl, daß des Predigers Mund
Muß suchen sein Grab in dem tiefesten Grund,
Unter Fischen sein Auge muß schließen.
Doch müssen wir walten des Amtes mit Lust;
Des herrlichsten Trostes sind wir uns bewußt,
Wenn Gott uns abruft aus dem Meere.
Auf Israels Wagen fahren wir aus,
Wenn pilgernd uns ruft von Kirche und Haus
Der Herr zu seiner Ehre.
Wer Gott dient, sollte der härmen sich ab,
Ist ihm erkoren zur Ruhe ein Grab,

Das Menschen erspähen nicht können?
Denn tragen nicht Freunde die teure Last,
Wird Gott ihn wie Moses betten zur Rast
Und friedliche Ruhe ihm gönnen.
Wir dürfen ihm nicht wie Jonas entflieh'n,
Wir müssen weiter des Weges zieh'n,
Bis er ruft die pilgernde Seele.
Und naht der Herr dann in Wetter und Wind,
In Elias' Mantel geborgen wir sind
Und harren seiner Befehle,
Und rufen zu Gott, auf den wir vertraut:
„O Bräutigam, komm und hol' deine Braut
Aus diesem Kerker hienieden.
Ich war bis jetzt ein pilgernder Mann;
Jetzt will ich dir folgen, so nah ich kann,
Und hoff' in dir meinen Frieden."

Seit Peter Daß in der Nachbarschaft des Polarkreises seine „Nordlandstrompete" dichtete, hat sich da oben gar manches verändert. Nicht bloß sein Helgeland, sondern auch die Inseln und Küsten weit über den Polarkreis hinaus sind in den großen europäischen Weltverkehr eingetreten. Russische Schiffe aus dem Weißen Meere treffen in dem Sund von Tromsö mit Dampfern und Seglern aus aller andern Herren Ländern zusammen. Da hört man nicht bloß norwegisch, lappisch und russisch reden, sondern deutsch und französisch, englisch und spanisch. Nicht selten begegnet man da jungen Norwegern, welche schon alle Küsten der Nord- und Ostsee bereist haben, England, Frankreich und die Gestade des Mittelmeeres aus eigener Anschauung kennen und wohl sogar schon in Amerika gewesen sind.

Eigene Dampfer unterhalten die Verbindung zwischen Namsos und der Bucht Indre Folden, zwischen Brönö und dem Vindalsfjord, zwischen den verschiedenen Punkten der Küste von Helgeland, von dem Vessenbunden bis hinaus nach Sövik auf der Insel Alsten, wo Peter Daß lebte, von Mo im Ranenfjord bis hinaus nach Herö; andere zwischen Tvaervik in dem kleinen Beiernfjord, Bodö und Folden, zwischen Bodö und Rognan am Ende des Saltenfjords; wieder andere in den Lofoten und Vesteraalen, in den verschiedenen Sunden und Fjorden von Tromsö; noch andere endlich im Alten- und Varangerfjord. Die Fjorde der Nordküste haben keinen so großen Umfang, wie etwa der Hardanger- und Sognefjord; bis zu 40 km, also etwa in der Länge des Züricher Sees (39 km), strecken sie sich aber doch nicht selten ins Land hinein, einige noch bedeutend darüber, und da sie sich vielfach nach rechts und links auszacken, haben die meisten der kleineren Lokaldampfer eine ausgedehnte Fahrtlinie.

An diesen Lokalverkehr schließen sich die größeren Dampferlinien der „Bergenske og Nordenfjeldske Dampskibsselskab", welche von Christiania aus

die ganze Küste befahren — Christianssand, Bergen, Throndhjem, Bodö, Tromsö, Hammerfest, Vardö und Vadsö; andere Schiffe, welche von Bergen aus die Lofoten und Vesteraalen besuchen; und endlich die Touristenschiffe, welche während der Sommermonate von Hamburg aus zum Nordkap gehen.

Die letzteren sind schwimmende Hotels, in welchen man, umgeben von allem Komfort, elektrisch beleuchtet, nach vornehmer Karte beköstigt, auf damastenem Sitze, in Mahagoni bekleidetem Gehäuse, von eleganten Toiletten umrauscht, von feinen Parfümerien umduftet, von geschäftigen Kellnern bedient, unter Konversation in fünf bis sechs Sprachen, Klavierspiel und Tafelmusik in die Heimat der Lappen, des Dorsches und der Mitternachtssonne gewiegt wird. Fast die ganze Fahrt läßt sich in den ruhigen Gewässern zwischen dem Schärengürtel und der Küste machen. Nur im Anfang zwischen Hamburg und Stavanger, dann ein paar Stunden bei Statland, Christianssund und vor Namsos ist allenfalls Seekrankheit zu befürchten. Sonst lebt es sich wie auf dem Lande oder auf einem ruhigen See, nur daß die Überfüllung des Schiffes mit Passagieren allenfalls beschwerlich wird, und daß die Aussicht auf ein zwar großartiges, aber in seinen Hauptzügen vielfach ähnliches Panorama endlich eine gewisse Übersättigung und Langeweile hervorruft. Denn von Hamburg bis Vadsö dauert die Fahrt 18 Tage, wovon allerdings je zwei für eine Rast in Bergen und Throndhjem abzuziehen sind; der Rückweg fordert wieder 16 Tage, und da man für diese ganze Zeit, kürzere Aufenthalte abgerechnet, auf dem Schiff eingesperrt bleibt, so kann eine solche Fahrt doch leicht den Zauber des Märchenhaften verlieren, zumal wenn die Sonne wirklich nicht mehr untergeht und man kaum mehr weiß, wann man schlafen soll, um Mittag oder um die Zeit, die sonst Mitternacht wäre. Die Fahrt von Throndhjem allein bis Vadsö und zurück erheischt 14 Tage, und diese Route läßt sich nirgends verkürzen, sondern höchstens durch Seitenausflüge verlängern und abwechselnder gestalten.

Alle Beschreiber dieser Küsten- und Inselwelt sind in Verlegenheit geraten, wenn sie die hundert, ja tausend einzelnen Bilder des aneinanderhängenden Panoramas in Worte zu fassen versuchten. Die Hauptelemente bleiben eben immer dieselben. Keine Wortmalerei vermag aber die feinen Unterschiede wiederzugeben, die jeden neuen Fjord, jede kleine Wasserstraße, jede der tausend Inseln und Schären, jeden Felsgipfel, jede Fjordlandschaft, jede Schnee- und Gletscherscenerie, jede der tausendfachen Verschlingungen von Meer und Land, Inseln und Vorgebirgen, öden Felszinnen und lieblichen Uferlandschaften in Zeichnung und Farbe voneinander unterscheiden. Wie in einer riesigen Sammlung oder Ausstellung ermüden Blick und Geist, wenn sie in unaufhaltsamer Eile von einem zum andern schweifen, und ein voller Genuß ist nur dann möglich, wenn man bei einzelnen Scenen

ruhen und sie gewissermaßen friedlich einschlürfen kann. Auch aus der rastlosen Fahrt gestaltet sich indes später ein gewisser befriedigender Gesamteindruck, den das Ruhen im einzelnen nicht zu geben vermöchte: der überwältigende Eindruck des Reichtums, der Größe, der Erhabenheit der Natur, die weit über die Fassungskraft unserer Pupillen, unserer Nerven, unserer Sinne hinausgeht. Die kühnste Phantasie vermag die Fülle der Bilder nicht gleichzeitig zu überschauen, und indem der nüchterne Verstand zu analysieren beginnt, fühlt er, daß seine abstrakten Formeln und Kategorien die Schönheit und Herrlichkeit der Natur nur in farblosem Schema wiederzugeben vermögen. Alles ist unendlich wild, öde, traurig und doch schön, gewaltig, herzerhebend, das Werk einer höheren Macht, gegen die wir mit allen stolzen Erfindungen der Neuzeit doch Pygmäen sind und bleiben.

Nur verhältnismäßig wenige Einzelbilder lösen sich später aus dem gewaltigen Gesamteindruck ab, sei es, indem man länger daran verweilen konnte, sei es, daß absonderliche, auffallende Erscheinungen und Formen sich tiefer der Erinnerung einprägten. So fesselt alle die freundliche, von Wald umfangene Bucht von Ramsos — die wunderliche hutförmige Insel Torgen mit ihrem von einer seltsamen Höhle durchbohrten Felsstock — die sieben Schwestern auf der Insel Alsten, ein aus dem Meere aufsteigender Felsenzug, der an Phantastik nichts zu wünschen übrig läßt — die Hestmandsö oder Reiterinsel, eine nicht minder sonderbare Felsgestalt — der Svartisen, ein dem Jostedalsbrae vergleichbares Gletscherfeld, das etwa 70 km längs der Küste läuft und zwischen öden Klippen und Felswänden nach dem Meerufer herabhängt — dann das anmutige Tromsö in seiner vom Meere belebten Alpenlandschaft — der von steilem Hochgebirg und Gletschern ummauerte Lyngenfjord — das melancholische Hammerfest, die nördlichste Stadt Europas — das gleich einem Riesengespenst jäh aus dem Meere aufsteigende Nordkap — und endlich die flachen und traurigen Küstenstriche am Porsangerfjord und bei Vardö und Vadsö, wo alles Leben langsam ausstirbt, keine wilde Felsscenerie mehr die halbwinterliche Landschaft belebt, Lappengamme und Renntierherden die Grenze der Zivilisation bezeichnen.

Welcher dieser verschiedenen Landschaften die Krone gebührt, ist schwer zu sagen. Jede besitzt ihren eigenen Zauber. Geschmack und Stimmung werden dabei nicht ohne Einfluß bleiben. Björnsterne Björnson giebt den Lofoten entschieden den Vorzug.

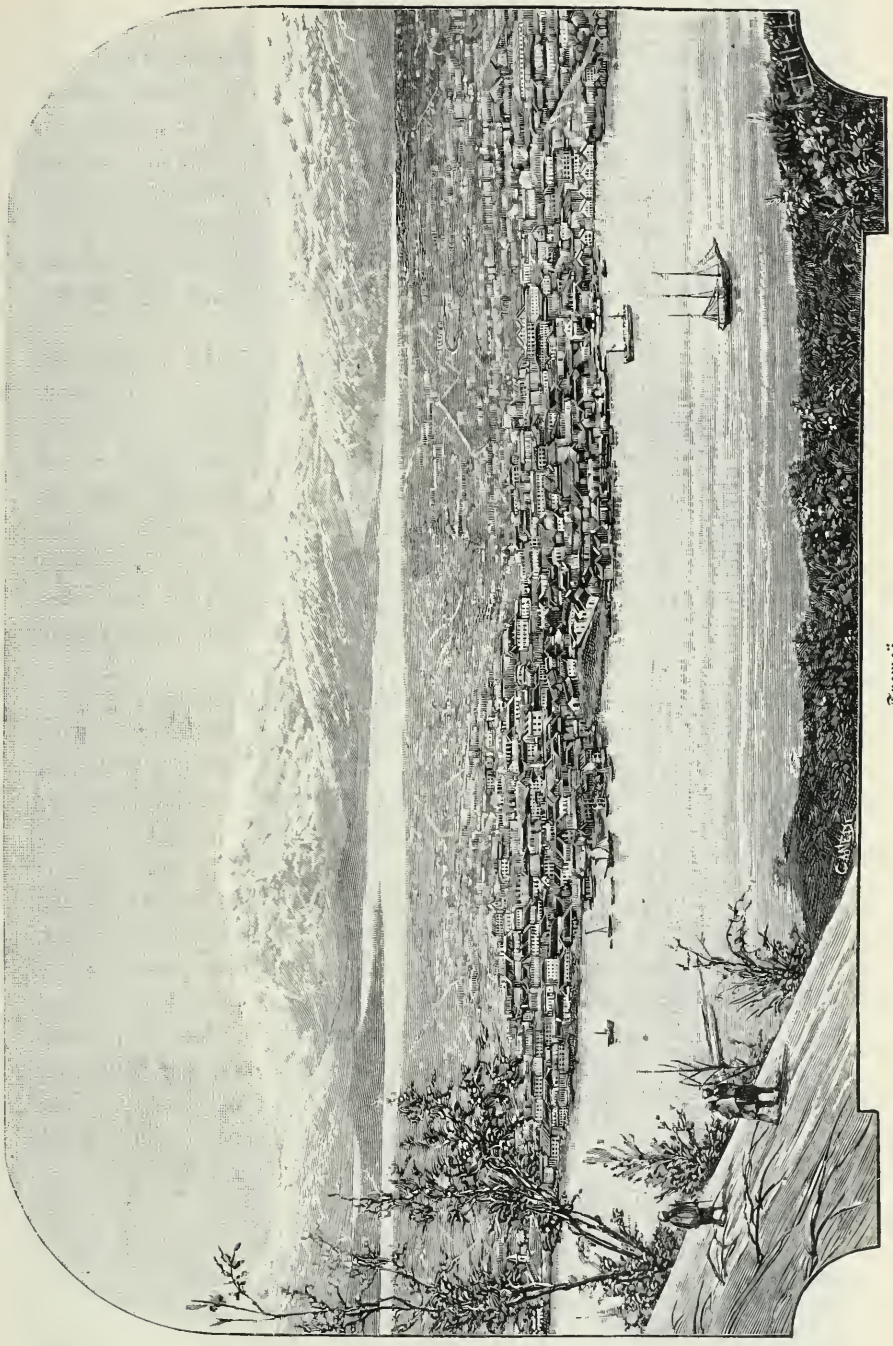
„Das Ganze aber," sagt er, „ist nur eine weihevolle Einleitung auf den Augenblick, wo die Lofoten in blauer Ferne aufdämmern. Ich weiß nicht, was herrlicher ist, sie aus der Ferne zu sehen, wie eine einzige tiefblaue Mauer, mit tausend Türmen gekrönt, über dem ungeheuern Riesenschlosse, in das wir eben hineingeschwommen sind, in den Golf des Vest-

fjords nämlich, der so weit der Blick reicht in Sonnenschein schimmert, oft indes von Luftspiegelungen abgegrenzt, welche beständig fliehende Bergrücken, vorn und hinten, auf den Kopf stellen, während Walfische spielen, Vögel schreien und aufs Meer niederschweben — oder sich ihnen zu nähern und zu schauen, wie die Mauern sich öffnen, jede Felsenzinne ein Berg für sich wird, einer wilder als der andere, und zwar in einer Reihe, so weit du mit dem besten Fernglas reichen magst. Rühmt man mir das Romsdal mit den Troldtinderne, Vaengetinderne, Hornet u. s. w., so will ich gleich beifügen: die Lofoten geben diese Felsenzinnen mehrere hundert Mal hintereinander, oder

Das Nordkap. (Phot. A. Lindahl.)

besser ausgedrückt: das Bergpanorama, das man von Molde aus sieht, kann man hier oben, auch mit dem raschesten Dampfschiff, ganze Tage lang genießen. Aber die Bergformen sind so wild zerrissen, daß kein geistiges Bild aus der Mythologie oder aus der Bibel oder aus der dramatischen Poesie die versteinerte Bewegung, welche ich dort schaute, die dräuende Schlachtordnung, die starrende Schrecknis, die tausendfache Mannigfaltigkeit in diesem einen Steinguß auszudrücken im stande ist. Man kann sich die erste Stunde, vielleicht den ersten Tag wehren, und versuchen, das nach dem Maßstab der Schönheit abzuwägen; aber wenn der Anblick tagelang, beim Kommen und Gehen, immer gleich großartig bleibt, so fühlt man zuletzt in der toten Natur eine Spannung wie mitten in einer lebendigen Handlung. Das

haben auch diejenigen gefühlt, die einst an Ort und Stelle die großen Sagen erdichteten, welche diese Plätze umschweben, und diejenigen, die sie nacherzählen. Die Berge nehmen darin dramatisches Leben an. Sie treten auf als Riesen und Riesenmütter, Ritter und Jungfrauen; das Großartige darin wird noch gewaltiger durch den unabsehbaren Abstand der Handelnden in diesem Felsendrama. Denn wer da oben segelt und träumt und dichtet, betrachtet Meilen wie wir sonst einen kleinen Spaziergang, und in der reinen Luft sieht man die Gegenstände auf 11, ja 13 Meilen Abstand so klar, als ob man in einem Augenblick zu ihnen gelangen könnte. Und das Licht, das diese märchenhafte Natur bescheint, verliert sich ja nicht. Wir sind an der Stätte, wo vor wenigen Monden eine einzige Nacht herrschte, jetzt aber ein einziger Tag. Auf dem Deck versammelt gehen die Passagiere in Erwartung der Mitternachtssonne; es ist schon versichert worden, daß, was immer für Vorstellungen man mitbringen mag, sie hinschwinden vor der gewaltigen Naturmacht der Erscheinung selbst. Und das ist wahr. Sobald die schwimmende Feuerkugel in voller Größe über den Horizont dahingleitet, wozu kaum einen Augenblick ein Vorzeichen eintritt, verwandeln sich alsbald Himmel, Berg und Meer. Stundenlang kann man jetzt mit bloßem Auge in sie hineinschauen; kein hindernder Strahlenglanz umgiebt sie mehr; alle Glut zieht sich in ihren eigenen Umkreis zurück, der jetzt viel größer erscheint, als man ihn sich sonst untertags zu denken gewohnt ist, ja so groß, daß man im Anfang ganz davon eingenommen ist und lange auf nichts anderes achtet. Endlich siegt der Farbenglanz, jetzt ist die Sonne ein rotglühendes Meteor, man möchte meinen, sie müsse in Millionen Stücke und Stückchen zerschmelzen, wenn nicht die ruhige Hoheit des Schauspiels und die Pracht der Farbenharmonie am Himmel Frieden gewährte, vollen, seligen Frieden. Gleitet ein Wolkenstreifen über die Kugel dahin, so wird er alsbald von der Glut durchleuchtet und flammt in dunklerem Rot, so daß er sich auf der Sonne wie ein Gebirge oder eine Landschaft abzeichnet. Gleitet aber ein Wolkenstreifen über den zartgefärbten Himmel hin, so erhellen sich bloß die Umrisse und werden weiß- oder rotglühend, während das Innere seine Farbe behält und deshalb alles Umliegende hervorhebt. Denn der Himmel prangt in allen Farbenübergängen, vom kräftigsten Blutrot über den Bergen bis zu dem einförmigen Weißgrau in der Höhe, so jedoch, daß man an keiner Stelle auch nur eine Nadelspitze setzen und sagen könnte: da geht die eine Farbe in die andere über. Bliebe der Anblick sich nun immer gleich, so könnte man desselben denn doch vielleicht endlich müde werden. Aber er wechselt unaufhörlich; jetzt ist die Sonne mehr violett, jetzt rotgolden, jetzt mit einem leichten Flor von Grün überhaucht, jetzt wieder ins Weißliche schimmernd, aber immer warm, immer rot unter dem wechselnden Schleier. Jetzt schlüpft ein Nebelstreifen hinein, glüht auf, zieht



Tromsö.

hinaus, jetzt funkelt die Sonne wieder in voller Glut, jetzt zeigt sich wieder ein kleines langes Wolkenband, das im Lichte zittert, aufflammt und entschwindet. Der Himmel rundum verwandelt sich gleichzeitig in allen Farbenabstufungen, als ob ein stetes Beben ihn durchzitterte, und je nachdem die Wolken daran sich verdünnen oder verdichten, in die bläulichen und weißen oder in die roten und violetten Farbenschichten treten, glühen ihre Ränder lebhafter auf, während das Innere sich aufhellt oder verdunkelt. So bleibt das Schauspiel beständig neu, und ich habe alte, an Ort und Stelle wohnende Leute gesehen, die dasselbe mit derselben gespannten Aufmerksamkeit betrachteten wie wir.

Besondern Reiz erhält es auch dadurch, daß der übrige Himmel und die Berge darunter unverändert bleiben. Da herrscht dieselbe unveränderliche Farbenkälte auf dem stahlblauen Meere, dem dunkelgrünen Bergesfuß und in den tiefblauen Bergabhängen und Spitzen, während drüben in der Sonne alles glüht, strahlt, wechselt, jubelt. Doch nun kann sich hinwieder ein einzelner Berg aus dem dunkeln Grunde ablösen und plötzlich erglühen von der Sohle bis zum Gipfel, als hätte er seine eigene kleine Sonne hinter sich verborgen; das rührt aber nur davon her, daß die Sonne ihn erreichen kann, und daß seine Glut nun die klare Kälte rundum desto stärker hervorhebt.

Einmal, als gerade die Mitternachtssonne am herrlichsten strahlte, ging der Mond auf; wahrscheinlich wußte er nicht, was los war; denn ein jämmerlicheres und grimmigeres Gesicht, dummere und traurigere Grimassen kann kein chinesischer Opiumraucher machen. Mit dieser kahlen Sorte der Trinkerzunft hatte er überhaupt eine schlagende Ähnlichkeit. Wie je Poeten Oden auf ihn geschrieben, je eine Geliebte schmachtende Blicke zu ihm emporgerichtet haben sollte, war kaum zu begreifen. Wir pfiffen ihn aus, so daß er jämmerlich seines Weges zog, und wir folgten ihm mit lautem Gelächter. Er war auch sonderbar eingeschrumpft und auffallend klein geworden; das mußte er sicherlich selbst empfinden, denn er hielt sich in ansehnlicher Entfernung."

Das merkwürdigste Denkmal dieser ganzen Region ist die noch erhaltene Steinkirche von Throndenaes bei Harstad (Harstadhaven), am Nordstrand der Vesteraaleninsel Hindö, die nördlichste Steinkirche des gesamten mittelalterlichen Europas (ziemlich nahe dem 69. °). Sie war verhältnismäßig mit großer Pracht ausgestattet, und Peter Daß war ganz stolz darauf:

Die Kirche kann lassen sich sehen!
Grundmauern und Bau sind künstlich von Stein;
Im ganzen Nordland wird keine wohl sein,
Die könnt' als gleichbürtig bestehen.

Ihre schönen Altäre sind noch erhalten und bezeugen, daß der Frommsinn und die katholische Kunst des Mittelalters weit über den nördlichen

Hammerfeſt.

Polarkreis hinausgedrungen sind, und daß sie wohl noch weiter in die unwirtliche Nachbarschaft des Nordkaps gelangt wären, wenn nicht die große Umwälzung des 16. Jahrhunderts den ganzen Norden von dem Einheitspunkt der christlichen Völkerfamilie losgerissen hätte.

Der erste Priester, der nach zwei Jahrhunderten wieder für einige Zeit sich in diesem nördlichen Gebiete Europas aufhalten konnte, war der österreichische Jesuit Maximilian Hell, im Jahre 1769 von dem König von Dänemark selbst eingeladen, in der sogen. Festung Vardöhus als einem günstigen Punkte den Venusdurchgang zu beobachten. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch auf diese astronomischen Beobachtungen. Erst unter Papst Pius IX. tauchte 1855 der Plan auf, Island und die Faröer, die Shetlandsinseln und das norwegische Lappland wieder in den Kreis der katholischen Missionen zu ziehen. Als Pionier war hier derselbe Abbé Bernard thätig, der ein paar Jahre später mit Abbé Baudoin ein Missionshaus zu Reykjavik gründete. Er ließ sich zu Alten am Altenfjord nieder, von wo aus Bergwege nach Kautokeino und Karasjok in das Innere von Lappland führen. Der Hauptgedanke scheint gewesen zu sein, von Alten aus eine ständige Mission unter den Lappen zu gründen oder sie wenigstens alljährlich auf ihren Streifzügen zu besuchen. Diesem Unternehmen stellten sich indes fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, da die Lappen, offiziell der protestantischen Landeskirche angehörig, zäh an ihrem alten Aberglauben festhängen, die Missionäre deshalb ihnen und den norwegischen Protestanten gegenüber in ungünstigster Lage waren. Doch blieb die Station Altengaard fortan mit französischen Missionspriestern besetzt, welche von hier aus die wenigen Katholiken in Finmarken pastorierten. Der Hof, früher Wohnung eines Beamten, ist von Tannenwäldern und malerischen Bergen umgeben; doch ist der Aufenthalt ein überaus beschwerlicher.

Von Alten aus wurden später zwei andere Missionsstationen, in Hammerfest und Tromsö, errichtet, wo sich schon einzelne Katholiken fanden und die Seefahrt alljährlich Anlaß zu weiterer pastoraler Thätigkeit bot. Jene von Tromsö wurde 1859 von dem Priester Andreas Voller begonnen, der 1886 als Präfekt der norwegischen Mission starb; die zu Hammerfest etwas später von dem Missionär Plasse. Beide Stationen besitzen gegenwärtig ihre schöne Missionskapelle, ihr Priesterhaus und ihre Schule, welch letztere sich auch des Vertrauens der Protestanten erfreut und stark von protestantischen Kindern besucht wird. Jede der drei Stationen ist seit einer langen Reihe von Jahren mit zwei bis drei Priestern besetzt (meist Franzosen, einigen Holländern und geborenen Norwegern), welche sich mit bewundernswerter Opferliebe und Hingabe der religiösen Leitung der wenigen Katholiken, dann aber auch dem Dienste armer Kranken, Verlassenen, Waisenkinder, kurz aller Hilfsbedürftigen gewidmet haben. In Hammerfest hat der deutsche Missionär Clemens Hage-

mann, nunmehr Pfarrer in Christiania, unter nicht geringen Mühen ein treffliches Krankenhaus gegründet, das von den Grauen Schwestern aus Neisse geleitet wird und der Mission den Dank und die Anerkennung der protestantischen Bevölkerung in hohem Grade gewonnen hat.

Das lutherische Stift Tromsö, dessen Bischof in Tromsö selbst residiert, ist in 14 Propsteien geteilt. Den 14 Pröpsten stehen noch 59 Sognepraester (Pfarrer) und Hilfsgeistliche zur Seite. Im Innern von Lappland sind zwei ständige Pfarreien: Kautokeino, das zur Propstei Alten gehört, und Karasjok, dessen Pfarrer zugleich Propst von Hammerfest ist. Beide Plätze sind ungefähr in vier Tagen von Alten aus zu erreichen, die Geistlichen bringen jedoch nur die Sommermonate an ihren Stationen zu. Im östlichen Finmarken hat der Geistliche zu Naessely für die Lappen zu sorgen. Die an diesen Orten ansässigen Lappen (zu den sogen. Flußlappen oder Elvfinnerne gehörig) bilden jedoch mit den an der Küste vom Fischfang lebenden Meerlappen oder Söfinnerne nur einen Teil der Lappenbevölkerung. Den merkwürdigeren Teil machen die Berglappen oder Fjeldfinnerne aus, die, etwa 1000 Seelen zählend, mit ihren zahmen Renntierherden noch als Nomaden in den Fels- und Schnee-Einöden der nördlichen Halbinsel herumziehen, indem sie dabei eigentlich ihren Tieren folgen. Denn je nachdem diese an einem Platze längere oder kürzere Zeit Nahrung finden, verweilen sie daselbst oder wandern mit ihren Zelten weiter. Doch haben sie da und dort auch stehende Gammen (Erdhütten), wo sie von Zeit zu Zeit wieder hinkommen und sich länger aufhalten. An die Grenzen brauchen sie sich zufolge alter Verträge nicht zu halten. So zieht z. B. eine schwedische Lappenfamilie alljährlich im Sommer in die Nähe von Tromsö, wo diese friedlichen, gutmütigen Naturkinder in ihren rauchigen Gammen und Zelten häufigen Besuches von der zivilisierten Reisewelt gewürdigt werden, derselben ihren Haushalt zeigen und ihre Künste mit dem Lasso vormachen, den jeder Lappe im Gürtel trägt. Herbst, Winter und Frühjahr sind sie aber auf sich und ihre Tiere angewiesen, und die einzige Abwechslung der unendlich langen Winternacht ist das Polarlicht. In der Höhe von Bodö schon bleibt die Sonne 13 Tage aus (vom 15. bis 28. Dezember), in Tromsö 51 Tage, in Vardö 58 Tage, in Hammerfest 61 Tage, am Nordkap 68 Tage (vom 17. November bis 24. Januar). Das Land der Mitternachtssonne ist auch das Land der Mitternacht.

Lootsenhaus.

10. Im Fjord von Christiania.

Während die Westküste von Norwegen durch vier große Fjorde in ebenso viele charakteristisch verschiedene Landschaften geteilt wird, besitzt die Südküste nur eine Gliederung in kleinere Buchten. Bloß ein bedeutender Fjord dringt hier tiefer nach Norden hinauf: der Fjord von Christiania, eine Fortsetzung des Skagerracks, das die gesamte skandinavische Halbinsel hier in zwei nahezu gleiche kleinere Halbinseln scheidet. Die Spitze der westlichen — norwegischen — hält sich ungefähr in derselben Höhe, wie die Nordspitze von Jütland; die östliche — schwedische — dagegen reicht weit über die Mitte der dänischen Insel Seeland nach Süden hinab. Schweden und Dänemark berühren sich da beinahe, und es ist kein Wunder, daß mehr als einmal im Laufe der Geschichte der Plan auftauchte, die drei stammverwandten Länder zu einem Reiche zu vereinigen, und daß dieser Gedanke sich wenigstens zeitweilig verwirklichte.

So sehr ich Christiania zu sehen wünschte, einen so unangenehmen Eindruck hatte mir das Kattegat bei meiner ersten nordischen Reise hinterlassen. Den meisten Reisenden geht es ähnlich. Beinahe dachte ich daran, den kürzesten Wasserweg einzuschlagen und entweder von Malmö aus durch Schweden oder von Frederikshavn in Jütland über Göteborg nach Christiania zu fahren. Englische wie skandinavische Reisende hatten mich indes versichert, daß der Fjord von Christiania der allerschönste von allen norwegischen Fjorden sei. Die Fahrt durch Sund, Kattegat und Skagerrack mußte also gewagt werden, und ich hatte es nicht zu bereuen.

Genau um Mittag verließ der prächtige neue Passagierdampfer „G. M. Melchior" den Hafen von Kopenhagen. Ein völlig wolkenloser Himmel spiegelte sich in der blauen Fläche des Sunds. Die Ufer prangten im vollsten

Grün, und eine frische Brise benahm der sommerlichen Wärme alles Drückende. Es war ein wahres Vergnügen, durch diese wonnige Meerlandschaft dahinzugleiten. Bald lag das fröhliche Gewimmel des Hafens hinter uns. Die Wälle von Tre Kroner zeigten uns eine Weile ihre Kanonen. Dann schwebten die Gestade von Charlottenlund am Blicke vorüber, die Insel Hven trat heran und rechts von ihr die kleine schwedische Festung Landskrona. Ziemlich nahe unter dem weißen Kirchlein von St. Ibb. (Jakobus) fuhren wir an Hven vorbei, wo einst Tycho de Brahe von seinem Schlößchen Uranienborg aus den Himmel betrachtete. Bald traten Helsingör, Kronborg und Helsingborg in Sicht, und als sich dann die Meerstraße wieder erweiterte, belebten noch eine Menge Schiffe die im Farbenspiel des Abends prangende Fläche. Eine höchst malerische Seitencoulisse bildet eine Zeitlang der Kullen, ein Granitberg auf der schwedischen Seite, nur 200 m hoch, aber völlig öde, unten wild zerklüftet, die grauen Kuppen vom milden Strahl der Abendsonne angehaucht. Das Kattegat, das ich so sehr gefürchtet, war so ruhig und lieblich, wie ich das Meer noch kaum gesehen. Über ein Dutzend Segelschiffe kreuzten näher und ferner um uns mit dem schwachen Wind, der über die Wolken dahinglitt. Diese schimmerten in Gold und Rot und dann in den sanfteren Lichtern, welche die scheidende Sonne über den Himmel dahinzauberte. Die Dämmerung war fast noch schöner. Ich konnte mich von dem herrlichen Meerbilde kaum trennen, als die Mitternacht endlich herannahte. Es wurde eigentlich kaum Nacht.

Nicht zu oft im Jahre gewähren Kattegat und Skagerrack so schöne, zauberische Abende. Meist ist das Meer hier unruhig und bewegt, sehr oft stürmisch und ganz unbändig. Der norwegische Seemann der Südküste muß darum ein nicht weniger tapferer und abgehärteter Geselle sein als sein Bruder an der Westküste. Ibsen hat ihn in einem seiner merkwürdigsten kleineren Gedichte prächtig gezeichnet, als er sich noch nicht von Land und Volk getrennt hatte, sondern in innigster Berührung mit dem heimatlichen Leben, mit der unverkümmerten Kraft seines Volkstums stand. Die Ballade knüpft sich an eine Anekdote aus der Zeit der Kontinentalsperre, als England durch die Vergewaltigungen Napoleons sich genötigt sah, das mit ihm verbundene Dänemark und Norwegen durch ähnliche Maßregeln zu bedrängen. Das Volk in Norwegen litt furchtbar darunter, da an vielen Plätzen die Zufuhr der nötigsten Lebensmittel abgesperrt wurde. In dieser Not soll sich ein tapferer Norweger auf kleinem, offenen Boote zwischen den englischen Blockadeschiffen und Kreuzern durch nach Jütland hinübergewagt haben, um für die Seinen Getreide zu holen. Terje Vigen nennt ihn der Dichter, wahrscheinlich nach der Volksüberlieferung, aus der die Geschichte stammt. Der Schauplatz der Begebenheit liegt ziemlich weit südwärts, in der Nähe des Städtchens Arendal; sie gehört aber dem Bereiche des Skagerracks an und muß jeden anziehen, der dieses Seerevier befährt.

Es wohnt' ein Sonderling, längſt ergraut,
Auf der Schären äußerſtem Riff,
Der hat noch keinem ein Leid gebraut,
Sei es zu Land oder zu Schiff.
Doch wild zuweilen ſein Aug' er zückt
Bei Sturmflut und Orkan.
Drum meinten die Leute, er ſei verrückt,
Und keiner gerne näher rückt
An Terje Vigen heran.

Ich ſah ihn einſt nur einen Gang,
An der Brücke lag er mit Fiſch'.
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und ſang
Wie die Jugend fröhlich und friſch.
Für die Mädchen hatt' er manch neckiſches Wort,
Mit den Kindern ein Kind er war.
Er ſchwang ſeinen Hut; er ſprang an Bord
Und hißte ſein Segel und ſteuerte fort
Im Sonnenſchein den „alten Aar".

Nun will ich erzählen, was ich gehört
Von Terje, genau nach der Reih'.
Wenn euch ein trocken Wort auch ſtört,
So habt ihr doch Wahrheit dabei.
Ich hab's nicht aus ſeinem eigenen Mund,
Doch aus ſeinem vertrauteſten Kreis,
Von ſeinem Tröſter in letzter Stund',
Der ihm ſchloß die Augen zum Friedensbund,
Da er ſtarb als betagter Greis.

Er war als Junge ein wilder Geſell,
Kam früh von den Eltern fort,
Und manche Hiebe trafen ſein Fell,
Er war der Jüngſte an Bord.
Er lief davon in Amſterdam,
Doch ſehnt' er ſich endlich nach Haus
Und kam mit „Foreningen", Kapitän Pram.
Doch niemand kennt ihn am Hafendamm,
Als Bübchen einſt fuhr er hinaus.

Jetzt war er erwachſen, ſchön, ſtattlich und groß,
Und prunkte in ſtattlichem Kleid;
Doch die Eltern ruhten im Grabesſchoß,
Und niemand trug um ſie Leid.
Er ſtarrt' einen Tag, kann ſein auch zwei,
Dann ſchüttelt' von ſich er ſein Weh.
Er fand ſich zu Lande nicht wohl, nicht frei.
Er dacht', daß es beſſer zu wohnen ſei
Auf der weiten, wogenden See.

Ein Jahr danach war Terje vermählt,
Es ging in Eile und Hast.
Die Leute meinten, es wäre gefehlt,
Die Ruhe würd' bald ihm zur Last.
Doch ein eigen Dach nennt er nun sein,
Des Winters lockt nichts ihn hinaus.
Und die Scheiben strahlten wie Sonnenschein,
Und die weißen Gardinen und Blumen fein,
In dem kleinen, rotbraunen Haus.

Doch als im Lenze das Eis verzog,
Ging Terje aus zur Fahrt;
Im Herbst, als die Graugans südwärts flog,
Er sie halbwegs gewahrt.
Wie Zentnerlast fällt's auf die Brust,
Er fühlt der Jugend Macht,
Eine Welt voll Sonnenlicht und Lust
Liegt hinter ihm, Leben und fröhliche Lust,
Vor ihm des Winters Nacht.

Sie ankern. Die Kameraden zieh'n
Nach Landsbrauch zu Saus und Braus;
Zu ihnen ließ traurig den Blick er flieh'n,
Da er stand vor dem winzigen Haus.
Er schaut an den weißen Gardinen hinein —
Was ist's, daß zwei da sind?
Sein Weib saß still und haspelte Lein,
In der Wiege lag, frisch, rot und fein,
Ein lieblich lächelndes Kind.

Ernst sei geworden Terjes Sinn,
So heißt's, von diesem Tag,
Er wieget sein Kindlein, er denkt auf Gewinn,
Er scheuet nicht Mühe noch Plag'.
Wenn des Sonntag Abends der Tanz erklang
Beim Nachbar in stürmischer Art,
Die fröhlichsten Lieder zu Haus er sang,
Sein Kindlein im Arm — und die Zeit ward nicht lang,
Wenn Änuchen ihn zupfte am Bart.

So enteilte die Zeit, bis der Krieg brach aus
Anno achtzehnhundert und neun.
Der stürzte das Volk in Not und in Graus,
Daß heut' sie noch dessen sich scheu'n.
Englische Kreuzer versperrten das Meer,
Im Land war Mißwachs und Not.
Der Arme litt Hunger, der Reiche Beschwer,
Zwei kräftige Arme, sie nützten nicht mehr,
Vor der Thüre stand Seuche und Tod.

Da starrte wohl Terje einen Tag oder zwei,
Dann schüttelt von sich er sein Weh.
Er hat einen Freund noch, alt und treu,
Die weite, wogende See.
Noch meldet im Westland treu gesinnt
Die Sage, was Terje gethan:
Da kaum sich legte der stürmende Wind,
Da fuhr der Tapf're für Weib und Kind
Übers Meer in offenem Kahn.

Das mindeste Boot ward auserseh'n
Zu der kühnen Skagenfahrt.
Zu Haus ließ Segel und Mast er steh'n,
Da waren sie gut bewahrt.
Mit dem nackten Boot, meint' Terje zwar,
Macht' ihm die See schon Last,
Im Jütischen Raff war der Weg nicht klar;
Weit schlimmer ein englisches Kriegsschiff war
Mit dem Adlerauge am Mast.

So überläßt er getrost sich dem Glück,
Hält scharf die Ruder gefaßt;
Nach Fladstrand kömmt er ohn' Mißgeschick,
Nimmt ein die willkommene Last.
Bei Gott! Die Ladung war nicht groß —
Drei Säcke Gerste — nicht viel!
Doch arm ist seiner Heimat Schoß;
Gesichert ist jetzt seiner Teuersten Los:
Weib standen und Kind auf dem Spiel.

Drei Nächte und Tag blieb ans Ruder gebannt
Der starke, mutige Mann.
Am vierten Morgen ein neblig Land
Von fern er spähend gewann.
Das war nicht ein flüchtiges Wolkengebild,
Nein, Berge, zum Kranze gereiht.
Hoch über den Zacken, zerrissen und rauh,
Der Jmenaes lagert, gewaltig und grau:
Nun weiß er wieder Bescheid.

Bei Haus ist er — ein Weilchen, traun,
Hält aus noch Mut und Kraft;
Sein Herz in Glauben und Vertrau'n
Zu Gott sich betend entrafft.
Da war's, als erfröre das Wort im Mund, —
Er starrt — es ist zu spät —
Vor den Läden, geöffnet zur selben Stund',
Fährt eine Korvette im Hernaes-Sund
Zur Küste, die Segel gebläht.

Man ruft ihn an; es tönt ein Signal —
Er kann nicht in die Bucht.
Der Morgenwind weht schwach und schal,
Gen Westen nimmt Terje die Flucht.
Da flog die Jolle vom Schiffesrand,
Er hört der Matrosen Sang.
Die Füße gestemmt an des Nachens Wand,
Wühlt die tosende See er mit nerviger Hand,
Bis das Blut aus den Nägeln ihm sprang.

Gaeslingen heißt man die blinde Schär'
Ostwärts von Homberg-Sund,
Da zischet die Brandung hin und her,
Zwei Fuß unter Wasser ist Grund.
Da blitzet wie Milch und wie Silber die Flut
Auch am stillsten Sommertag.
Doch tost auch draußen die See voll Wut,
Dahinter die Woge friedlich ruht,
Ausrastend vom brandenden Schlag.

Dorthin der Nachen des Terje fuhr
Wie ein Pfeil zwischen kochendem Schaum.
Doch die Fünfzehn jagen auf seiner Spur
Ihm nach zu dem friedlichen Raum.
Da, mitten in der Brandung Saus,
Klagt Gott er seine Not:
„O breite den schirmenden Mantel aus,
Dort sitzet mein Weib in dem ärmlichen Haus
Und harrt mit dem Kindlein auf Brot."

Doch lauter noch gellte der Fünfzehn Schrei,
Wie zu Lyngör geht es auch hier.
Das Glück stand wieder dem Briten bei
Im fremden Raubrevier. —
Da Terje an die Klippen prallt,
Auch die Jolle steht gebannt.
Vom Steffen ruft der Führer: Halt!
Und stößt ein Ruder mit Gewalt
In des Nachens Bretterwand.

Die Planken knarren. In sprudelnder Hast
Dringt ein die schäumende Flut.
Zwei Fuß schon sinkt die teure Last,
Doch sinkt nicht Terjes Mut.
Er wehrt sich gegen den drohenden Stahl,
Er wirft sich hinaus ins Meer,
Er taucht und schwimmt und taucht nochmal;
Doch die Jolle wird flott, und der zündende Strahl
Und das Schwert zischt über ihm her.

Sie fischten ihn auf. An des Schiffes Rand
Nun Siegesjubel war.
Stolz reckt sich am Steuer der Kommandant,
Ein Junge von achtzehn Jahr'.
Seine erste Schlacht galt Terjes Boot,
Drum brüstet er sich so keck;
Doch Terje, gebrochen von Schmerz und Not,
Die Wangen naß, das Auge rot,
Fällt knieend vor ihm aufs Deck.

Er bot ihnen Thränen, sie zahlten mit Hohn,
Nur Spott erwiedert sein Fleh'n.
Es erhob sich ein Ostwind; sie eilten davon
Und ließen die Flaggen weh'n.
Da schwieg Terje Vigen. Es war vollbracht.
Nun sorgt er wieder für sich.
Doch die Briten nahmen verwundert in Acht,
Wie etwas, dumpf wie Sturmesnacht,
Von seiner Stirne wich.

Er saß im Kerker lange Jahr',
In düster'm, quälendem Raum.
Sein Nacken beugt' sich, es graute sein Haar
Von schwerem, sehnsüchtigem Traum.
Auf etwas er sann. Doch er gab nicht Bescheid,
Das war wie sein einziger Schatz. —
Mit dem Jahre vierzehn kam Friede und Freud',
Mit andern Gefang'nen ward Terje befreit,
Ein schwedisches Schiff gab ihm Platz.

Froh stieg er daheim das Ufer hinan,
Vom König zum Lotsen ernannt.
Doch der graubehaarte, hagere Mann
War keinem mehr bekannt.
Im Haus wohnt' ein Fremdling, der Kunde ihm gab
Von zwei'n, die gehauset einst hier. —
Sie fanden nicht Stütze, sie fanden nicht Stab.
Die Gemeinde bot ihnen gemeinsam ein Grab
In des Friedhofs Armenquartier.

Jahre verflossen. Der Lotse versah
Sein Amt bis zum äußersten Riff,
Und keinem von ihm was Böses geschah
Zu Lande oder zu Schiff.
Nur wild zuweilen das Aug' er zückt'
Bei Sturmflut und Orkan.
Drum meinten die Leute, er sei verrückt,
Und keiner gerne näher rückt'
An Terje Vigen heran.

Bei trübem Mondſcheinabend kam
In Aufruhr der ganze Strand.
Eine engliſche Yacht zur Küſte nahm
Ihren Lauf, kein Segel geſpannt.
Die rote Flagge am Vormaſt weht —
Ein Notſchrei ohne Wort —;
Voraus über Stag eine Barke geht,
Die kämpfend im Wogenſchwall ſich dreht,
Hoch ſteht der Lotſe an Bord.

Er ſchien ſo ruhig, ſo feſt und gewandt,
Wie ein Rieſe ins Steuer er griff.
Die Yacht gehorcht. Sie weichet vom Land
Und folgt dem winzigen Schiff.
Da kam die Lady, ihr Kind im Arm,
Und der Lord zog ſeinen Hut:
„Ich mach' dich ſo reich, als jetzt du biſt arm,
Erlöſeſt du uns aus dem Wogenſchwarm!“ —
Doch plötzlich der Lotſe ruht.

Sein Antlitz erbleichet, es zucket ſein Mund,
Er knirſcht, er kämpfet, er lacht.
Ein fürchterlich Lächeln! Hoch auf dem Grund
Stand des Briten prächtige Yacht.
„Sie weigert Gehorſam. Hinab ins Boot,
Mylord, Mylady, mit mir!
Das Schiff geht in Stücke. Folgt meinem Gebot!
Ich kenne den Weg. Ich entreiß' euch der Not,
Doch ſäumet länger nicht hier!“

Das Seefeuer brannte, der Nachen flog
Mit der teuren Laſt durch die Flut.
Der Lotſe ſtand hinten, mächtig und hoch,
Sein Auge ſprüht grimmige Glut.
Jetzt ſchielt er leewärts zur Gaeslings-Schär',
Jetzt lowärts zum Hesnaes-Sund;
Dann zieht er am Steuer und Stagſeil nicht mehr,
Er ſchwingt das Ruder und ſtößt es ſchwer
Herab in des Bootes Grund.

Und ſchaumweiß ſprudelt der Giſcht herein —
O Schrecken, keinem gleich!
Hoch hebt auf dem Arme ihr Töchterlein
Die Mutter ſchreckensbleich.
„Anna, mein Kind!“ ſchreit ſie voll Weh.
Da bebt der graue Pilot.
Er dreht das Ruder, er treibt's ins Lee;
Einem Vogel gleich ſchießt über die See
Im ſtrudelnden Schaume das Boot.

Ein Ruck — und es sinkt. Doch im brandenden Meer
Mittinnen die Woge ruht.
Es streckt sich lang ein Rücken daher
Nur kniehoch unter der Flut.
„Fort!“ ruft der Lord. „Es gilt Leben und Tod!
Der Boden unter uns weicht!“ —
Der Lotse lächelt: „Es hat keine Not;
Drei Tonnen Gerste, ein versunknes Boot
Zum Stehen schon uns reicht.“

Da fährt wie ein Blitz durch des Briten Gemüt
Der jähen Erinnerung Schreck:
Das ist der Matrose, der weinend gekniet
Vor ihm einst auf stattlichem Deck.
Da schrie Terje Vigen: „Mein ganzes Geschick
Hast frevelnd und schnöd' du geknickt.
Doch die Rache naht; noch ein Augenblick!“
Und vor dem Lotsen mit flehendem Blick
Kniet der stolze Brite gebückt.

Doch Terje stand an des Ruders Schaft,
Schlank wie im blühendsten Jahr.
Sein Auge flammt von unbändiger Kraft,
Es flattert im Winde sein Haar.
„In stolzer Korvette fuhrst du gemach,
Ich rudert' mein ärmliches Boot.
Ich rang für die Meinen, selbst todesschwach.
Du raubtest ihr Brot und warfest mir nach
Noch Spott in meine Not.

„Wie Frühling strahlt deine herrliche Frau,
Ihre Hand ist wie Seide so fein.
Meines Weibes Hand war grob und rauh;
Doch immerhin — sie war mein.
Dein Kind hat Goldhaar und Augen so blau
Wie die Englein in Himmelshöh'n.
Mein Töchterlein, ach! war hager und flau,
Gott besser' es, und sein Gesichtchen so grau;
Denn Armut macht nicht schön.

„Schau, das war mein Reichtum in dieser Welt,
Und mehr hab' nie ich begehrt.
Mir galt das mehr als Gut und Geld,
Dir deuchte so klein der Wert.
Doch die Zeit der Rache ist da, fürwahr,
Und erleben mußt du die Stund',
Die aufwiegt all' die langen Jahr',
Die gebeugt meinen Nacken, gebleicht mein Haar,
Und gebohrt mein Glück in Grund!“

Und mit der Linken packt er das Kind,
Schwingt's vor der Mutter Leib.
„Zurück, Mylord! Zurück, geschwind!
Sonst kostet dir's Kind und Weib!“
Zum Kampf reckt der Brite sich abermal,
Doch gelähmt ist des Armes Macht;
Es zerreißt ihm das Herz; der Blick wird fahl;
Sein Haar — man sah es beim Morgenstrahl —
Ward grau in der einen Nacht.

Doch Terjes Stirne glänzt heiter und klar,
Sein Herz kömmt wieder zur Ruh'.
Er senket das Kindlein und streichelt sein Haar
Und küßt seine Händchen dazu.
Und er atmet auf wie aus Kerkersglut:
„Jetzt nenn' ich mich wieder mein,
Bin Terje Vigen, bin allen gut!
Wie ein Bergbach tobte mein stürmendes Blut.
Es mußte Vergeltung mir sein!

„Die langen Jahre in Kerkersqualm,
Sie machten mich siech und wund.
Zertreten lag ich wie ein Halm
In des Elends tiefstem Grund.
Doch das ist vorbei, denn quitt sind wir,
Die Schuld deckt wohl dein Gewinn.
Ich gab, was ich hatte. Du nahmst es mir,
Nun sord're bei Gott, wenn ich schadete dir.
Er hat mich gemacht, wie ich bin!“

Als der Morgen graute, da lag die Yacht
Im Hafen, gerettet, am Strand;
Bricht keiner auch das Geheimnis der Nacht,
Schallt Terjes Ruf doch durchs Land.
Der nächtliche Sturm hat weggefegt
Den alten Jammer und Schreck.
Hoch Terje wieder den Nacken trägt,
Der einst sich krümmte, schmerzbewegt,
Wie im Tod, auf dem feindlichen Deck.

Und es kam der Lord und sein Ehegemahl
Und andre, ein ganzer Schwarm,
Und sie schütteln die Hand ihm zum letztenmal
In dem Häuslein, so einsam und arm.
Sie dankten, daß er sie den Wogen entführt,
Dem Felsen, dem stürmenden Wind.
Doch Terje streichelt lieb Ännchen gerührt:
„Wer euch gerettet, wem Dank gebührt,
Das ist dies liebe Kind.“

Als die Yacht sich drehte um Hernaes-Sund,
Zog der Heimat Flagge er auf.
Dort liegt in der Brandung ein friedlicher Grund,
Dort ruht der Wogen Lauf.
Eine Thräne perlt über Terjes Kinn,
Ein Seufzer entrinnt sich ihm leis:
„Groß war mein Verlust und groß mein Gewinn;
Wie es ging, war's am besten, zufrieden ich bin,
Und Gott sei Dank und Preis!"

So war's. Ich sah ihn nur einen Gang,
An der Brücke lag er mit Fisch'.
Sein Haar war weiß. Doch er lachte und sang
Wie ein Jüngling fröhlich und frisch.
Für die Mädchen hatt' er manch neckisches Wort,
Mit den Kindern ein Kind er war,
Er schwang seinen Hut; er sprang an Bord
Und hißte sein Segel und steuerte fort
Im Sonnenschein den „alten Aar".

Bei Fjaerekirche sah ich ein Grab,
Von Wind und Wetter verheert,
Auf dem kleinen Hügel, den nichts umgab,
Ein Brettchen, schwarz geteert.
Drauf stand „Thaerie Wijghen", weiß gemalt,
Und das Jahr, da er fand seine Ruh'.
Und die Sonne da brennt und der Sturm da saust,
Drum wuchert das Gras steif und zerzaust;
Doch wilde Blumen dazu.

Ganz befriedigend kann die Ballade auf ein christliches Gemüt nicht wirken. Man erwartet von dem trotzigen Seemann ungeachtet seines herben Loses ganze und volle Verzeihung — die schönste Rache des Christen. Daß er sich auch nur einige Augenblicke an der Lebensgefahr der englischen Familie weidet, hat etwas Abstoßendes, wenn seine wilde Kraftnatur das auch begreiflich erscheinen läßt. Ich kann kaum glauben, daß dieser Zug aus dem eigentlichen Volksleben gegriffen ist, einem Volksleben, das damals sicher noch einen durch und durch christlich-gläubigen Charakter besaß. Es ist mir fast wahrscheinlicher, daß der Dichter, schon als Jüngling mit den frommen Überlieferungen der Kindheit zerfallen, ihn in die sonst rührende Geschichte hineingetragen hat. Die Kraftnatur Terjes aber, das Leben und Weben der Strandbevölkerung, die Küstenlandschaft mit ihren Schrecknissen und Gefahren hat er jedenfalls meisterlich gezeichnet. Der nordische Seemann steht vor uns in seiner ganzen Rauheit und Gemütlichkeit, Kaltblütigkeit und Leidenschaft, Thatkraft und Herzensgüte, die sich in sonderbarem Gemisch durchkreuzen. Die armen Fischer- und Schifferhäuschen am Strande mit

ihren Blumen an den Fensterchen umfangen wohl manchmal das traulichste Familienglück; aber wie nirgends sonst hängt das Glück an einem Faden und drohende Sturmeswolken darüber. Alles zerstört in einem Nu die Macht der Elemente, und während der Landmann auch im Unglück noch ein Ruheplätzchen bei den Seinen findet, wird der Seemann gar oft, gleich dem beweglichen Elemente, aus dem Kreise seiner Lieben hinausgerissen, zuletzt wie

Nordlandsjachten.

ein Fremdling im eigenen Heim. Der Schiffer und Lotse, der hundert Stürmen getrotzt, wird unwillkürlich dem Volke wie dem Fremden ein Gegenstand der Verehrung und Liebe. Der Reisende aber, der in sicherer Gemächlichkeit über die weite Meeresfläche dahinschaukelt, wird nicht ohne Mitgefühl der Vielen gedenken, die heute noch in schwerem Ungemach, in Kampf und Not mit den Wogen ringen müssen, um sich und den Ihrigen das Leben zu fristen.

Die Einfahrt in den Fjord von Christiania bietet anfänglich dieselben Elemente wie jene in den Schärengürtel von Bergen. Knorrige Felsinseln,

kahl, öde, von der Flut völlig geglättet, steigen aus dem Meeresspiegel auf, dazwischen der Leuchtturm von Lille Faerder. Dann beleben sich Inseln und Strand erst mit kleinerem Birkengebüsch, darauf mit Tannen und Birken, endlich mit Häusern, Wiesen und kleinen Stücken von Ackerland. Die Flutlinie ist noch sichtbar und entschwindet erst langsam nach dem Innern des Fjords hin, der im Winter zuzugefrieren pflegt.

Bei Horten verengt sich die weite Bucht zum freundlichen See, kaum 6 km breit. Horten hat eine kleine Zweigbahn an die Linie, welche Christiania mit Drammen, Tönsberg, Laurvik und Skien verbindet. Die Station liegt am Strande. Etwas westlich hinter freundlichen Waldhügeln befindet sich Karl Johansvaern, der von kleinen Inseln umgebene Hafen der norwegischen Kriegsflotte. Diese, hauptsächlich auf Küstenverteidigung berechnet, zählt 4 neue Panzerschiffe dritter Klasse, 4 ältere Monitors, 2 große und 8 kleinere Kanonenboote, 28 Torpedoboote, im ganzen mit 174 Kanonen und ungefähr 3000 Mann, darunter 140 Seeoffiziere. Die Handelsflotte Norwegens dagegen belief sich im Anfange des Jahres 1899 auf 1068 Dampfschiffe mit 437 560 Registertonnen Gehalt und 5981 Segelschiffe mit 1 120 808 Registertonnen Gehalt. Nur Großbritannien, Deutschland und die Vereinigten Staaten sind ihr mit ihren Handelsflotten voraus.

Gleich hinter Horten erweitert sich die Meerstraße wieder zum ansehnlichen Sunde bis zu mehr als 20 km Breite. Dann teilt sie sich in drei Arme, von denen der kleine Sandesognsfjord nach Westen einbiegt, der längere, schmale Drammensfjord in weiter Krümmung erst nördlich, dann westlich läuft, der Christianiafjord selbst aber, sich am meisten verengend, die Richtung nach Norden beibehält. Horten gegenüber streckt sich am Ostufer die bewaldete Insel Hjellö hin mit dem anmutigen Städtchen Moß, wo die Bahn Christiania-Göteborg den Fjord berührt.

Aus einem Meeresarm, viel breiter als der Bodensee, westwärts von bläulichen Bergen und Hügeln umkränzt, gelangt man in einem halben Stündchen schon in eine Meerenge, die bloß noch einem kleinen See gleicht. Wieder nur eine Weile, und bei Dröbak legen sich die Haa-Öer davor, daß man schon am Ende des Fjords zu sein glaubt. Dieser teilt sich nun in zwei Arme, von denen jeder kaum 1 km breit ist. Man meint auf einem Fluß zu sein. Beide Ufer lassen sich bis ins kleinste übersehen, Wald und Wiese, Felsgestade und Ackerland, freundliche Häuschen und Höfe. Doch auch das dauert nicht lange. Der Fluß wird wieder zum See und zur mächtigen Meeresbucht, die sich nach allen Seiten hin ins Land einzackt, von Inseln und Vorgebirgen höchst malerisch unterbrochen.

Dieser beständige Wechsel giebt dem im allgemeinen ernsten Landschaftsbilde einen unbeschreiblichen Reiz. War auch der Tag nicht so hell und wonnig wie der vorige, so rang sich die Sonne doch zeitweilig durch das

Gewölke, zitterte leuchtend über die vielen kleinen und großen Wasserstraßen dahin und lieh dem grünen Ufersaum Farbe und Leben. Die Einfahrt übertrifft unzweifelhaft jene bei Bergen.

Seinen Glanzpunkt erhält das Panorama jedoch erst in der Nähe der norwegischen Hauptstadt selbst, wo der Fjord sich etwas ostwärts dreht und einen langen Seitenarm nach Süden entsendet. Das Durcheinander von Land, Inseln und Meer hätte fast etwas Verwirrendes, wenn nicht jedes der kleinen Einzelbilder einen angenehmen Ruhepunkt böte, schließlich aber das Ende des Fjords sich zum majestätischen Hauptgemälde entfaltete.

Das Gebirge drängt sich hier nicht, wie in Bergen, steil, drückend an das Meer vor, es entwickelt sich aber massiger und kräftiger als bei Throndhjem und bildet mit seinen waldigen Gneis- und Porphyrkuppen einen weiten, imposanten Hintergrund. In mächtigen Felszungen (Tanger) reckt es da und dort seine Arme gleich dem Geäste eines gewaltigen Baumes in das Meer hinaus oder läßt sie in kleineren Inseln noch einmal sehen. Aber überall hat sich der Fels mit Wald und Busch umkleidet oder trägt menschliche Wohnungen auf seinen Höhen oder an seinem friedlichen Fuß.

Auf einer solchen Felszunge glänzt uns schneeweiß die alte Festung von Christiania, Akershus, zwischen grünen Bäumen entgegen und giebt dem Bilde einigermaßen einen Mittelpunkt. Denn die spitze Landzunge, auf der es steht, scheidet das Ende des Fjords in zwei Buchten — Björvik nach Osten, die Pipervikbugt nach Westen. Links von dieser ragt die Insel Ladegaardsöen mit dem schmucken Königsschlosse Oskarshall in den Fjord hinaus, rechts von jener giebt der Ekeberg dem Stadtbilde einen Abschluß. Vor Akershus im Fjord lagern die Inseln Hovedö, Lindö, Nakholm, Blekö; hinter Akershus breitet sich auf sehr unregelmäßigen Terrassen, wellenartigen Hebungen und Senkungen die Stadt aus, fast unabsehbar nach Osten und Westen, besonders nach letzterer Richtung hin. Nordwärts steigt die Stadt am meisten in die Höhe, Weiler und Höfe darüber, bis endlich die Vardekolle, der Skogumsaas, der Kolsaas (380 m), der Voksenaas (474 m), die Trybands Höide (533 m) und andere Höhen das Bild begrenzen. Obwohl diese Berge nicht sehr hoch sind, hat doch Christiania durch sie viel vor Stockholm voraus. Stadt, Vorstädte und Umgebung zerfließen nicht im ebenen Raume; Berge und Hügel schaffen beständig ein neues, malerisches Bild; würzige Berg- und Waldluft mischt sich mit dem salzig-kräftigen Hauche des Meeres.

Feste Akershus. (Phot. A. Lindahl.)

11. Christiania.

Christiania ist keine sehr alte Stadt. Dagegen spielt die umliegende Gegend, Vik oder Viken genannt, schon in der frühen Geschichte Norwegens eine bedeutende Rolle. An dem herrlichen Fjord, am Skagerrack und Kattegat berührte sich das ausgedehnte Bergland mit dem südlichen Schweden und mit Dänemark. Hier war der nächste Verbindungspunkt mit Deutschland und mit dem europäischen Festland, dessen Leben und Kultur. Oslo, jetzt eine Vorstadt von Christiania, wurde als Kaufstadt bereits in den Tagen des Königs Harald Hardrade, um die Mitte des 11. Jahrhunderts angelegt, und nicht lange dauerte es, da ward die rasch aufblühende Stadt auch der Sitz eines Bischofs. Als erster Bischof wird Asgaut genannt, ein Schwestersohn des Bischofs Grimkel, welcher unter dem hl. Olaf für die Ausbreitung des Christentums thätig war. Meister Adam von Bremen kannte ihn persönlich. Der Sprengel von Oslo reichte weit nach Südschweden hinab. Unter König Sigurd dem Jerusalemsfahrer (1103—1130) rückte der politische Schwerpunkt des Reiches in den Süden, indem er Kongehelle, etwas nördlich von dem heutigen Göteborg (in dem schwedischen Bohuslän), zu seiner Hauptstadt machte und gewaltig befestigte. Das Bistum Oslo reichte in jener Zeit von dem Göta-Elf bis über den Miösensee hinauf und an der andern Seite des Christiania-Fjords über Tönsberg hinab. Erst 1151 wurde es durch Gründung des Bistums Hamar eingeschränkt, blieb aber auch dann das reichste Bistum von Norwegen.

Wie alle älteren katholischen Kulturstätten hat auch Oslo seinen Heiligen und seine Legende. Das Andenken daran hat sich im Stadtwappen von Oslo erhalten und ist als solches in das Wappen der jetzigen norwegischen Hauptstadt übergegangen.

Sankt Halvard, bei den Bollandisten Halwardus, heißt der Patron von Oslo-Christiania. Sein Vater war der reiche und angesehene Bauer Vebjörn auf dem Hofe Husaby zu Lier am Drammensfjord, seine Mutter Thorny aber die Schwester Astas, der Mutter des hl. Olaf und des Königs Harald Hardrade. Der Knabe Halvard aber, so meldet das Utrechter Legendenbuch zum 14. Mai, wuchs auf im väterlichen Hause, allen lieb und teuer. Er war dem christlichen Gottesdienst sehr ergeben, den Eltern gehorsam, gegen die Verwandten liebreich, keusch und gerecht und reich an jeglicher Tugend. Als er aber zum Jüngling herangewachsen war, da begann er dem Vater in der Sorge für Haus und Hof beizustehen. Es wird erzählt, er habe sich dabei gleich anfangs zwei Gewichte gemacht, ein kleineres, um seinen Anteil, ein größeres, um den Anteil seines Bruders zu wägen, um so ja nie in Gefahr zu kommen, die kleinste Ungerechtigkeit zu begehen. Als er einmal auf einer Handelsreise nach Gotland kam (ob die Insel Gotland oder die gleichnamige Landschaft von Schweden gemeint ist, das ist ungewiß), fiel er einem vornehmen Manne Namens Botvid auf. „Dein Gesicht", sagte dieser zu dem verwunderten fremden Jüngling, „hat etwas ganz Besonderes und Ehrfurchtgebietendes vor allen, die hier mit uns sind. Ich bin ganz sicher, daß uns in dir noch Großes und Wunderbares bevorsteht!" Und er nahm Halvard und seine Gefährten in sein Haus auf und bewirtete sie mit allem Aufwand, der ihm zu Gebote stand, und kaufte ihm alle Waren ab, die er mit sich führte, gab ihm reiche Geschenke dafür und rüstete beim Abschied sein Schiff mit allem Nötigen aus, und so kehrte der Heilige glücklich und wohlbehalten in seine Heimat zurück.

Nicht lange danach — es war bei Anbruch des Frühlings — wollte Halvard Geschäfte halber über den Drammensfjord fahren, zog deshalb sein kleines Boot vom Strand und setzte sich ans Ruder. In diesem Augenblick kam ein Weib gelaufen, das sich in gesegneten Umständen befand, zitternd und außer sich vor Atem, und beschwor ihn, sie mitfahren zu lassen. Er fragte, wie sie hieße und wohin sie wollte; sie sagte ihm ihren Namen und daß sie über den Fjord wolle, man setze ihr nach und darum sei sie so schnell gelaufen. Da ließ er sie hinten ans Steuer sitzen und griff in die Ruder. Plötzlich aber sah er an dem Gestade, von dem die Frau hergekommen war, drei Männer eilig herbeilaufen, die alsbald ein zweites Boot bestiegen und ihm aus Leibeskräften nachruderten. Da fragte St. Halvard: „Kennst du diese Männer?" — „Ich kenne sie," erwiderte das Weib. Darauf er: „Wie ich sehe, verfolgen sie dich; was hast du gethan?" — „Ja, es ist wahr, sie verfolgen mich. Aber was sie mir vorwerfen, das habe ich nicht gethan. Sie klagen mich des Diebstahls an." Da sagte er: „Getraust du dich, die Feuerprobe zu bestehen?" — „Ich kann's und bin's bereit," antwortete sie, „wenn sie nur mein Leben schonen."

Die Männer aber hatten das Boot bald eingeholt und riefen: „Wie? Halvard! du, ein so wackerer junger Mann, ein Sohn so edler Eltern, magst ein so schlechtes Weib beschützen? Gieb sie heraus! Sie muß sterben: denn sie hat den Tod verdient." — Halvard fragte: „Was hat sie denn Böses gethan?" — „Sie hat bei unserem Bruder gestohlen," erwiderten sie, „sie ist in sein Haus eingebrochen." — „Und wie konnte sie in sein Haus einbrechen?" fragte er. — „Sie hat den Holzkeil aus dem Sperrbaum gerissen, der die Thürpfosten stützte," erwiderten sie. — „Das übersteigt die Kräfte eines Weibes," sagte er; „das vermag nur der stärkste Mann. Hat einer wirklich gesehen, daß sie das gethan hat? Oder habt ihr gefunden, was sie in ihr Haus fortgetragen haben soll? Wenn das aber nicht gewiß ist, weshalb soll sie sterben? Ist es nicht gerechter, daß sie sich von der Anklage reinigt, wenn sie kann? Hat sie gefehlt, so soll sie nach dem Gesetze bestraft werden, oder ich werde sie loskaufen. Aber die arme Frau, die ein Kind in ihrem Schoße trägt, dürft ihr nicht töten. Beruhigt euch also und begeht keine vermessene That!" Da brachen jene in lautes Wutgeschrei aus. Einer aber von ihnen ergriff seinen Bogen und spannte ihn. Der scharf gezielte Pfeil durchbohrte die Brust des Martyrers. Dann töteten sie das Weib und begruben es am Ufer; an Halvards Leiche aber befestigten sie einen großen Felsblock und versenkten ihn in dem Fjorde. Doch durch göttliche Gnade und um der Verdienste des Martyrers willen blieb die Leiche mit dem schweren Felsstück auf der Oberfläche des Meeres schwimmen und wurde so aufgefunden.

Die Legende, in alten isländischen und lateinischen Handschriften erhalten, bezeichnet in schöner, sinniger Weise den Sieg des Christentums über die furchtbare Wildheit und Blutgier der Normannen. An die Stelle unbändiger Leidenschaft und Gewaltthat tritt die Lehre der Gerechtigkeit, der Liebe, der Geduld, jene heldenmütige Nächstenliebe, die eher das eigene Leben opfert, als eine Ungerechtigkeit gestattet. In St. Olaf hatten die Großen und Mächtigen ein leuchtendes Vorbild gefunden, in St. Halvard fand der schlichte nordische Bauer, der gemeine Mann sein Lebensideal in schönster Weise verkörpert. Man begreift, wie dieser Heilige, durch wunderbare Erscheinungen und Krankenheilungen ausgezeichnet, alsbald einen hohen Grad von Volkstümlichkeit erlangte, wenn auch eine förmliche Kanonisation nicht stattfand. Sein Name findet sich in einem Lübecker Martyrologium von 1490 und in einem Kölner Martyrologium desselben Jahres; im Missale und Brevier von Throndhjem von 1519 hat er sein eigenes Officium mit Messe und besondern Lektionen; ein lateinischer Hymnus auf ihn hat sich dagegen bis jetzt nicht vorgefunden.

Magister Adam von Bremen erzählt vom hl. „Alfwardus" nur, daß er unter den Normannen lange verborgen und heilig gelebt habe, aber

endlich aus der Verborgenheit herausgetreten sei; indem er einen Feind beschützt, sei er von Freunden getötet worden; an seiner Ruhestätte geschähen noch gegenwärtig auffällige Wunder durch Krankenheilung[1]. Die isländischen Annalen versetzen seinen Martyrtod (Píning ens helga Halvards) in das Jahr 1043, also 13 Jahre nach dem Tode des hl. Olaf bei Stiklestad.

Der Leib des hl. Halvard wurde in einem prächtigen Schrein zu Oslo aufbewahrt, wie jener des hl. Olaf in der Kathedrale zu Throndhjem. Als Oslo Bischofsstadt wurde, da wurde die ihm zu Ehren gebaute Kirche bischöfliche Kathedrale und sie blieb es bis zur Glaubenstrennung. Auch anderwärts wurden ihm Kirchen gewidmet: so eine Steinkirche in der Stadt Bergen, eine Wallfahrtskirche zu Ytterby in Viken, eine Kirche zu Opstad im Odal, Kapellen zu Syllingdal in Lier und zu Lövö in Borre, letztere mit einer Quelle, zu der viele Kranke ihre Zuflucht nahmen. Im Dome zu Throndhjem hatte der Heilige einen besondern Altar.

Als 1137 der Dänenkönig Erich Emune Oslo überfiel, wurde St. Halvards Schrein nach der Kirche Fors in Nannestad geflüchtet. Seine Kirche zu Oslo wurde von den Dänen niedergebrannt, aber später wieder schöner aufgebaut. Sein kostbarer Schrein verschwand wie jener des hl. Olaf zu Throndhjem in den Zeiten der Glaubenstrennung, ohne daß sich nähere Kunde darüber erhalten hätte.

Die Verehrung des hl. Halvard verpflanzte sich auch nach Island hinüber; sein Festtag (Hallvardsmessa) fiel in Norwegen und Island auf den 13., in Dänemark auf den 15. Mai. Bei den Bollandisten steht er am 14. verzeichnet. Eine ausführliche Lebensbeschreibung (Hallvards Saga norraen) war noch im 16. Jahrhundert auf Island bekannt, ist aber seither verloren gegangen. Dagegen hat sich noch bis ins 18. Jahrhundert ein altes Volkslied über den Heiligen erhalten, das sich Árni Magnusson 1703 von einer 80jährigen Frau diktieren ließ und das gleich vielen andern religiösen Dichtungen aus katholischer Zeit sehr anschaulich zeigt, wie tief die alte Heiligenverehrung ins Volksleben hinein verwachsen war. Es hat den gemütlichen Ton einer echten Volkslegende. Der Name der Mutter des Heiligen ist darin aus þórný in Oddný und der Name seiner Heimat Lier in Hlidarendi verändert, die Legende selbst nach Island versetzt; doch hatte die Frau noch von dem Pfarrer Árni in Thingvellir ausdrücklich vernommen, daß St. Hallvardr in Norwegen gelebt hätte; der Geistliche selbst kannte noch die alte Biographie.

[1] Alfwardus quidam inter Nortmannos sancta conversatione diu latenter vivens, abscondi non poterat. Ille igitur dum protexit inimicum, occisus est ab amicis. Ad requietionis locum magna hodieque sanitatum miracula populis declarantur. Adam Brem. III, 53.

Als Patron von Oslo kam St. Halvard auf das Siegel dieser Stadt. Es stellt ihn dar mit Pfeilen in der einen Hand, einem Mühlstein in der andern, zu seinen Füßen eine Frau. Als später die Stadt Christiania dieses Wappen der älteren Stadt übernahm, scheint man die Bedeutung nicht mehr gekannt zu haben. Aus dem Heiligen machte man eine Frau, aus dem Weibe einen geharnischten Ritter und aus dem Mühlstein einen Ring. Das Kapitelssiegel von Oslo (dessen Stempel sich im Museum zu Kopenhagen befindet) stellt einen gotischen Schrein dar, welcher die Kathedrale symbolysiert; in der Mittelnische thront der Bischof mit seinem Hirtenstab, rechts und links von seinen (sieben) Kanonikern umgeben. Das Bild über dem Bischof in der Turmnische ist offenbar Christus (mit dem Kreuznimbus, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Weltkugel, rechts und links von Engeln incensiert), nicht aber der hl. Halvard, wie Professor Ludwig Daae und andere nordische Forscher geglaubt haben.

In der bewegten Geschichte des alten Norwegens kommt Oslo beständig vor. Die meisten Könige schlugen da zeitweilig ihren Sitz auf, einige bevorzugten die Stadt vor Bergen und Throndhjem. Hier kam das Königtum am meisten zur Geltung, während in Bergen mehr der Charakter der größten Handelsstadt, in Throndhjem jener der kirchlichen Metropole hervortrat.

Häufige Feuersbrünste, Kriege, Belagerungen und Plünderungen ließen die Stadt nie einen ruhigen Aufschwung gewinnen; doch wurde sie immer wieder von neuem aufgebaut und befestigt, bis sie nach der Glaubenstrennung in unaufhaltsamen Verfall geriet.

Wenn man sich eine Vorstellung von dem mittelalterlichen Oslo machen will, so muß man sich nach Hovedö rudern lassen, der ansehnlichsten Insel, die unmittelbar vor dem heutigen Christiania liegt. Es bedarf dazu einer Erlaubnis von dem Felttöimester auf der Festung Akershus, da die Insel mit zu den Befestigungswerken der Stadt gehört. Dieser kriegerische Charakter macht sich allerdings sehr wenig geltend. Wenn man an einer der kleinen Buchten gelandet ist, befindet man sich in einem anmutigen, hügeligen Park, rundum vom Fjord umfangen. Bald umschattet uns das dichteste Birkengrün, bald tritt an einer Lichtung ein Teil der bezaubernden Uferlandschaft in Sicht. Die Insel besteht aus zwei Hügeln, welche durch einen niedrigeren Landstreifen verbunden werden und so ein Hufeisen bilden, dessen Öffnung ungefähr Oslo gegenüberliegt. Hier zeigen sich, von Gestrüpp umrankt, die Trümmer eines Klosters, meistens kaum mannshoch über den Boden hervorragend. Kirche, Kapitelssaal, Speisesaal, Kreuzgang lassen sich noch unterscheiden. Der Grundplan, einige Kapitäle, Gesimsstücke, kleine Bogen bezeugen den romanischen Charakter des Baues. Die Kirche ist aber in späterer Zeit nach Osten erweitert worden und hat mehr Altäre erhalten. Nach allen Seiten hin haben Anbauten stattgefunden. Während der ältere

Bau aus behauenen Quadern besteht, sind die Anbauten meist aus Ziegel. An einem Eckturm der Kirche hat sich noch der untere Teil einer Wendeltreppe erhalten. Oben von der Mauer hat man in den Trümmern noch den Grundplan des einstigen Heiligtums vor sich, das einst freundlich nach Oslo hinübergrüßte.

Dort stand neben der Kathedrale des hl. Halvard das Frauenkloster Nonnesetr, der heiligen Jungfrau geweiht, dann das Kloster der Prediger-

S. Capituli Ecclesiae Sancti Halwardi de Asloia.

Siegel des Kapitels der Kirche des hl. Halvard zu Oslo.

brüder zum hl. Olaf, das Barfüßerkloster austr á Lykkjum, und dazwischen und darum die Höfe des Adels und die Häuser der Bürger, an der Bucht hinüber bis an die Burg Akershus. Wie lieblich mögen die Glocken von all den Kirchen einst über den Fjord dahingeklungen haben! Wie herrlich mag es gewesen sein, wenn die Bischöfe von ganz Norwegen sich zu einem Konzil da versammelten und Priester, Mönche und Bürger in ihren malerischen Trachten ihnen mit Kreuz und Fahnen an den Strand entgegenzogen!

Das „Salve Regina" war hier kein unbekanntes Lied. Denn der Himmelskönigin war das Heiligtum in Hovedö oder, wie es früher hieß,

Höfudey, geweiht. Cistercienser aus Lincoln hatten sich im Mai des Jahres 1147 hier niedergelassen und die neue Pflanzstätte unter den Schutz Marias gestellt. Das that wohl not; denn unter den fast beständigen politischen Wirren Norwegens hatten die Klöster viel zu leiden. Ein Mönch aus Hovedö, Jon Kuflung, wurde im Jahre 1185 sogar als Gegenkönig der Krummstäbler wider den Birkebeiner-König Sverre aufgestellt und fiel im Kampfe gegen diesen. Sverre rächte sich indes dafür an dem Kloster nicht, sondern bestätigte dessen Stiftungen und Freiheiten. Die folgenden Könige und Parteiführer erweiterten durch ansehnliche Vergabungen des Klosters Besitz. Abt Askatin wurde Reichskanzler der Könige Hakon und Magnus, vertrat den König 1266 bei dem Frieden von Perth, begleitete ihn 1269 zu den Friedensunterhandlungen in Winchester und nahm 1274 an dem allgemeinen Konzil zu Lyon teil. Sein Nachfolger Laurentius führte wichtige Unterhandlungen in Rom, welche die Sendung des Kardinals Wilhelm von Sabina zur Folge hatten.

Als im Jahre 1455 das Kloster der Birgittinerinnen zu Bergen abgebrannt war, wurde eine seltsame Vereinbarung getroffen. Die Cistercienser von Hovedö zogen nämlich nach Bergen und überließen ihr Kloster mittlerweile den um Wohnung verlegenen Nonnen. Es ist um so sonderbarer, als die Birgittinerinnen auch hier bauen lassen mußten, da die Gebäude ihren Einrichtungen, dem Doppelkonvent und der strengen Klausur, nicht entsprachen. Die Kirche wurde, wie es scheint, nach Osten erweitert und erhielt neue Altäre; fast überall im Kloster wurden Umbauten vorgenommen und verschiedene neue Flügel ziemlich regellos an das ursprüngliche Kloster gefügt. Unterdessen wurde in Bergen das Kloster Munkeliv für sie neu aufgebaut, und um 1478 konnten sie dahin zurückziehen, während die Cistercienser wieder in ihrem alten Inselkloster Wohnung nahmen.

Hovedö wurde noch vor der Glaubenstrennung zerstört, als Christian II. Ende 1531 nach Norwegen kam, um sich des Thrones und Reiches zu bemächtigen. Obwohl ihm bei seiner Ankunft von den Ständen gehuldigt wurde, gelang es ihm nicht, die Festung Akershus zu überwältigen, welche Herr Mogens Gyldenstjerne als Hovedsman verteidigte. Dieser hatte bereits versucht, den Abt Hans Andersson für sich zu gewinnen. Da derselbe aber zum König hielt, ließ er ihn in der Nacht auf Sonntag den 21. Januar 1532 im Bette überfallen und ins Gefängnis nach Akershus schleppen, bemächtigte sich aller Kostbarkeiten und ließ das Kloster bis auf den Grund niederbrennen. Abt Hans wurde später befreit, bemühte sich aber vergeblich um die Wiederherstellung des Klosters. Die Güter desselben (443 verschiedene Höfe und Grundstücke) blieben unter der Verwaltung des Schloßkommandanten von Akershus. Die Trümmer des Klosters wurden verwendet,

um diese Festung zu erweitern, und in den Kriegen von 1807 und 1808 wurden auf die Insel einige Batterien hingelegt.

Der letzte katholische Bischof von Oslo, Hans Reff, war der einzige der katholischen Bischöfe Norwegens, der zu der neuen Lehre übertrat. „Er war ein geschmeidiger Mann ohne Charakter", so zeichnet ihn kurz und treffend der protestantische Kirchenhistoriker A. Chr. Bang. Nachdem der Bischof von Hamar von dem dänischen Ritter Truid Ulfstand (Wolfszahn) gefangen genommen und gewaltsam nach Dänemark gebracht worden war, wo er im Kerker starb, legte Reff 1535 freiwillig sein Amt nieder. Die beiden Diözesen Hamar und Oslo befanden sich nun in völliger Auflösung. Die Anhänger der neuen Lehre waren selbst in Not, was sie mit denselben anfangen sollten. Unter Leitung der „evangelischen" Ritter Truid Ulfstand und Claus Bilde, die mit dem Schwerte reformierten, und des abgefallenen Geble Pedersen, des neuen Superintendenten von Bergen, versammelten sie sich 1539 in Oslo, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Aber unter den mehr als hundert Pfarrern des großen Stiftes fanden sie keinen tauglichen Superintendenten und wandten sich darum bittweise an den König, ihnen einen „gelehrten Mann" zu schicken, der das Amt übernehmen könnte. Der König ließ sie zwei Jahre warten und schickte ihnen dann Hans Reff, der mittlerweile die neue Lehre angenommen und sich beweibt hatte, „und so hatte denn", wie Bang sagt, „dieser Mann die zweideutige Ehre, der letzte katholische und der erste lutherische Bischof von Oslo zu sein.

Sehr groß war Oslo nie; man schätzt die höchste Einwohnerzahl, welche die Stadt erreichte, auf 4000—5000. Doch war sie nächst Bergen die volkreichste Stadt Norwegens im Mittelalter. Wie in Bergen war auch hier der Handel gegen Ende des 14. Jahrhunderts vorzugsweise in den Händen deutscher Kaufleute, besonders aus Rostock. Mit ihnen wanderten auch zahlreiche deutsche Handwerker ein, die ihre eigene Gilde hatten und über die Gilden der eingeborenen Handwerker eine gewisse Übermacht behaupteten, bis mit der Macht der deutschen Hansa auch das Ansehen und der Einfluß der Deutschen überhaupt zusammenbrach. Viel war damit für Norwegen nicht gewonnen. Weder Handel noch Industrie erhob sich zu der früheren Blüte mehr. Zu den inneren Nachteilen, welche die völlige Ausraubung der Kirche, die Vernichtung der Zünfte, die Zerstörung der alten, wirtschaftlichen Verhältnisse nach sich zogen, gesellten sich noch äußere Unglücksschläge. Wiederholt verwüsteten große Feuerbrände die Stadt; so wurde sie von den Schweden, die 1567 die Festung Akershus belagerten, fast ganz in Asche gelegt. Nach abermaligen ähnlichen Verwüstungen beschloß König Christian IV. 1624, sie nicht mehr an der alten Stelle aufzubauen, sondern an der andern Seite des Fjords, unmittelbar unter den Wällen von Akers-

hus eine neue Stadt zu gründen, die seinen Namen tragen sollte. Und so ist denn Oslo zur Vorstadt von Christiania herabgesunken.

Das neue Christiania pflegt anspruchsvollen Touristen, die ja gewöhnlich von Stockholm oder Kopenhagen kommen, trotz seiner überherrlichen Lage nicht recht zu entsprechen. Da ist eben noch kein Tivoli, kein Tiergarten, keine so hochgradige Entfaltung von modernem Mode- und Genußleben wie in den zwei andern nordischen Königsstädten. Auch in Bauten, Einrichtungen, Kunstsammlungen, Denkmälern u. s. w. steht Christiania dermalen noch zurück, wenn auch das Bestreben, zu einer glänzenden Residenz und Großstadt emporzuwachsen, überall deutlich hervortritt.

Kopenhagen hatte 1895 405300 Einwohner, Stockholm 275000, Christiania 207000. Das macht allein schon einen Unterschied für alles übrige. Christiania ist auch nicht ständige Residenz, und selbst als Stadt hat sie sich erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert mehr zu entwickeln begonnen.

Im Jahre 1650 nahm sie kaum so viel Raum ein als die Landzunge Hovedtangen, auf welcher Akershus steht und woran die Stadt sich unmittelbar anschloß. Nachdem Pest, Kriegsläufte und Brände sie abermals wiederholt verwüstet hatten, entwickelte sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine etwas günstigere Zeit. Ein beträchtlicher Holzhandel hob den Wohlstand. Es bildete sich ein Patriciat von behäbigen Familien, bei denen sich auch wissenschaftliches und litterarisches Streben geltend machte. Bernt Anker und John Collet waren die Hauptführer dieses aufgeklärteren, geselligen Lebens, Tullin ihr Dichter. Noch im Beginn des laufenden Jahrhunderts ging die Einwohnerzahl aber nicht über 10000 hinaus. Die Zeit der napoleonischen Kriege stellte eine selbständige Existenz Norwegens und damit auch das Los der Stadt von neuem in Frage. Mitten in diesen Kriegen wurde sie indes 1811 Universitätsstadt, und damit war der Bann gebrochen, der sie bis dahin in wissenschaftlicher Hinsicht völlig von Kopenhagen abhängig gemacht hatte. Ein neues Leben brach an. Die Wellenschläge der Revolutionsideen, die in Frankreich bereits ausgetobt hatten, machten sich jetzt erst kräftiger geltend und mischten sich mit den Gegenströmungen, die sowohl von dem napoleonischen Militärstaat als von der Reaktion in England und den kontinentalen Ländern ausgingen.

Die seltsamsten und unerwartetsten Dinge geschehen nun. Derselbe schwedische Adel, der 1792 den geistreichsten und kunstliebendsten der schwedischen Könige, Gustav III., um Thron und Leben gebracht, jagt 1809 dessen Sohn Gustav IV. Adolf, den legitimen Erben des vielgefeierten Gustav Adolf, in die Verbannung. Norwegen, seit der Zeit der Glaubenstrennung nicht viel mehr als eine dänische Provinz oder Kolonie, ohne Reichstag, ohne selbständigen Klerus und Adel, ohne eigene Wissenschaft und Litteratur,

Christiania.

Chriſtiania.

von dänischen Rittern, Beamten und Kaufleuten ausgebeutet, erinnert sich früherer, glorreicher Tage der Kraft und Freiheit. Die Sehnsucht nach politischer Selbständigkeit erwacht. Es bildet sich (1810) eine „patriotische" Gesellschaft für Norwegens Wohl. Man möchte am liebsten ein eigenes Reich gründen; doch da das wenig Aussicht hat, faßt man eine Verbindung mit Schweden ins Auge, mit demselben Schweden, mit welchem Norwegen als dänisches Kronland seit mehreren Jahrhunderten fast in beständigem Kampf gelegen. Es war kaum eine größere Ortschaft im südlichen Norwegen, die nicht von den Schweden gebrandschatzt worden war.

Schweden, das Finnland an das große Zarenreich verloren, läßt sich in einem Bündnis von diesem Norwegen versprechen (1812). Dänemark versucht umsonst die Gemüter der Norweger durch Stiftung einer Universität zu Christiania zu gewinnen oder von den Mächten die Garantie seines früheren Besitzstandes zu erlangen: im Kieler Frieden (14. Januar 1814) wird es gezwungen, Norwegen aufzugeben und die mehr als vierhundertjährige Union zu lösen. Der dänische Kronprinz Christian Frederik, Statthalter in Norwegen, versucht noch zu retten, was zu retten ist. Er ist beim Volke beliebt. Eine im Februar 1814 nach Eidsvold berufene Notabelnversammlung erhebt Einspruch gegen die Abtretung von seiten Dänemarks und erwählt den Prinzen zum vorläufigen Regenten. Am 10. April 1814 tritt in Eidsvold eine vom Volk gewählte Reichsversammlung in Thätigkeit, berät einen hauptsächlich von Christian Magnus Falsen und Lector Adler ausgearbeiteten Verfassungsentwurf, erhebt ihn nach einigen Abänderungen am 17. Mai zum Grundgesetz und wählt noch am selben Tag den volkstümlichen dänischen Prinzen zum König von Norwegen. Die Großmächte, die den Kieler Frieden garantiert hatten, dulden das jedoch nicht. Da der neue König Widerstand leistet, erklärt Schweden den Krieg. Noch einmal stehen die Brudervölker in Waffen gegeneinander. Es kommt indes rasch zu einer Konvention in Moß, am Eingang des Christiania-Fjords. Am 7. Oktober versammelt sich ein außerordentliches Storthing zu Christiania, am 11. dankt Christian Frederik ab, nachdem er nicht ganz fünf Monate König von Norwegen gewesen, am 20. wird dann die Union mit Schweden beschlossen und am 4. November der Schwedenkönig Karl XIII. einstimmig zum König von Norwegen gewählt.

Karl XIII., der einstige Herzog von Södermanland, war aber alt und kinderlos. Die Schweden hatten ihm deshalb schon 1810 den napoleonischen Marschall Joh. Bapt. Julius Bernadotte zum Kronprinzen erwählt, der nicht nur als Feldherr an der Spitze der schwedischen Truppen stand, sondern auch thatsächlich schon die Zügel der Regierung führte. Er kam am 16. November 1814 nach Christiania, um das norwegische Grundgesetz zu beschwören, das mit Rücksicht auf die Union einige Abänderungen erhalten hatte.

So erlangte denn der Sohn eines Beamten aus Pau am Fuß der Pyrenäen, ein Marschall Napoleons I., den norwegischen Königsthron, den einst Harald Schönhaar über den Thingverbänden und kleinen Königtümern des alten Norwegens errichtet hatte, den der Name des hl. Olaf mit dem Glanze der Heiligkeit und des Martyriums umgab, den König Sverre in unfruchtbarem Kampf gegen die Kirche mehr erschüttert als gefestigt hatte, der dann für mehr als 400 Jahre an die Könige von Dänemark übergegangen war. Die Krone des hl. Olaf vereinigte sich mit jener des hl. Erich, aber auf dem Haupte eines Mannes, der, wie sein Schwager und Gönner Napoleon, eigentlich ein Sohn der Revolution war und den Glauben jener heiligen Fürsten abschwören mußte, um den Thron Gustav Adolfs besteigen zu können. Norwegen, das seit der Zeit der Vikinger unzählige Male mit Schweden im Kampfe gelegen, ward nun mit ihm unter derselben Krone vereint: es sollte fürder als Brudervolk mit ihm Freud und Leid teilen, dieselben Freunde und Feinde haben. Es sollte aber nicht aufgehen in einem höheren gemeinsamen Reich, es sollte ein eigenes, von Schweden verschiedenes Land und Volk bilden, wie es schon Natur und Sprache, Geschichte und Geistesentwicklung im Laufe der Jahrhunderte geschieden. Das Grundgesetz von 1814, von den freigewählten Vertretern des Volkes entworfen, durchgearbeitet und beschlossen, dann von dem neuen Regenten beschworen, erinnerte an die Volksherrlichkeit der alten Thingverbände, von deren Macht und Einfluß sich die einstigen Könige Norwegens nie völlig freigemacht hatten. Der demokratische Grundzug des alten Norwegens war, unter der Einwirkung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Revolution, zu neuem, kräftigem Leben erwacht, und es bedurfte der ganzen Staatsklugheit des Königs Karl XIV. Johann, um all die Schwierigkeiten auszugleichen, welche aus der neuen Stellung von Volkstum und Königtum hervorgingen.

All das muß man ein wenig vor Augen haben, wenn man die Stadt Christiania begreifen will.

Da ragt noch die alte Feste Akershus am Eingang der Bucht Pipervik, ein weißer, einförmiger Bau, einst eine viel umstrittene Citadelle, jetzt Rüstkammer für die Waffen und Trophäen der alten Zeit, Aufbewahrungsstätte der königlichen Regalien, Garnisonskirche und Strafarbeitsanstalt für Männer. Ein großer Teil der alten Gebäude ist geschleift. Wälle und Vorwerke sind in anmutige Spaziergänge verwandelt. Nach der Spitze der Landzunge Hovedtangen hin liegt das Arsenal mit einem kleinen Artilleriemuseum, westlich von der Festung zwei der öffentlichen Plätze der Stadt, der Bankplatz mit der Bank, der Münze und dem Theater, und der Graf-Wedels-Platz mit der palastartigen (1839 errichteten) Freimaurerloge, worin die großen Festlokale der Stadt sich befinden.

An diesen südlichen Teil reiht sich nordwärts die von Christian IV. angelegte Altstadt, von rechtwinkligen Straßen durchschnitten und deshalb in lauter viereckige Häusergruppen geteilt, die noch Kvartaler genannt werden. Die Straßen, die sie von Ost nach West durchschneiden, sind die Radhusgade, die Toldbodgade, die Prindsengade und die Karl-Johans-Gade. Letztere, von dem Hauptbahnhof im Westen bis zum königlichen Schloß laufend, ist die Hauptverkehrsader der Stadt, von welcher man sich leicht nach allen Seiten hin orientieren kann. Hart an ihr öffnet sich der große Markt mit der alten Hauptkirche, Vor Frelsers Kirke, 1699 vollendet, 1848—1856

Eidvoldsplatz und Karl-Johans-Gade in Christiania.

restauriert, umgeben von dem Bazar und dessen Kaufläden; dann der Eidsvoldsplatz mit dem Storthingshaus und dem Ministerium des Innern, der Studenterlund mit der Universität und endlich der Schloßplatz mit dem königlichen Schloß.

Vom ältesten Christiania hat sich infolge der vielen Brände kaum das eine oder andere Haus erhalten. Eines derselben dient als Militärspital. Die meisten Häuser der alten Kvartaler waren bis in die letzte Zeit herab zweistöckig, die Straßen sahen deshalb behäbig spießbürgerlich aus. Doch hat die moderne Baulust bereits die Gemüter ergriffen und eine Umgestaltung nach großstädtischen Ideen in Angriff genommen. Die massige, aber nicht sehr schöne Vor Frelsers Kirke entspricht noch dem alten Charakter.

Ihr schönster Schmuck ist ein Altarblatt, „Christus auf Gethsemani“, ein Werk des frommen und sinnigen Altmeisters Eduard v. Steinle aus dem Jahre 1858. Mit ihm hat die katholische Kunst nach mehr als 300jähriger Trennung ihren abermaligen Einzug in Norwegen gehalten.

Das Herz des neuen Christiania bildet der westliche Teil der Karl-Johans-Gade, wo auf einer Länge von etwa 1 km die bereits erwähnten Plätze und Gebäude sich vereinigen. Die Straße läuft erst eben, dann in sanfter Steigung zu dem königlichen Schloß empor, welches mit wirklich königlicher Würde das durchaus großstädtische Bild beherrscht.

Stil und Zeichnung des Schlosses lassen unschwer erkennen, daß hier der Gedanke waltete, dem Christiansborgslot in Kopenhagen und dem königlichen Schloß zu Stockholm etwas einigermaßen Entsprechendes gegenüberzustellen. Der neue Monarch sollte in Christiania den prächtigen Palast am Zusammenfluß des Mälarsees und der Salzsee nicht vermissen, der dänische Wanderer aber sich überzeugen, daß an dem Fuß der norwegischen Berge ein König ebensogut thronen kann als der flachen Insel Amager gegenüber. Man wählte eine möglichst hohe Stelle aus, welche die Stadt mit ihren beiden Buchten, den Fjord mit seinen Inseln beherrscht, Aussicht nach allen Seiten öffnet und von überall gesehen werden kann. Das Terrain war ungünstig, ein holperiger Hügelrücken. Man mußte sprengen und abtragen, um eine entsprechende ebene Baufläche zu gewinnen. Doch der Zweck wurde völlig erreicht. Aus freundlichen grünen Parkanlagen emporragend, krönt der weiße Palastbau von überall her das Bild der weit in jeder Richtung sich hindehnenden Stadt. Geht man die Karl-Johans-Gade hinauf, so wächst er mit jedem Schritte.

Ein Portikus mit sechs jonischen Säulen und Fries schmückt den Mittelbau der Fassade, deren drei Stockwerke rechts und links in jeder Reihe acht Fenster zählen. Beim Näherkommen verliert sich der stattliche Eindruck durch die fast vollständige Schmucklosigkeit. Die zwei Seitenflügel, die einen Hofraum einschließen, sind noch einfacher. Diese Anspruchslosigkeit hat indes etwas Charakteristisches.

Kein unumschränkter Herrscher hat sich hier, nach Lust und Liebe, nur von dem Rate freiwaltender Künstler geleitet, seinen Palast gebaut, wie die Päpste den Vatikan, die französischen Könige ihr Versailles, die dänischen Könige ihre Schlösser in und um Kopenhagen. Acht Jahre vergingen nach Gründung der neuen Union, bis das Storthing dem König zum Bau seines Schlosses 150 000 Speciesthaler (675 000 Mark) votierte. Davon wurden 48 000 Thaler zum Ankauf des Bauplatzes und der Parkgründe verbraucht. Am 1. Oktober 1825 wurde in Gegenwart des Königs der Grundstein gelegt, doch schon zwei Jahre später der Bau eingestellt, weil das Storthing den begonnenen Plan für zu großartig erklärte. Der Plan mußte also um-

gearbeitet und vereinfacht werden. Im Jahre 1836 kam der vereinfachte Bau dann unter Dach. Die innere Vollendung des Schlosses erlebte indes Karl Johann nicht mehr. Er starb 1844, 80 Jahre alt; in das Schloß zog erst sein Sohn und Nachfolger Oskar I. ein.

Von den Verfechtern des Legitimitätsprincips mit scheelen Augen angesehen, von den Demokraten Norwegens ebenso mißtrauisch betrachtet, Schweden wie Norwegen fremd, nicht mehr beweglich genug, die Sprachen seiner beiden Reiche flüssig reden zu lernen, in beiden Ländern von dem leidenschaftlichsten Parteihader umdrängt, hat Karl Johann, der einstige Marschall von Frankreich, die verwickeltste politische Aufgabe mit bewunderungswürdiger Einsicht, Klugheit und Festigkeit gelöst. Er hat beide Länder aus zerrütteten Finanzverhältnissen zu hohem Wohlstand und gut geordneter Organisation

Das königliche Schloß in Christiania. (Phot. A. Lindahl.)

emporgehoben und dabei persönliche Opfer nicht gescheut, wie er denn z. B. zu leichterer Tilgung der Staatsschuld zehn Jahre lang auf seine und des Kronprinzen Civilliste verzichtete. Verkehr, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, das ganze materielle Wohlsein beider Reiche lebte neu auf. Die Schwierigkeiten, die ihm das Storthing durch mannigfachen Widerstand, sogar wiederholte Anklagen seiner Staatsräte bereitete, wußte er mit ebensoviel Weisheit zu besiegen, als die Unruhen, welche die Julirevolution und der Versuch einer Schilderhebung zu Gunsten des Prinzen Wasa hervorriefen. Er hat die Union aus dem Chaos herausgerissen und ihr nach allen Seiten den festen Boden gegeben, auf dem sie sich zu ihrer jetzigen Blüte entwickelte. Mit Freude und Dank darf darum der Norweger sein Standbild betrachten, das den Platz vor seinem Königsschlosse ziert, und das, ihm mit freiwilligen Beiträgen aus dem ganzen Lande errichtet, ein wirkliches Denkmal seiner Popularität ist.

Auf hohem Steinsockel ragt die nach einem Modell von Brynjulf Bergslien meisterhaft gegossene Reiterstatue. Folkets Kjaerlighed (Liebe) min Belönning, lautet die eine Inschrift, Det norske Folk reiste (errichtete) dette minde (Erinnerung), die andere. Kraftvoll wie einst in die Zügel der Regierung, greift der König mit der einen Hand in die Zügel des gewaltigen Pferdes, während die andere grüßend den Hut zieht. Der Blick des Monarchen ist auf die Stadt gerichtet und trifft zunächst den Storthingsbau, den Versammlungsplatz jener Volksvertretung, die ihn so oft bekämpft, deren Rechte er zwar zu ehren, deren Trotz er aber mit weiser Mäßigung zu bändigen wußte.

Das norwegische Storthing ist nicht, wie es von Anhängern des fürstlichen Absolutismus aufgefaßt werden mag, eine finstere Ausgeburt der französischen Revolution. Die ganze politische Entwicklung Norwegens ruhte vielmehr schon im Mittelalter auf einem mächtigen, mit großen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Volkstum, das in den großen Thingverbänden seinen Ausdruck fand, und mit dem die angesehensten und thatkräftigsten Herrscher rechnen mußten.

Der älteste dieser Thingverbände war das sogen. Frostathing, das die Landschaften südlich und nördlich um den weiten Fjord von Throndhjem umfaßte, nämlich die vier äußeren Thrönder Fylker (Stämme): die Strindafylke, Orkdölafylke, Gauldölafylke, Stjordölafylke, und die vier inneren Thrönder Fylker: die Skeynafylke, Verdölafylke, Eynafylke, Sparbyggjafylke, denen sich später die drei Fylker von Raumdal, Nordmöre und Romsdal anschlossen. Ihr Landsgemeindeplatz war die Landzunge Frosta bei Throndhjem.

Ein zweiter Thingverband, das sogen. Gulathing, vereinigte die Bewohner der südlichen Westküste: von Sunmaeri, Firdir, Sogn, Hördaland, Rogaland und Agdir. Sie hatten ihren Thingplatz auf der Landzunge Gula am Ausgange des großen Sognefjords.

Der dritte große Thingverband begriff in sich die Völkerschaften im Südosten um Viken, das heutige Christiania, nämlich die Hadafylke, Heinafylke und Raumfylke (oder die Landschaften Ringariki, Mjörs, Heidmörk, Soleyjar, Raumariki), denen sich später Vestfold, Vingulmörk und Ranafylke beigesellten.

Alle diese Thingverbände, organisch aus Familie und Gemeinde zum Staatswesen herausgewachsen, hatten ihren Anteil an Gesetzgebung und Gericht, ihre Gerechtsame und Freiheiten. Die Könige mußten anfänglich beim Regierungsantritt ihre Anerkennung bei diesen Landsgemeinden nachsuchen; nur der Entscheid über Krieg und Frieden, die Vertretung des Reiches nach außen und die Verwaltung lag in der Hand des Königs. Nur langsam ging auch die legislative und die richterliche Gewalt an die Könige über. Bei der ungeheuern Ausdehnung und wilden Natur des Landes blieb indes

auch dann der Selbstbestimmung und dem Einfluß der Bauern, der Gemeinden und Bezirke ein weiter Spielraum übrig. Erst im 14. Jahrhundert hatte das Königtum nahezu alle politische Macht in sich aufgesogen, ohne daß es von einem mächtigen Adel und einem kräftigen Bürgerstand in Schach gehalten worden wäre. Das rächte sich, als Norwegen zum Zankapfel fremder Fürsten wurde, das Scepter schließlich an die Könige von Dänemark überging und die von Kopenhagen aus aufgedrungene Religionsveränderung nicht bloß Besitz und Rechte der Kirche, sondern auch alle geistigen und religiösen Interessen in die Hand des Königs gab. Alle politische Bedeutung und Selbständigkeit ging nun verloren. Nur in der Kraft und dem Selbstgefühl der zähen, freiheitsliebenden Bauern, in den gewaltigen Bergthälern und dem unermeßlichen Gewirre der Fjorde lebte noch ein Rest des alten Norwegens fort und harrte der Zeit, wo es wieder auferstehen sollte.

Diese Zeit kam mit dem Jahre 1814. Während die europäische Diplomatie sich anschickte, den ungeheuern Raub zu bestätigen, der in allen Ländern an der Kirche verübt worden war, und über den Kopf der Völker hinweg aus den Trümmern der Revolution ein neues Europa herauszuarbeiten, erwachte in den Bauern von Norwegen die Erinnerung an die Tage der Vorzeit, wo ihre Väter sich selbst Gesetz sprechen ließen, selbst richteten, selbst den Königen Scepter und Heerbann übertrugen. Sie wollten sich nicht um dynastischer Interessen willen von Dänemark an Schweden oder von Schweden an Dänemark zurückverschachern lassen. Sie wollten auch ein Wort mitreden, als ihre ganze politische Zukunft auf dem Spiele stand. Der Bauernstand, ein kräftiger, tüchtiger, besonnener Bauernstand war es, welcher der Versammlung von Eidsvold im Mai 1814 ihren Charakter gab. Es war kein nach Tyrannenblut dürstender Konvent, sondern eine ehrliche, biedere Volksversammlung, welche bei der Umgestaltung des Landes eine Gewährleistung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihrer wohlbegründeten Volksinteressen verlangte. Aus diesem durchaus gesetzlichen und erhaltenden Streben ist das norwegische Grundgesetz von 1814 hervorgegangen.

Die erbliche Monarchie wird darin verfassungsmäßig beschränkt. Dem König tritt als Anwalt des Volkswillens und der Volksrechte das Storthing gegenüber, ein vom Volke freigewähltes Parlament in der ein- für allemal festgesetzten Zahl von 114 Mitgliedern, 38 aus den Städten, 76 aus den Landkreisen. Wählbar ist jeder 30jährige Mann, der 10 Jahre ununterbrochen im Lande gewohnt, stimmberechtigt jeder Bürger vom 25. Jahre an, nach 5jährigem Aufenthalt im Lande. Nicht wählbar sind alle Angestellten und Pensionäre des königlichen Hofstaates, für dessen Wahl dafür dem König volle Freiheit eingeräumt ist. Die Wahlen sind indirekt. Die größeren Städte bilden dabei jede für sich einen Wahlbezirk, von den kleineren treten je mehrere zu einem solchen zusammen. Auf dem Lande werden in jeder

Pfarrgemeinde (Praestegjeld) eine entsprechende Anzahl Wahlmänner gekoren, die für jedes Amt (es sind deren 20) eine festgesetzte Anzahl Repräsentanten wählen. Die Wahlen finden alle drei Jahre statt; das Storthing versammelt sich jährlich am ersten Werktag des Februars zu ordentlicher Sitzung, die ohne specielle Bewilligung des Königs nicht über zwei Monate dauern darf. Beim Zusammentritt teilt sich das Storthing selbst in zwei Kammern, von denen die eine, das Lagthing, $^1/_4$ der sämtlichen Mitglieder, die andere, das Odelsthing, die übrigen $^3/_4$ umfaßt.

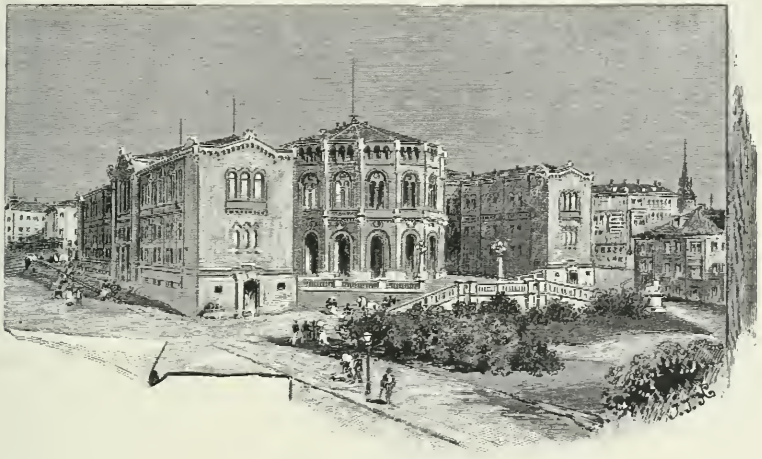
Das versammelte Storthing hat das Recht, sich selbst verfassungsgemäß zu konstituieren, die Wahlprüfungen zu erledigen und Wahlstreitigkeiten auszugleichen, das Budget (immer auf ein Jahr) festzusetzen, Steuern, Abgaben, Zölle und andere öffentliche Lasten zu bestimmen, Reichsanleihen aufzunehmen, die Finanzverwaltung zu kontrollieren, Fremde zu naturalisieren. An das Gesamt-Storthing gehen alle Vorschläge, welche eine Veränderung des Grundgesetzes oder Zusätze zu demselben betreffen. Dieselben müssen wenigstens drei Jahre auf der Tagesordnung bleiben und können erst von dem nächsten neugewählten Storthing votiert werden, und zwar bloß mit $^2/_3$ Majorität.

Für die übrige gesetzgebende Thätigkeit trennen sich die Kammern. Alle Gesetzesvorschläge, gehen sie von einem Mitgliede des Things oder vom Könige aus, gelangen zuerst an das Odelsthing. Werden sie von diesem verworfen, so ist keine weitere Behandlung zulässig. Werden sie verändert oder unverändert angenommen, so gehen sie an das Lagthing. Erfolgt hier nur teilweise Annahme, so geht der Vorschlag zu abermaliger Debatte an das Odelsthing zurück und wird von diesem ein zweites Mal dem Lagthing unterbreitet. Läßt sich durch diese zweifache Lesung und Debatte in beiden Häusern keine Übereinkunft erzielen, so tritt das ganze Storthing zu gemeinsamer Beratung zusammen. In diesem Falle werden aber zum Entscheid zwei Drittel sämtlicher Stimmen erfordert.

Alle von der Legislative angenommenen Gesetze werden an den König gesandt, der ihnen die Bestätigung geben oder versagen kann. Versagt er sie, so darf dasselbe Storthing die Verhandlung darüber nicht wieder eröffnen, sondern erst das folgende. Das Veto des Königs galt aber früher als ein lediglich suspensives. Man betrachtete es als selbstverständlich, daß ein Vorschlag, von drei aufeinanderfolgenden Storthingen angenommen, auch ohne Sanktion des Königs Gesetzeskraft erlange. Nur zweimal (1821 und 1842) hat indes das Storthing von diesem Recht Gebrauch gemacht, und beidemal hat die Regierung es nicht darauf ankommen lassen, ein absolutes Veto zu beanspruchen, sondern dem dreimal erneuten Beschluß des Storthings schließlich ihre Sanktion erteilt. Im März 1880 kam es zum erstenmal vor, daß der König einem solchen dreimal erneuten Beschluß des Storthings die Zustimmung verweigerte, und daß sich nun ein lebhafter

Kampf über die Natur des königlichen Vetos entspann. Während die Regierung und die „Höire" (Rechte) behaupteten, daß das absolute Veto des Königs in Bezug auf Veränderungen des Grundgesetzes über jeden Zweifel erhaben sei, war die „Venstre" (Linke) der Ansicht, daß der König verfassungsmäßig entweder kein solches Veto besitze oder höchstens ein suspensives.

Hierdurch ist das Storthingsgebäude zu Christiania in den letzten Jahren der Schauplatz der lebhaftesten parlamentarischen Kämpfe geworden, die noch heute nicht zum vollständigen Austrag gekommen sind. Die juristische Fakultät in Christiania trat in der Veto-Frage für die Ansicht der Regierung ein. Nachdem die letztere im Laufe des Jahres 1882 wieder mehreren wichtigen Beschlüssen des Storthings die Zustimmung versagt hatte, steigerte sich die Erregung im ganzen Lande. Die Wahlen brachten der Linken be-



Das Storthingsgebäude in Christiania.

deutenden Zuwachs, sie zählte nunmehr im Storthing 82 Stimmen gegen 32 der Rechten, konnte das Lagthing ganz mit ihren Anhängern besetzen und dabei noch im Odelsthing eine genügende Mehrheit behaupten. Jetzt wurde beschlossen, daß die Regierung sich vor dem Reichsgericht wegen gesetzeswidrigen Verfahrens zu verantworten habe.

Diese höchste Gerichtsbehörde besteht aus den vereinten Mitgliedern des Lagthings und des obersten Gerichtshofes (Höiesteret) unter dem Vorsitz des Präsidenten des Lagthings. Am 18. Mai 1883 trat diese Behörde zusammen und lud die Minister und Staatsräte des Königs vor ihre Schranken. Die Verhandlungen dauerten bis in das nächste Frühjahr hinein. Der Spruch über den Staatsminister Chr. A. Selmer erfolgte am 27. Februar 1884, über die andern Minister im Laufe des März. Drei der Minister kamen mit bloßen Geldbußen weg, weil sie nicht an allen Beschlüssen des Mini-

steriums teilgenommen; alle übrigen wurden abgesetzt. Indem der König (11. März) für seine Auffassung der Veto-Frage Verwahrung einlegte, gab er doch insoweit nach, daß er den Staatsminister seines Amtes enthob. Nachdem ein Übergangsministerium (Schweigaard-Løvenskjöld) umsonst versucht hatte, den Zwist auszugleichen, und die Bildung eines Kompromißministeriums gescheitert war, beauftragte der König endlich am 23. Juni Johann Sverdrup, den talentvollen Führer der Linken, ein neues Ministerium zu bilden, das dann auch in den folgenden Tagen zu stande kam. Die Regierung ließ sich nun zu weiteren Zugeständnissen herbei. Die früher verworfenen Storthingsbeschlüsse über die Teilnahme der Staatsräte an den Storthingssitzungen, über die Centralverwaltung der Eisenbahnen, die Lensmänner, die Erweiterung des Stimmrechtes u. s. w. erhielten die Sanktion, und der Kampf der Parteien trat wieder in ein friedlicheres Geleise. Sverdrup selbst mäßigte seine demokratischen Gelüste, sobald er die Zügel des Regiments in seinen Händen hatte, und gelangte nach und nach in solchen Gegensatz zu den schrofferen Mitgliedern seiner früheren Partei, daß diese sich spaltete und Sverdrup gezwungen wurde, abzudanken. An seine Stelle trat E. Stang mit einem konservativen Ministerium (12. Juli 1889).

Dasselbe hielt sich indes nicht lange, da der schwedische Reichstag die von ihm getroffene Übereinkunft mit der schwedischen Regierung verwarf, das norwegische Storthing aber darauf bestand, in der auswärtigen Politik als selbständiges Land vertreten zu sein. Das neue liberale Ministerium Steen-Blehr verlangte (1891) einen eigenen Minister des Auswärtigen für Norwegen, das Storthing einen selbständigen norwegischen Konsulardienst; der König verweigerte indes die Sanktion des Beschlusses und blieb dabei, so daß das liberale Ministerium schon 1893 wieder einem konservativen weichen mußte. Weder das konservative Ministerium Stang-Gram (1893), noch das Koalitions-Ministerium Hagerup-Gram vermochte jedoch eine friedliche Lösung der gesamten Unionsfrage herbeizuführen. Inzwischen drängten die norwegischen Patrioten die sogen. Flaggenfrage in den Vordergrund. Dreimal beschloß die Storthingsmajorität die Abschaffung des Unionszeichens in der norwegischen Handelsflagge und erklärte diesen Beschluß als Gesetz, obwohl der König andauernd seine Zustimmung verweigerte. Seit Februar 1898 führt wieder ein liberales Ministerium Steen-Blehr die Geschäfte.

Die norwegische Verfassung hat bei diesen Kämpfen eine schwere Probe glücklich überstanden. Bei Beurteilung derselben darf man nicht außer acht lassen, daß die Linke im Storthing sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzt. Es sitzen in ihrem Schoß radikale Schreier, die bei jeder Gelegenheit gegen das Königtum und dessen Rechte zu Felde ziehen, die Union mit Schweden untergraben, alle revolutionären Chimären anderer Länder in ihre Heimat übertragen und unter Hervorkehrung eines übertriebenen

Nationalkultus beständig die wahren Interessen des norwegischen Volkes bedrohen. Auch der solide und tüchtige Kern des Volkes hat indessen unter den Männern der Linken seine Vertretung und versicht nicht selten Forderungen, die das wahre Volksinteresse zum Ausdruck bringen. Man wird nicht leicht ein Volk finden, das so zähe an dem hergebrachten Gesetze hängt, so ernst und rechtlich denkt, wie diese strammen norwegischen Bauern, die von dem modernen Kulturschwindel noch wenig oder nicht berührt sind.

Den schönsten Palast hat diesem Volke und seiner Freiheit der liebe Gott selbst gebaut in den schneebedeckten Zinnen seiner majestätischen Berge, in den tausend Felsengängen seiner Fjorde, in seinen Alpen, Wäldern und grasreichen Thälern. Das Land hat etwas Verwandtes mit der Schweiz und mit Tirol; auch im Volk und Volksleben finden sich ähnliche Züge. Einen recht ansehnlichen Palast hat dieses Volk aber auch seinen parlamentarischen Vertretern errichtet — das ist das Storthingsgebäude, dem königlichen Schlosse gegenüber. Beide verbindet die Karl-Johans-Gade, die hier südwärts offen ist. Denn an den Schloßpark stoßen unmittelbar die Anlagen des sogen. Studenterlund und dann der ebenfalls mit Anlagen gezierte Eidsvoldsplatz. Am östlichen Ende dieses Platzes erhebt sich eine Balustrade aus dunklem Granit, dahinter der 1866 von dem schwedischen Architekten Langlet vollendete Storthingsbau aus gelblichem Sandstein mit Unterbau und Profilierungen aus rotem Granit. Von der tieferliegenden Hauptfront treten zwei Seitenflügel hervor, in der Mitte aber ein höheres, halbkreisförmiges Mittelgebäude, in dessen Hauptstockwerk der Storthingssaal sich befindet. Das Ganze, in romanischem Stile ausgeführt, macht einen mehr sonderbaren, fremdartigen, als großartigen Eindruck. Dafür ist die innere Einrichtung praktisch und geschmackvoll. Der Storthingssaal ist hell und geräumig. Um die im Halbkreis geordneten Sitze der Abgeordneten zieht sich eine Galerie, die 300 Zuhörer faßt. An der Wand hinter dem Präsidentenstuhl vergegenwärtigt ein großes Gemälde die Reichsversammlung zu Eidsvold im Jahre 1814, mit ziemlich getroffenen Porträts der sämtlichen Mitglieder. Voran stehen Falsen und Christie.

Zwischen den Bäumen auf dem Eidsvoldsplatz hat der Dichter Henrik Wergeland sein Denkmal erhalten. Weshalb gerade er, ist schwer zu sagen. Einer der Väter der norwegischen Verfassung oder ein späterer norwegischer Staatsmann oder König Oskar I. hätte hier entschieden besser hingepaßt. Wergeland ist auch nicht, wie schon deutsche Reisende behauptet haben, der erste norwegische Dichter, sondern nur einer der wunderlichsten Käuze der norwegischen Litteratur. Als Sohn eines Mannes, der sich vom Viehhirten zum Pfarrer in Eidsvold und zu einem Mitglied der berühmten Reichsversammlung emporarbeitete, wurde er am 17. Juni 1808 geboren, kam 1825 als Student an die Universität und machte 1829 sein Theologie-

Examen. Um dieselbe Zeit verfaßte er sein poetisches Hauptwerk „Die Schöpfung, der Mensch und der Messias“, oder, wie er es selbst nannte, „Der Menschheit Epos und des Republikaners Bibel“, ein unausgegorenes und völlig ungenießbares Ragout von Rousseau, Klopstock, Bibel, Theologie, Aufklärung und Unsinn, nicht ohne Anflüge von wahrer Begeisterung, aber von hohlem Pathos, formlosem Bombast, schreiender Geschmacklosigkeit überflutet. Wie betrunken von einem verspäteten Freiheitsdusel und der Weltbürgerschwärmerei des 18. Jahrhunderts, begrüßte er die Julirevolution als den Morgen der allgemeinen Freiheit, die er in seinem poetischen Ungeheuer verkündet zu haben meinte. Die Revolutionäre aller Länder drückte er an sein Bruderherz, schwärmte dabei für die einzig echte norwegische Gesinnung und schlug einen so thörichten Spektakel an, daß selbst in den Reihen der Studenten sich Widerspruch gegen ihn erhob. Die talentvollsten unter ihnen, so die späteren berühmten Dichter Welhaven und P. A. Munch, die späteren Staatsmänner Schweigaard und Stang, griffen ihn öffentlich an. Der erstere unterwarf Wergelands vermeintliches Weltgedicht einer gründlichen und ebendeshalb vernichtenden Kritik. Dann setzte er ihm in seinem meisterhaften Sonettenkranz „Norwegens Dämmerung“ ein Muster seiner Form und zugleich die schönsten Ideen eines Dichters über norwegische Bildung und norwegische Vaterlandsliebe entgegen. Darüber entspann sich ein Federkampf, bei welchem das ganze Publikum Partei ergriff. Die feiner Gebildeten stellten sich fast ausnahmslos auf Welhavens Seite, die große Menge war aber nicht im stande, dessen Verdienst und Wert zu würdigen, und jauchzte deshalb dem freiheitstrunkenen Wergeland zu. Mit Recht konnte ihm Welhaven in einem seiner Sonette zurufen:

Ein Hurraruf, ein Schnaps, — mehr braucht es nicht —
Und gleich im Nu die Pulse rascher schlagen,
Um in das Märchenreich den Geist zu tragen,
Wo adlergleich dein Blick durchdringt das Licht.

Doch Wolken nahen, dunkelgrau und dicht,
Bald steckt der Kleine in dem feuchten Kragen,
Und keine Himmelsburgen ihn umragen,
Im nassen Sand verrinnt sein Traumgesicht.

So wenig frommen Trunkenheitsekstasen,
Unfähig, zu verteid'gen ihren Platz,
Noch jemals zu versteh'n das eig'ne Streben.

Doch giebt das Wort, die Feder ihnen Leben,
Der Pöbel jauchzt zu jedem tollen Satz,
Denn er hat selbst Talent und Lust zu rasen.

Im Laufe weniger Jahre hatte Wergeland seinen Revolutionsrausch ausgetobt, nahm (um 1838) vom König eine Jahrespension von 200 Spezies-

thalern an, und der Verfasser der „Republikaners Bibel" dichtete jetzt auf Seine Majestät, worüber sich seine früheren Gegner mit allem Recht lustig machten. Er kämpfte dann noch für die Judenemancipation, die wirklich durchgeführt wurde, während ein lächerlicher Jesuiten-Artikel noch heute die freiheitliche Staatsverfassung entstellt und teilweise Lügen straft. Als Dramatiker und Historiker hat Wergeland nichts von Bedeutung geleistet, dagegen blieb er durch warmempfundene lyrische Gedichte in der Gunst des Volkes, und als ihn im Jahre 1845 die Schwindsucht vorzeitig im Alter von kaum 37 Jahren hinwegraffte, bevor er eigentlich ein wahrhaft großes Kunstwerk vollendet hatte, folgte ihm ein unverdient hoher Ruhm mit ins Grab. Dankbare Juden setzten ihm einen Grabstein, und am 17. Mai 1881, dem Jahrestag seiner einstigen kindisch-revolutionären Demonstration von 1830, wurde seine Statue auf dem Eidsvoldsplatz enthüllt. Es war die Zeit, wo die radikale Agitation gegen das Königtum die höchsten Wellen schlug, und so ist das Denkmal mehr als ein politisches Parteimanifest denn als ein Monument der Dichtkunst zu betrachten. Welhaven, der, ein Jahr älter, noch bis 1867 Ästhetik und Litteraturgeschichte an der Universität lehrte, und erst 1873 starb, hätte diesen Ehrenplatz vor dem Storthingshause mindestens ebenso gut, wenn nicht mehr verdient.

Zwischen dem Königsschloß und dem Storthingsgebäude liegen an der nördlichen Seite der Karl-Johans-Gade die Bauten der Universität. Sie ist die jüngste der vier nordischen Universitäten.

Upsala, von dem Reichsverweser Sten Sture 1477 gegründet, und Kopenhagen, 1479 von Christian I. nach einer italienischen Reise gestiftet, gehören dem Mittelalter an und verbinden die nordische Wissenschaft noch einigermaßen mit den Überlieferungen der katholischen Vorzeit; Lund trat 1668 ins Leben, in der Vollblüte des orthodoxen Luthertums; Christiania, 1810 eröffnet, ist eine Schöpfung der neueren Zeit. Sie sollte eigentlich das Band zwischen Dänemark und Norwegen wieder enger knüpfen, betrat aber gerade die entgegengesetzte Bahn: sie wurde der Ausgangspunkt eines wissenschaftlichen und politischen Lebens, das sich in mehr oder weniger nationaler Selbständigkeit von Dänemark wie Schweden absonderte.

Was die Zahl der Studenten betrifft, so stand noch im Jahre 1880 ebenfalls Upsala (mit 1300—1500) voran, dann kam Kopenhagen (über 1000), Christiania (etwa 700), Lund (etwa 500). Im Herbst 1898 hatte Kopenhagen (Universität und Polytechnikum zusammen) ungefähr 2000 Hörer, Upsala 1458, Christiania ungefähr 1300, Lund 643. Der Lehrkörper zählte 1898 in

Kopenhagen	54	Professoren,	1	außerord.	Prof.,	31	Docenten	und	Assistenten,
Upsala	35	„	25	„	„	66	„	„	„
Lund	25	„	15	„	„	60	„	„	„
Christiania	59	„	—	„	„	27	„	„	„

Trotz der kurzen Zeit ihres Bestandes zählt die norwegische Universität schon heute viele in der Wissenschaft berühmte Namen, wie die Juristen Schweigaard, Aschehoug und Brandt, die um nordische Sprachforschung hochverdienten Philologen Sophus Bugge, Richard Unger, Joh. Storm, die Geschichtsforscher Rudolf Keyser, Peter Andreas Munch, Andreas Lange, O. Rygh, Ernst Sars, Ludwig Daae, die Zoologen Michael Sars und Ossian Sars, den Mathematiker Abel und den Astronomen Hansteen. Auch Norwegens hervorragendste Dichter, Welhaven, Wergeland, Andreas Munch, Björnstjerne Björnson und Henrik Ibsen, haben hier studiert, ebenso der gemütliche Forstmann und Naturschilderer Peter Christian Asbjörnsen, der im Verein mit seinem Freunde, dem Bischof Jörgen Moe, das norwegische Volksmärchen in meisterhafter Darstellung neu belebte und sich damit alle Herzen eroberte. Trotz der großen Macht, welche das Luthertum noch in Norwegen ausübt, hat sich die Geschichtschreibung in hohem Maße der Vorurteile entledigt, die bis in dieses Jahrhundert hinein auf dem angeblich dunklen Mittelalter lasteten. Peter Andreas Munch hat demselben in seiner achtbändigen Geschichte des norwegischen Volkes ein glänzendes Denkmal gesetzt. R. Keyser hat von der mittelalterlichen Kirchengeschichte Norwegens ein Bild entworfen, das in seiner Totalität die Glaubenstrennung als einen sehr fraglichen und bedenklichen Fortschritt erscheinen läßt, während Rich. Unger durch Herausgabe der schönsten Werke altnordischer und speciell christlicher Litteratur das Geistesleben des Mittelalters zu neuem Ansehen brachte. Andreas Lange hat mit immensem Fleiße in den Trümmern der norwegischen Klöster herumgegraben, sie gegen viele Lügenberichte in Schutz genommen und ihre Verdienste um Christentum und Civilisation in ein sehr freundliches Licht gestellt. Nicht ohne mannigfache Schiefheiten, aber doch mit einem gewissen Zuge von historischer Pietät hat Ludwig Daae der Geschichte und Legende der nordischen Heiligen nachgeforscht und ihr Andenken neu aufgefrischt. Die Umschau des neuesten Kirchenhistorikers A. Chr. Bang aber gipfelt in dem Satze: „Die Arbeit der gefallenen Kirche ging doch nicht verloren. Wie das Volk bei seinem Übergang zur Reformation die Roheit und Zuchtlosigkeit mit sich nahm, welche die Kirche nicht zu überwinden vermocht hatte, so nahm es gleichzeitig auch jenen Schatz von Gottesfurcht mit sich hinüber, der die Frucht der jahrhundertlangen Wirksamkeit der Kirche war."

Die drei Hauptgebäude der Universität sind in griechischem Stil erbaut, nach einem Plan von Grosch, den Schinkel verbesserte. Der Bau wurde 1841 begonnen, 1853 vollendet. Die drei Flügel stehen frei und umschließen einen Platz, der nach der Karl-Johans-Gade offen steht. Sie umfassen außer den Hörsälen und der Universitätsbibliothek (230 000 Bände) sehr reiche und bemerkenswerte naturwissenschaftliche, ethnographische, historisch-archäologische Sammlungen.

Die „Samling af nordiske Oldsager“ (Antiquitäten) zählt gegen 12000 Nummern. Das Merkwürdigste ist ein altes Vikingerschiff, das hinter dem Bibliothekgebäude in einem eigenen kleinen Gebäude aufbewahrt wird. Es wurde 1880 zu Gokstad (einst Gaukstadir, d. i. Kuckuckshof) am Sandefjord (zwischen Tönsberg und Laurvik gelegen) aus einem Hügel ausgegraben, der im Volksmunde der Königshügel hieß. Die Sage ging, es ruhe da ein König mit all seinen Schätzen. Niemand dachte indes daran, diese Schätze ans Tageslicht zu bringen, bis die Antiquarische Gesellschaft im Frühling des genannten Jahres dies unternahm. Die Gesamtkosten kamen auf 8700 Kronen. Dafür erlangte man aber einen der merkwürdigsten archäologischen Funde der Neuzeit, ein wohlerhaltenes Schiff jener Zeit, in welcher die normännischen Vikinger alle Küsten Europas unsicher machten.

Denkmal des Dichters Asbjörnsen in Christiania.
(Phot. A. Lindahl.)

Das Schiff ist im Kiel 20,1 m, oben aber vom Spriet zum Bug 23,8 m lang, in der Mitte 5,1 m breit und 1,2 m tief, ungemein schlank, leicht und doch fest gebaut, gleich einem Vogel nach der Spitze hin ausgeschweift, ganz der Vorstellung entsprechend, den der Teppich von Bayeux von einem solchen Vikingerschiff giebt. Der Mast ist gekappt und seine Höhe deshalb nicht mehr zu bemessen. Dagegen ist das Steuerruder wohlerhalten und wurde genau an seinem Platze aufgefunden. Es ist über 3 m lang, 0,5 m breit; die zierlich geschnitzte Steuerstange hat 1 m Länge. Der ganze Schiffsrand war oben mit kreisrunden Schilden besetzt, aus Holz mit Eisen beschlagen, von abwechselnd schwarzer und gelber Farbe. Einige derselben hat man erneuert und wieder an ihrer Stelle angebracht. Erhalten sind ferner der Pflock, an dem der Anker befestigt war, eine Landungsbrücke, zahlreiche Dielen, die ein loses Verdeck bildeten, Trümmer von drei

Booten, die das Schiff mit sich führte und die, wenn man sie auch nicht wiederherstellen konnte, doch die Konstruktion noch einigermaßen erkennen lassen, zwei einfache Bettstellen und endlich eine Totenkammer, in welcher die Leiche des mit seinem Schiffe begrabenen Königs ruhte, ehe sie von Räubern ausgegraben und geplündert wurde. Daß ein solcher Raub stattgefunden haben mußte, zeigte der Zustand, in dem man das Schiff fand, ganz deutlich.

Wer der hier begrabene Häuptling war, darüber schwanken die sehr unbestimmten Vermutungen. Dagegen wird die Bemannung des Schiffes nach den vorgefundenen Rudern, Ruderluken und Schilden mit ziemlicher Sicherheit auf 64—70 angesetzt. Der gewaltige Kielbalken krümmt sich nach hinten wie ein Fischschwanz. In ihm vereinigen sich die sorgfältig behauenen, kräftigen und gutgefestigten Rippen. Die Planken, welche die Schiffswände bilden, sind von innen mit Nägeln, von außen mit Eisenbändern aneinander und an die Rippen festgemacht. Alles ist tüchtige, solide Arbeit, die dem wildesten Sturme Trotz bieten konnte.

Es ist ein eigenartiger Eindruck, wenn man sich aus den Hörsälen moderner Wissenschaft unmittelbar an diese Trümmer der Vikingerzeit versetzt sieht.

Doch wir dürfen hier nicht verweilen. Es ist in Christiania noch gar vieles zu sehen! Die Universitätsgade führt uns an einen schmucken Renaissancepalast — das Kunstmuseum, das in seinem unteren Geschosse einige prächtige Leistungen norwegischer Bildhauer, in seinen oberen Räumen eine feine Auswahl norwegischer Malerei enthält. Da sind herrliche Landschaftsbilder von Dahl, Baade, Eckersberg, Gude, Cappelen, Morten Müller, Bodom, Munthe — ein fesselnder Reflex des Schönsten, was wir noch eben auf unsern Wanderungen geschaut. Da führt uns Tidemand, der tieffühlende Volksmaler seines Heimatlandes, die zwei „einsamen Alten" und die „Abendversammlung der schwärmerischen Haugianer" vor. Da holt uns Arbo die „Walküren" aus dem Traumreich der Edda hervor und läßt den „Asgaardsreien", die wilde Jagd der nordischen Sage, leibhaftig, in tollem Wirrsal an unsern Augen vorüberziehen. Man staunt über die Fülle von Schönheit, Lebenskraft und Poesie, die in diesen Bergen weilt. Was soll's erst werden, wenn die norwegischen Maler einmal in all die übrigen Schätze ihrer Sage, Geschichte und Poesie hineingreifen, wenn Harald Schönhaar und König Sverre, die Erzbischöfe von Throndhjem und die isländischen Skalden in Farben lebendig werden, die Legende des hl. Olaf neue Dome schmückt und erhabene Küstenlandschaften sich mit dem Bilde der hl. Sunniva beleben!

Etwas weiter die Straße hinauf, an der Ecke der Pilestraede, begegnet uns im Kunstindustrie-Museum eine reiche Sammlung, die uns die häus-

St. Olafskirche und -straße in Chriſtiania.

liche und gewerbliche Kunst Norwegens vor Augen führt, phantasiereiche Holzschnitzereien, prächtige, bunte Gewebemuster, Trachten der verschiedenen Landschaften, Gegenstände der Kleinkunst von mannigfaltigster Art. Das einzige, was wir zu bedauern haben, ist, daß sich zu viel Fremdes in die Sammlung eingeschlichen, daß sie sich nicht ausschließlich national gehalten hat. Für den, der nur Norwegen kennen lernen will, ist das hinderlich; für die praktischen Ziele der Sammlung dagegen ist das allerdings kaum zu vermeiden.

Die nächste Straße, an die wir gelangen — ist das nicht schön? — heißt St. Olafsgade. Der heilige König ist also nicht aus der Erinnerung des Volkes geschwunden. Oben an ihrem Ende steht auch eine St. Olafskirche, und zwar eine katholische, gotisch, recht schön und würdig, wenn auch nicht sehr groß, bereits 1853 errichtet, seither wiederholt verschönert und noch neuerlich mit prächtigen Glasgemälden ausgeschmückt. Dahinter steht das katholische Missionshaus, die Wohnung des apostolischen Präfekten, die katholische Schule, und an der andern Seite der Akersgade, die hier mit der St. Olafsgade zusammentrifft, eine katholische Mädchenschule, die von ausländischen, meist französischen Schwestern geleitet wird. Die Pförtnerin, welche mir hier des Morgens die Thüre öffnete, als ich die Messe lesen sollte, war aus Rom gebürtig, andere Schwestern waren aus Deutschland. In der Nähe leiten die Schwestern noch ein kleines Spital. Wie anderswo, findet das charitative Wirken auch hier ein freundliches und meist dankbares Entgegenkommen.

Weiter unten an der Akersgade ragt eine neue protestantische Kirche hervor, die Dreifaltigkeitskirche, ein prächtiges Oktogon in gotischem Stile. Verfolgt man aber die Fortsetzung der Akersgade, den Akersvei weiter den Hügel hinauf, so kommt man zu dem ehrwürdigsten Gotteshause der Stadt, der alten romanischen Akerskirche, der einzigen, die noch aus katholischer Zeit stammt. Wir kommen an dem Hauptkirchhof vorbei — Vor Frelsers Gravlund. Es ist wirklich ein Grabeshain, ein schöner Garten, die Gräber und Grabsteine mit dem lieblichsten Blumenschmucke überschüttet, sorgfältig gepflegt und fleißig besucht, ein Zeugnis edler und treuer Familienliebe. Von der alten Akerskirche führt uns ein Seitenweg noch weiter den Hügel hinauf zu dem sogen. St. Hanshaugen, d. i. zum St. Johannishügel. Da steht das große Reservoir, das die Stadt mit Wasser versieht.

Hier genießt man eine der schönsten Aussichten auf die Stadt. Zu unsern Füßen liegen die Quartiere, die wir soeben durchwandert: die St. Olafskirche und die Dreifaltigkeitskirche und das große neue Reichshospital. Herrlich tritt auf seinem Hügel das Königsschloß hervor, von dem man die Richtung der Hauptstraße stellenweise bis zur alten Hauptkirche der Stadt verfolgen kann. Dahinter breitet sich die Altstadt aus, an deren Ende die Festung Akershus hervorglänzt.

Ostwärts dehnen sich die neueren Stadtteile Grünerlökken, Grönland, Gruelokken, Enerhaugen aus, an die sich dann Oslo anschließt, in weiterem Kreise der Kirchhof Sophienberg und der ausgedehnte Botanische Garten.

Westwärts schließt sich an die Altstadt der Stadtteil Piperviken, an die Gärten des Königsschlosses die Vorstadt Homansby. Weiter westlich aber geht die Stadt in einen weiten Kranz der schönsten Villen und Gärten über, die kein Ende nehmen wollen bis zu der Halbinsel Ladegaardsö, aus deren Waldpartien das Schloß Oskarshall hell herüberschimmert.

Statt seiner 207 000 Einwohner könnte der Raum, auf welchem Christiania steht, ihrer wohl eine Million beherbergen, wenn der Platz mehr gespart, die Häuser höher und gedrängter zusammenständen. Aber allüberall drängen sich noch freie grüne Plätze und Gärten zwischen die Häuserkomplexe, und die Fabrikquartiere mit ihren Werkstätten und Schlöten vermögen das freundliche Bild nicht zu stören. An allen Punkten der Stadt tauchen Kirchen und Kirchtürme auf, und da die Mehrzahl der Gebäude nicht hoch ist, so kommen die stattlichen Bauten um so mehr zur Geltung. Umschlungen von den belebten, malerischen Geländen seiner Bucht, breitet sich weit und wonnig der blaue Fjord aus mit seinen Schiffen und Barken, seinen Inseln und Landzungen, seinem phantastischen Gewirre von Meer und Land, das erst am Horizont in bläulichen Duft zusammenfließt. Und wenn nun die Sonne zwischen gewaltigen Wolkenbergen durchblitzt und Ufer und Meer glitzern und jauchzen in ihrem Glanze, da wird man wohl gern auch Christiania einen Platz zuerkennen unter den schönsten Hauptstädten Europas. In der Verschiedenheit der Scenerie aber wird man an das Doppelbild erinnert, das Welhagen von Norwegen entworfen hat:

Das bloße Haupt von arkt'scher Nacht umfangen,
Die Brust bewegt von mächt'gem Wellenschlag,
Mit langem Dämmerlicht und kurzem Tag,
Norwegens Fels ragt ohne Furcht und Bangen.

Wohin auch nur des Wandrers Schritte drangen,
Er Kämpfe hören, Kraft er schauen mag,
Lawinen stürzen dort durch Fels und Hag,
Waldbäche jäh die Mühle hier verschlangen.

Und kömmst vom Meer zur Küste du gezogen,
Wo hoch am Fels die Stürme nimmer rasten,
Kömmt nicht als Riesenwrack das Land dir vor?

Schwarz steigt der Rumpf vom dunkeln Grab der Wogen,
Die Felsen starren gleich gebrochnen Masten,
Und Wolken hängen dran als Trauerflor.

* * *

Doch wend dein Auge zu den Freudenfunken,
Die immerdar entglüh'n des Landes Schacht,
Zum Jubel, der versüßt die Winternacht,
Zur Schönheitsrose licht- und wonnetrunken.

Hier stehst im Waldesduft du froh versunken,
Dort bebt der Felsen von des Gießbachs Macht,
Hier schwillt die Frucht in voller Farbenpracht,
Dort hell des Gletschers Eiskrystalle prunken.

Und diese Lebensglut und milde Kraft,
Verknüpfend Südens Lenz und Winterzone,
Das ist Norwegens Adelsrecht und Glanz.

Die Heldenstärke kämpft um einen Kranz,
Es schmückt der Sieg sie mit der Schönheit Krone
Und Blütenzier umschlingt den Lanzenschaft.

Relief von einem Taufbecken aus dem Kirchspiel Lockne.

12. Oskarshall.

Die norwegische Hauptstadt bietet dem Reisenden in ihrer nächsten Nähe eine Reihe der schönsten Ausflüge. Eine Bootfahrt nach Hovedö verbindet die reizendsten Sichten auf den Fjord mit den merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen. Nach Oslo, wo jetzt der lutherische Bischof residiert, führt die Pferdebahn: von da erreicht man in angenehmem Spaziergang den Ekeberg im Osten der Stadt, von wo der ganze Fjord wieder eine andere Ansicht gewinnt. Zwei andere beliebte Aussichtspunkte sind Sarabraaten noch weiter östlich von der Stadt und die Alp Frognesaeter im Nordwesten, beide Besitzungen des schweizerischen Konsuls und Bankiers Heftye, beide mit weiter Fernsicht auf den Fjord, wie auf die Berge von Thelemarken, Numedal und Ringerike. Ein weiteres lohnendes Panorama gewährt der Berg Kolsaas im Westen der Stadt, zu dessen Fuß man mit der Bahn gelangen kann, so daß es sich nur noch um einen kleinen Spaziergang handelt.

Im Norden der Stadt führt eine überaus malerische Straße an der prachtvollen Irrenanstalt Gaustad vorbei zum Maridalsvand, einem kleinen Bergsee (144 m über Meeresfläche), welcher Christiania mit Wasser versorgt. Man findet sich hier völlig dem bunten Leben und Treiben des Fjords entrückt, in stiller, ländlicher Vergeinsamkeit. Am Nordende des Sees stehen trauernd die Ruinen einer verfallenen Marienkirche, wahrscheinlich einst früher eine Dependenz von einem der Klöster bei Oslo. In einem Bauernhof, den wir da besuchten, fanden wir noch ganz die gute alte Zeit — Wohnhaus und Vorratshaus getrennt, das Dach des Blockhauses weit überragend, das Innere der Stuben getäfelt und mit Schnitzereien verziert, die Bettstelle mit buntgemusterten Vorhängen von dem übrigen Raume abgesondert. Die Hausfrau saß, als wir kamen, an ihrem Webstuhl von alter Façon und wob gerade an einem Stück bunten Tuches nach alter Mode — nur zwei Stunden weit von den vielen Fabriken und Spinnereien, in welchen der Dampf Hunderte von Rädern treibt, um den modernen Menschen mit baumwollenen Zierlappen zu behängen. Alles in der Stube

war von ausgesuchter Sauberkeit, die Fensterbretter mit Blumen geschmückt. Die Leute waren so gut und gemütlich und schlicht, als wüßten sie noch nichts von den Miserien der neueren Zeit. Für ein Glas Milch, um das wir baten, und das uns frisch und warm aus dem Stall gebracht wurde, wollten sie kaum etwas annehmen. Man muß überhaupt von den besuchtesten Touristenwegen und Touristenplätzen abbiegen, wenn man das Volk noch in seiner liebenswürdigen Einfachheit finden will. Schon in einem Halbstündchen waren wir wieder in der geldsüchtigen Kultur und unter den modernen Schwerennöten, am Gressenbad, einer Wasserheilanstalt, von der sich übrigens eine herrliche Sicht über den Fjord eröffnet. Eine breite Straße zieht sich hier in die östlichen Teile der Stadt hinab, wo der Akerself, in kleinen Wasserfällen über die Felsen herabtosend, zahlreiche große Fabriken und Mühlen treibt.

Tritt von Norden her ländliches Stillleben an die Stadt heran, so entwickelt sie sich westwärts zur schmucksten Campagna, durch die schon mit der Eisenbahn zu fahren ein Vergnügen ist. Aber wie staunt man erst, wenn man der Landstraße und den Seitenpfaden folgt, über die Menge und Schönheit der Villen, von denen jede in ihrem eigenen Park und Garten thront, mit Springbrunnen und Zierbeeten, Gewächshäusern und Alleen, Kiosks und Baumgruppen, malerischen Anlagen und Gartenkünsten jeder Art! Der lange Sommertag übt schon hier seine Macht aus; Baum und Strauch und Blume und Gras entfalten sich zum üppigsten Flore. Man glaubte in einem südlicheren Lande zu sein, wenn nicht die frische Meeresbrise und das helle Blau des Himmels an das Nordland gemahnten.

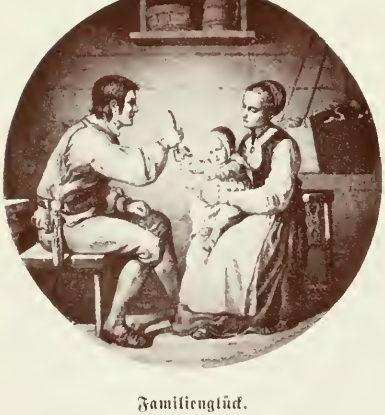
Fast nur ein einziger Park ist die Halbinsel Ladegaardsö, die sich von der Westbahnstation Bygdö einen halben Kilometer weit südlich in den Fjord hinein erstreckt. Dieser prächtige Fleck Landes war einst königliches Eigentum. König Hakon V. hinterließ ihn seiner Witwe Eufemia von Arnstein, Tochter eines Grafen von Ruppin, diese ihrer Tochter Ingeborg, und diese schenkte ihn dem Cistercienserkloster auf Hovedö. Mit den übrigen Gütern dieses Klosters wurde die Halbinsel zur Zeit der Glaubenstrennung von dem Kommandanten der Festung Akershus geraubt und zum Meierhof dieser Festung. Daher erhielt sie ihren Namen „Ladegaardsöen", d. i. Meierhofsinsel. Sie blieb in den Händen des Staates, bis König Karl Johann sie 1837 demselben abkaufte. Karl XV. verkaufte sie indes an den Staat zurück.

Auf einem Felsenvorsprung der Ostküste an der sogen. Frogner Kile (d. h. Bucht) erbaute sich in den Jahren 1847—1852 Oskar I. ein kleines Lustschloß im sogen. Tudorstil, Oskarshäll, das der ganzen Landschaft mehr Leben, Abwechslung und Schönheit verleiht. In drei Stockwerken, mit hohem, schlankem Turm ragt es über den Felsenvorsprung, weit sichtbar,

Selige Kindheit.

Die Werbung.

Der Hochzeitszug.



Familienglück.

Familiensorge.

Scenen aus dem

Gemälde von Adolph

Väterliche Unterweisung.

Mütterliche Unterweisung.

Nächtliche Fahrt im Fjord.

Abschied.

Allein.

vegischen Volksleben.

und im Schloß Oskarshall.

in den Fjord hinaus. Das Innere ist ein wahres Schmuckkästchen, nicht in dem modernsten Sinn, der nur auf Metallwert, Stilgerechtigkeit oder Schaugepränge sieht, sondern im schönen künstlerischen Sinn, der die Blüten der schönsten norwegischen Naturbilder, Volksscenen und Geschichtserinnerungen wie in einem Abriß an diesem auserlesenen Plätzchen zu vereinigen suchte.

So umschließt der höchst geschmackvoll getäfelte Speisesaal einen Doppelkranz von Malereien, von denen man den einen ein Idyll, den andern ein Landschaftsepos in Farben nennen könnte. Der erste ist von Tidemand, dem berühmten Schilderer des norwegischen Landlebens. Er hat darin die schönsten Züge so harmonisch und ergreifend zusammengestellt, daß das anspruchslose Genre sich fast zur Würde und Kraft der Historienmalerei erhebt.

Oskarshall. (Phot. A. Lindahl.)

Der Held ist das Volk selbst, in seinen Leiden und Freuden, in seiner immer sich erneuernden Jugendkraft.

Hier spielt Knabe und Mädchen am steilen Felsenhang, selig mit ihren Ziegen zwischen den Feldblumen des Gebirges. Dort macht der fröhliche Bursch der Alpenmaid die Erklärung seiner Liebe, und verlegen zupft sie am Mieder und läßt die Milch überwallen, die sie im Kessel ans Feuer gestellt. Nun folgt der Brautzug in der schimmernden Volkstracht am Gestade des Fjords, Braut und Bräutigam und der lustige Küchenmeister und der fröhliche Spielmann mit seiner Klarinette und die guten Alten, die im Glück des jungen Paares neu aufleben, und die Kinder, denen Bretzeln noch die Hauptsache sind. Andreas Munch hat dies Bild in die schönsten Verse gefaßt, während die ersten Scenen in Björnsons Novellen ihren ebenbürtigen poetischen Ausdruck gefunden haben. Allerliebst ist das „Familien-

glück" gezeichnet: auf dem Schoße der jungen seligen Mutter das liebliche Kind, das spielend nach des kräftigen Vaters Pfeife greift. Aber nun kommt das Gegenbild des Schmerzes und der Sorge: die Mutter am Bettchen eines todkranken Töchterleins, ein jüngeres Kind auf ihrem Arm, indes ein anderes Schwesterchen ängstlich das kranke betrachtet, der Vater den Knaben Netze stricken lehrt, um in der niederdrückenden Trauer sich zu zerstreuen. Wunderherrlich ist der erwachsene Sohn, der von der Mutter Abschied nimmt, um in die weite Welt zu ziehen: auch diese Scene hat Björnson so wahr und so ergreifend dargestellt, daß es schwer zu sagen fällt, ob Maler oder Dichter tiefer in des Volkes Seele geschaut. Nun ist Vater und Mutter allein, von allen Kindern verlassen, am Lebensabend angelangt, aber zufrieden in Gott; die Mutter ganz in seinen Willen ergeben, wie verklärt, der Vater schaut ernst und mutig aus seinem Buche auf. Das Tagewerk ist vollendet: des Hauses Glück und Ehre lebt in treuen Kindern fort.

Alle Einzelzüge dieses Familienidylls sind mit einer Lebenswahrheit dargestellt, welche jeden Beschauer fesseln muß; aber es ist nicht die öde Realistik der Gegenwart: wie im Volke selbst, so waltet in diesen Gestalten wahre Liebe, ein höheres und edleres Streben, das über diese Welt hinausreicht. Ein christlich frommes Gemüt spricht aus den treuherzigen, lieben Gesichtern, eine echte Künstlerhand hat allen Gestalten und Gruppen Leben und Farbe gegeben.

Die tiefempfundene Lyrik des Volkslebens mit seinen mächtigsten Accorden spricht uns aber um so mehr an, als neben diesem Bilderkranz die Hand eines andern Meisters, Joachim Frichs, einige der erhabensten Scenen norwegischer Natur hinzugefügt. Wir haben die herrliche, majestätische Gottesnatur vor uns, in welcher dieses treue, brave Volk lebt und webt. Und nicht das Bizarre und Seltsame hat der Maler gewählt, sondern die Grundtypen der norwegischen Landschaft, wie sie in unendlicher Mannigfaltigkeit und Abstufung sich fast überall wiederfinden.

Die gewaltigen Bergschluchten sind durch die Rabenschlucht (Ravnedjuvet) in Telemarken vertreten, die zahllosen Wasserfälle durch jenen bei Stans im Hallingdal, die herrlichen Felsgestalten durch das Romsdalshorn, das Gebirgsdorf durch Lom im Gudbrandsdal, der Bergstrom durch den Laagen im Numedal, der Fjord mit seiner wunderbaren Vereinigung von Gebirgs- und Meerlandschaft in dem zauberhaften Norangfjord. Der Wanderer, der Norwegen durchstreift, findet hier das Ausgesuchteste, das Bedeutendste treffend vereinigt. Er hat gewissermaßen ganz Norwegen vor sich. Die Ausführung aber erreicht in mancher Hinsicht die Leistungen der besten Landschaftsmaler. Jedes der Bilder rundet sich zu einem stimmungsvollen Ganzen ab, und alle vereint bilden wieder eine überwältigend schöne Einheit.

In dem mit Eichenholz getäfelten Empfangssaal des Schlosses begrüßt uns die Geschichte, allerdings gegen Natur und Volksleben nicht genug vertreten, aber doch vertreten in Zinkstatuen der berühmtesten vier Könige des alten Norwegens: Harald Schönhaars, des Gründers der Monarchie und des Reiches; Olaf Tryggvasons, der das Christentum in Norwegen und all seinen Nebenländern verkünden ließ; Olafs des Heiligen, der als Märtyrer den eigentlichen Sieg des Christentums vollendete; und Sverres, der als nordischer Hohenstaufe zwar die Interessen des Königtums gegen die Kirche zu zeitweiligem Siege brachte, aber eben dadurch die Kraft seines Reiches und seines Thrones aufs tiefste erschütterte. Es ist schade, daß die merkwürdige Königsgeschichte nicht weitere Verkörperung gefunden hat. Sie giebt der englischen an poetischem Reize nichts nach.

Die nordische Sage ist in den oberen Gemächern des Schlosses zum Ausdruck gekommen, und zwar in einem Kreise von Marmorreliefs, in welchen Chr. Borch die Hauptmomente der Frithjofssage darstellte — eine sehr wohlgetroffene Wahl, da sich hier zugleich ein altnorwegischer Sagenstoff und die gefeiertste Dichtung des neueren Schwedens verkörperten. Den farbigen Hintergrund dazu lieferte Gude, indem er in vier Landschaften aus dem Sognefjord die Stätten vergegenwärtigte, auf denen jene hochromantische Geschichte spielt.

Im dritten Stock rufen uns die sämtlichen Familienporträts der königlichen Familie aus dem Zauberland der Sage in die Gegenwart zurück und machen uns namentlich mit dem König Oskar I., dem Erbauer dieses Schlosses, bekannt und mit seiner katholischen Gemahlin Josephine, unter deren Schutz und Einfluß katholisches Leben nach 300jähriger Verbannung in das Reich Olafs des Heiligen zurückgekehrt ist.

Endlich stehen wir auf dem Turm und bewundern in den Strahlen der Abendsonne von neuem die Königsstadt, die von hier aus wohl den schönsten Anblick gewährt. Der prosaische Industrialismus der östlichen Stadt ist hier in den Hintergrund gerückt. Worauf der Blick zunächst fällt, ist die Halbinsel mit ihrem reichen Busch und Wald, die weite Campagna den Strand entlang, von waldigen Bergrücken überragt, das Königsschloß und der breiteste Teil des Fjords, in weiten Bogen sich ausschweifend nach Akershus hin, südwärts aber in bläulicher Ferne mit dem Himmel verschwimmend. Das ist wirklich ein nordisches Neapel oder Genua, und wenn die Kraft und der Wohlstand Norwegens sich noch mehr gehoben haben wird, so werden unzweifelhaft auch noch die glänzenden Bauten sich mehren, die jetzt schon Christiania zu einer Großstadt machen.

Auch das ist aber noch nicht alles, was man in Oskarshall genießen kann. Als im Jahre 1881 ein Grundeigentümer zu Lilleherred in Telemarken dem gegenwärtigen König ein prächtiges, im Jahre 1738 gebautes

Bauernhaus mit dem dazu gehörigen Stabbur (Vorratskammer) schenkte, hatte dieser den guten Gedanken, dasselbe in der Nähe von Oskarshall zwischen dichtem Tannenwald aufrichten zu lassen, so daß man diese Art volkstümlicher Baukunst in der Nähe der Hauptstadt selbst, und zwar in einer ganz entsprechenden, anmutigen Umgebung sehen kann. Im Jahre 1884 wurde dann noch die alte Stavekirche von Gol im Hallingdal an denselben Platz verpflanzt und völlig stilgerecht hergestellt. Sie ist nächst der alten, dreischiffigen Akerskirche unstreitig das merkwürdigste Baudenkmal von Christiania. Wer nicht Zeit oder Lust hat, nach Borgund oder Hitterdal zu reisen, der kann sich ebenfalls schon in Christiania eine Vorstellung von dieser durchaus eigenartigen Kirchenbaukunst verschaffen, zu der kein anderes europäisches Volk etwas völlig Ähnliches aufzuweisen hat. Sieht man sie nur im Bilde vor sich, so überwiegt der Eindruck des Seltsamen und Phantastischen. In der freien nordischen Natur, neben dem altnorwegischen Blockhaus, mitten im kräftigen Walde, der zu solcher Architektur gleich das Material lieferte, nimmt sich die Stavekirche so natürlich aus, so ganz aus ihrer Umgebung herausgewachsen und ihr entsprechend, daß man nach unseren kleinen, mehr oder weniger nüchternen Steinkirchen gar keine Sehnsucht trägt.

Die alte Grundform des Hauses ist in Norwegen, wie in Schweden und weit hinüber nach Finnland, Esthland und Livland, das einfache Blockhaus, geglättete Holzstämme aufeinander gekeilt und mit einem schlichten Dache bedeckt. Eine solche Wohnung entsprach ebenso dem Bedürfnis für eine warme Behausung in dem meist langen und strengen Winter, wie dem Reichtum an Holz in all diesen Ländern und der verhältnismäßigen Leichtigkeit des Baues. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der Formen, zu denen sich der erste einfache Grundplan entwickelt hat.

Bereits in den ältesten Zeiten standen indes gewöhnlich nicht einzelne Häuser oder Häuschen für sich, sondern mehrere Häuser (hús) vereinigten sich zu einem Hof (baer). Das Haupthaus hieß die Halle (höll), der Skaale (skáli) oder die Stue (stofa, Stube). Diese Halle, ganz nach Art eines gewöhnlichen Blockhauses gebaut, bildete ein längliches Viereck, auf dessen Querbalken (þverré) das aus Schindeln oder Rasen gefertigte Dach (raefr) ruhte. In der Mitte stand dasselbe indes offen, um dem Rauch der darunterstehenden Feuerstelle Ausgang zu gewähren, und ebenfalls, um dem Lichte Einlaß zu bieten. Die Luke hieß ljóri oder reykberi. Der Eingang (hurd) befand sich an einer der kürzeren Seiten oder Giebelseiten (gaflveggr) und zwar an einem kleinen Vorhaus (forstófa, framhús, forskáli). Den übrigen drei Wänden entlang liefen im Innern Bänke, der Thüre gegenüber die Querbänke (þverpallr), an den beiden Längsseiten die Langbänke (langbekkr). Als die vornehmere der zwei Seiten galt die nördliche, der

Die Kirche von Gol. Das Bauernhaus von Lilleherred. Stabbur.

Altnorwegische Gebäude bei Christiania. (Phot. A. Lindahl.)

Mittagssonne gegenüber (oedri bekkr). An ihrer Mitte befand sich der Hochsitz für den Hausvater (hásaeti, öndvegi), an dem einst die Hochsitzsäulen (öndvegissúlur) mit dem Bilde Thors angebracht waren. Die ganze Bank stand höher als die gegenüberliegende. Vor den Bänken lagen Schemel (fótpallr, stokkr, skör), die Bänke selbst waren mit Polstern (hoegindi) belegt, die Wände bei vornehmen Leuten mit Teppichen (tjald, tjöld) geschmückt, oder mit Getäfel (þili) versehen, das auch wohl mit Malereien oder Schnitzwerk ausgestattet war.

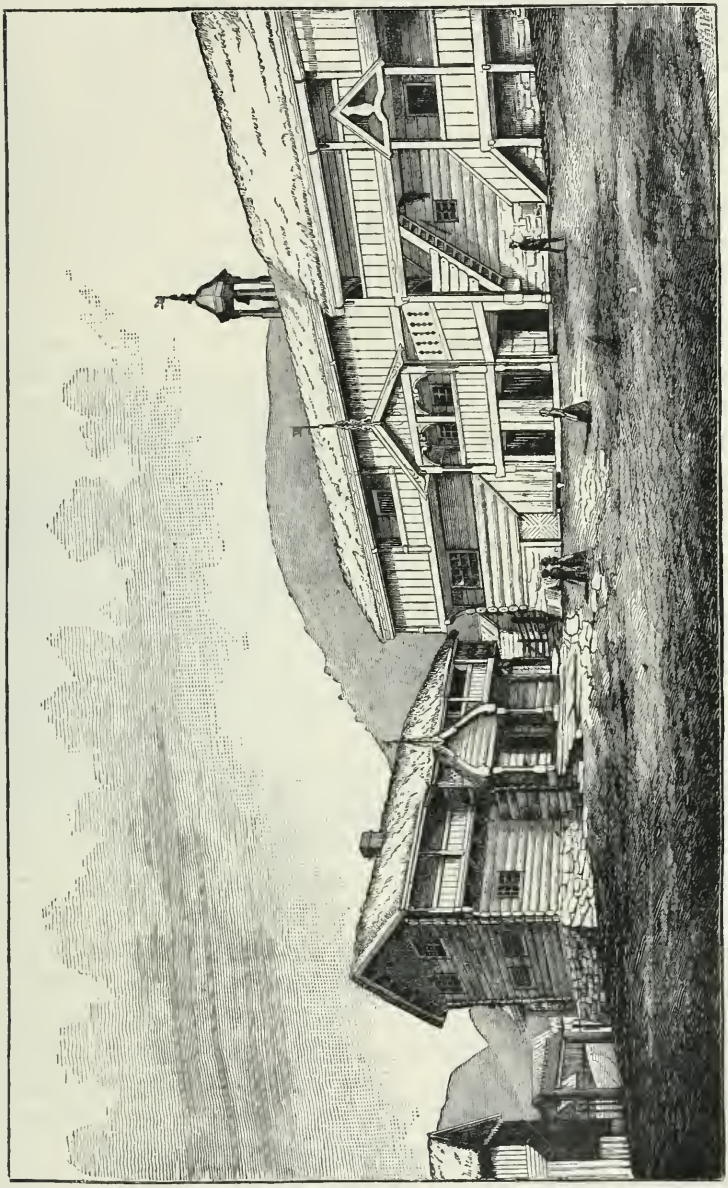
Der Boden bestand aus festgestampfter Erde, mitunter mit Stroh oder Zweigen bestreut. Die Feuerstelle, an der gekocht wurde, zog sich weit zwischen den Bänken dahin. Betten fanden sich, wie einige Altertumsforscher annehmen, den Bänken entlang, so daß jeder hinter seinem Sitz auch sein Bett hatte. Hinter den Tverpallen aber waren verschließbare Schlafkammern (lokhvíla oder lokrekkja) angebracht, wo die Frauen schliefen. Mitunter wurden auch im Dachraume (lopt) kleine Schlafräume mit Betten angebracht.

Wann geschlossene Rauchfänge aufkamen, ist nicht sicher. Erwähnung von solchen Öfen und Schornsteinen findet sich erst seit dem Schluß des 11. Jahrhunderts. Von dem Norweger Auðunn Thorbergsson, Bischof von Hólar (1313—1321), wird vermeldet, er habe zuerst Öfen in Island eingeführt.

War nur ein Haupthaus für Sommer und Winter, so hieß es das Feuerhaus (eldaskáli); denn da brannte beständig das Feuer, an dem gekocht wurde und um welches die Leute arbeiteten. War die Halle sehr groß oder die Familie nicht allzu zahlreich, so fanden auch alle an den Wänden herum oder in der abgeschlossenen Schlafkammer ihre warme Ruhestätte für die Nacht.

Sehr früh fand indes Teilung der verschiedenen Räume statt, für welche bereits die ältesten Sögur Namen, Beschreibung oder wenigstens Andeutungen geben. Wie man auf Island Erdhütten und Steinhütten aneinanderfügte, so daß eine Wand schon für die nächste diente, so war es im holzreichen Norwegen leicht, ein Blockhaus ans andere zu reihen und mit Thüren oder Gängen zu verbinden, oder auch ganz getrennte Hütten zu errichten. So wird uns von eigenen Frauengemächern vermeldet (dyngja genannt), von getrennten Schlafkammern, Kemenaten (svefnskemma, búr), besonders für die Frauen und Mädchen (Jomfrubuur), eigenen Gastwohnungen (gestahús, gestaskáli), eigenen Beratungssälen für die Höfdinge (málstofa); das Feuerhaus (eldhús) ward dann zur eigentlichen Küche, zum Baden aber wurde ein gesonderter Raum angelegt (badstofa); endlich richtete man auch Keller ein (jarðhús), sowohl als Wohnstätte für Knechte und Vorratsplatz, als auch als Zufluchtsstätte in Kriegsläuften, gewöhnlich dann mit irgend einem geheimen Ausgang.

Ganz arme Leute konnten natürlich an eine solche Teilung nicht denken; sie mußten sich mit einer einzigen Hütte (kot) begnügen, wonach man sie



Großer norwegischer Bauernhof (Lysstad im Gudbrandsdal).

Kotbönder (kotboendr) nannte. Andere hatten allenfalls ein eigentliches Haus oder ihre Halle, und dazu etwa noch ein gesondertes Feuerhaus zum Kochen und Backen und eigene Kemenaten.

Bei reicheren Bauern kamen zu diesen Hauptgebäuden dann noch das Frauengemach (dyngja), das Knechtehaus (þraelahús), die Badestube, die Gasthalle, das Fremdenhaus und die Ratsstube (maalstue). Der Hof bestand also aus 6—8 oder 9 Wohngebäuden. Um diese reihten sich dann die verschiedenen Wirtschaftsgebäude, vor allem das Stabbur, in älterer Zeit einfach búr (englisch bower) genannt, das gewöhnlich dem Haupthause zunächst stand, und wo auf einem luftigen Boden sämtliche Speisevorräte, sodann auch Kleider und in Kisten oder Kasten auch Schmuck und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Dieser Vorratsboden, nicht weniger sorgfältig gebaut und bedacht als das Wohnhaus, wurde nicht unmittelbar auf die Erde gebaut, sondern zum Schutze gegen Feuchtigkeit, Mäuse u. s. w. auf Pfosten oder Steinunterlagen oder einer offenen Unterlage. Eine hohe Treppe oder Leiter (rið) führte hinauf. Vor dem Stabbur lagerten die Haushunde. Bei den meisten kleineren Höfen war das Stabbur oder Bur zugleich mit der Kemenate verbunden; ein Teil des Raumes diente als Vorratskammer, ein anderer als Schlafkammer, wohl auch ein dritter als Frauengemach.

Gewöhnlich weiter weg standen dann die anderen Wirtschaftsgebäude: die Scheune (hlaða, kornhlaða), der Viehstall (fjós), der Pferdestall (stallr, hrossahús), der Schafstall (sauðahús), der Schweinestall (svínaboeli). War der Hof in der Nähe eines Sees oder Fjords, so kamen dazu noch ein oder mehrere Nöst (naust), d. h. Schiffshütten, in denen die Schiffe und Boote untergebracht wurden.

Am meisten Sorgfalt wurde natürlich auf den Bau der eigentlichen Wohnhäuser und der Stabbur verwandt. Da wurden Gebälk wie Bretterbekleidung sorgfältiger gehobelt und ineinandergefügt. Ein Vorhäuschen oder Vordach zierte und schirmte die Hauptthüre. Außentreppen, meist gedeckt, führten in die oberen Räume hinauf, die durch eine Holzgalerie verbunden waren. Diese aber schützte das weit vorragende Dach. Durch die zahlreichen Galerien und Treppen, das Vorspringen der Stockwerke und Dächer kam Abwechslung und Zeichnung in die sonst einförmigen Gehöfte. An Schmuck war das Äußere meist arm; dagegen wurde an den innern Thüren, an den Betten, Bänken, Bettalkoven, Schränken und Sitzen einfacheres und später auch künstlicheres Schnitzwerk angebracht. Den Hauptluxus aber suchten die Bauern in schönen Kleidern, feinem Bettzeug, Pelzen, buntgemusterten Wandteppichen, schmuckreichen Gefäßen und Waffen, in den Kasten, worin man den kostbaren Schatz aufzubewahren pflegte.

Von den Schlössern und Türmen, welche sich im Laufe des Mittelalters Könige und edle Herren bauten, hat sich, außer der Königshalle zu Bergen, in ganz Norwegen fast nichts erhalten. Aber das alte Normannengehöft hat sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, fast ohne wesentliche

Veränderung, nur daß die Berührung mit andern Völkern zur Mehrung und Verfeinerung des Schmuckes mancherlei Anregung gab.

Es giebt noch einzelne Bauernhäuser, denen man ein Alter von acht und mehr Jahrhunderten zuschreibt, viele, die wenigstens mehrere Jahrhunderte überdauert haben. Sie sind der Stolz und die Zierde des Volkes — die einzigen Paläste, denen man Tagereisen weit begegnet. Aus solchen Gehöften sind übrigens die alten Könige hervorgegangen, in ihnen lebt und webt noch heute das Volkstum, dem Norwegen seine zähe Kraft verdankt. Während anderswo der Bauernstand zum unwertesten aller Stände herabgesunken ist, trifft man in den großen norwegischen Gebirgsthälern noch Gehöfte, die sich seit unvordenklicher Zeit vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Wohlgehaltene Hecken bezeichnen schon von weitem den umfangreichen Besitz. Nicht selten ragt das Gehöfte mit einem Dutzend verschiedener Dächer auf einem Hügelvorsprung in das Thal vor, und man hat einen steilen Weg hinaufzufahren, um in den innern Hofraum zu gelangen. Da glaubt man fast einen kleinen Weiler vor sich zu haben; doch die verschiedenen Gebäude gehören zu einem einzigen Familienganzen, wie in alter, patriarchalischer Zeit. Oben auf einem der malerischen Blockhäuser sitzt das Glockentürmchen: da wird regelmäßig geläutet zur Arbeit wie zum Mahle. Beim Essen treffen sich alle in derselben großen Stube mit ihren langen Bänken. Der Vater sitzt am Ehrenplatz, um ihn die Familie, am andern Tische die Knechte und Mägde. Viele solcher Höfe an den großen Gebirgsstraßen sind zugleich Skydsstationen. Eine freundliche Gaststube und Wohnzimmer stehen immer für den Reisenden bereit. Doch im übrigen geht das hergebrachte Leben seinen Weg. Schwere Arbeit hält ganze Scharen von Knechten und Mägden, während der Erntezeit auch von Taglöhnern, in Beschäftigung.

Norwegisches Vorratshaus (Stabbur).

Den ganzen langen Winter aber sind sie allein in ihren Bergen: die paar Monate der Reisezeit von Juni bis September vermögen wenig zu ändern.

Die Löhne der Dienstleute sind nicht hoch. Ein Knecht erhält jährlich 80—100 Kroner, dazu eine Kleidung mit Strümpfen und Schuhwerk, so daß der Gesamtlohn auf den Wert von etwa 130—150 Kroner kommt. Eine Magd verdient höchstens 24—32 Kroner jährlich, dazu Kleidung im Werte von etwa 30 Kroner, also im ganzen 50—60 Kroner. Dafür ist das Dienstverhältnis im ganzen ein gemütliches, noch patriarchalisches, die Kost bei den fünf täglichen Mahlzeiten zwar einfach und oft eintönig, aber gesund, kräftig und nahrhaft. Kartoffeln erscheinen wie anderswo täglich, aber auch Hafer- und Gerstengrütze, gutes Roggenbrot, Hering, Lachs und Stockfisch, geräuchertes Schaffleisch und Speck, Erbsen, Milch und Butter zum Fladbrote.

Der größte Teil der Einwohner Norwegens sind heute noch Bauern, die sich hauptsächlich von Viehzucht, Waldkultur und etwas Landbau ernähren. Man rechnete (1875) 901 600 Personen, die davon lebten (Grundbesitzer, Pächter, Käthner und Hilfsarbeiter), auf etwa 223 700 Handwerker und Kleinindustrielle, 93 000 Fischer und Jäger. Vom Handel ernährten sich 83 300, vom Bergwerks- und Fabriksbetrieb 81 700. Dazu kommen noch 13 600 Staatsbeamte, 36 200 Gemeindebeamte, 70 000 Taglöhner, 104 000 Rentner ꝛc.

Im Jahre 1891 giebt die officielle Statistik für Landbau und Viehzucht 975 047 an, für Fischerei 171 885, für Industrie, Bergbau 461 756, für Handel und Landverkehr 189 392, für Schiffahrt 118 729, für intellektuelle Thätigkeit 87 293 Personen.

Von den 975 047 Bauern, der eigentlichen Kernbevölkerung Norwegens, sind 123 382 selbständige Grundbesitzer, die ihr eigenes Gehöft haben, in allen Angelegenheiten ihr völlig selbständiges Wort mitreden können. Ihr Leben mag vielfach rauh, hart, entbehrungsreich sein; aber sie sind noch nicht Sklaven der modernen Industrie, der alles verflachenden Kapitalwirtschaft und des despotischen Militärstaates. Sie werden darum vielfach als Zurückgebliebene bemitleidet oder verachtet, und selbst der berühmteste der norwegischen Dichter, Henrik Ibsen, hat ihr Los teils betrauert, teils bespöttelt. Es ist indes kein Grund dazu. Wenn es noch freie Männer germanischer Abkunft giebt, so sind es diese kräftigen Bergbewohner Norwegens, bei denen weder der Unteroffizier, noch der Schullehrer, noch der Polizist die Herrschaft führt, sondern jeder noch Herr im eigenen Hause ist.

Das norwegische Bauernhaus ist warm, wohnlich, dauerhaft. Wie die Bauern gewohnt waren, es sich selbst zu zimmern, und wie sie kein Bedürfnis nach steinernen Häusern empfanden, so ist es erklärlich, daß nach

der Bekehrung zum Chriſtentum — die Städte und Küſtenplätze abgerechnet — ſich keine Luſt regte, ſteinerne Kirchen zu bauen. Fremdländiſche Steinmetzen und Maurer mochten ſich wohl in den Küſtenſtädten niederlaſſen: in den großen Binnenthälern bauten ſich die Einwohner ſelbſt ihre Kirchen

Durchſchnitt der Golskirche.

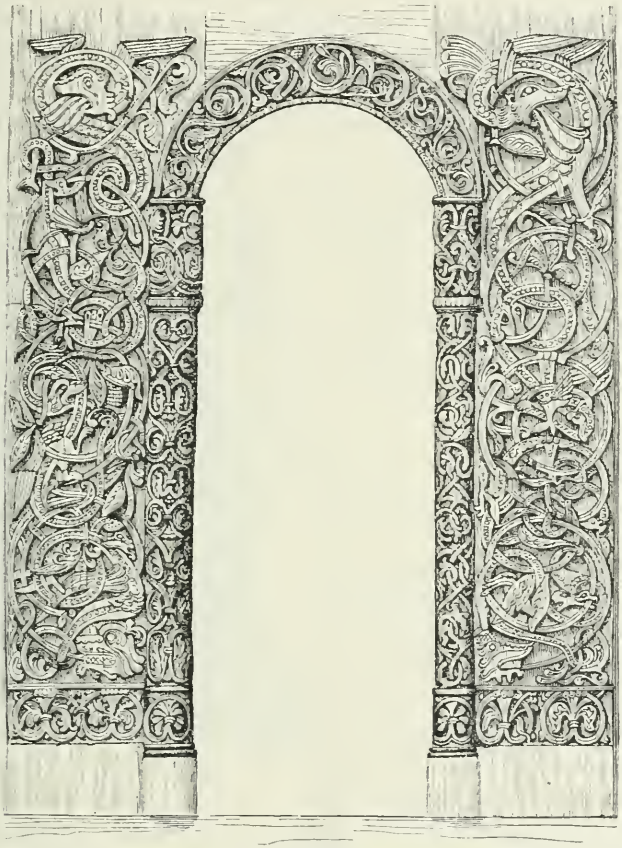
und, wie ſie gewohnt waren, aus Holz. So hat ſich denn in Norwegen eine Kirchenbaukunſt entwickelt, die in Europa ganz vereinzelt daſteht und von den modernen Kunſttheoretikern gewöhnlich ebenſo mitleidig betrachtet wird, wie das norwegiſche Bauernhaus von den modernen Wirtſchaftspolitikern. Das iſt die ſogen. Stavkirche („Stavkyrkja" von „Stav", altnordiſch Stafr, d. h. Stab). Man veranſchlagt die Zahl dieſer Stavkirchen,

die einst über das ganze Land hin zerstreut standen, auf etwa 700. Es gab gar keine andern. Das Volk war ebenso daran gewöhnt wie an seine schlichten Gehöfte. Erst nach der Glaubenstrennung kamen nach und nach Steinbauten auf, und man ließ die alten Holzkirchen verfallen. Manche wurden abgebrochen oder auf Abbruch verkauft. Es war dem kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vorbehalten, das Interesse für diese Bauten in Deutschland wie in Norwegen selbst wieder zu erwecken. Als er im Jahre 1842 hörte, daß eine solche Kirche zu Vang im Valdersthale auf Abbruch feilgeboten sei, kaufte er sie um 80 Speciesthaler (320 Kroner) und ließ sie, mit einem Aufwande von 30000 Thalern, nach Brückenberg am Nordabhang der Riesenkoppe versetzen und daselbst wieder neu herstellen.

Der König selbst war auf diesen Kunstzweig durch eine Schrift des norwegischen Landschaftsmalers Christian Dahl aufmerksam geworden, der fünf Jahre früher ein Werk darüber in Dresden hatte erscheinen lassen: „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den früheren Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens". Der Kauf wirkte indes mehr als Dahls Werk. Es bildete sich eine Gesellschaft, um diese merkwürdigen Denkmale zu erhalten, und wenigstens durch sorgfältige Abbildungen dem völligen Untergang und der Vergessenheit zu entziehen. In neuerer Zeit haben sich besonders zwei Forscher, Nicolayson und Dietrichson, um die Beschreibung und Erforschung derselben verdient gemacht. Trotz dieser Bemühungen stehen aber kaum 20 Stavekirchen mehr in ganz Norwegen, und es dürfte wenig Aussicht sein, daß dieser Zweig kirchlicher Architektur neu aufleben wird.

Ihren Namen haben die Stavekirchen davon, daß das Dach nicht auf gezimmerten Wänden ruht, sondern auf „Stäben", d. h. senkrecht stehenden Holzpfeilern, wie auch ein auf Säulen ruhendes Haus „Stavhus" heißt. In ihrer Entwicklung unterscheiden die Forscher drei Perioden, von denen die erste bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, die zweite zum Ende des 13. Jahrhunderts, die dritte endlich in das 14. Jahrhundert hinein reicht. Als Unterscheidungszeichen dient hauptsächlich die ornamentale Ausstattung. In der ersten Periode besteht dieselbe in Rankenverschlingungen, die in verkümmerten Blättern enden, und in breiten, bandartigen Tierformen, deren langgezogene Füße und Leiber phantastisch jene Ranken durchdringen. In der zweiten Periode treten ausgesprochene romanische Verzierungen auf, die Blattformen der Rankengewinde werden voller und reicher, und unter den Tiergestalten erhält der Drache vielfache Verwendung. Die dritte Periode endlich leitet zu frühgotischen Formen über, und in den Schnitzereien treten auch menschliche Gestalten auf. Grundplan und Gesamtanlage bleiben sich aber sonst ziemlich gleich.

Den Hauptbau bildet ein viereckiges, mehr oder weniger langes Schiff, an welches sich ostwärts ein kleineres viereckiges Chor mit halbkreisförmigem Abschlusse anlehnt, nordwärts und südwärts Seitenschiffe, nach Westen eine Vorhalle; um das Ganze läuft eine niedrigere offene Galerie, an den Thüren von kleinen Vorhallen unterbrochen. Über das steile Dach der Galerie erheben sich ebenso steil die Dächer der Seitenschiffe und zugehörigen Vor-



Portal der Aardalskirche in Sogn.

hallen, und über diese wieder das Dach des Schiffes, das noch einen bedachten Turmaufsatz trägt, welcher in zwei bis drei Verjüngungen sich zuspitzt. Das Chor hat wieder sein eigenes Dach und ebenso der runde Chorabschluß. All diese Dächer vereinigen sich zu einer seltsamen Pyramide, die über der Mitte des Schiffes ihre höchste Spitze hat. Der Anblick hat zum erstenmal etwas Phantastisches, zumal die Balken der Firste in drachenartigen Figuren nach oben auslaufen; doch zwischen Feld, Wald und See nimmt sich die

Zeichnung ungemein malerisch aus, stimmt sehr gut zu den umliegenden Wohnhäusern, und der Anklang an romanische Kirchen wird wieder kaum jemand entgehen. Das Kreuz schmückt alle Vordächer, wie auch die Spitze des Chorabschlusses, und giebt dem ganzen himmelanstrebenden Bau seine nicht mißzuverstehende Bedeutung.

Die Konstruktion ist sehr einfach. Auf den Grundmauern, die gewöhnlich nicht sehr tief gelegt wurden, ruhen zunächst die starken wagerechten Grundbalken (Sviller). An ihren Ecken sind dann lotrecht die vorspringenden Stäbe oder Hauptsäulen (Staver) eingefügt, welche oben abermals durch wagerechte Balken (Stavlaegjer) verbunden sind. Der Raum zwischen den Eckpfosten wird dann durch ineinandergefalzte Bogen oder Pfosten (Planker) ausgefüllt. Ganz in derselben Weise sind die Wände der Seitenschiffe gezimmert, während die niedrige Außenwand des Umgangs (Svalgang) von Bogenreihen gebildet wird, die auf einer kurzen Brüstung ruhen. Das Schiff ist von den Seitenschiffen und der Vorhalle durch starke Holzpfeiler mit Würfelkapitälen abgetrennt, welche oben durch Bogen verbunden sind. Über diesen erhebt sich auf Querbalken, fast ebenso hoch, eine durch Verzierungen, Bogen und Säulen gegliederte Wand von Stabwerk und über dieser endlich der offene Dachstuhl, der erst in späterer Zeit dann und wann durch ein hölzernes Tonnengewölbe den Blicken entzogen wurde. Nur an dieser innersten und obersten Wand fanden sich runde Luken, keine eigentlichen Fenster, durch welche kümmerliches Licht in die Kirche eindrang.

Mit Schnitzereien waren die Galerien, die Säulenkapitäle, die Rücklehnen der Bänke und die äußeren Balken der Dachfirste verziert; den reichsten Schmuck aber entfalteten gewöhnlich die Kirchenportale und Kirchenthüren. In den Museen zu Christiania, Bergen, Throndhjem, wie in Stockholm und Kopenhagen, sind eine Menge solcher Thüreinfassungen ausgestellt, deren bezaubernde Phantasiefülle jeden Beschauer anziehen wird. Die schlichten Leute aus den Bergen haben aus ihrem Material wirklich gemacht, was sich daraus machen ließ. Es fehlte ihnen weder an Erfindungsgeist noch an Ausdauer, das künstlichste Rankenwerk mit der feinsten Genauigkeit auszuführen. Oft wird es schwer, nur mit den Blicken den einzelnen Verschlingungen zu folgen, und doch lösen sie sich in die anmutigsten Figuren auf. Die alte Sagenvorstellung von Drachen fand in den Legenden des hl. Michael und des hl. Georg eine gewisse religiöse Berechtigung. In welchem Grade aber profane und religiöse Vorstellungen sich dabei mischten, wird schwer zu entscheiden sein.

Für weitern Schmuck kamen aber Holzschnitzerei und Malerei, sowie die verschiedenen Kleinkünste, der schlichten Holzbaukunst in reichstem Maße zu Hilfe, besonders am Mittelpunkt des Gottesdienstes, dem Altar. Die genannten Museen zeigen eine ganze Reihe von geschnitzten Flügelaltären

der verschiedensten Zeit: große Kruzifixe, Statuen Unserer Lieben Frau und anderer Heiligen, des hl. Georg, des hl. Laurentius, der hl. Barbara, bald vielfarbig angestrichen mit Vergoldung, bald in schlichter Holzfarbe. Dazu kommen prächtige Taufsteine, Leuchter, Hängelampen, Lavabos, Reliquienschreine, Prozessionskreuze, Wandteppiche, teils bunt gemustert, teils mit eingewobenen Darstellungen aus der Bibel und der Legende, endlich kostbare, gestickte Paramente.

Ausgestattet mit all dieser Zier, vom Altare aus festlich erleuchtet, machte die Stavekirche ganz denselben Eindruck wie eine wohlausgestattete kleinere romanische Kirche oder Kapelle. Was die Landbevölkerung an Kunstfertigkeit von alters her besaß oder aus der Fremde sich aneignete, das wurde hier benützt, um das Haus des Herrn so festlich als möglich zu schmücken. Das vom Alter ins Graue spielende Holz giebt einen ebenso ernsten Grundton, als steinerne Säulen und Mauern ihn haben könnten. Durch farbige Kehllinien hervorgehoben, erinnert das dunkle Gebälk des Dachstuhls an eine ehrwürdige Basilika. Der bescheidene Farbenschmuck an den Säulenköpfen und an den Bogen des Haupthauses hebt die Zeichnung, ohne sie zu stören. Je ernster aber, ja fast düster, die bescheidene Halle emporstrebt, desto freudiger strahlt aus dem Chor der Altar hervor in aller Schönheit und Zier, mit der ihn die Kunst umgeben kann. Wie gewaltig tönt uns da der Spruch des alten norwegischen Landrechts entgegen: „Das ist der Anfang, daß Jesus der Gekreuzigte, Gottes wahrer Sohn, geboren von der Jungfrau Maria, aller Könige König ist, und von ihm ist alle Gewalt und Herrschaft. Er sei unsere Wehr und aller norwegischen Männer Schirm auf ewiglich"!

Aus der Kirche von Harstadt.

Über den Kirchgang aber im mittelalterlichen Norwegen giebt ein wunderschöner Hirtenbrief des Erzbischofs Arne Einarssön (Vade) Aufschluß, der lange Chorherr in Throndhjem war, 1346 auf den erzbischöflichen Stuhl daselbst erhoben wurde, noch im selben Jahr Rom besuchte, schon 1349 als Opfer des „Schwarzen Todes" (Store Mandedöd) starb.

Er mahnt in diesem Schreiben die Gläubigen, fleißig ihre Pfarrkirchen zu besuchen, „denn das ist eines jeden Pilgerfahrt“. Man soll sich schon zu Hause auf den Kirchgang vorbereiten und allen Haß, alle Feindschaft und Mißgunst von sich legen. Trifft man sich an der Kirche, so mag man wohl sich gegenseitig über seine Angelegenheiten besprechen, aber nicht Geldgeschäfte und Processe vorbringen. Kommt man zur Kirche selbst, so soll man zuerst an der Kirchthür auf seine Kniee niederfallen und sie küssen, dann den Umgang um die Kirche halten, hineingehen und sich mit Weihwasser besprengen. Darauf soll man vor dem heiligen Kreuz niederknieen, um Gottes Gnade flehen und seines Leidens gedenken, durch welches er die verlorenen Menschen aus des Teufels Gewalt befreite; man soll das Vaterunser sprechen und die Jungfrau Maria grüßen mit dem Mariavers. Jeder aber ist verpflichtet, das Vaterunser, das Ave Maria und das Credo zu wissen. Ist der Priester noch nicht gekommen, oder ist er noch nicht bereit, so ist es schön, daß ein jeder, während er um die Kirche geht, seiner Freunde und Angehörigen Grab besucht und daselbst ein Vaterunser betet, oder daß man dies nach der Messe thut, bevor man den Kirchhof verläßt.

Wenn der Priester die heilige Messe beginnt, da fallen alle auf die Kniee. Nachher mag man stehen, bis das Gloria in excelsis Deo anfängt; alle aber sollen die Kniee beugen und sich an die Brust schlagen, so oft in der Messe die Worte gelesen oder gesungen werden „Jesus, Christus, Maria“. Nachher kann man sitzend die Messe anhören, bis das Evangelium beginnt; da sollen alle aufstehen, das Haupt entblößen und barhaupt bleiben, während es gelesen wird. Darauf bringe man seine Opfergabe zum Altar „und ehre damit das heilige Amt der Messe“.

Wenn aber der Priester Gottes Leib und darauf sein Blut emporhebt, dann soll jeder Christenmann entblößten Hauptes auf die Kniee fallen und die Hände erheben und dreimal an seine Brust schlagen; denn dreifach sündigt man gegen Gott: in Gedanken, Worten und Werken. Man soll anerkennen, daß hier derselbe gewaltige Gott zugegen ist, der Himmel und Erde und alles erschaffen, was dazwischen, oben und unten liegt, der alle seine Freunde erlöst hat aus des Teufels Gewalt und der einst das ganze Menschengeschlecht richten wird am jüngsten Tag, jeden nach seinen Thaten.

„Das ist ja auch aller Christenmenschen unerschütterlicher Glaube, daß, während der Leib Gottes geweiht, dargebracht und genossen wird in der heiligen Messe, in Kraft der göttlichen Worte und der priesterlichen Verrichtung, die Himmel sich öffnen und Gottes Engel herniederschweben, um sich zu beugen vor ihrem erhabenen Schöpfer, so daß irdische und himmlische Geschöpfe sich da versammeln, um in Demut und Jubel dem wahrhaftigen Gott zu dienen, obwohl wir sündige Menschen wegen unserer viel-

sachen Bosheit und Elendigkeit des Leibes nicht vermögen, das mit leiblichen Augen zu schauen."

Schöner als in diesen Worten läßt sich der Gedanke nicht ausdrücken, der die Holzkirchen Norwegens, wie einst die Basiliken Italiens, die herrlichen Dome Deutschlands, Frankreichs und Spaniens ins Dasein rief. Dieser mächtige, das ganze Leben beherrschende Glaube hat in den einsamsten Bergthälern, viele Tagereisen weit von der Meeresküste, in Einöden, zu denen kaum ein Einfluß fremder Kultur hingelangen konnte, diese eigenartige Kunst erweckt, die in ihrer Weise, herzerhebend und herzerfreuend, alle Menschenkräfte in ihren Dienst zog und jubelnd in der langen, düstern Winternacht das Fest der ewigen Liebe feierte.

Krogkleven. (Phot. A. Lindahl.)

13. Krogkleven und Höneſoß.

Einer der beliebteſten Ausflüge der Bürger von Chriſtiania war einſt derjenige an den Tyriſjord, einen mehrarmigen Landſee, der in ſeiner größten Längenentwicklung etwa 25 km hat und nur ein paar Stunden von der Hauptſtadt entfernt iſt. Fröhliche Proſaiker haben da in Heiterkeit die Vorräte ihrer Reiſetaſchen aufgezehrt, träumeriſche Poeten ihn beſungen. Jetzt fiſcht und reitet der Engländer an den idylliſchen Ufern. Denn da iſt plenty of exercise. Was will der Deutſche anfangen, als auch dem guten Beiſpiele folgen?

Wer einen kleinen Umweg nicht ſcheut, kann mit der Bahn an dieſen See gelangen. Weit anziehender geſtaltet ſich aber die Fahrt, wenn man dieſelbe nur bis Sandviken benützt, und dann zu Fuße geht oder Skyds fährt.

Ich hatte mich ſehr darauf gefreut, wieder einmal Skyds zu fahren, und meinte, Sandviken wäre ſchon weit genug von der Stadt, um dieſes Vergnügen genießen zu können. Ich wurde indes ſehr enttäuſcht. Kaum waren wir ausgeſtiegen und wandten unſere Schritte dem Dorfe zu, als eine ganze Schar von Jungen uns umringten und uns Fahrzeuge anboten, Wirtſchaften anprieſen, ihre Führerſchaft aufdrängten. Alle Verſuche, ihrer los zu werden, mißglückten. Einer wie der andere war von den Kulturaufgaben der Gegenwart erfüllt. Auch als wir einen auserwählten und beauftragten, uns zum Skydsſkaffer zu führen, lief uns der ganze Troß noch nach und wollte das Gepäck tragen, das wir glücklicherweiſe nicht hatten. Endlich kamen wir bei der Wirtſchaft an, und der Junge ſtellte uns ſeinem Herrn, dem Skydsſkaffer, vor. Dieſer führte uns gleich zu einer zweiſpännigen Kutſche und erbot ſich, uns zweiſpännig nach Sundvolden fahren zu laſſen. Zweiſpännig! Um Himmels willen! Als wir davon nichts wiſſen wollten, zeigte er uns eine einſpännige Kutſche, nicht gerade vornehm, aber eine

nordische Kutsche. Der Preis war nicht so überschwenglich wie für den Zweispänner. Als wir auch diese zurückwiesen, zeigte er uns noch einen Wagen. Dann schüttelte er den Wipfel und wußte nicht, was er noch weiter thun sollte. Jetzt nahm ich mein ganzes Wörterbuch zusammen und erklärte ihm in entschiedener Weise: Ich sei nicht Tagereisen weit von den Ufern des Rheins hierhergekommen, um in einer Kutsche zu fahren; das sei ganz gemein, das könne man überall; aber Stolkjaerren gebe es nur in Norwegen. Wenn er uns keine Stolkjaerre geben könne, dann würden wir uns bei einem andern Wirt umsehen.

Nun schüttelte er den Wipfel noch mehr als zuvor, führte uns aber doch in seine kleine Remise und zeigte uns da eine alte, seit unvordenklichen Zeiten nicht mehr angestrichene noch gewaschene Stolkjaerre. „Damit werden Sie doch nicht fahren wollen?“ sagte er verächtlich. — „Gerade damit aber wollen wir fahren,“ sagte ich. „Das ist ja gerade die Hauptsache! Das ist norwegisch! Wenn Ihr Eure Karriolen und Stolkjaerren aufgebt, wer wird noch in Norwegen reisen wollen?“ Das schien er kaum glauben zu können, ergab sich aber in unsere Wünsche. Jetzt erst sank auch ich aus meinen naiven Vorstellungen in den nackten Realismus der Gegenwart herab und dachte mir, wie oft der Mann früher wegen seiner Stolkjaerren ausgeschimpft worden sein mochte, bis er sich entschloß, Wagen anzuschaffen, die vielleicht den Touristen noch nicht gut genug sind. Und nun kommt ein Barbar und verlangt eine Stolkjaerre!

Guter Mann! Ich habe dir gewiß weder einen Verdruß noch einen Schaden zufügen wollen. Aber es thut einem wirklich leid, wie vor Gott Mammon und seiner Dienerschaft alles Schlichte und Einfache, Gemütliche und Volkstümliche aus der Welt entschwinden muß, um sie nur für Fabrikbesitzer und Bankierstöchter und deren Sklaven einzurichten. Bald wird man im Schlafwagen vom Nordkap zum Gotthard und von da zum Kaukasus und Himalaja fahren und die Mitternachtssonne ebenso blasiert angähnen, als die Krokodile am heiligen Ganges. Alles Schöne wird in die Museen gebracht, numeriert, klassifiziert, für Geld gezeigt und von examinierten Professoren mikroskopisch beschrieben. Freude wird höchstens noch bei Kindern geduldet, Religion bei alten Weibern. Die höchste Kunst ist, sich hienieden zu langweilen und dann rechtzeitig zu erschießen!

Wahrscheinlich um sich an unsern kulturfeindlichen Neigungen zu rächen, gab uns der Skydsskaffer nicht den Jungen mit, der uns hergebracht, sondern einen andern, dessen Wams wie Beinkleider aus lauter Rissen, Fetzen und Flicken zusammengesetzt schienen. Er paßte vollständig zu der Kjaerre. Wie diese zwar nicht schön, aber fest und leicht gebaut war, so war der geflickte Junge unter seinen vielen Lappen die fröhlichste und gutherzigste Seele von der Welt — en glad gut, wie ihn Björnson beschrieben hat.

Kaum hatten wir das Dorf und mit ihm die leidige Kultur hinter uns, so fing der kleine Kerl zu singen an, daß es eine Freude war, und hielt Zwiegespräch mit seinem Pferde, das uns in der Kjaerre viel rascher voranbrachte, als es in der Kutsche möglich gewesen wäre. Dazu waren wir ganz proletarisch in Gottes freier, schöner Welt, konnten aus- und einsteigen nach Belieben, und wurden ordentlich gerüttelt und geschüttelt, daß die Bewegung eine Fußtour ersetzen konnte. Gleich hinter dem Dorf fing auch schon die unbeleckte nordische Natur an. In schwerer Masse stieg rechts der mächtige Kolsaas auf, während von links der nicht minder plumpe Skogumsaas herübergrüßte. Der Weg zog sich etwa eine Stunde dem freundlichen Isti-Elf entlang; dann verließ er das Thal und kletterte steil westwärts den Burderaas hinauf. Welch eine Überraschung aber, als auf der Paßhöhe plötzlich der dichte Wald sich lichtete und der Holsfjord, ein Seitenarm des Tyrifjord, tiefblau, von Fels und Wald umsäumt, gerade zu unseren Füßen lag! Im Zickzack wand sich die wohlgebaute Straße den steilen Abhang hinunter, an welchem der Wald nur stellenweise zwischen Felsen emporklomm, so daß der See beständig sichtbar blieb. Da sang nicht bloß der lustige Gut, auch wir sangen und jauchzten mit, und mein sonst ernster und wenig zu Enthusiasmus geneigter Reisegenosse fand, daß Norwegen wirklich ein prächtiges Land sei und seine Erwartungen übertreffe. Alles ist so groß, weit, frei. Der Mensch hat da noch nicht jedes Fleckchen Erde ausgesogen. Man atmet auf in dieser frischen, kräftigen Gottesnatur.

In Humledalen, einem weitläufigen Gehöft, unfern dem Seestrande, mußte gerastet werden, bis eine andere Kjaerre bereit war. Der fröhliche Gut wurde durch einen andern ersetzt. Die Straße schlängelte sich nun hart am See dahin. Dieser erweitert sich hier zu einer Mittelfläche von etwa 12 km Breite, von der vier Arme ausgehen, zwei nordwärts, zwei südwärts. Von diesen bekommt man zunächst nur den einen zu Gesicht, den sogen. Halsfjord, dann die Mittelfläche, von mehreren kleinen Inseln belebt; darauf rücken die Ufer so nahe zusammen, daß einige Bogen einer alten Steinbrücke sie verbinden können; endlich aber erweitert sich das Wasser wieder zu dem Steensfjord, an dessen Eingang eine Menge mit Buschwerk geschmückter Felseilande liegen. Das Ostufer des Sees ist hoch und fällt überall steil ab, am Westufer entfaltet sich dagegen große Mannigfaltigkeit. Von Süden treten höher bewaldete Rücken in die blaue Fläche vor, während nordwärts kleine Hügelzüge koulissenartig sich hintereinander erheben. Die Fahrt auf diesem malerischen Strandweg (Svangstrandsvej) ist überherrlich; an jeder Felsenecke eröffnet sich ein neues Stück Scenerie, Höfe, Büsche, Wald und Wiesen, und links immer der blaue See mit seinen Inseln und Vorgebirgen. An der Brücke liegt das Dörfchen Sundvolden, durch das

früher die Hauptstraße von Christiania nach Valders führte. Jetzt hat die Eisenbahn über Drammen den meisten Verkehr dahin abgelenkt.

Von hier stiegen wir den Krogkleven hinauf. So heißt ein Einschnitt in die lange, bis zu 500 m hohe Felsmauer, welche den See östwärts begrenzt und oben wie an ihren Abhängen bewaldet ist. Das ist der sogen. Krogskov oder Krokskov. Der Krogkleven ist eines der steilsten Bergsträßchen, die ich je hinangeklommen bin. Man kann kaum zu Atem kommen. Hat man indes die sogen. Klevstue erreicht, so führt ein Seitenpfad mit leichter Steigung in den Wald hinein, zu einigen Aussichtspunkten, deren alte Namen „der Königin Aussicht", „des Königs Aussicht" schon ihr Ansehen verraten. Auf dem ganzen Weg begegnete uns kein Mensch; erst an Kongens Udsigt kamen uns zwei Herren und eine Dame nach, Norweger, die einen kleinen Ausflug machten. Auf dem Rückwege trafen wir später noch einen hagern Engländer, der auf einem norwegischen Pferd den Kleven hinauftritt. Das arme Tier rutschte fast bei jedem Schritt zurück. Man glaubte den edlen Ritter von der Mancha zu sehen, der verzweifelt die Böschung eines Burgwalles hinaufwollte.

An Kongens Udsigt tritt ein kleiner, freier Felskopf aus dem Walde heraus, der stundenweit am östlichen Seeufer sich hinzieht. Die Aussicht ist wirklich königlich. Rechts und links erhält sie ihren dunklen Rahmen an dem prächtigen Walde. Unmittelbar unter sich hat man den tiefblauen Tyrifjord mit allen seinen vier Armen; die westlichen sind wenigstens teilweise sichtbar. Das fruchtbare Hügelland, das ihn umgiebt, ist durch viele kleine Ortschaften, weiße Kirchlein und zerstreute Gehöfte belebt. Auf dem See fahren meist einige Boote. Ein kleines Dampfschiff befährt ihn täglich. Den Hintergrund bilden langgestreckte Hügel- und Bergketten, die sich in unregelmäßigen Wellen, erst grünlich, dann blau, in den Horizont verlieren. Am breitesten macht sich das Norefjeld, hinter welchem der Hallingskarven auftaucht, über 2000 m hoch; dann folgen südwärts das Eidsfjeld, der massige, schneegekrönte Gausta, das Melfjeld und Lidfjeld, und endlich der Jonsknut bei Kongsberg. Die Schneepartien sind klein. Man hat nicht den Eindruck von eigentlichen Schneebergen, sondern nur von Felsrücken und Felskuppen, die mit etwas Zucker bestreut sind. Die sämtlichen Höhenzüge gleichen darum mehr dem Jura als den Alpen. Dennoch ist die Sicht eine großartige und gilt mit Recht für eine der schönsten im Südwesten von Norwegen. Sie umfaßt die ganze freundliche Landschaft Ringerike, das Reich des Königs Ring in der Frithjofssage, und einen Teil der Berge von Hallingdal, Numedal und Thelemarken.

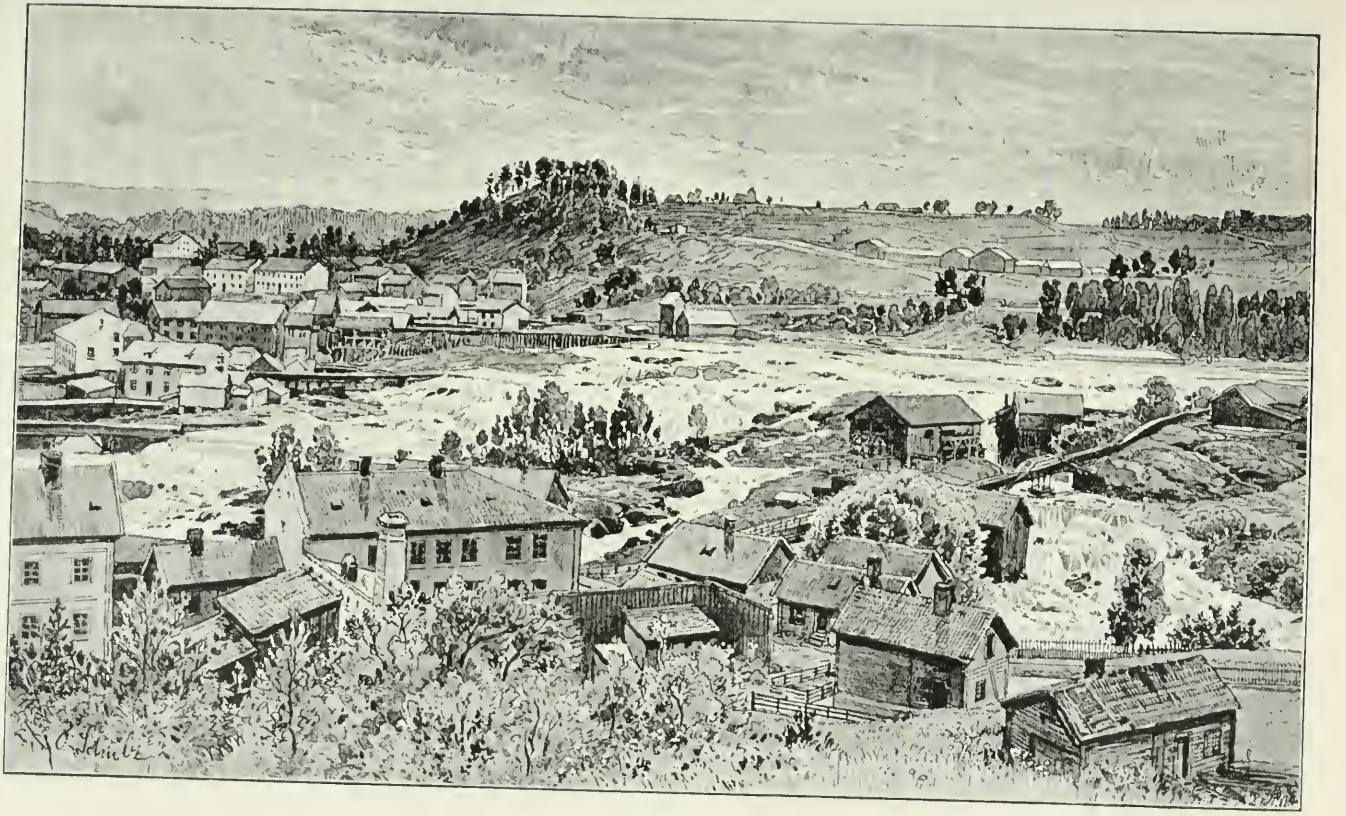
Allerliebst nehmen sich die bewaldeten Felsinseln in Steensfjord aus, nach der Sage von einer Riesin, Namens Gyre, dahin geschleudert. Es war eine aufgeklärte, aber etwas ungeschlachte Dame der Vorzeit. Wie das

übrige Riesen- und Koboldvolk war sie erbost darüber, daß so viele kleine Menschenkinder sich da unten ansiedelten und noch gar dem Besieger aller Hexenbrut eine Kirche bauten. So riß sie denn oben Felsblöcke ab und warf sie in die Tiefe. Als sie sonst nichts mehr zu werfen hatte, da riß sie sich noch ein Bein aus: das ist die Landzunge, welche den Hauptsee vom Steensfjord trennt. Alles war aber umsonst. Trauernd zog sie sich weiter in die Wälder zurück und sitzt da nun versteinert seit unvordenklichen Zeiten. Man sieht sie jetzt noch: denn sie ist zum Berg geworden, der heißt Gyrihaugen.

Wir nahmen in Sundvolden wieder Skyds und fuhren über die Brücke nach der Landzunge hinüber, welche die zwei nördlichen Arme des Tyrifjord trennt. Der Weg folgt erst dem Steensfjord, steigt dann eine Strecke hinauf, durchschneidet eine fruchtbare Ebene mit schönen Kornfeldern und erhebt sich endlich zu dem weißen Kirchlein von Norderhov, das einem lange von weitem entgegengrüßt. Es ist berühmt durch die kluge Frau Pfarrerin Anna Kolbjörnsdatter, welche im Jahre 1716 hier einen Staatsstreich verübte. Als nämlich im Kriege mit Schweden sieben Schwadronen schwedischer Dragoner in Norderhov Quartier genommen hatten, zündete sie — angeblich zu deren Erwärmung — ein großes Holzfeuer an. Das war aber nur ein Zeichen für die am Steensfjord lagernden Norweger und Dänen, welche alsbald herbeieilten, die Schweden überraschten und sie nebst ihrem Führer, dem Oberst Löwen, gefangen nahmen. Der Pfarrhof ist höchst idyllisch, die Kirche reinlich, frisch geweißt, aber wie alle neuen Kirchen ohne künstlerischen Schmuck und Bedeutung.

Bald nahen wir uns dem Flusse Storelf, der in zahlreichen Windungen dem Tyrifjord zuströmt und ihn beständig mit dem köstlichsten Bergwasser speist. Das Städtchen Hönefoß tritt in Sicht, das man beinahe für eine einzige große Sägemühle erklären könnte, und mit ihm seine Zierde und sein Ruhm, der gleichnamige Wasserfall, einer der gewaltigsten Norwegens, in der Hauptzeichnung dem Rheinfall von Schaffhausen vergleichbar, aber wasserreicher, wilder und zerklüfteter als dieser. Eine kurze Strecke vor der Stadt vereinigen sich die zwei Flüsse Baegna, der vom Spirillensee herkommt, und der Randself zu dem genannten Storelf, der bei seinem Austritt aus dem Tyrifjord schon wieder einen andern Namen erhält, nämlich Drammenself.

Steht der Hönefoß den mächtigen Gießbächen in Thelemarken, Hardanger und Sogne weit an Höhe nach, so ist er ihnen dafür an Breite und Wassermasse überlegen und jedenfalls ebenso sehenswert als die berühmten Trollhättanfälle bei Göteborg. Schon oberhalb des Städtchens, wo sich die Bahnstation befindet, schießt die Baegna wie toll daher, stürzt sich auf die Sägemühlen, welche links und rechts ihre Wassermassen teilen, und schäumt und tost, daß einem Sehen und Hören vergeht. Wie Kinderspielzeug reißt



Hönefoß.

sie die vielen Baumstämme, die sie mit sich führt, dort in ewig kochenden Strudeln zwischen den Felsen, hier zwischen künstlichen Holzrinnen hinab. Dann erst folgt ein zweiter Fall, aber nicht senkrecht, sondern schräg über ein zerklüftetes Felsengewirr hinab in eine Tiefe von etwa 21 m. Ein Strudel peitscht den andern, von rechts, von links, schäumt im Anprall hoch auf und jagt vereint zu einem dritten, vierten hinüber, während an andern Stellen das Wasser sich wie mächtige Locken über einen Felsenkopf teilt und silbern in den rasenden Katarakt hinabgleitet. Zwei Brücken, eine hölzerne oben, eine steinerne unten, ermöglichen es, die zwei Hauptstürze ruhig zu beobachten. Eine volle Übersicht ist aber nirgends, auch nicht am Fuße der unteren Brücke zu gewinnen. Bald wird dieser, bald jener Teil durch vorspringende Felsen oder die Brücken oder die vielen Mühlen verdeckt. Doch bis man die verschiedenen Standorte versucht hat, tanzen einem schon die Augen und brausen einem die Ohren gehörig, und man ist froh, weiter unten, am schönbebauten Uferrande des Flusses, den Fall von ferne zu schauen und seinem gewaltigen Donner zu lauschen.

Das Städtchen Hönefoß hat nur etwa 1200 Einwohner, aber Eisenbahnverbindung sowohl nordwärts über Heen nach dem Randsfjord, von wo man am leichtesten und angenehmsten nach Valders gelangen kann, als auch südwärts über Drammen nach Christiania. Die letztere Linie kann man mit den schönsten Bahnstrecken der Schweiz vergleichen. Sie bietet eine Fülle der mannigfaltigsten Scenerien. Bereits in Ask erreicht sie den Tyrifjord und läuft nun wohl eine Stunde an dessen Rande dahin, mit beständiger Aussicht auf die durch ihre Vorgebirge, Inselchen und ihren Hintergrund stets malerische Fläche, auf den Krogkleven und den Krogskov dessen ganzer Länge nach. Dann spitzt sich der See in einen schmalen Fjord zu und läuft endlich in den Drammenself aus, der als stürmischer Bergstrom durch ein reizendes, bewaldetes Felsenthal dahinbraust. Bei Vikersund am Ende des Fjords mündet aus einem nicht weniger malerischen Seitenthale die kleine Zweigbahn zum Krögerensee, die Hauptstraße nach dem Hallingdal. In dem Hauptthale überschreitet der Zug zweimal den prächtigen Fluß, das zweite Mal auf einer stattlichen Eisenbrücke. Rechts und links schäumen lustige Bergbäche durch die Waldschluchten herab. Die schönste Stelle aber ist unzweifelhaft bei Burud, wo der Drammenself in seiner ganzen Breite einen Wasserfall, den Döviksfoß, bildet.

Nach abermal einem Stündchen öffnet sich die romantische Schlucht, in der oft kaum der Schienenweg neben dem reißenden Elf noch Platz findet, bei Haugsund zum weiten, sonnigen Thale, in der Ferne von bläulichen Bergen umsäumt. Man hat hier den Zug von Kongsberg abzuwarten, der seine Leute an den nach Christiania bestimmten abliefert. Ich traf hier mit einem Ingenieur aus Duisburg zusammen, der mit Brückenrestauration an

dieser Linie beschäftigt war, früher an der Merakerbahn gearbeitet hatte. Wie er mir mitteilte, arbeiteten an den ersten norwegischen Bahnen vielfach Fremde. Jetzt studieren, wie er sagte, die meisten norwegischen Ingenieure in Deutschland und sind für die gegenwärtigen Bedürfnisse zahlreich genug.

Bei Drammen geht die anmutige Thallandschaft in die herrlichste Fjordlandschaft über, so daß man sich beinahe fragt, ob die Lage der Stadt nicht ebenso schön ist wie jene von Christiania. Aus den drei Ortschaften Bragernaes, Strömsö und Tangen zusammengewachsen, erhebt sie sich von dem breit daherwallenden Fluß an die Abhänge der Bragernaesaas hinauf. Eine gotische Kirche und andere stattliche Neubauten verleihen ihr Würde und Ansehen. Unten auf der Insel Holmen und die Gestade entlang breiten sich Holzlager, wie man sie in solcher Ausdehnung nur selten trifft. Denn hier sammelt sich all der Holzreichtum, den der Drammenself und alle seine Nebenflüsse aus den entlegenen Gebirgsthälern zusammenschwemmen. Das hier jährlich ausgeführte Holz kommt auf einen Wert von 5 Millionen Kroner. Eine wohl 200 m lange Holzbrücke führt über den Elf nahe an seiner Mündung, so daß man auf derselben zwischen den unermeßlichen Holzvorräten und den zahlreichen Schiffen steht, die sie abzuholen bereit sind. Einige sind am Laden, andere kommen und gehen. Nur wenige Dampfschlöte qualmen zwischen den Masten und dem Takelwerk der freundlichen Segelschiffe. Hinter der belebten Scene lacht der Fjord, und wo man hinblickt, umragen anmutige Höhen Meer und Land.

Von Drammen aus beschreibt die Bahn eine große Kurve, indem sie erst ganz nordwärts nach Lier hinaufklettert, dort den Lierelf überschreitet und sich dann an der andern Thalseite völlig südwärts wendet, so daß man fast ein halbes Stündchen auf den durchlaufenen Weg und namentlich auf Drammen zurückblicken kann; nur tritt jetzt ein großer Teil des Drammenfjords in Sicht, in Drammen mit den zwei Flußthälern zusammentreffend, südwärts von den vorspringenden Ufern scheinbar abgeschlossen wie ein friedlicher großer Bergsee. Hat man sich an diesem Panorama satt gesehen, so kann, am Fuße des Varderkollens dahineilend, das Auge wieder an dunkelm Fichtengrün ausruhen — und nicht lange, so dehnt der innere Fjord von Christiania sich vor ihm aus. An jeder Station mehrt sich die Zahl der Einsteigenden. Eine Menge Leute kehren von irgend einem Ausflug in die Hauptstadt zurück, und sind die Norweger auch im Durchschnitt stille, ruhige Leute, so kann man doch nicht sagen, daß es an den Stationen zugehe wie an einem Puritaner-Sonntag. Die letzte Strecke vor der Stadt ist wie ein einziger Park. In der Nähe des Westbahnhofes aber erheben sich die anspruchsvollen Bazare, die der österreichische General-Konsul Petersen an die Stelle eines wüsten Quartiers von kleinen Holzbaracken gesetzt hat. Fünf Stock hoch erhebt sich der palastähnliche Bau auf einer künstlich an-

gelegten Terrasse, an deren Unterbau noch weitere Kaufhallen in langer Reihe untergebracht sind.

Alte und neue Zeit, gemütliches patriarchalisches Bauernleben und moderne Industrie, enge abgeschlossene Verhältnisse und der Welthandel nach allen Richtungen der Windrose hin berühren sich in der Nähe der norwegischen Städte in seltsamem Gegensatz. Wie anderswo zieht sich alter Brauch und alte Sitte unmerklich von den Schienenwegen der Neuzeit in die inneren, noch schwerer zugänglichen Gebirgsthäler zurück. Auch in diese dringen indes durch den wachsenden Verkehr, die Presse, den Handel, den Wechsel der Beamten, das Militärwesen, den politischen Parteikampf die neuen Ideen ein und führen im Kampf mit den hergebrachten Gewohnheiten zu wunderlicher Gärung. Neben dem wackeren biderben Bauernstande, der im Schweiße seines Angesichtes, ohne Börsenkünste, sein Brot verdiente, entwickelte sich in den größeren und kleinen Städten eine industrielle Bevölkerung, die mehr oder minder dem Liberalismus huldigte, auf das orthodoxe Luthertum wenig gab, mit der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit des Volkes nicht selten in Konflikt kam. Der gemeine Mann aber versteht sich nicht auf einen himmelblauen Liberalismus. Wenn die Aufklärung in ihn fährt, dann wird er gleich radikal und fühlt das Bedürfnis, etwas umzuwerfen — wenn nicht einen Königsthron, doch wenigstens den Stuhl eines Pfarrers oder Beamten. Am meisten aber hat sich der Radikalismus aus jungen Leuten rekrutiert, die mehr oder weniger mittellos zum Studium an die Universität der Hauptstadt kamen, dort weniger auf dem Wege der Wissenschaft als jenem der Tagespresse und der Litteratur moderne Aufklärung einsogen, ihr altes Norwegen geringschätzen lernten, mit seinen Überlieferungen brachen und auf politischem oder litterarischem Gebiete die herrschende Klasse anzugreifen begannen. Dadurch ist die neuere norwegische Litteratur viel radikaler geworden, als es das norwegische Volk ist.

Hamar am Mjösensee. (Phot. R. Andvord.)

14. Hamar am Mjösensee.

„Aber was reisen Sie hier?“ schalt ein norwegischer Kaufmann, mit welchem ich auf dem Mjösensee zusammentraf. „Sie müssen nach dem Westen, wenn Sie Norwegen kennen lernen wollen, an den Hardanger, an den Sognefjord, ins Romsdal —.“ — „Schon dagewesen,“ erwiderte ich; „ich muß nun auch schauen, wie es hier im Osten aussieht. Davon hört man wenig oder nichts. Wie viele Reisende begnügen sich, die Westküste entlang ans Nordkap zu fahren und dort im Scheine der Mitternachtssonne dreimal im Tage Toilette zu machen, ganz wie zu Hause!“ — „Ah, so!“ sprach jener darauf, und es ist zu bemerken, daß die Norweger dieses „Ah“ köstlich dehnen, das „so“ aber kurz abschnurren, so daß die Zustimmung einen kräftigen Abschluß erhält. „Das ist was anderes. Da haben Sie ganz recht. Hamar ist zwar das trostloseste Loch auf dem ganzen Erdboden, und die Leute „kedes“, d. i. langweilen sich so, daß sie aus lauter Verzweiflung bei der Ankunft jedes Dampfbootes an den Strand laufen, nur um wieder Menschen zu sehen, und sie schauen jedem Schiff noch eine halbe Stunde lang nach, weil sonst hier eitel gar nichts zu sehen ist. Aber wenn Sie Norwegen näher kennen lernen wollen, so müssen Sie natürlich auch das mitnehmen. Sie sind gewiß Professor?“ — „Gewesen.“ — „Ah so!“

Der Mjösensee ist so gut eine Merkwürdigkeit von Norwegen als einer der westlichen Fjorde, wenn diese auch sämtlich schöner und teilweise größer sind. Der See ist indes viel länger und stellenweise auch breiter und tiefer, obwohl nicht durchschnittlich so breit als die größten Seen von Schottland und der Schweiz. Zum Vergleich setze ich die Maße des Loch Lomond (Schottland), des Genfer- und Bodensees hierher.

	Länge.	Größte Breite.	Tiefe.	Quadratfläche.
Loch Lomond	38,6 km	11,2 km	182 m	116 qkm
Bodensee	62 „	14,5 „	302 „	539 „
Genfersee	90 „	15 „	300 „	578 „
Mjösensee	100 „	15 „	452 „	365 „

Leopold v. Buch hat also nicht ganz unrecht gehabt, wenn er den See das „innere Meer von Norwegen“ benannte, so gut wie man den Bodensee mitunter das „deutsche Meer“ nennt. Das Dampfschiff braucht von Eidsvold bis Lillehammer seine sieben Stunden. Die üppigsten Wiesen, Felder und Wälder schmücken seine Ufer; kaum in einem andern Teile Norwegens begegnet man so vielen Gehöften und kleineren Ortschaften. Es herrscht hier dieselbe bäuerliche Wohlhabenheit wie im benachbarten Schweden. Das Norwegen der Gegenwart, d. h. die Verfassung des heutigen Reiches, ist nicht oben in den Bergen und auch nicht in einer der Städte zu stande gekommen, sondern zu Eidsvold, an den Gestaden des Mjösensees. Da steht noch heute das sogen. Eidsvolds Verk, ursprünglich ein Bauernhof, zweistöckig mit zwei ebenfalls zweistöckigen Seitenflügeln, mit der großen getäfelten Holzstube, in welcher 1814 die Reichsversammlung tagte.

Die Bahnfahrt von Christiania, das erste Stück der großen Hauptlinie nach Throndhjem, ist nicht eben sehr romantisch. Eine harte Steigung führt nach Bryn hinan, von wo man noch einen artigen Rückblick nach dem Fjord von Christiania bekommt. Dann eilt der Zug durch die mehr oder weniger einförmige Fläche von Romerike dahin. Die Strecke von Lilleström, wo die Bahn nach Kongsvinger und Schweden sich abzweigt, bis Eidsvold ist die älteste norwegische Bahnstrecke, 1851 gebaut. Zuletzt windet sie sich wie ein Raupengang in einem engen Thale dahin, das sich aber bald öffnet. Eine weiße, freundliche Kirche sticht von einer Anhöhe aus dem weiten Wald hervor. Da liegt das alte Eidsvellir, das Gegenstück zu dem isländischen Thingvellir und zur Landzunge Frosta bei Throndhjem. Wie dort die Mannen des Nordens, so hielten hier die wehrhaften Mannen des Südens vom 9. Jahrhundert an ihre Landsgemeinde, das sogen. Eidsifjathing. Heute braucht man aber nicht mehr zum Thing zu reiten; man kann mit der Bahn nach Throndhjem wie Christiania, und zum Überflusse steht unten im Vormenelf noch ein schönes Dampfschiff bereit, der „Kong Oskar“, der uns nach Hamar nehmen soll. Statt Vikinger erschien ein Trupp norwegischer Soldaten, die mich in ihrer ungezwungenen, gemütlichen Haltung lebhaft an meine kriegerischen Brüder und Miteidgenossen in der Schweiz erinnerten, wenn sie von einer Übung wieder ins bürgerliche Alltagsleben zurückkehren; dann ein Schwarm von Bauern und Bäuerinnen, meist in Marktgeschäften, auch eine kleine Zahl Herren und Damen aus dem Bürgerstande. Militär und Bauern gruppierten sich auf dem Vorderdeck, die bürgerliche Aristokratie

auf dem Hinterdeck, während der Kapitän, ein überaus volkstümlicher Patron, von den Leuten selbst „König Oskar" genannt, seine Speditions- und Fahrtangelegenheiten ordnete. Dann pfiff es, und in weiter Krümmung fuhren wir den Fluß hinunter, der, von höchst romantischen Felsinseln unterbrochen, sich allgemach zum See erweitert. In mächtigen Bogen kreuzt die Bahn gerade hier, am Eingang des Sees, das Thal, um sich am Ostufer des Sees dann nordwärts zu wenden, während wir unter den Spinnengeweben der Eisenbrücke in den See selbst hinausdampfen, der an diesem Punkte eine überraschende Sicht gewährt. Die vorherrschend waldumsäumten Ufer treten bald auseinander. Das Westufer, dem wir folgen, ist von alpenartigen Höhen eingefaßt, am Ostufer wechseln Wald, Wiese und Feld mit vielen Höfen. Wir halten bei Ekernholm, Stigersand und Fjeldhaug. Boote holen und bringen einige Passagiere. Ein kräftiger, fast etwas rauher Wind fegte über den See dahin, der immer an Breite gewinnt. Der Nebelflor, der über den tiefblauen Wogen gelagert, stiebt auseinander. Hügel und Berge treten hervor, immer stattlicher. Der Skreidkampen (700 m) erinnerte mich lebhaft an den Ben Lomond am gleichnamigen schottischen See. In seiner Nähe hat der See die größte Tiefe (452 m). Wir wenden uns nun dem Ostufer zu, von wo der Wind immer munterer herüberbläst. Die Soldaten kauern unten zusammen und schmauchen ihre kurzen Stummelpfeifchen. Die Damen flüchten vom Oberdeck in die Kajüte oder in Winkel, die irgend etwas Schutz gewähren. Die Aussicht nach dem Glommen hin war noch immer durch Wolken verdeckt. Dagegen trat der Uferrand im Sonnenschein hell und klar hervor, weite Kornfelder und Wiesen, ein etwas eintöniges, aber fruchtbar schönes Land. Westwärts haben wir die Insel Helgö, nicht minder gut bebaut, hinter ihr und dem westlichen Seearm bläuliche Berge.

Nachdem zwischenhinein „König Oskar" seinen Gästen ein gutes Mittagsmahl verabreicht, haben alle wieder mehr Lust und Mut zu Naturbetrachtung. Das Oberdeck bevölkert sich wieder, und wir sehen gespannt der Stadt Hamar entgegen, die sich von weitem ganz großartig ausnimmt, weil die Gebäude in großen Zwischenräumen stehen und alle Platz haben, sich in die Weite auszudehnen. Es residiert daselbst der lutherische Bischof des Stiftes Hamar, der Stiftamtmand des Amtes Hedemarken; es giebt daselbst eine Mittelschule mit Realgymnasium und ein Seminar dazu. Außerdem befindet sich noch in der Nähe die sogen. Folkehöjskole (Volkshochschule) Sagatun. Diese Volkshochschulen sind freie, aber vom Staat unterstützte Fortbildungsschulen, in welchen die Volksaufklärung in ziemlich liberalem Sinn betrieben wird. Es giebt ihrer bis jetzt zwölf in ganz Norwegen; der Staat zahlt etwa 16 700 Kroner daran. Angelegt aber wurde die jetzige Stadt erst 1848, und einen eigenen Bischof besitzt sie erst seit 1864. Die Einwohnerzahl ist von 2400 im Jahre 1875 in den folgenden zehn

Jahren auf 3700 gestiegen und noch beständig im Wachsen. Auf reisende Engländer und Amerikaner kann eine solche Stadt nicht gerade einen sehr großartigen Eindruck machen. Sie sieht aber sehr gemütlich drein. Hier, wie den ganzen See entlang, giebt es zahlreiche wohlhabende Gutsbesitzer, die, ursprünglich aus Bauernfamilien hervorgegangen, städtische Bildung und Sitten angenommen haben. In den schön aufgeputzten Häusern findet man allen neueren Komfort, in den Gärten schöne Pavillons und Treibhäuser, in den Ställen die schönsten Luxuspferde. Manche dieser reichen Leute haben ihre Wohnung zu Christiania und bringen einen Teil des Jahres daselbst zu. Es wird hier, wie ich hörte, auch schon Häuser- und Bodenspekulation betrieben, und als einer der Bodenspekulanten wurde mir der berühmte Dichter Björnstjerne Björnson bezeichnet.

So viel ist sicher, daß er sich nach einem Winteraufenthalt zu Rom (1874 auf 1875) zu Gausdal, nur ein paar Stunden vom Nordende des Mjösensees, den Hof Aulestad ankaufte, der ihm noch jetzt gehört, und daselbst sich auf Landwirtschaft verlegte. In nächster Nachbarschaft hatte er hier die Volkshochschule von Oestre-Gausdal (Vonheim), mit deren Gründer Christoph Brunn er enge befreundet war, und für dessen Bemühungen er das größte Interesse hegte. Von seinem idyllischen Landsitz aus besuchte er auch öfter die Volkshochschule Sagatun bei Hamar und ebenso die Versammlungen, welche der Verein für dänisch-norwegische Volkshochschulen zu halten pflegte. Von einer solchen Versammlung zu Sagatun im Jahre 1878 wird berichtet:

„Als die Teilnehmer der Volksversammlung schon einige Tage beisammen gewesen, äußerten einige den Wunsch, Björnson zu hören, und man unterschrieb deshalb eine Aufforderung an ihn, daß er kommen möchte, und sandte sie telegraphisch ab. Am selben Tag kam von dem Dichter die Antwort, er würde kommen, so schnell, ‚als nur Zeug und Riemen halten könnten' (alt hvad remmer og töj kunde holde). Die Antwort rief Jubel hervor, aber noch größer war die Freude, als er folgenden Tages erschien. Samstag Vormittag kam er in die Schule hinauf und begann da seine Vorträge mit einer Rede über den ‚Vis-Knut', der oben in Gausdal gelebt hatte und jüngst gestorben war. Björnson hatte ihn persönlich gekannt und gab eine ausgezeichnete Schilderung dieser merkwürdigen Persönlichkeit. In seinem zweiten Vortrag gab Björnson eine lebendige Schilderung der Jesuiten. Er zeigte, wie diese von Anfang zu Ende nur darauf ausgingen, die Personen ihres freien Willens und des Gewissens zu berauben und sie ausschließlich zu dem zu bestimmen, was die Ordenslenker beabsichtigten, und wie der Papst in ihnen seine treuesten Diener hätte. Darauf schilderte er in glänzendster Weise den Besuch, den der Papst am Neujahrsabende der Jesuitenkirche zu Rom abgestattet hatte. In seinem letzten Vortrag sprach Björnson über die Frauen und behandelte den schmählichen Mißbrauch, den

man von Paulus' Wort machte: ‚Der Mann ist des Weibes Haupt'. Er entwickelte, daß die Frau in allen Hinsichten gleichberechtigt mit dem Mann sein muß, da beide Menschen sind, gleich vor Gott und begabt mit einer gleichen unsterblichen Seele."

Was solche Vorträge in einem Lande sollen, wo es nie eine Jesuitenniederlassung gegeben hat, und wo das Glück des Volkes, wenn irgendwo, von frommer Häuslichkeit und weiblicher Zucht bedingt ist, das ist schwer zu sagen. Sie deuten auf eine höchst bedenkliche Aufklärerei hin, die, wenn sie sich allgemein verbreiten sollte, dem norwegischen Volke sicherlich nicht zum Heile gereichen könnte. Man denke sich nur all die stillen Gehöfte, wo jetzt noch frommer Sinn und schlichte Redlichkeit wohnt, mit emanzipierten Weibern bevölkert, — dazu hochnäsige Bauern, die von allen modernen Wissenszweigen etwas läuten gehört haben, ohne irgend einen Wissenszweig ordentlich zu verstehen; endlich beständige politische Volksagitation — und das friedliche Norwegen wird bald mit allem Elend und Jammer der modernen Großstädte erfüllt sein. So weit ist es heute noch nicht. Eine Nummer des „Vikingen" — so heißt der norwegische Kladderadatsch —, die mir zufällig in die Hände fiel, machte sich recht herzlich lustig über die sonderbaren Verwandlungen, die der hochbegabte Dichter durchgemacht, seit er aus dem friedlichen und sonnigen Reiche der Volksromantik in jenes des Theaters und dann der politischen Spektakelprosa überging.

Björnstjerne Björnson. (Phot. Franz Hanfstängl.)

Ein in ziemlich grobem Stil dahingeworfener Bilderbogen zeigte den Dichter in seinen acht Entwicklungsphasen (Momenter af B. Björnsons Liv): 1. als jungen Poeten in erhabener Pose, auf seine berühmte erste

Novelle „Synnöve Solbakken" gestützt; 2. als Theaterdirektor mit unzivilisierten Schauspielern, die er zu eddischen Helden aufstutzt; 3. als Volksredner, wie er unter dem Schatten der norwegischen Flagge mit geballter Faust donnert und eine Wasserflasche umwirft; 4. als Bodenspekulanten, nachdenklich sinnend vor einigen Geldsäcken; 5. als Ökonomen, eigenhändig sein Gut mit dem Spaten umgrabend; 6. als „Gedankenleser" (er hat auch in Spiritismus gemacht), wie er mit verbundenen Augen die Gedanken eines Bauern liest; 7. als Missionär unter Kaffern (er scheint auch über geistliche Kolonialpolitik sich verbreitet zu haben); 8. als Wahrsager, wie er einer Bäuerin aus der Kaffeetasse prophezeit.

Die Bilder aber erklärte folgendes Gedicht:

Es lebt nicht unter Sudans Mahdi—en
Ein Mann so groß wie unser Bi.
Er machte durch ja alle Stadien
Vom Volkspropheten bis zum Vieh.
Bald steigt er zu Parnassus' Zinnen,
In seinem Haar den Lorbeerkranz;
Bald reinigt er in stillem Sinnen
Der Kühe Hinterbein und Schwanz,
: Wie einst der Prinz im Land Arkadien. :

Rein, herrlich, wie der Sonne Radien
Trat er im Jugendlenz hervor;
Zu ihm, den Musen hold begnadi—en,
Schlägt seiner Landsleut' Herz empor.
Auf Arne's, auf Synnöve's Schwingen
Ihr Geist sich ins Gebirg verlor;
Dem Himmel ihren Dank sie bringen
Als „frohe Jungen" hoch im Chor,
: Daß sie aus Nordland, nicht Arkadien! :

Da hat Thalia dich gelad(i)en:
„Komm, Geisteskämpe! wache du
Für unsre himmlischen Palladien
In meines hehren Tempels Ruh'."
Und ganz weihst du dich für dies Gene,
Wachst Tag und Nacht an ihrer Thür,
Und läßt sie spielen „Schön' Helene",
So zeigst du dich als Directeur
: Gescheiter fast als in Arkadien. :

Doch jetzt, da kamen neue Stadien,
Er warf sich auf die Politik.
„Norweger, mit dem Joch belad(i)en,
Kennt ihr euch selbst und euer Glück?"

So rief er, und auf alter Mähre
Durchritt er puſtend rings das Land,
„Die reine Flagge“, unſre Ehre!
Bald hoch an jedem Kuhſtall ſtand.
: Jetzt war ein Prinz er in Arkadien! :

Als wär' er drüben in Kanadien,
Verkauft er wie ein Yankee Land,
Und zwiſchen Winkelmaß und Radien
Verleugnet er den Dichterſtand.
Nun ſitzt und ſchont er ſeine Kräfte
Bei ſeinen Küh'n in Auleſtad,
Wenn nicht zu günſtigem Geſchäfte
Er „teuern Stoff“ zu fahren hat.
: Denn das thut jeder in Arkadien. :

Am Abend reiſt er einige Stadien
Hinüber in das Geiſterreich,
Und bald von Gausdal alle Lady—en
Thun's ihm ſchon im Beſchwören gleich.
Sie können leſen und berichten,
Was nur ihr Meiſter denken kann.
Sie wiſſen, will er Anker lichten
Und fahren nach Santhaliſtan.
: Das paßt ſich ja wohl in Arkadien. :

Ob ſtolz auch klingt wie aus Granadien
Dein Wort, ein kühner Lanzenſtoß:
Dein letzter Weisheitsſpruch wird ſchad(i)en
Dir ſelbſt, — die Weisheit war nicht groß.
Willſt wieder du rodomontieren,
Gieb acht erſt, wie es ſteht und geht;
Frag nur herum an allen Thüren,
Ob du dem Volk giltſt als Prophet?
: Propheten glaubt man in Arkadien. :

Es iſt wirklich ſünd und ſchad, daß ein ſo hochbegabter Dichtergeiſt ſich in das ungenießbare Treiben eines Bodenſpekulanten und Bauernaufklärers verloren hat. Seine erſten Erzählungen: „Synnöve Solbakken“ (1857), „Arne“ (1858), „En glad Gut“ (1860) und die übrigen „Smaaſtykker“ (kleine Stücke, ebenfalls 1860), ſind die naturwüchſigſten, poeſievollſten Schilderungen norwegiſchen Volkslebens, die es giebt. Kaum ein anderes Land hat ſo bezaubernde Volksnovellen aufzuweiſen. In der großartigen Herrlichkeit ſeiner Bergesnatur und in dem Zauber ſeines noch patriarchaliſchen, eigenartigen Volkslebens ſteht Norwegen eben einzig da. Noch in ſpäteren Novellen, wie im „Fiſchermädchen“ (1868) und ſelbſt in „Magnhild“ (1877), klingt jener lebensvolle Ton echten Volkstums noch nach, aber mehr und

mehr sich verstimmend zu moderner Aufklärerei. Aus einem Volksdichter hatte sich Björnson selbst in einen Theaterdirektor und Zeitungslitteraten verwandelt, und so wird denn aus dem urwüchsig naiven Fischermädchen schließlich eine „nationale" Schauspielerin, aus dem armen Bauernkinde Magnhild eine Kunstsängerin, — das schöne, traute Volksleben löst sich auf in Volksverbildung, unnatürliche Streberei, Abenteurerei, demagogisches Treiben und schließlich Unglauben. Wie sich Björnson selbst in Frankreich, Italien, Deutschland, Amerika herumtreibt, um jedesmal mehr als aufgeklärter Demagoge in seine Heimat zurückzukehren, so irren seine späteren Dichtungen in der modernen prosaischen Welt herum und suchen ein Norwegen zu gestalten, das seinen Vorbildern in Amerika und Paris entspricht. In Sinn und Geist des katholischen Mittelalters ist er nie eingedrungen. Immer mehr berühren sich seine Ideen mit jenen des radikalen Dänen Georg Brandes, der nicht ermangelte, mit zahlreichen Weihrauchopfern der Kritik diese wachsende Annäherung zu feiern. Bei alledem ist ein mächtiger, poetischer Geist auch in diesen späteren Dichtungen zu erkennen, und seine aus vollem Herzen strömende Lyrik wird noch fortleben, wenn seine politischen Rodomontaden gegen Königtum und Kirche, positiven Glauben und geschichtliche Entwicklung, gegen die schwedisch-norwegische Flagge und gegen die Jesuiten, die ihm nie ein Härchen gekrümmt, verstummt sein werden.

Etwa 20 Minuten von dem jetzigen Hamar entfernt, streckt sich eine Landzunge in den See nach der Insel Helgö hinüber. Aus dem dichten Birkengebüsch erheben sich da und dort von Moos und Schlingpflanzen überwachsene Mauerüberreste. Sie werden immer häufiger nach der Spitze der Landzunge hin. Da, vielleicht am herrlichsten Punkte des Sees, ragen über die kleineren Trümmer drei gewaltige Säulen empor, die mit zwei seitlichen Mauerüberresten zu vier leicht geschwungenen romanischen Bogen verbunden sind. Drei erwachsene Männer können mit ausgestreckten Armen eine dieser Säulen kaum umspannen, und doch streben sie schlank und leicht in den blauen Himmel auf, und die darüber liegenden Mauerüberreste scheinen sie kaum zu drücken. Die Lage ganz nahe am Strand, das üppig um die Trümmer sich schlingende Gebüsch, der duftige Birkenwald dahinter, die freundliche Insel gegenüber, die an fernem Strande sich hinbreitende neue Stadt, die fernen blauen Berge den ganzen See entlang, der herrliche blaue Seespiegel selbst verleihen dieser verwetterten Ruine eine unbeschreibliche Schönheit und Majestät.

Die Bogen ziehen sich von Westen nach Osten. Jeder wird in ihnen leicht die Überreste einer großen romanischen Kirche erkennen, deren Türme einst herrlich aufragten über den weiten, fast meerartigen See. Es stand aber nicht bloß eine Kirche hier, sondern eine bischöfliche Kathedrale, und nicht bloß ein Bischofssitz, sondern eine reiche und mächtige Handelsstadt,

die Hauptstadt des norwegischen Ostlands. Lange Häuserzeilen liefen nach dem Platze des jetzigen Hamar hinüber. Mauern und Türme spiegelten sich anstatt der trauernden Hängebirke in den Wogen des Sees. Ein stattliches Rathaus überragte die Wohnungen der Bürger.

„Hamars Domkirche", so meldet ein alter Bericht, „war gar herrlich ausgeziert mit allem Zubehör außen und innen. Auf dem großen Turm waren 16 vergoldete Fahnen mit großen vergoldeten Knöpfen darauf. Auf dem andern Turm waren zehn vergoldete Fahnen, ebenso mit vergoldeten Knöpfen, und auf jeder Fahne war ein vergoldeter Hahn mit zwei großen vergoldeten Kreuzen darauf; und es war die Kirche auch im Innern auf

Ruinen der Kathedrale Hamar am Mjösensee.

das herrlichste geziert und geschmückt mit kostbaren Malereien, und mit herrlichen gemalten Stühlen und prächtigen Thüren davor. Es war auch ein großes und prächtiges Orgelwerk mit anderem unzählbaren Ornament und Schmuck, sowie mit herrlichen Meßgewändern und Büchern, sowie mit vier Altären, alle vergoldet, wie es in jener Zeit der Brauch war. In bemeldetem Kirchenturm hingen herrliche Glocken und ein mächtig schönes Uhrwerk mit Stundenglocken, die im Giebel hingen und der Gemeinde zugekehrt waren. Es war auch ein hoher vergoldeter Helm auf dem Turme mit vergoldeter Fahne und Knopf, so daß, wann immer der Wind etwas scharf blies, konnte man das Klingen der Fahnen weit hin des Weges hören.

„Zu König Hakons Zeit stand Hamars Stadt in Flor und bestem Wohlsein. Anno Domini 1300 befanden sich in Hamars Stadt 1800

wehrhafte Männer, die dort wohnten in damaliger Zeit. Wenn der König oder seine Boten Musterung halten wollten einmal des Jahres zu Hamar, da wurden Hamars Bürger in zwei Abteilungen geschieden, jede mit ihrem Fähnlein, mit des Königs von Norwegen Wappen oder Hoffahne, die blau und gelb war. Seit der große Mandedöd (Schwarze Tod) war, wurde Hamars Kaufstadt mit ihrer Herrlichkeit gemindert, und in späterer Zeit hat sich Oslo gemehrt und ist zu Wohlstand gekommen; seither nahmen Hamars Bürger ab.

„Man fand auch aus Bischof Sigurds Büchern und Briefen, daß zu seinen Zeiten (1381—1418) in Hamar 1123 bewaffnete und wehrhafte Männer waren; es gab aber auch 3000 erwachsene Leute allerhand Schlags, beide Mädchen und Jungen, die zum Sakrament gingen um Osterzeit, außer den Weibern und Kindern und gebrechlichen Leuten, die nicht zur Kirche kommen konnten wegen ihrer Elendigkeit Schuld.

„Gleichermaßen war es gar lustelig im Sommer, so einer ruderte um Hamars Stadt, denn alle Kräuter gaben einen so herrlichen Duft von sich. Und die Pilger, die gen Rom reisten und zum Heiligen Grab sowohl wie zu andern Städten und Landen, trugen den größten Fleiß, daß sie in ihre Heimat wieder wohlduftende Kräuter, Gesäme oder Bäume mitbringen möchten, und man liebte zu jener Zeit eine Art Baum, der Engeltorn genannt wurde, der einen gar herrlichen Duft von sich gab.

„Hamars Stadt war in jenen Tagen von Gott auch mit vielem Gute begabt. In jenen Tagen gab es treffliche Fruchtgärten mit allerhand Frucht, die des Landes Lage hervorbringen konnte; da gab es Hopfengärten, Birnen- und Äpfelgärten, Kirschengärten und viele andere gute Frucht, und es mußte ein sehr geringer Bürger sein, der nicht jährlich von seinem Fruchtgarten eine halbe Last Most und Kirschentrank jeder Art zog für seines Hauses Notdurft und Zehrung, außer dem was er noch verkaufen oder seinen Freunden zur Verehrung senden mochte; und es gab da allzeit solchen, der gut war, und es war dessen genug in Hamars Stadt und in den Ortschaften rundum."

So stand es zu Hamar in den finstern Zeiten des Mittelalters. Es war eine blühende Stadt mit 5000—6000 Einwohnern mitten in einem wahren Garten, schöner und größer als jetzt. Von der Domkirche kann man sagen, daß sie das Werk eines Papstes ist. Denn auf Anordnung und teilweise auf Kosten des Kardinals Nikolaus Brekspear, des späteren Papstes Adrian IV., wurde 1152 ihr Bau begonnen, allerdings erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts, unter dem Bischof Paul, vollendet. In Verbindung mit der Kirche standen die Wohnungen des Bischofs, der Kanoniker, einer Schule und wahrscheinlich ebenfalls das Dominikanerkloster zum hl. Olaf. Es wird ausdrücklich berichtet, der Bischof und das Kapitel hätten mit

den Mönchen unter einem Dache gewohnt, und der Bischof hätte von seinem Saale aus beide für sich singen hören können. Außer dem St. Olafskloster hatte Hamar noch ein zweites zum hl. Antonius, zugleich Hospital und Pilgerhaus mit einer Heiliggeistkapelle an der Grönnegade am Strande, südlich von der Kathedrale. Wahrscheinlich war auch ein Frauenkloster vorhanden, über das indes genauere, sichere Nachrichten fehlen.

Angesichts der merkwürdigen Trümmer wird man unwillkürlich an all die religiösen Anstalten erinnert, welche die sogen. „Reformation" in ganz Norwegen zerstört hat. Denn wie das Erzbistum, so hatte jedes der vier Suffraganbistümer: Bergen, Stavanger, Oslo und Hamar, sein wohlorganisiertes und mit reichen Stiftungen ausgestattetes Kapitel, dessen Einkünfte zumeist dem Gottesdienst und den Werken der Liebe und Barmherzigkeit zu gute kamen.

Throndhjem besaß das ehrwürdige Benediktinerstift zum hl. Laurentius auf Nidarholm, schon von Knud dem Großen gestiftet, dann unter Magnus Barfuß wiederhergestellt; das Benediktinerinnenkloster Bakke am Nid, der Stadt gegenüber; das Augustinerkloster Helgeseter gegenüber dem St. Olafsdom südlich vom Nid; ein Franziskaner- und ein Dominikanerkloster in der Stadt selbst; das Cistercienserkloster St. Maria zu Tautra (Tuterö) im Fjorde von Throndhjem; das Cistercienserkloster zu Rein, einige Meilen nordwestlich von der Stadt.

In dem Bistum Bergen waren ebenfalls alle jene Orden vertreten: die Benediktiner durch das Mannskloster Munkeliv zum hl. Michael in der Stadt Bergen selbst, das Mannskloster St. Alban zu Selja (Selö) am Ausgang des Nordfjords (bei Statland); die Augustiner durch das St. Johanneskloster an der Strandgade zu Bergen, das Heiliggeistkloster zu Halsnö in Söndhordland, von Erling Skakke 1164 gestiftet; die Cistercienser durch das Kloster St. Maria zu Lyse in Söndhordland (etwas südlich von Bergen), das Frauenkloster St. Maria (Nonneseter) zu Bergen; die Franziskaner und Dominikaner durch je ein Kloster in der Stadt.

Das Bistum Oslo hatte ein Cistercienser-Mannskloster auf Hovedö, ein Benediktinerinnenkloster zu Oslo selbst, ein Franziskanerkloster und ein Dominikanerkloster ebenfalls in der Stadt selbst, ein Prämonstratenser- und ein Minoritenkloster zu Tönsberg (am Eingang des Fjords von Christiania), ein Benediktinerinnenkloster in Gimsö (bei Skien), ein Johanniterhospital zu Vaernes, ein Prämonstratenserkloster in Dragsmark, ein Augustinerkloster zu Kastelle, ein Minoritenkloster in Kongehelle und eines in Marstrand.

In dem Bistum Stavanger wird nur ein Kloster erwähnt: das dem hl. Laurentius geweihte Augustinerkloster zu Utstein (Ryfylke). Hamar hatte das erwähnte Dominikanerkloster und Antoniushospiz in Hamar selbst.

Von den 29 ganz sicher nachweislichen Klöstern gehörten 6 dem Benediktinerorden an, 5 dem Augustinerorden, 5 dem Cistercienserorden, 2 dem Prämonstratenserorden, 6 dem Franziskanerorden, 5 dem Dominikanerorden, 1 dem Johanniterorden. Fast unzweifelhaft gab es aber noch andere klösterliche Niederlassungen, über die nur unzuverlässige Kunde vorhanden ist; eine Menge Hospize, Pilgerhäuser, Siechenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten, welche von religiösen Orden oder Bruderschaften versehen wurden. Die Thätigkeit der zwei Mendikantenorden erstreckte sich weit über ihre Klöster und die Städte hinaus. Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung haben sich die norwegischen Klöster nicht so ausgezeichnet wie die isländischen. Ein Mönch þjódrekr (Dietrich) zu Nidaros schrieb indes um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine lateinische Chronik von Norwegen, welche beweist, daß ihm eine für seine Zeit nicht unbedeutende Sammlung von Kirchenvätern, alten Klassikern und mittelalterlicher Geschichtschreibung zu Gebot gestanden haben muß. Er kennt Origenes, Eusebius, Augustin, Hieronymus, Gelasius und Beda, Plato, Plinius, Lucan, Horaz und Ovid, Jornandes, Paulus Diaconus u. s. w. Ein anderer Mönch, Robert, übersetzte auf Wunsch des Königs Hakon Hakonsson eine Anzahl Ritterromane aus Frankreich, England und Spanien. Ein Franziskaner, Bruder Mauritius, beschrieb eine Reise nach Spanien und ins Gelobte Land, die er um die Mitte des 13. Jahrhunderts machte. Der Dominikaner Jón Hallthorsson in Bergen, der 1322 zum Bischof von Skálholt in Island geweiht wurde, galt für den gelehrtesten Norweger seiner Zeit. Er hatte in Paris und Bologna studiert, und es ist kein Zweifel, daß gerade jene Wissenszweige, welche später am wenigsten geschätzt wurden, die kirchliche Theologie, die Philosophie und das kanonische Recht, an den bischöflichen Sitzen und in den Klöstern Norwegens ihre Pflege und ihre Vertreter fanden. Das Provinzialkonzilium zu Oslo 1436 schrieb ausdrücklich vor, daß der Erzbischof und jeder seiner Suffragane einen, zwei oder mehrere taugliche Kleriker aus ihren Diözesen an den privilegierten Studien (Universitäten) ausbilden lassen sollten. Nach längeren Unterhandlungen mit König Erich (von Pommern) bewilligte Papst Martin V. 1418 die Errichtung einer Universität in seinem Reiche, mit denselben Freiheiten, deren die Universitäten zu Bologna und Paris genossen. Es kam nicht dazu; um so fleißiger ward aber von den Norwegern die 1419 zu Rostock errichtete Universität besucht, wo sie später ihr eigenes Haus hatten: Collegium Norwegianorum oder regentia Sancti Olavi. Außerdem studierten Norweger in Paris, Bologna, Oxford, Löwen. Der Dominikaner Heinrich Kalteisen aus Koblenz, den Papst Nikolaus V. 1452 zum Erzbischof von Throndhjem ernannte, war seiner Gelehrsamkeit wegen hochangesehen, Professor zu Köln, Generalinquisitor für Deutschland und zeitweilig Magister sacri palatii gewesen, und nur kleinliche politische Streitereien

nötigten dieſen bedeutenden Mann, dem Papſte bald ſeine Abdankung anzubieten. Denn ihren kleinlichen Lokalpatriotismus ſcheinen die Norweger nie ganz überwunden zu haben. Doch hatte Norwegen noch bis zur Glaubenstrennung ſehr tüchtige Biſchöfe, und das Ordensleben iſt nicht innerer Auflöſung erlegen, ſondern äußerer Gewalt. Der vorletzte Erzbiſchof von Throndhjem, ein däniſcher Edelmann, Erich Walkendorf, im Jahre 1515 des Königs Chriſtian II. Geſandter an dem burgundiſchen Hof, um daſelbſt ſeine Braut Iſabella von Öſterreich abzuholen, ſank in des Königs Gunſt nur durch die Intriguen der in Dänemark noch heute vielgefeierten königlichen Konkubine „Dyveke“ und ihrer Mutter Sigbrit. Dem Staat wie der Kirche hat der eifrige Erzbiſchof die größten Dienſte geleiſtet, und das von ihm herausgegebene Miſſale und Brevier von Throndhjem (Missale und Breviarium Nidrosiense) bezeugt noch heute ſeinen kirchlichen Eifer. Vom König bekämpft und verſtoßen, ſuchte er Hilfe bei Papſt Adrian VI., ſtarb aber am 28. November in Rom. Sein Nachfolger Olaf Engelbrechtsſön, Stiftsdekan zu Throndhjem, hatte ſeine Studien in Roſtock gemacht und den Grad eines Magiſters erlangt. Er war ein in jeder Hinſicht tüchtiger und eifriger Prälat, und kämpfte um den Fortbeſtand der Klöſter und der kirchlichen Lehre mit unbeſieglicher Treue, bis er zuletzt der rohen Gewalt weichen und im April 1537 nach den Niederlanden flüchten mußte. Er ſtarb das Jahr darauf zu Lier in Belgien. Die geldgierigen Kirchenräuber, die ihn von ſeinem biſchöflichen Stuhle vertrieben hatten, ſetzten nun Erde und Himmel in Bewegung, um noch die wenigen Koſtbarkeiten an ſich zu reißen, die er bei ſeiner Flucht gerettet hatte.

„Er war“, wie der proteſtantiſche Hiſtoriker Bang bemerkt, „ſeiner Kirche aufrichtig ergeben, er war der Sache ſeiner Kirche treu. Er war voll Kummer und Schmerz über den Verfall der Kirche, über die Auflöſung der kirchlichen Ordnung, über die Gewalt und das Unrecht, das allem Geſetz und Recht zum Trotze begangen wurde. Gleichzeitig war er ein aufrichtiger Vaterlandsfreund, der ebenſo großen Anteil nahm an der Erhaltung der Selbſtändigkeit des Landes, als er betrübt war über deſſen Erniedrigung. Man könnte ihn in dieſer Hinſicht wohl den ‚letzten katholiſchen Norweger‘ nennen. Daß die Sache des Vaterlandes und der Kirche ſo verbunden waren, daß ſie miteinander ſtehen und fallen mußten, hätte unter andern Umſtänden ſein Glück ſein können; jetzt wurde dies ſein Unglück. Er mußte beider Fall überleben und als flüchtig beide verlaſſen. Aber ſelbſt auf ſeiner Flucht zwingt er uns Teilnahme ab: er konnte alles aufgeben, nur nicht ſeinen Glauben, ſeine Überzeugung.“

Die Verdienſte der Kirche und ſpeziell der Klöſter um Schule, Bildung, materielle Kultur, Ackerbau, Kunſt, Handwerk, Handel und Verkehr, ſowie ihre Fürſorge für die Armen, Kranken, Pilger und Notleidenden haben bei

den neuen Geschichtschreibern Norwegens vielfache Anerkennung gefunden. Die Mönche waren es hauptsächlich, um nur einen Punkt hervorzuheben, welche die friedliche Gartenkultur in dem rauhen nordischen Lande einbürgerten. Sie brachten aus dem Auslande Fruchtbäume, Kräuter, Sämereien, Wurzeln und Blumen mit, stellten damit Versuche an und wußten durch sorgsame Pflege eine Menge derselben mit günstigem Erfolg zu ziehen. Die Gärten der Klöster Lyse, Halsnö, Utstein, Gimsö, Vaerne und Dragsmark stehen heute noch in Ansehen. Die üppigen Fruchtgärten zu Ullensvang mit ihren Äpfel-, Birn- und Kirschenbäumen, welche mitten in der rauhen Gebirgswelt des Sognefjords jeden Reisenden in Staunen setzen, sind noch eine Hinterlassenschaft des Lysekloster, dem einst die Höfe von Ullensvang gehörten. Das Kloster Halsnö führte dieselben Obstarten im Hardanger ein. Die Gärten der Klöster Hovedö und Tuterö sind längst verschwunden, aber an beiden Stätten fanden die Botaniker einen Reichtum von fremden Pflanzenarten, den sie nur durch frühere Gartenkultur erklären konnten. In den Klostergärten zu Bergen wurden nicht bloß Äpfel, Birnen, Kirschen und Trauben gezogen, sondern auch Kastanien, Feigen, Korinthen und Lorbeer. Auch die Obst- und Hopfengärten zu Hamar rührten von den Mönchen her.

Die Unterdrückung der Klöster begann schon unter Christian II. mit derjenigen von Dragsmark (1519) und Gimsö (1523), dann folgte die der Klöster in Bergen (1528) und endlich der übrigen. Welche Beweggründe dabei entschieden, haben die besten norwegischen Kirchenhistoriker sehr offen eingestanden.

„Die Reformation in Norwegen", sagt Christian Lange, „ging durchaus nicht von dem gelehrten Stande aus." „Mit Ausnahme eines Berichtes über die Predigt eines gewissen Mönchs Antonius zu Bergen findet man kein Beispiel, daß die neue Lehre vor dem Volke verkündet worden wäre, oder daß irgend ein tüchtiger Geistlicher sich für dieselbe erklärt hätte, bevor die weltlichen Machthaber bereits mit vollem Eifer auf ihre Weise reformierten. Diese Herren fanden nämlich in der Reformation das erwünschte Mittel, sich selbst zu bereichern und aus dem Reichsrat einen Stand zu verdrängen, der gegen die Übermacht des dänischen Adels am häufigsten eine nationale Oppositionspartei gebildet hatte, und man kann die Briefwechsel jener Zeit zwischen König, Reichsrat, Adel und Geistlichkeit nicht lesen, ohne immer mehr in der Überzeugung bestärkt zu werden, daß die Religionsverbesserung selbst ihnen allen ein gleichgültiger und unwesentlicher Gegenstand war, während die Frage sich hauptsächlich darum drehte, wer den Löwenanteil an der Beute erhalte.

„Hier fielen natürlich die Klöster zuerst und zuvörderst ins Auge. Luthers Beispiel und seine Schriften gegen das Mönchswesen, die Säkularisation der Klöster in den ersten protestantischen Ländern, vor allem aber vielleicht die verhältnismäßig bedeutenden Güter der norwegischen Klöster verlockten König

und Adel allzusehr, als daß sie sich lange hätten enthalten können, die Deutschen nachzuahmen. Diese eigennützigen Beweggründe für eine Reformation im Kirchenwesen sind deren Schattenseite und sind in den Händen ihrer Feinde eine gefährliche, oft mit Wucht geführte Waffe gewesen, und in keinem Lande, selbst Schweden nicht ausgenommen, so kommt es uns vor, treten sie offenbarer und weniger begleitet von irgend welcher Überzeugung von der Wichtigkeit und Notwendigkeit der Kirchenverbesserung selbst zu Tage als gerade in Norwegen."

Ganz ähnlich lautet das Urteil des protestantischen Theologieprofessors Christian A. Bang in Christiania:

„Das Volk in seiner Gesamtheit war mit der reformatorischen Bewegung unbekannt und stand ihr fremd gegenüber. Unter den dänischen Edelleuten, die in Norwegen schalteten und walteten, und unter dem eingeborenen Adel zählte die neue Lehre wohl manche Anhänger, deren Interesse für die Reformation jedoch eigentümlicher Art war. Diese Herren schlugen noch mit frommen Redensarten um sich und proklamierten mit viel Behagen, sie ‚wollten fördern christliche Sitte mit Gottes Worts reiner und klarer Auslegung und Verkündigung'; aber es war nur die Begierlichkeit nach den Gütern der Kirche, es war bloß Eigennutz und Habsucht, was diese Menschen zu Reformatoren machte. Man darf nicht sagen, daß dies Christians III. einziger reformatorischer Beweggrund war; es verhielt sich mit ihm noch mehr, als mit so vielen andern reformatorischen Fürsten jener Zeit: die neue Lehre hatten sie wirklich erfaßt; sie glaubten dem Evangelium aufrichtig ergeben zu sein und waren es auch bis zu einem gewissen Grade; aber gleichzeitig war die Aussicht, sich an dem katholischen Kirchengut bereichern und sich von dem politischen Einfluß der katholischen Bischöfe befreien zu können, ein wesentlicher Beweggrund in ihrem reformatorischen Eifer. Sollte man nicht eine Bewegung stützen, fördern, sich ihr ganz hingeben, welche dem Landesherrn rücksichtslos die stolze katholische Kirche auslieferte; eine Bewegung, die ihm Grund gab, sich der Kirche Goldes und Silbers, ihrer liegenden Güter und übrigen Gerechtsame zu bemächtigen; eine Bewegung, die ihm ein göttliches Recht zu verleihen schien, die widersetzlichen Erzbischöfe zu erdrücken, die starrköpfigen Prälaten in den Staub zu treten? Hatte man ein oder das andere Mal ein bißchen böses Gewissen über sein gewaltthätiges Unterfangen, so war es ja nicht schwer, vor andern und vor sich selbst zu heucheln; man befreite ja das Volk von des ‚greulichen Papsttums' Tyrannei, man machte des Antichrists Diener unschädlich, man förderte das reine Evangelium, man stritt mit und für Gott."

Und so ward denn die katholische Kirche ausgeraubt und ausgeplündert bis auf den letzten Silberling, das Volk mit Gewalt zur Annahme der Neuerung gezwungen.

„Es war nur die Macht, der das Volk wich, wenn es sich in die neue Ordnung der Dinge fand," so gesteht Bang. „Selbstverständlich saß die katholische Lebensanschauung zu tief, als daß man sie so rasch hätte ausrotten können, als man die Heiligenbilder aus den Kirchen wegfegte. Deshalb verharrte das Volk, wenn und wo es möglich war, in der Ausübung seiner katholischen Bräuche und Zeremonien; es hielt seine alten Heiligenfeste, zündete seine Kerzen an, betete zu seinen Heiligen, machte Wallfahrten zu seinen Gnadenorten, zu seinen heiligen Quellen, jetzt wie früher. Die alten Heiligen, die offiziell entthront waren, lebten fort im Glauben des Volkes, und besonders Maria behielt ihre eifrigen Verehrer.

„Es ist nicht die Rede davon, daß irgend eine geistliche Erweckung von den neuen evangelischen Predigern ausgeht; die meisten derselben glaubten ganz sicher ihre Aufgabe gelöst zu haben, wenn sie den lutherischen Gottesdienst gemäß den Kirchenordonnanzen in Gang gebracht und das katholische Wesen unterdrückt hatten. Je eifriger die neuen Prediger in diesem letzten Punkte waren, desto mehr wurden sie beim Volke verhaßt; es liegt mehr als ein Beispiel vor, daß Bauern ohne weiteres Prediger erschlugen, die allzu eifrig in ihrer Jagd auf die Heiligen waren. Deshalb hat man von einer Synode zu Bergen noch so spät wie im Jahre 1566 die charakteristische Bestimmung, man solle die Heiligenbilder nur ‚so sachte' aus den Kirchen forttragen. Soweit unsere Kunde über jene Zeit reicht, darf man ruhig sagen, daß sich die Religiosität der damaligen Prediger nicht sonderlich hoch anschlagen läßt; es liegen mehrere Beispiele vor, daß Prediger, die einen Mord begangen, in ihrem Amte verblieben. Noch 1593 wird darüber geklagt, daß der ‚größte Teil der Prediger' in Norwegen ein ungeziemendes Leben führte, in beständiger Trunksucht, Hurerei und andern dergleichen mannigfaltigen groben Lastern. Und wie die ersten lutherischen Prediger in religiöser und sittlicher Hinsicht auf einer ziemlich tiefen Stufe standen, so war das auch ungefähr mit ihrer geistigen Bildung der Fall."

Das nannte man „Reformation" und „reines Evangelium". Um solche Prediger zu hören, mußte das arme Volk auf die Sakramente der alten Kirche verzichten, von dem eucharistischen Tabernakel Abschied nehmen, die allerseligste Jungfrau, seine Trösterin in Freud und Leid, verlassen, Beispiel und Anrufung der Heiligen missen, alles Schöne und Erhebende, alle Kunst und Festpracht aus seinen traulichen Kirchen fortziehen sehen. Öde ward es darin. Die Kleinodien und die Kostbarkeiten, die großherziger Frommsinn dem Heiligtum geweiht, wanderten in die Schmelze zu Kopenhagen oder in die Kasten geldgieriger Edelleute und ihrer Konkubinen. Die anmutigen Holzkirchen verfielen. Die größten Kirchen in Oslo, Bergen und Throndhjem verheerte Brand: die alte Freigebigkeit aber war versiegt; niemand dachte daran, sie in ihrem alten Glanze wiederherzustellen.

So ging es auch zu Hamar. Im Juni 1538 wurde die Stadt von einem der dänischen Kirchenräuber, Truid Ulfstand, überrumpelt und ausgeplündert, der greise Bischof Mogens (Magnus) Lauritssön in die Gefangenschaft geschleppt, wo er 1542 starb. Den seiner Zier beraubten Dom ließen die Plünderer stehen, und er wäre wohl gleich andern Gotteshäusern als lutherische Kirche weiter benutzt worden. Allein noch ehe das katholische Leben in dem Volke von Norwegen völlig ausgerottet war, brach zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden 1563 der siebenjährige nordische Krieg aus, der ähnlich wie der dreißigjährige in Deutschland ein seltsames Licht auf die von der neuen Lehre begründete Kultur wirft. Nachdem die zwei nordischen Völker kein Kirchengut mehr zu plündern hatten, fielen sie in beutegieriger Raufluft übereinander her und zertraten Glück und Wohlstand ganzer Provinzen. Ein junger französischer Abenteurer, Claude Collart, ein Günstling des Schwedenkönigs, zog mit einem schwedischen Heer über Jemtland und Herjedalen nach Throndhjem, nahm die Stadt ein und verpraßte die eroberte Beute in Saus und Braus mit einer jungen Norwegerin, die er ihrem rechtmäßigen Gatten entführt hatte. Als die Norweger das benutzten und den Wüstling mitten in seinen Ausschweifungen überfielen und gefangen nahmen, schickte Erich XIV. ihm 1564 einen andern Feldhauptmann, Mats Törne, nach, der zur Rache 40 norwegische Pfarreien verheerte und niederbrannte. Ganz auf dieselbe Weise ließ Erich während des folgenden Jahres im Akershusstift, d. h. im südlichen Norwegen, sengen und brennen. Als 1567 ein Überläufer dem König versichert hatte, er könne ganz leichten Kaufs Norwegen unterwerfen, wurden die Plünderungszüge erneuert, und in Proklamationen, die sogar bis nach Island gelangten, forderte Erich die Norweger auf, sich Schweden anzuschließen. Da die Norweger Widerstand leisteten, traf einen großen Teil ihres Landes dasselbe Schicksal, das später die Schweden dem unglücklichen Deutschland bereiteten. Tausende von Bauern wurden herzlos niedergemacht, die Höfe und Ortschaften, ganze Provinzen in Asche gelegt. Der König selbst schwelgte in solchen Plünderungszügen. Oslo wurde niedergebrannt, Hamar von Grund aus zerstört, so daß man heute nicht einmal mehr die Lage der Straßen erkennen kann. Nur die vier herrlichen Bogen des alten Domes verkünden hier die Frömmigkeit und den Kunstsinn des Mittelalters, die einst die Ufer des Mjösensees mit Freude und Pracht geschmückt hatten, und die hunnische Barbarei, welche im Gefolge der neuen Lehre die letzten Reste alten Glücks in Trümmer legte.

Das benachbarte Schweden hatte wenig Nutzen von diesem nahezu kannibalischen Raubkrieg. Die norwegischen Festungen im Süden leisteten Widerstand; der dänische Anführer Daniel Rantzau behauptete sich in der Schlacht an der Svarterå (1565) gegen eine zweifache schwedische Übermacht; die Dänen sengten und brannten nun in Småland, Vestergötland und Öster-

götland, wie die Schweden in den Provinzen Blekinge und Skåne, und Rantzau bedrohte zuletzt das Herz von Schweden selbst.

Wer sich nun ein wenig diese Zeit vergegenwärtigt, der wird nicht ohne tiefen Eindruck die Ruinen von Hamar betrachten können. Zwei Jahrhunderte hat es gebraucht, um nur einigermaßen die Wunde zu heilen, die jene Zeit geschlagen. Noch jetzt hat Hamar sich von seinem Falle nicht wieder erholt. Da sind ganz artige Bürgerhäuser, Hotels, Schulen, auch ein Bahnhof. Aber von all den Bauten reicht nicht eine an die Schönheit und Poesie, die aus den Trümmern des alten Doms spricht.

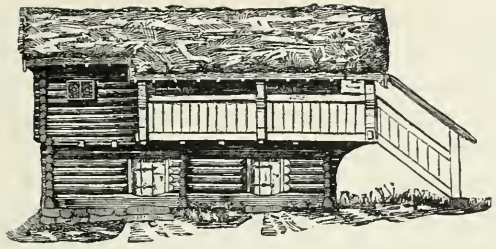
Saëtersdal.

Telemarken.

Telemarken.

Telemarken.

Norwegiſche Volkstypen und Volkstrachten.



Haus in Valders.

15. Valders.

Das westliche Norwegen erhält seine Gliederung durch die großen und kleineren Fjorde, die von Westen her in das Hochplateau der Halbinsel eindringen; das östliche Norwegen dagegen durch die großen Thäler, die von Süden her nach dem Norden oder Nordwesten laufen. Das längste derselben liegt Schweden zunächst und bezeichnet mit seinem Namen auch seine Lage: es ist das Österdal. Das zweite ist eine Fortsetzung der Thalfläche, in welcher der Mjösensee liegt: es heißt nach einem seiner frühesten Bewohner das Gudbrandsdal und trifft im Norden mit dem Romsdal und Dovrefjeld zusammen. Das dritte ist das Valdersthal, das von Ringerike her sich nach dem Sognefjord hinzieht. Ihm fast parallel laufen das Hallingdal, weiter westlich das Numedal, Thelemarken und endlich das Saetersdal[1]. Diese Namen bezeichnen aber nicht einfache Thäler, sondern große Hauptthäler, welche mit ihren kleineren Seitenthälern ganze Landschaften bilden, meist durch den Volkscharakter, durch Sitte, Dialekt, Tracht und alte Überlieferung geschieden. Die hohen Berge, welche zwischen ihnen liegen, trennen sie mehr oder weniger für die lange Winterszeit; das bäuerliche Leben fesselt im Sommer die meisten an ihre Scholle, und so hat sich fast in jedem dieser Thäler ein eigenartiger Charakter ausgebildet.

Da ich das Gudbrandsdal bereits kennen gelernt, so wollte ich auch noch einen Blick nach Valders thun, das gegenwärtig eine stark besuchte

[1] Österdal 18500 qkm mit 33000 Einwohnern; Gudbrandsdal 16500 qkm mit 50000 Einwohnern; Valders 5312 qkm mit 18800 Einwohnern; Hallingdal 5519 qkm mit 14290 Einwohnern; Numedal 4501 qkm mit 7704 Einwohnern. Man vergleiche hiermit die größten Schweizerkantone: Graubünden 7133 qkm mit 95900 Einwohnern; Bern 6889 qkm mit 549300 Einwohnern; Wallis 5248 qkm mit 104100 Einwohnern. Außer dem Österdal hat noch keine dieser Landschaften eine Eisenbahn; alles muß zu Fuß, zu Pferd oder mit Skyds durchreist werden, ein paar Seen abgerechnet, auf welchen kleine Dampfer fahren.

Touristenstraße geworden ist, da man durch diese Landschaft am leichtesten und angenehmsten an den Sognefjord gelangen kann. In einem Tage kommt man bequem mit Eisenbahn und Dampfboot nach Odnaes, von wo bis Laerdalsören noch 224 km zu Wagen zurückzulegen sind; eine schöne Fahrt von etwa vier Tagen.

Der Fluß, der das eigentliche Valdersthal bildet, ist die Baegna, die aus dem Vangsmjösensee, im Hauptstock der norwegischen Gebirge, entspringt, mehrere andere kleine Seen, darunter den sogen. Spirillen, durchfließt, als Storelf in den Tyrifjord mündet und aus diesem endlich als Drammenself in den Fjord von Drammen gelangt. Der Baegna ziemlich parallel fließt die Etna und noch östlicher die Dokka, die vereint dem Randsfjord zuströmen, dessen Ausfluß ebenfalls in den Tyrifjord mündet. Man hat darum von Christiania nach Valders zwei Hauptwege zur Verfügung: denjenigen über den Spirillensee und denjenigen über den Randsfjord. Wir machten uns einen dritten zurecht, indem wir in Gjövik den Mjösensee verließen und von da an das nördliche Ende des Randsfjords fuhren.

Zwischen Hamar und Gjövik ist der Mjösensee am breitesten, wird aber von der Insel Helgö malerisch unterbrochen. Das Schiff durchfährt die Straße, welche dieselbe von dem Norduser trennt. Zu Naes, am Landungsplatz des letzteren, wurde eine große Ladung Milch in schönen, saubern Blechgefäßen an Bord gebracht. In der Seestraße wie hernach auf dem schmalen westlichen Seearm, der sich nordwärts zieht, schwankte der Dampfer gehörig. Der See war viel unruhiger, als ich es bei so schönem Wetter je auf dem Bodensee getroffen, aber prächtig blau. Naes mit seinem kleinen freundlichen Kirchlein gab einen idyllischen Vordergrund; das Westufer sah mehr alpenartig aus: langgestreckte Bergzüge, aus deren bläulicher Masse nur langsam Wälder, Wiesen und weit auseinanderliegende Ortschaften hervortraten.

Der Kapitän bot uns Billete für die Diligence an den Randsfjord an. Das that mir fast ein wenig leid; denn das deutete schon darauf hin, daß hier das alte Skydswesen von neueren Kulturanfängen verdrängt sei. Wir nahmen indes das Billet und bestiegen in Gjövik die viersitzige offene Kutsche, welche Diligence genannt wurde, und welche zwar schon ziemlich abgerutscht, aber bequem war. Als Reisegenossen bekamen wir einen jungen lutherischen Vikar, schmächtig und hager, mit dünnem hellen Bart, den Sprößling einer ansehnlichen Pastorenfamilie. Der Großvater, ein neunzigjähriger Greis, lebte pensioniert in Drammen; der Vater bekleidete die Würde eines Propstes im Stifte Hamar; der Sohn verdiente sich seine ersten Sporen als Hilfsvikar bei einem Praest in Thelemarken. Er kam eben von einem Besuch bei den Seinigen und begab sich nun zu einer Praestemöde (Versammlung von Geistlichen), um dann nach Hause zurückzukehren. Die Hauptfragen, welche bei

dieser Versammlung behandelt werden sollten, betrafen die Lehre vom tausendjährigen Reich (Chiliasmus) und die Stellung, welche die Geistlichen in der sogen. Temperanzfrage einnehmen sollten: ob es besser wäre, vollständige Enthaltung von allen geistigen Getränken zu fordern, oder nur auf die Pflicht christlicher Mäßigkeit zu dringen. Fast eben erst dem akademischen Ei entschlüpft, that sich der junge Herr viel auf seine Kenntnis deutscher Exegese und des Hebräischen zu gute. Als ich ihn aber fragte, was er denn bei den Bauern mit seinem Hebräisch anfange, gestand er sehr offenherzig, für die spätere Thätigkeit auf dem Lande sei die akademische Heranbildung nicht recht praktisch angelegt; nach so viel Gelehrsamkeit habe man Mühe, sich in dem gewöhnlichen Alltagsleben zurechtzufinden. Während des Winters habe er in zehn Schulen mit je etwa 20 Kindern Religionsunterricht zu erteilen; während der Sommermonate falle das weg, aber da müsse er dem Pfarrer die Kirchenregister und andere amtliche Schreibereien besorgen, es sei der Schreiberei kein Ende. Dazu habe er noch dann und wann zu predigen und eine Leichenrede zu halten.

Gjövik mit 1400 Einwohnern ist schon der Ansatz zu einem kleinen Städtchen. Es hat ein „Gjövik-Hotel“ und ein „Viktoria-Hotel“ nach modernem Zuschnitt, aber auch gemütliche Häuschen im alten Stil. In köstlichen Waldschluchten zieht sich die Straße den Berg hinauf, der den Mjösensee vom Randsfjord scheidet. In Mostad wurden die Pferde gewechselt. Die Station lag vom Wege ab hoch an einem Bergabhange, zu dessen Spitze wir aber nicht hinaufzufahren brauchten. Ein Gut brachte ein neues Zweigespann und nahm das andere mit sich. Es war bereits am Dunkeln, und nun nahm die Bergeseinsamkeit jenen traumhaften Charakter an, der den wunderlichsten Märchenerzählungen den Schein der Wirklichkeit verleiht. Nur selten begegnete uns noch ein Blockhaus oder Gehöft. Gespenstisch huschten einzelne Baumgruppen und Waldpartien als Schattenbilder über die Bergesheide dahin, oder näherten sich der Straße und flohen wieder davon. Trotz unserer theologischen Gesellschaft dachte ich an die wunderlichen Gestalten, mit welchen die Volksphantasie diese nordischen Berge und Thäler bevölkert hat. Der Riese, der kein Herz bei sich hatte, der hätte ganz bequem hier wohnen können, auch die Kobolde und Nixeriche des Matthias Skytter, und wäre es nicht in Hedal gewesen, so hätten hier ebenso gut die armen zwei Jungen den drei Unholden begegnen mögen, die so hoch waren wie die Tannen und die zusammen nur ein Auge hatten. Ganz sicher aber in Valders ist es geschehen, was die alte Bertha Tuppenhaug erzählte:

„Da war einmal eine Jente aus einem Hof oben in Valders, die hieß Barbro, und die mußte die Sennhütte besorgen oben in den Bergen. Eines Tages saß sie oben und hütete das Vieh, da hörte sie mit einem Male oben in einer Bergeshöhe: ‚König Haaken! König Haaken!‘ —

„‚Ja!‘ schrie König Haaken, daß es in allen Berghöhen wiederhallte.

„‚König Haaken, mein Sohn! Willst du dich vermählen?‘ rief es weit weg von einer Höhe.

„‚Ja, das will ich,‘ sagte König Haaken, ‚wenn ich diese Barbro kriegen kann, die dort auf der Alp geht und hütet, so —‘

„‚Ach ja, das soll wohl gehen‘, hörte Barbro sagen, und sie wurde so erschrocken, daß sie nicht wußte, was sie anfangen sollte.

„Und wie das richtig war, da kam der eine um den andern herein mit Speis und Trank auf Silberschüsseln und in Silberbechern und mit Röcken und Brautstaat, mit Krone und Brustspangen, und die fingen an, den Tisch zu decken, sie als Braut zu schmücken, und es kam ihr vor, daß sie gar nichts dagegen thun könnte.

„Diese Jente hatte auch einen Geliebten, und der war auf der Jagd in den Bergen. Aber über ihn kam plötzlich eine solche Angst, daß es ihm vorkam, er sollte und müßte wieder zu der Alpenhütte. Als er bei derselben ankam, da stand alles voll schwarzer Pferde mit altmodischen Sätteln und Reitzeug, so daß er gleich sehen konnte, was da los war. Er schlich sich weg an ein Fensterchen und guckte verstohlen hinein; da sah er das ganze Brautgefolge: König Haaken war der Bräutigam und die Braut war im vollen Schmuck.

„Ja, nun weiß ich nichts anderes mehr, als ein schief Mäulchen auf sie zu machen“, sagte eine der Brautjungfern.

„Da meinte der Bursch nun doch, es wäre Zeit, sich ins Mittel zu legen; so nahm er einen silbernen Erbknopf und legte ihn ins Gewehr und schoß auf den König Haaken. Im selben Augenblick fuhren alle Brautgäste hinaus und trugen den König Haaken mit sich hinaus. Das Essen verwandelte sich in Altherengeschmeiß, Schlangen und Kröten, die hüpften fort und versteckten sich in ihren Löchern. Das einzige, was übrig blieb, war der Brautstaat und eine Silberschüssel, und die soll man noch auf dem Hofe finden heutigen Tages.“

„Arvesölvknapper“, d. h. silberne Erbknöpfe, heißen die echt silbernen Knöpfe, die bei den meisten norwegischen Mannestrachten den soliden Hauptschmuck ausmachten, während bei der Braut die Brustspangen, „Söljer“, ebenfalls aus Silber, den Hauptluxus bildeten. Könige und Prediger kommen in den norwegischen Volksmärchen gewöhnlich schlecht weg; dagegen triumphieren die Saetersjenten oder Alpenmädchen und die Gutter über alle Prinzen und Prinzessinnen, die kecken Bauernjungen sogar über den leibhaftigen Gottseibeiuns.

„Es war einmal ein Gut,“ so heißt es, „der ging des Weges daher und knackte Nüsse; und er fand eine, die war wurmstichig, und zu gleicher Zeit traf er den Bösen. ‚Ist das wahr,‘ sagte der Gut, ‚was man sagt,

daß der Böse sich so klein machen kann, wie er will, und in ein Nadelloch schlüpfen?' — ‚Ja!' sagte der Böse. — ‚Ach, laß mich das sehen und schlüpf in diese Nuß', sagte der Gut darauf, und der Böse that es. Da er in das Loch der Nuß geschlüpft war, steckte der Gut einen Pin darauf. ‚Nun habe ich dich!' sagte er und steckte die Nuß in die Tasche. Da er ein Stück gegangen war, kam er zu einer Schmiede; da ging er hinein und fragte den Schmied, ob er ihm nicht eine Nuß entzweischlagen wolle. — ‚Ja, das soll geschehen', sagte der Schmied, nahm seinen kleinsten Hammer, legte die Nuß auf den Amboß und schlug zu, aber sie wollte nicht in Stücke gehen. So nahm er einen etwas größeren Hammer, aber auch der war nicht stark genug; da nahm er einen noch größeren, aber das that's auch nicht, und da wurde der Schmied bös und nahm den größten Hammer. ‚Ich will dich doch in Stücke kriegen!" sagte er und schlug darauf aus Leibeskräften; und da die Nuß zerschmettert war, da flog das halbe Dach der Schmiede weg, und es krachte, als ob die Hütte zusammenstürzen wollte. ‚Ich mein' fast, der Teufel war in der Nuß, mein' ich!' sagte der Schmied. — ‚Das war er auch', sagte der Junge."

Den Randsfjord bekamen wir an diesem Abend nur in halber Dämmerung zu Gesicht. Der Wagen bog von der Hauptstraße ab in ein Gehölz hinein, durch das wir bald zu dem Hofe Granum gelangten. Es war ein freundlicher kleiner Hof nach alter, echt norwegischer Art. Nur eine untere Stube war als Salon hergerichtet, auf Tisch und Tischchen lagen aber lauter pietistische Traktätchen in feinen Einbänden herum, woran sich unser lutherischer Reisegefährte sehr erbaute. Das Speisezimmer war noch mit neuerer Kultur verschont, eine gemütliche Bauernstube — und zu essen bekamen wir lauter norwegische Dinge: kräftig gebratenes Schaffleisch, Mysost (eine Käseart), Gammelost (alter Käse), Fladbrot (spröde Brotkuchen).

Erst des andern Morgens zeigte es sich, an welch prächtigem Aussichtspunkt wir Rast gehalten. Der Hof Granum liegt wohl etwa 400 m hoch, gerade über der Nordspitze des Randsfjords, so daß man einen Teil dieses lieblichen Sees unmittelbar zu seinen Füßen hat. Vorwiegend waldige Berge umsäumen ihn zu beiden Seiten. Auch um den Hof duftete der Wald in der Morgenfrische und umfing die liebliche Landschaft mit einem grünen Rahmen.

Wir begleiteten den jungen Prediger hinunter an den See, wo er mit dem Dampfschiff weiterfahren wollte. Er war recht gemütlich, und als wir schieden, sagte er ganz treuherzig: „Gott segne Sie!"

Mit diesem Segen fuhren wir weiter zur Poststation Odnaes, die am nördlichen Endpunkte des Sees liegt. Hier war wieder, wie in Gjövik, ein großes neues Hotel, auf dessen Hofe ein halbes Dutzend Kutscher mit Einspännern und Zweispännern bereit standen. Sie fielen wie Raben über uns

her und boten uns zu ganz unverschämten Preisen ihre Wagen an. Als ich ihnen aus meiner „Lomme-Reiseroute“ (Taschenfahrplan) die Kilometerdistanz und die Skydstaxen angab, da lachten und brummten sie, und erklärten, daß man für solche Preise nicht mehr fahre. Sie hätten auch keine Skyds, sondern Wagen; man fahre hier nur mit Wagen. Es wäre sehr einfach gewesen, wieder die Diligence zu nehmen, aber dann waren wir an andere Mitreisende gebunden. So blieb nichts übrig, als mit demjenigen zu unterhandeln, der noch den niedrigsten Preis bot — und schon hofften wir nun zu einer gemütlichen Fahrt zu kommen, als sich herausstellte, daß der Wagen bei einem andern Hause stehe, und als wir da ankamen, daß noch ein Herr mitreisen werde. In ziemlich abgetragener Kleidung, mit ernstem, verschlossenem Gesicht, trabte derselbe auf der Holzgalerie auf und ab, allem Anscheine nach ein ganz unfreundlicher Geselle. Uns noch einmal — wie in einem gesegneten Kulturland — mit den andern Kutschern herumzuzanken, hatten wir wenig Lust und ergaben uns in unser Schicksal. Odnaes ist nun einmal von Konstantinopel wie von New York und San Francisco aus mit Dampf zu erreichen, und wo Dampfschiff und Lokomotive hinreichen, da ist es mit der patriarchalischen Gemütlichkeit aus. Unser Reisegefährte war zwar ein Norweger, war aber wirklich von San Francisco in Kalifornien mit Dampf bis hierher in seine Berge zurückgekehrt und eben auf dem Weg in sein Heimatsdorf begriffen. Er war gemütlicher, als er aussah, aber doch zugeknöpft und kurz angebunden. Über die Norweger in Amerika war weder mit dänischen noch englischen Fragen etwas Näheres und Interessantes herauszubringen. Er war indes anständig und höflich, und störte uns nicht in dem Genuß der schönen Berglandschaft, wenn er auch an der Bewunderung derselben wenig Anteil zu nehmen schien. Ich närrischer Poet entzückte mich über jeden Kuhstall, wenn nur einige feine Birken ihr grünes Lockenhaupt über die dunkeln Blockwände herniederneigten. Und dieser nüchterne Prosaiker, der nach seinem Geständnis in Amerika kein Heimweh nach seinem Norwegen empfunden, wunderte sich nicht einmal über eine Bewunderung, die er nicht teilte.

Vom Randsfjord folgt die trefflich gehaltene Landstraße dem Flusse Etna fast ohne merkliche Steigung. Es ist ein überaus liebliches Thal. Erst hinter Tomlevolden verengert sich dasselbe zur romantischen Waldschlucht. Man überschreitet die Etna auf einer Steinbrücke und hat nun die Höhen zu ersteigen, welche das Thal der Etna von jenem der Baegna scheiden. Sie erheben sich nur zu 774 m, aber da die Abhänge nach allen Seiten hin sehr steil sind, so gewinnt man unterwegs, besonders aber oben, die lohnendsten Aussichten in einem Gewirre von dunkeln Waldschluchten mit Felspartien und Gießbächen, während in der Ferne hoch über den waldigen Abhängen freundliche Höfe mit goldenen Saatfeldern sich zeigen.

Die Touristerei hat indes auch hier sich schon geltend gemacht. Anstatt uns in dem malerisch gelegenen Sveen oder sonst einem Dörfchen rasten zu lassen, schleppte uns unser Kutscher nach Tonsaasens-Sanatorium, einem großen Hofe, der durch ausgedehnte Neubauten in eine Art Luftkurort verwandelt ist. Die Lage ist natürlich wundervoll. Die schönen neuen Holzhäuser mit ihren Galerien im Stil von Schweizerhäuschen nehmen sich recht einladend aus. Da sind große Säle, schmucke Zimmer mit trefflichen Betten

Henrik Ibsen.

und aller Ausstattung eines bescheidenen Hotels. Aber über allem waltet der traurige Hauch der Schwindsucht, der Krankheit, des menschlichen Elends. Auch die Vikinger, die einst in der Überfülle der Kraft so viele Lanzen gebrochen und so viele Schlachten geschlagen, deren Geschichte bis in dieses Jahrhundert hinein eine ewige Kriegsgeschichte war, zählen heutzutage Scharen von Brustkranken, Halskranken und Nervenkranken. Die Diphtheritis ist nirgends so heimisch wie in Christiania. An den verschiedensten Punkten des Landes sind bereits solche Sanatorien errichtet, zum

Teil Aktienunternehmungen, welche auch auf den Tribut der Touristen und Erholungsbedürftigen rechnen.

Auch in die norwegische Litteratur sind die Krankheits-Bacillen und die Stickluft der modernen Welt in bedenklichem Umfang eingedrungen. Man braucht nur an Ibsen zu erinnern. Schon in seinen merkwürdigsten Dichtungen „Brand" und „Peer Gynt" hat dieser hochbegabte Dramatiker mit einer fast unbegreiflichen Bitterkeit nur die trüben Schattenseiten seines Landes und Volkes hervorgehoben, in seinen späteren Werken aber förmlich Jagd gemacht auf alles Schiefe und Verkrüppelte, alles Traurige und Jämmerliche, alles Ungesunde und Sieche, alles Verschrobene und Verrottete, was er mit seinem scharfen Auge in der Kleinstädterei und im engen politischen Leben seiner Heimat aufspüren konnte. Man könnte fast Angst bekommen, in ein Land zu reisen, wo das Wasser der Kuranstalten systematisch von den Aktionären vergiftet und der einzige ehrliche Mann im Stück als „Volksfeind" geächtet wird! Aber gottlob besteht nicht das ganze norwegische Volk aus Leuten, wie er sie in seinem „Volksfeind", den „Stützen der Gesellschaft", in „Rosmersholm", in der „Wildente" oder gar in den „Gespenstern" gezeichnet hat!

Ich war übrigens froh, als wir von Tonsaas wieder weiterfahren konnten. Das Joch des Berges ist sehr breit, meist mit niedrigem Nadelwald bestanden, zwischen dem traurige Heidenseen und Moorgründe sich hinziehen. Höfen begegnet man keinen mehr, sondern bloß ein paar verwetterten Saeterhütten, in welchen den Sommer über die Mädchen wohnen, welche das Vieh auf den Weidegründen zu besorgen haben. Die Straße entlang bezeichneten Inschriften die Namen der Grundbesitzer, die für jede Strecke des Straßenunterhalts aufzukommen haben, mit Angabe der betreffenden Entfernung. Hier wie unten war die Straße ganz musterhaft angelegt und gut gehalten.

Unsern der letzten Alpen- oder Saeterhütte ließ uns der Kutscher aussteigen, um auf eine Anhöhe zu klimmen, von der man den ersten vollen Blick auf das Valdersthal genießt. Nur Zwerggebüsch schmückte hier noch die allen Stürmen preisgegebenen Felsrücken. Die Sicht übertraf alle meine Erwartungen. Das Thal zu unsern Füßen ließe sich wohl am ehesten mit einem der großen Thäler Graubündens, etwa dem Prättigau, vergleichen; doch ist es viel breiter, und die Bergabhänge senken sich in mehreren unregelmäßigen Haldenabsätzen, zuletzt in steiler Schlucht zur eigentlichen Thalsohle hinab, in welcher zwischen dunklem Wald und Fels nur stellenweise die wilde, reißende Baegna hervorblitzt. Die vereinzelten romantischen Felspartien verschwinden übrigens beinahe in den langen Waldstreifen, die sich bald schmäler, bald breiter von den Höhen in die verschiedenen Stufen des weiten Thales herabziehen und so die lieblichen Alpengründe hervorheben, an denen unten noch ganze Höfe, oben aber nur einzelne Saeterhütten sich zeigen.

Der Blick schwimmt in lauter Grün, aber er ermüdet nicht; denn dieses Grün stuft sich unaufhörlich ab in allen Tonstufen, von dem Schlagschatten des fast schwarzen Nadelholzes bis zu den gelblichen Lichtern, wo ein Stück Hafer- oder Gerstenfeld mit kurzgeschnittenen Wiesen in der Ferne zusammenschwimmt. Südwärts treten die Höhen zur engen Schlucht zusammen. Ungefähr in der Mitte des Thales liegt die Ortschaft Frydenlund; der alte Pfarrname ist Aurland. Nordwärts dreht sich das Thal in der Richtung gen Westen; über den waldigen Höhen aber türmt sich das eigentliche norwegische Hochgebirge auf, die Jötunfjeldene — auch Jötunheim oder Riesenheim genannt. Von den schneebedeckten Zinnen, die sich über diese Felsenburg erheben, ist die eine der Galdebergtind, die andere der Thorfinnstind, zwischen dem Bygdinsee und dem Gjendesee gelegen; nur etwa 25 km dahinter ragt der Galdhöpig, der höchste Gipfel Norwegens (2560 m), der aber hier nicht sichtbar ist. Durch diesen Abschluß erhält das sonst so friedlich-stille Thalbild etwas Erhabenes und Majestätisches. Das Idyll ist in den Kreis der großartigsten Gebirgsnatur gerückt. Da oben an den Gletschern und einsamen Bergseen haust noch das Renntier und der Schneehase, und der Bergadler kreist über Klippen, die noch keines Menschen Fuß betreten. Der Name Jötunheim selbst erinnert an die sagenhafte Urwelt.

Hvat er með ásum?
hvat er með álfum?
hví ertu einn kominn
í jötunheima?

Illt er með ásum,
illt er með álfum,
hefir þú Hlórriða
hamar um fólginn?

Was ist mit den Asen?
Was ist mit den Alfen?
Wie kamst allein du
Nach Jötunheim? —

Schlecht geht's mit den Asen,
Schlecht geht's mit den Alfen,
Hast du Hlorridi's
Hammer verborgen?

Thor, der gewaltige, ist über die Riesen gekommen, die einst auf diesen Felsburgen hausten, und die da oben seinen ihm entwendeten Hammer verborgen hatten. Aber listiger als sie, hat er sich seinen Hammer wieder geholt und Thrym, den Thursenfürsten, niedergestreckt und die übrigen Riesen, einen um den andern, und von Gletschereis umlagert starren die Trümmer

ihrer einstigen Herrlichkeit jetzt hoch über den stillen Thalgründen, wo die Menschen hausen.

Indem wir in lustigem Saus und Braus zu Thale fahren, verschwinden die fernen Bergspitzen der Reihe nach bis auf einige wenige; um so lieblicher aber breitet sich nun der grüne Thalgrund um uns aus. Da ist noch gut wohnen. Keine Fabrik, keine Börse — kein Sanatorium, sondern die lieben braunen Blockhäuser, aus deren Fensterchen immer einige Blumenstöcke grüßen. Die Einwohner von Valders wurden früher des Mangels an Reinlichkeit bezichtigt; mir ist nichts dergleichen aufgefallen. Häuser und Gärten waren sauber gehalten und die Leute nicht schlechter gekleidet als anderswo. Im übrigen sind diese „Valdriser" munter und frisch, laus, leug og let, wie die andern Norweger sagen. Daß sie arg aufs Geld sehen, bekamen wir zu erfahren, als der Kutscher gezahlt werden sollte. Er forderte jetzt mehr, als wir ausgemacht hatten, und bereitete uns so viel Schererei, daß wir schließlich etwas zusetzen mußten, wenn wir nicht in ganz Frydenlund als Barbaren ausgeschrieen werden wollten. Die Baegna bildet nach dem Hochgebirge hin eine Kette von drei langen, schmalen Seen. Ein Spaziergang an den ersten derselben befreite uns von dem üblen Eindruck, den die Habsucht unseres Wagenlenkers auf uns gemacht. Diese Seen haben das Traute und Stille eines Bergsees, und das Menschenleben tritt nur in heimeligen idyllischen Zügen in die schöne friedliche Natur herein.

Als wir bei unserem Abendimbiß in Frydenlund saßen, erschien eine — wie ich glaubte — englische Familie, Papa, Mama und zwei Knaben, und nahmen neben uns Platz. Als ich sie geradezu fragte, ob sie Engländer wären, machte die Dame ein köstliches Schmollgesicht und sagte: No, we are not so very unhappy (Nein, wir haben nicht dies Unglück). — Also Amerikaner! Wir kamen nun gleich in gemütliches Gespräch, aus dem sich ergab, daß *sie* einer deutschen Familie angehörte, *er* aber ursprünglich aus dem Kanton Bern zu Hause war. Jetzt erst fiel mir auf, daß er ein echtes, dickes, rundes Schweizergesicht hatte, und ich fing an, „Schwitzerdütsch" zu reden, was er noch leidlich verstand. Ihm selbst war das Deutsche ziemlich ungewohnt geworden, und so kehrten wir bald zum Englischen zurück. Das that mir recht leid. In diese Berge hinein paßt keine Sprache so gut als „Schwitzerdütsch". Das Dänische selbst schien mir bei den Norwegern einen Ton anzunehmen, der daran erinnerte. Die Landsleute aus Amerika hatten von Bergen aus den Hardanger und den Sognefjord besucht, in Laerdalsören sich einen Wagen gemietet und wollten nun nach Christiania.

Wie in all diesen Gebirgsthälern ist der Haupterwerbszweig Viehzucht, Alpenwirtschaft und Waldkultur. Etwas Roggen, Hafer und Gerste wird unten im Thal gepflanzt, aber nur zum nötigsten Bedarf. Ein Gärtchen

oder auch einen Garten hält fast jeder. An Platz fehlt es nicht an den unermeßlichen Berghalden, die nur dünn mit Höfen besetzt sind.

Unsern Rückweg nahmen wir durch das Thal der Baegna und über den Spirillensee. Zu unserer großen Freude gab es da noch keine Diligence. Wir erhielten ein regelrechtes Stybs und einen Gut, keck, munter, wie es sein muß. Jetzt erst kam es uns zur vollen Klarheit, daß das Thal von der Ostseite drei gewaltige Stufen hat, die wieder von Hügelwellen durchschnitten werden. Der schmale Landweg ging in den wunderlichsten Bogen steil auf und ab, zuletzt in fast genickbrecherischer Senkung, meist im Walde, mitunter auch an scharfen Felsabhängen dahin. Die Berge wuchsen beständig und kamen immer näher, alle schwer, wuchtig, wahre Riesenelefanten; unten an der Baegna ließen sie nicht mehr viel Himmel übrig. Doch da hatte nun der wackere Bergstrom sein Reich: der brauste und stürmte über Felsen dahin, wie ein wilder jugendlicher Revoluzer, der noch nicht ausgetobt hat und darum alles für möglich hält. Um ihn aber, rechts und links, klettern Pflanzen, groß und klein, die Felsschlucht hinan. Das sind unermüdliche Tapezierer. Mögen Wasser und Geröll hundertmal ihr Werk zerstören, die Pflanzenkeime setzen zum hundertsten Mal wieder an, die kleinen erobern den Grund, und dann setzen sich auch die größeren fest, und endlich gelingt's doch: die Felswand wird herrlicher denn ein Königspalast. Björnson hat die norwegische Felslandschaft unter diesem Märchenbilde allerliebst beschrieben; ich erlaube mir, seine Prosa-Schilderung in Reime zu setzen:

Hoch oben am Gletscher, weit über dem Meer
Eine einsame Felswand ragte.
Es brauste der Nord wild um sie her,
Doch nie die Stolze klagte.

Zur Eiche der kleine Wacholder sprach:
„Komm, laß uns die Felswand bekleiden;
Sie hat keinen Rock, sie hat kein Dach.
Was muß die Ärmste leiden!"

Die Eiche sah nieder zum grünen Strand,
Wer denn da unten lärmte;
Der kleine Wicht war nicht ihr bekannt.
Sie schwieg, da nichts sie härmte.

Da sprach zur Fichte der kleine Strauch:
„O hilf mir die Felswand bekleiden.
Sieh, wie sie friert! Erbarme dich auch!
Wir können ihr helfen, wir beiden!"

Die Fichte den grauen Bart sich strich:
„Nicht wird es uns beiden gelingen."
Sie neigt sich zur Birke: „Was dünket dich?"
Die lispelt: „Wir werden es zwingen."

So gingen denn ans Werk die drei;
Voraus Juniper klettert,
Ob noch so steil die Höhe sei,
Und Sturm sie jäh umwettert.

Wacholder stieß auf das Heidekraut.
„O nimm mich mit!“ flehte das Kleine,
„Und wenn dir vor der Steile graut,
Beiß dich in meine Beine.“

Wacholder that's, und in jeden Spalt
Das Heidekraut reckte die Finger;
Wacholder faßte an ihm sich Halt —
So krochen empor die zwei Dinger.

Langsam und mit bedächt'gem Schritt
Gelang es auch den Alten,
Der Birke und Tanne, — sie kletterten mit
In alle Felsenspalten.

Ein paar Jahrhunderte kletterten sie.
Da sandte die Felswand hinunter
Ein Bächlein, zu sehen, was an der Flü
Im Thale sich regte so munter.

„Ach liebes, liebes Heidekraut,“
Sprach dieses, „laß weiter mich rieseln!“
Vor Eile das Kraut nicht um sich schaut,
Klimmt weiter über den Kieseln.

„Ach lieber, schöner Wacholderstrauch,
Ich bitt' dich, laß mich weiter.
Ich bin noch so klein.“ — „Das bist du auch.“
Und sie scheiden fröhlich und heiter.

„Ach liebste, holdeste Fichte mein!“
Das Bächlein küßt' ihr die Füße,
„Ach laß mich vorbei, ich bin noch so klein.“
Und die Fichte lächelt gar süße.

Die Birke allein dringt wehrend hervor.
„Hi, hi!“ lacht das Bächlein und streckt sich.
„Ha, ha!“ Es staut sich zum Bach empor.
„Ho, ho!“ Ein Gießbach reckt sich.

Und er reißt herunter das Heidekraut,
Herunter Wacholder und Fichte,
Und höhnt sie, daß sie ihm hatten vertraut,
Und macht ihr Werk zu nichte.

Der Felswand that's nicht wohl, nicht leid,
Sie lächelt halb verwundert.
Sie wollt' kein Dach, sie wollt' kein Kleid,
Träumt wieder manch Jahrhundert.

So grimmig erboste das Heidekraut,
Daß nun es anfing zu grünen.
„Nur Mut behalten!“ rief es laut.
„Die Welt gehört den Kühnen!“

Wacholder hört es und richtet sich auf
Und kratzt sich in den Haaren:
„Es sei! Wir versuchen von neuem den Lauf,
Wir trotzen allen Gefahren.“

Es humpelte auch die Fichte herbei
Und untersuchte die Stelle,
Sie fand sich wieder fest und frei
Und kletterte eine Elle.

Die Birke war von Schmutz entstellt,
Doch wusch sie freundlich der Regen,
Und mutig, mutig empor sie schnellt.
„Es ist,“ so sprach sie, „ein Segen!“

„Was ist nun wieder da drunten los?“
So fragte die Felswand droben,
Als die Sonne glühte im Thalesschoß,
Die Vögel singend sich hoben,

Die Blätter strahlten im funkelnden Tau,
Die Waldmaus pfiff im Laube,
Der Hase sprang durch Busch und Au,
In den Fichten girrte die Taube.

„Wie reizend!“ jubelt das Heidekraut,
Als endlich der Felsen erstiegen,
Und den himmelblauen Fjord es schaut,
Und die Berge, die drum sich schmiegen.

„Wie herrlich!“ rief der Wacholderstrauch,
Als er die Höhe errungen.
„Wie prächtig!“ jubelt die Fichte auch,
Als ihr der Stieg gelungen.

„Was mögen wohl die anderen seh'n?“
So seufzte die Birke noch steigend.
Sie hob ihr Röckchen, um leichter zu geh'n,
Und trippelte aufwärts, schweigend.

„O herrlich! herrlich! wunderbar!“
So rief sie oben am Rande.
Da ragten Bäume, Schar an Schar,
Ein Wald im Sommergewande.

Durch Fichten und Birken die Sonne brach
In leuchtender Morgenfrühe.
Und der kleine Wacholder freundlich sprach:
„Das Steigen verlohnt sich der Mühe!“

Bei Hengen zeigten sich die Berge von Jötunheim noch einmal prächtig über dem Grün des Thales. Jenseits der Baegna, hoch über der Thalschlucht, an dem Bergzug Stavedalsfjeld mit dem spitzigen Hullekollen, liegt Reinlid mit einer der wenigen noch erhaltenen Stavekirchen. Am interessantesten wurde die Fahrt am Jukamskleven, einer steilen Jochstraße, die zur Baegna hinabführt. Sie bildet indes nicht, wie die Straße am Krogkleven, eine einzige schiefe Ebene, sondern einen anständigen Zickzack, wie jene am Stalheimskleven im Naerödal, nur steiler und weniger breit. Den Hof Jukam, an dessen prächtigen Wiesen man in einer weiten Biegung vorüberfährt, sieht man bald hoch oben wie ein Felsennest über dem bewaldeten Abstieg emporragen — ein herrlicher Platz für eine mittelalterliche Burg; aber den Platz der Ritter nehmen in Norwegen die Bauern ein, und statt Ruinen schauen wohlgefüllte Schober und Scheunen still vergnügt ins Thal hinab. An Gießbächen ist natürlich auch kein Mangel, und unten am Jukamskleven bildet die Baegna, von Felsen eingeklammert, einen ganz anständigen Wasserfall, den Storbrufoß (großer Brückenfall). Vor der Schlucht hat sich am Felsenhang das Dörflein Fjeldheim angekrustet, das früher Kraemmermoen hieß. Wir machten hier ein halbes Stündchen Halt und besuchten die benachbarte Kirche — Bangs Hovedkirke i Söndre Aurdal —, wo einst der Schwärmer Sörflaten sein Unwesen trieb. An einem großen Stein sowie an einem Hause waren seltsame Inschriften angebracht, die von dem Besitzer jenes Hauses, dem alten Ole Donhaug, herrühren, der erst 1879 starb.

Der Weg von Frydenlund bis Naesmoen oder Granum am Nordende des Spirillensees wird im Skydsbuch auf 62 km angerechnet — eine mäßige Fahrt für einen Tag. Wir mußten dreimal Skyds wechseln, in Fjeldheim, in Storsveen und in Sörum (i Söndre Aurdal). Jedesmal dauerte der Aufenthalt etwas länger, aber jedesmal bekamen wir ein besseres Pferd und einen fröhlicheren Gut, so daß die Fahrt ein wahrer Genuß blieb. Zu Papier bringen läßt sich ein solcher Genuß leider nicht. Die schönsten Flußwindungen, die reizendste Abwechslung in den Zeichnungen der Felsen und Wälder, der köstlichste Waldesduft, das Rauschen der Gießbäche, die kleinen Verschiedenheiten der Höfe und Scheunen, der fast beständige Wechsel der Scenerie bei denselben Hauptelementen — das wird auf dem Papier ein stetes Einerlei von Fels- und Waldscenerie und müßte den Leser ermüden. Aber in der Wirklichkeit ist eine solche Fahrt eine wahre Erquickung für Leib und Seele. Und wie gesund und gut und gemütlich sind die Leute überall, wo die moderne Kultur noch nicht mit ihrem Kohlen- und Krankengeruch hingedrungen ist! Das ganze Leben bekommt etwas mit von der Reinheit und Kraft des Bergstroms, den noch keine Fabriken verpesten. Dem Fisch ist noch wohl in diesen Wassern und dem Menschenkind wohl an dem wal-

digen Ufer, das ihm keinen Überfluß spendet, aber alles genügend, was es braucht. Komplimente werden da keine gemacht, aber friedliche, treuherzige Willkommen findet man überall.

Die Baegna ist ein ganz herrlicher Bergstrom. Nach dem Wasserfall bei Fjeldheim hat sie auch ihren Radikalismus ziemlich überwunden und wandelt wie ein wackerer Mann ihres Weges. Sie stürmt keinen Felsen mehr, sondern folgt ruhig und würdig den Bergen, die ihr Schranken setzen, wenn das auch manchen weiten Bogen kostet. Die Berge sind nicht so hoch wie weiter oben, aber von reicher Mannigfaltigkeit in Aufbau und Zeichnung. Dann und wann gönnen sie dem Thale weiteren Raum, aber bald rücken sie enger zusammen oder strecken wenigstens eine Felsbastei vor, welche Fluß

Fjeldheim. (Phot. R. Andvord.)

und Straße eine andere Richtung giebt. Man begegnet wenig Höfen und Feldern. Die vorherrschende Scenerie ist Wald, aus dem wilde Felskuppen aufstarren. Ein Stück ganz neuen Straßenbaues beginnt bei dem Bach Hölleraa, der sich von einer Felsterrasse als Wasserfall in die Baegna stürzt.

In freundlicher Thalweitung dicht am Fluß liegt das Gehöfte Storsveen, wo wir Mittag hielten. Die schönsten Örreter oder Forellen lieferten uns einen genießbaren Beweis, daß die Baegna außer Landschaftsdekoration noch reellere Gaben spendet. Wir wohnten dann einer sehr lustigen Scene bei. Drei handfeste Jenten nahmen in einem offenen Stall die Waschung einer ganzen Schafherde vor. Die eine trug aus dem Fluß beständig frisches Wasser herbei, die zweite packte ein Schaf um das andere und tauchte es bis an den Kopf in die mit Wasser gefüllte Kufe, wusch und striegelte es; die dritte nahm eine zweite Striegelung vor und steckte das frischgewaschene Schaf in einen

andern abgeſperrten Teil des Stalles. Bei dieſer Verhandlung entwickelten die drei Grazien, nicht ſehr groß von Statur, eine Kraft und Behendigkeit, die der Heldinnen einer alten Sage würdig geweſen wäre. Die zweite packte die ſchwerſten Schafe und hob die zappelnden über die Kufe wie ein Kinderſpielzeug — wie etwa die berühmte Brunhild den König Gunther an den Thürpfoſten gehängt haben mag. Je jämmerlicher die Schafe blökten, deſto fröhlicher lachten und kicherten die drei Maiden. Es war ein Genrebild von urwüchſigſter Komik.

Auf der Weiterfahrt holten wir drei Gutter ein, von denen jeder eine Stolkjaerre nach Hauſe zu fahren hatte, einer ſogar zwei. Es waren lauter Kerlchen von acht bis zwölf Jahren. Sie hatten bis dahin getrottelt. Kaum hatten ſie uns jedoch bemerkt, ſo erwachte der fuhrmänniſche Ehrgeiz — als hätten ſie auch ſchon etwas gehört von der metaque fervidis evitata rotis. Haſt du geſehen? riſſen ſie aus, einer hinter dem andern, und riefen und peitſchten bis an den nächſten Hügel. Dann ſprangen ſie wie auf Kommando herab und leiteten ihre Tiere den „Bakken“ hinauf. Im Nu ſaß dann jeder wieder auf ſeinem Bocke und hurra, hurra, huſſaſa! tollten ſie die andere Seite des Abhangs hinunter. Da die Straße ſehr uneben war, ſo wiederholte ſich das mehrmal. Als ſie aber einmal drei arme kleine Mädchen, die Tüttebaer geſammelt hatten, aus dem Wald kommen ſahen, da hielten alle an, und der vorderſte nahm gleich die drei kleinen Weſen in ſein Wägelchen auf. Als ſich herausſtellte, daß noch ein viertes zurückgelaſſen worden, wurde wieder gehalten und auch dieſes Wichtlein aufgenommen. Es waren allerliebſte Kinder, ärmlich gekleidet, aber jedes hatte ſein buntes Halstuch und Schürzchen. Die ganze Geſellſchaft ſah wie ein Stück Kindermärchen aus, mitten im üppigen Walde, aus deſſen Grün da und dort fröhliche Büſche von Vogelkirſchen hervorlugten. Wohl eine halbe Stunde weit fuhren wir hinter dieſer heitern Geſellſchaft darein. Die Kinderlein lachten und zwitſcherten wie Vögel. In der Nähe des Hofes, zu dem ſie gehörten, wurden ſie dann abgeſetzt und tanzten luſtig nach Hauſe. Das Thal wurde nun breiter, aber der Weg ging immer närriſcher auf und ab. Zwei der Jungen hielten an verſchiedenen Plätzen. Nur einer, in einem roſenroten Jäckchen, der luſtigſte von allen, fuhr uns noch bis Sörum voran.

Hier war alles auf dem Felde. Wir gingen in die Stube. Kein Menſch kümmerte ſich um uns. Erſt nach einer Weile kam eine gute Alte, gab uns ein Butterbrot und beſtellte uns eine Kjaerre und einen Gut. Es war der roſenfarbene Geſell, der uns vorgefahren war. Ob er Ole oder Lars hieß, das hab' ich vergeſſen. Die Vaegna iſt hier ſo tief und breit, daß das Randsfjord (= Dampfboot) den größten Teil des Jahres bis nach Sörum hinauffahren kann. Es iſt dafür eine ſchöne praktiſche

Lände gebaut, mit Schuppen für die Waren, die das Boot mitbringt. Nur um ein weniges war der Wasserstand zu niedrig. So fuhren wir denn mit Skyds nach Naesmoen — meist durch dichten Wald, der nahezu Hochwald genannt zu werden verdiente. Es waren stattliche Stämme. Der Weg war fast eben und so ging es in fröhlichem Galopp. Etwas nach 7 Uhr abends lichtete sich das feierliche Dunkel. Ein weißes Kirchlein blitzt uns entgegen. Am Fluß liegt ein kleiner Dampfer, zur morgigen Fahrt bereit.

Der Spirillensee, 25 km lang, also etwas länger als die Hauptstrecke des Züricher Sees von Zürich nach Rapperschwyl, würde in der Schweiz schon etwas bedeuten; aber hier bei dieser endlosen Menge von Seen und Fjorden verschwindet er beinahe. Ein Morgen genügt, um ihn zu durchfahren, während man für die großen Fjorde einen ganzen Tag und mehr braucht. Er hat indes seine eigenartige Schönheit, und wenn man eben den Mjösen und die kleinen Seen in Valders gesehen, so wird man die Mannigfaltigkeit bewundern, die sich in so enger Nachbarschaft entwickelt. Wie schon Welhaven bemerkt, ist der Spirillensee nicht gleich dem Tyrifjord oder Randsfjord ein Spiegel, in den grüne Landschaften und laubbedeckte Uferhänge niederschauen. Er hat den Charakter eines großen Bergsees. Zahlreiche Buchten sperren beständig die Aussicht und lassen die Küstenlinien in scharfen Profilen hervortreten. Die Höfe am Ufer liegen weit auseinander, und der nackte Fels behält stets seine Übermacht im Landschaftsbilde. Besonders die Westküste ist steil und wild. Da erheben sich höhere Berge über die dunkeln Felsenmauern, die fast lotrecht aus der Tiefe des Sees emporsteigen. Am meisten Romantik besitzt das Nordende des Sees, von dem wir ausfahren. Da gewährt die Kirche von Naes, der Ausfluß der Baegna mit seiner Holzbrücke und der Thaleingang erst ein ungemein liebliches Bild; doch rasch wendet sich das Schiff an den Ramberg hin, ihn fast streifend; denn die Felsen fallen senkrecht in die stille Fläche ab, während sie oben in schmalen Absätzen, von Gebüsch belebt, wie eine Burg zu der waldgekrönten Kuppe

Gut mit Heft.

aufragen. Das ist ein herrlicher Blick. Man vermißt nur, wie immer in Norwegen, eine wirkliche Burg. Die Geschichte hat nicht, wie in England oder Schottland, merkwürdige Trümmer als Zeugen der Vergangenheit zurückgelassen. Die Landschaft selbst erzählt uns nichts von ihr. Keiner der Berge steigt zu 1000 m Höhe empor. Gegen Süden wird auch die Zeichnung einförmiger. Für ihre Höfe suchten sich die Leute natürlich sonnige Plätzchen aus paa solsiden, die gucken recht traulich aus meist waldiger Umgebung hervor. Die Westseite ist öde. Das Gesamtbild erinnert mich stark an Loch Lomond und einige Strecken von Loch Kathrine: eine ähnliche träumerische Einsamkeit.

In etwa dritthalb Stunden erreichten wir das Südende des Sees, der nun zum breiten Strome wird, aber nicht mehr Vaegna, sondern Aadalself heißt. Die Fahrt wird langsamer, den vielen Krümmungen des Flusses folgend. Das Ufer bietet noch immer Wechsel, erst Wald und Felslandschaft, dann offenes Thal mit bläulichen Bergzügen als Hintergrund. Schon auf dem See begegnet man ganzen Massen von Schwemmholz. Im Elf mehrt sich dasselbe. Knarrend bahnt sich der kleine Schraubendampfer durch diese „Tömmer" seinen Weg, daß die Balken in wuchtigen Schlägen aneinanderstoßen und das Wasser über dem Verdeck zusammenspritzt. Ein Passagier, der sich zu weit an den Spriet vorgewagt, erhielt ein vollständiges Sturzbad unter großer Heiterkeit der übrigen Schiffsgesellschaft. Rotangestrichene Hölzer, an Ketten befestigt, bezeichnen in dem wunderlichen Balkengewirre die Fahrstraße. Bei Ytre Aadalenskirke beschreibt der Strom ein lateinisches S, dann strömt er in einförmigerer Landschaft weiter bis Heen.

Fanaraak und Rauddalstinderne von Melkedal aus. (Phot. R. Andvord.)

16. Jötunheim.

Björg brotnuðu, brann jörð loga.
Ók Óðins sonr í jötunheima.
Berge brachen, es brannte die Erde,
Da Odins Sohn fuhr gen Jötunheim.
Þrymskviða.

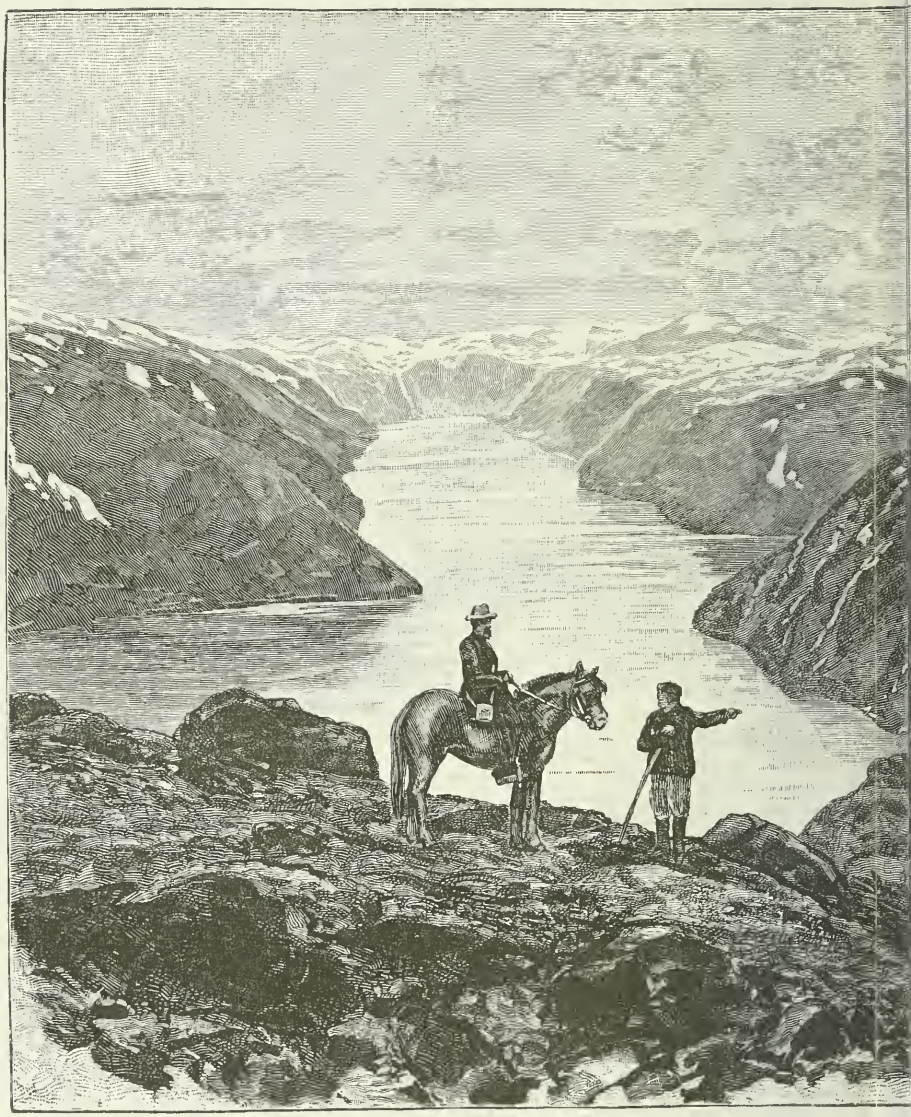
Jötunheim, die Riesenwelt, heißt in der Edda der Wohnsitz der feindlichen Giganten, deren Fürst Thrymr dem Thórr seinen Hammer stahl, die dafür aber allesamt mit demselben Hammer zerschmettert wurden. Es ist eine herrliche Personifikation der finsteren Naturgewalten, welche, in Frost und Reif gehüllt, die einsamen Felswüsteneien der skandinavischen Halbinsel beherrschen, jedes freudige Leben bedrohen, jede menschliche Thätigkeit zu unausgesetztem Kampf herausfordern. Aus Niflheim, dem Reiche ewigen Nebels und düsterer Winternacht, treten diese Reifriesen heraus und befehden alles, was da lebt und webt, grünt und blüht, des Menschen spottend und den Göttern trotzend, ein dämonisches Geschlecht, mit der Hölle selbst verwandt.

Den Namen Jötunheim haben darum norwegische Bergbesteiger, hauptsächlich Studenten, ganz passend auf jenen Teil des skandinavischen Hochplateau übertragen, der sich vom Gudbrandsdal nach dem Jostedalsbrae und dem Sognefjord hinüberstreckt, und der am meisten ein zusammenhängendes, einigermaßen den Alpen vergleichbares Gebirgssystem darstellt. Die höchsten Spitzen der Halbinsel, der Galdhöpig (2560 m), der Glittertind (2554 m), der Heilsstugnhö (2413 m), der Memurutind (2412 m), der Store Skagastölstind (2400 m), die Horunger (1992—2120 m) und eine stattliche Anzahl anderer Berggipfel von 2000 bis zu 2400 m stehen hier auf verhältnismäßig engem Raum, unmittelbar an den Jostedalsgletscher sich anschließend, beisammen. Eine gewaltige Kette, wie die Berner oder Walliser Alpen,

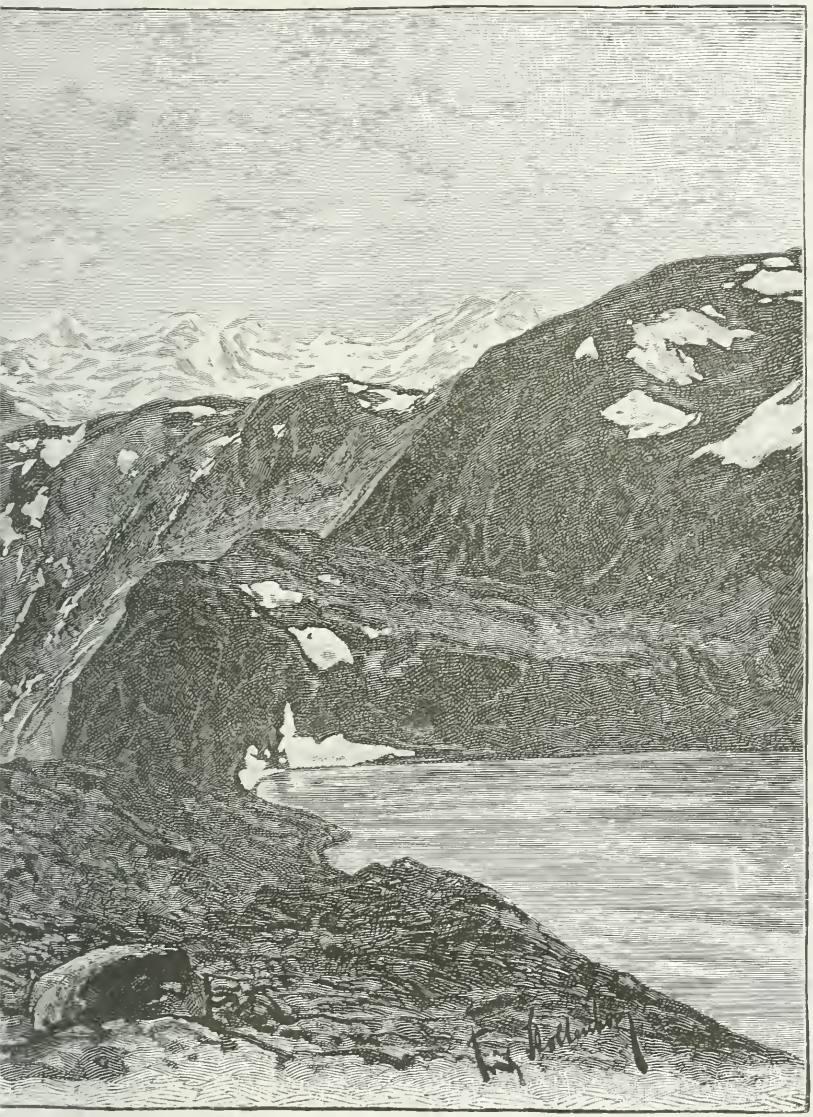
bilden diese Spitzen (Tinder, Pigger, Hörner und Nebber genannt) nicht; zu charakteristischen Gruppen vereinigen sich nur einige, wie z. B. die malerischen Spitzen der Horunger. Der ganze Gebirgsstock bildet vielmehr ein einziges, gewaltiges Massiv, das etwa einen Flächenraum von 4000 qkm einnehmen mag, aber höchst unregelmäßig nach allen Seiten hin von tiefen Schluchten und Thälern durchfurcht wird. Nur am westlichen Rande fallen die Berge steil zum Sognefjord ab; im Innern liegen diese Thalfurchen sämtlich 1000 m über dem Meere, zum Teil noch viel höher; mit 1700 m beginnt die Schneegrenze, und so ragen denn jene Spitzen nur 300—800 m über die ungeheure Fels- und Steinwüste empor, die den eigentlichen Kern des Plateau bildet. Treffend hat darum Kjerulf den Anblick dieser Bergeswelt mit der eines unabsehbaren Lagers verglichen, dessen dunkle, weiß gesprenkelte Zelte sich wirr aneinanderreihen, während über ihrer Mitte gewöhnlich dichtes Gewölke ruht.

Obwohl die meisten dieser Gipfel kaum die halbe Höhe der bedeutenderen Spitzen der Alpen erreichen, stehen sie in ihren wildphantastischen Formen, jähen Abstürzen, schroffen Zinnen, zerrissenem Felsengewirr den kühnsten Bergscenerien derselben nur wenig nach. Die Bergspitzen sind zu zahlreich, als daß sich hier ein so gewaltiges Gletscherfeld entwickeln könnte wie der Jostedalsbrae; aber von allen senken sich größere oder kleinere Gletscher auf die Fels- oder Schneewüste der Hochebene herab, von der zahllose Gletscherbäche in die Thalfurchen niederstürzen und hier sowohl Flüsse als Seen bilden. Ein Teil dieser Wasser strömt dem Sognefjord zu, ein anderer wendet sich südwärts nach Valders, wieder andere ostwärts nach dem Gudbrandsdal und noch andere nördlich nach dem Ottadal.

Die Gliederung der Westküste setzt sich hier gewissermaßen bis hinauf in die Schneegrenze fort, indem langgestreckte Seen von Westen nach Osten die gigantischen Felsmassen durchbrechen, Alpenseen und Bergseen im größten Stil, wie die Schweiz keinen besitzt. Der Vangsmjösen (30 km lang und 470 m über dem Meere) an der Bergstraße, die durch das Valdersdal an den Sognefjord führt, bezeichnet ungefähr die Südgrenze. Die Berge erreichen hier nur etwa 1700 m Höhe. Aber schon der nahegelegene Tyinsee liegt in einer Höhe von 1104 m, der Bygdinsee nahezu ebenso hoch (1090 m). Der eine hat die Länge des Zuger Sees, der andere ist bedeutend länger. Beide sind unbewohnt, und nur ein kleiner Teil des Ufers kann im Sommer als Viehweide benützt werden. Am Nordufer des Bygdin ragen die Berge schon weit in die Schneeregion hinein, der Knudshulstind bis zu 2383 m und der Svartalpig bis zu 2170 m. Noch ungleich wilder, seltsamer und erhabener sind die Ufer des Gjendesees, der abermals ein Stück nördlicher liegt, zwischen einige der höchsten Tinder und Gletscher des ganzen Bergstockes eingeklemmt, halb so lang wie der Neuenburger See. Die furchtbare



Der Gjendesee in



tunheim.

Oskar II., König von Schweden und Norwegen.
(Phot. A. Florman.)

Wüstenei erinnert an die ödesten Berglandschaften Islands, aber die Zeichnung der Berge ist weit schöner und mannigfaltiger, und der See selbst giebt ihr einen wunderbaren Zauber. Die Ufer fallen meist fast senkrecht oder doch so steil ab, daß es nur an wenigen Stellen möglich ist, an den See zu kommen. Unmittelbar am Norduser steigt der Tjukningssnen bis fast 2400 m auf, dessen Abhänge nur noch durch das wirr zerklüftete Visdal von den Fels- und Gletschermassen des Galdhöpig getrennt sind. Von hier dehnen sich gewaltige Gletscher, der Hestbrae, der Grjotabrae, der Liabrae, der Spörtebrae, der Tvaerdalsbrae zum Jostedalsgletscher hinüber; südwestwärts aber nach dem Sognefjord hin breitet der Smörstabsbrae sein Firnenmeer aus bis an die gefürchtete Berggruppe des Fanaraak, von der die wildesten Schneestürme über die ganze Region hereinzubrechen pflegen. Zwischen zwei Arme des Sognefjords, den Lysterfjord und den Aardalsfjord, drängt sich endlich die mächtige Vorburg des gesamten Riesenheims, der Store Skagastölstind und die übrigen Spitzen der Horunger, berühmt durch ihre spitzen, dunkeln Felshörner, welche, ähnlich den Hexenzinnen im Romsdal, nur noch wilder und viel höher, über ihren Gletschermantel emporstarren.

Den nördlichen Abschluß der Jötunfjeldene bildet die malerische Schlucht der Baevra, in der sich die Gletscherwasser des Smörstabsbrae sammeln, und die erst nördlich, dann nordöstlich sich wendet und bei Lom die lieblichen Ufer des Vaagevand oder Ottavand erreicht, eines Alpensees, der, 10 km länger als der Züricher See, sich ostwärts bis ins Gudbrandsdal hinüberzieht. Lom besitzt noch eine der ältesten, größten und besterhaltenen Stavekirchen (aus dem 12. oder 13. Jahrhundert).

Die Thäler, welche nach Jötunheim führen, das Baldersthal im Süden, das Aardal, Helgedal und Fortunsdal im Westen, das Ottadal im Norden, das Sjodal im Osten, haben alle noch einen freundlichen Charakter. Von den hie und da zerstreuten Ortschaften und Gehöften zieht sich schattiger Tannenwald weit an die Berge hinauf, und der steile Bergpfad kreuzt in dichtem Busch die vielen munteren Waldbäche, die dem Thale zuströmen. Weiter oben hört aber der Wald auf; doch ist die Höhe noch mit Birkenbusch, Weiden, üppigem Gras und den mannigfaltigsten Alpenkräutern bestanden. In einsamen Saeterhütten bringen hier die Saeterjenten den Sommer zu, warten des Viehes, bereiten Butter und Käse und besorgen die ganze Alpenwirtschaft mit derselben ausgesuchten Ordnung und Reinlichkeit wie die Sennen und Sennerinnen in den Schweizer und Tiroler Alpen. Noch höher verschwinden aber auch die letzten Saeterhütten. Nur kümmerliches Moos und Flechten kleiden noch den kahlen Fels, der bald in wilden Trümmerhaufen, bald in weiten, zerrissenen Flächen, Abstürzen und Zinnen sich in die Schneeregion hinauftürmt. Stundenweit, ja Tagereisen weit starrt vor dem Blick nur Fels, Schnee und Eis. Diese furchtbare Wüste ist aber

nicht nur durch größere Seen, Klüfte und Thäler, dunkle Felszacken, weite Gletscherströme unterbrochen, sondern durch mehr als hundert kleinere Alpenseen, bis hinein in die eigentliche Gletscherregion. Das Rusvand, in der Nähe des Gjendesees, liegt 1245 m über dem Meer, das Leirvand, zwischen dem Galdhöpig und Fanaraaken, 1411 m, das Skardalsvand 1490 m, das Juvand am Galdhöpig noch bedeutend höher. Von den zwei kleinen Seen, die gemeinsam den Namen Melkedalsvand tragen und mit dem Bygdinsee in Verbindung stehen, friert der obere (Övre) nie auf, sondern wird nur alljährlich von dem Druck des unter der Eisdecke zuströmenden Wassers aufgesprengt, während der untere „Store Melkedalsvand" bis tief in den Sommer noch schimmernde Eisschollen auf seinem tiefblauen Spiegel trägt.

Doch anstatt selbst eine Schilderung dieser großartigen Gebirgswelt zu versuchen, erlaube ich mir, hier eine solche einzuflechten, welche durch die Persönlichkeit ihres Verfassers schon größeres Interesse bietet. König Oskar II. selbst hat im Jahre 1860, noch als Kronprinz, Jötunheim durchwandert und seine Eindrücke in einer Schilderung niedergelegt, die ebenso sehr von seinem tiefen Naturgefühl, seiner feinen Beobachtungsgabe und seinem poetischen Geiste zeugt als von einer liebevollen Begeisterung für Volk und Land[1].

Man muß sich dabei nach Lom am Ottavand versetzen, von wo der Reisende, der Baevra folgend, hinüber nach dem Sognefjord ritt.

Will einer mit auf die Fahrt zu den schneebedeckten Höhen der Sogneberge, so sei er willkommen! Aber auf! Denn keine Zeit ist zu verlieren. Der Tag graut, und wir haben einen langen Weg vor uns. Es sind fünf starke norwegische Meilen quer hinüber zur Küste im Stifte Bergen, wenn wir auch schon gestern zwei Meilen von der letzten Ortschaft in „Lom" zurückgelegt haben. Wir müssen bis Abend an Ort und Stelle sein; die Nacht könnte rauh werden da oben zwischen den Schneegipfeln. Also zu Pferd — und voran!

— — — Wir müssen Lebewohl sagen den letzten Saeterhütten[2] am stillen Strand des tiefen Bergsees; aber wir thun das nicht ohne Bedauern. Wie eigentümlich erscheinen dem fremden Besucher nicht das Saeterleben und die Saeterstuben! Diese niedrige und dunkle Wohnung, wie dürftig kommt sie uns nicht beim ersten Anblick vor; und gleichwohl wie herzlich und oft wie unerwartet reich ist nicht die Gastlichkeit, welche die unverdorbenen Kinder des Bergdorfes an dem müden Wanderer ausüben!

[1] Sie steht in seinen „Samlade Skrifter" (af Oscar Frederik). Stockholm 1876. II, 321—329.

[2] Alpenhütten.

Kuhwarme Milch, eben bereitete Butter, frisches Renntierfleisch und einige von diesen unvergleichlichen Fjell-Örreter[1], die wir kurz zuvor aus dem kalten Schneewasser im See drunten herausfangen sahen — das ist fürwahr eine herrliche Kost, und gewürzt, wie sie ist, von dem starken Appetit, den die Luft da oben erzeugt, kann die Schmackhaftigkeit der Mahlzeit nur übertroffen werden durch den lieblichen Schlummer auf den weichen Betten aus frisch eingeheimstem duftenden Heu.

An der Thürschwelle stehen noch die wackeren „Budeierne“[2] in ihrer netten Gudbrandsdaler Volkstracht, nicken uns ein freundliches Lebewohl und wünschen uns ihr gutmütiges „Glückliche Reise!“ Ja, sie bleiben da stehen und folgen uns mit ihren Blicken, bis wir auf dem „Steig“ verschwunden sind, der sich um den nächsten Bergvorsprung herumzieht. Sagte ich „Steig“? Ja, gewiß trägt er diesen Namen, aber nie hatte ich mir eine Vorstellung von einem solchen Reitpfad gemacht; und es braucht in Wahrheit diese eigentümliche Rasse von Alpenpferden, damit der Reiter wohlbehalten davonkommt. Der Weg geht bald über reißende Bergbäche, wo man jeden Augenblick meint, mit hinuntergerissen zu werden; bald über Abgründe am See entlang, wo der Tod bloß wenige Fuß weit, in einer Tiefe von zwanzig Faden heimtückisch lauert; bald über die steilsten Felshänge, richtige „Aettestupor“, wo die Natur sich gleichsam daran ergötzt zu haben scheint, ganze Massen von kantigen und wackelnden Blöcken aufzuhäufen, auf denen ein gewöhnlicher Pferdehuf unmöglich festen Fuß fassen könnte. Aber sieh diese mutigen und klugen Tiere, wie vorsichtig sie alle ihre Bewegungen abmessen, und wie wohl sie ihren mindesten Schritt berechnen, und du wirst wie ich ein fast unbegrenztes Vertrauen zu ihnen fassen, und du wirst unbekümmert über die ungebahntesten Steige am Rand der schauerlichsten Abgründe vorandringen. Stürzt einmal eines dieser vorzüglichen Pferde, und das geschah wirklich während unserer Bergfahrt, so geschieht das am ehesten auf verhältnismäßig wohlgebahntem Boden, wo das Pferd vermutlich meint, daß nicht so viel Aufmerksamkeit von nöten sei.

Wir steigen immer mehr. Allmählich erstirbt der Klang der Kuhglocken und Alphörner; ein scharfer und kalter Luftzug, der den Namen „Fjeld-snoe“ führt, streicht längs des Thales danieder und führt die letzten Erinnerungen an geselliges Leben und Civilisation mit sich fort. Wir haben längst das eigentliche Bergdorf hinter uns vergessen. Die Bergnatur steht nun vor uns und umgiebt uns in ihrer ganzen ehrfurchtgebietenden Majestät, ihrer feierlichen Einsamkeit. Des brausenden Baevrabaches Rauschen ist der einzige Laut, der das Schweigen stört, aber das wird immer schwächer, je weiter die Fahrt geht; denn die Wassermasse vermindert sich immer mehr, während

[1] Bergforellen. [2] Alpenmädchen.

der Fall beständig steiler wird. Schließlich ist der Bach in ein kleines, wild brausendes und schäumendes Rinnsal verwandelt, das von Stein zu Stein, von Absatz zu Absatz hüpft, seine Silberfurche in phantastischen Bogen windend.

Es war ein trüber Morgen; das will auf diesen Höhen besagen: wir waren in einen feuchten und dichten Nebel eingehüllt gewesen; aber der Bergwind beginnt nun die Wolken vor sich her zu jagen und sie gleichsam immer weiter weg zu den Kämmen des Hochgebirges emporzufegen. Schließlich öffnet sich blauer Himmel über uns; durch die zerteilten Wolken blitzt ein milder Sonnenstrahl über das Gebirge dahin; jetzt ein hellerer Strahlenblick, jetzt ein zweiter, ein dritter — es hellt auf!

O welch ein Anblick! Nie, nie wird er aus meiner Erinnerung entschwinden. Tief, unauslöschlich bleibt dieser Eindruck. Vor uns ein gewaltiger Gletscher, der sogen. „Smörstabsbrae", aus dessen Schoß unser alter, bekannter Baevrabach entquillt, um allmählich und unter vielen Beschwerlichkeiten den Strand des Westmeeres zu erreichen.

Die hellsten Strahlen der Mittagssonne berühren just in diesem Augenblick den schimmernden Rand des Gletschers; jetzt blitzt derselbe wie ein kostbarer Diamantschmuck, jetzt ist er durchsichtig wie der reinste Krystall, nun schimmert er wieder in Grün und Blau wie die schönsten Aquamarinen oder Saphire, und alle diese verschiedenen Farbenwechsel vervielfältigen sich durch das Schattenspiel der vorbeijagenden Wolken.

Über dem Gletscher erhebt sich ein mächtiger Bergstock mit dem wilden Namen „Fanarauk" (Fanaraak, 2075 m hoch). Man kann ihn als einen freistehenden Vorposten des Gebirges betrachten, das unter dem Namen der „Horungstinderne" den höchsten Teil der „Jötun"- oder Sogne-Berge bildet. Die Wände der Fanarauken erscheinen teilweise bedeckt mit blendend weißem Schnee, teilweise zeichnen sie sich in dunkeln, fast schwarzen Schatten und stechen ungemein düster gegen den kalten, lichtgrünen Farbenton ab, den die Luft allzeit in der Nähe des ewigen Schnees annimmt.

Die Spitzen der Horungstinderne, von 5000—9000 schwedische Fuß über dem Meere, sind steil und zackig; der Schneenebel, „Fjeldskodden", scheint sich gleichsam an denselben festzuhaken, und da ein schwacher Luftzug die leichten Wolkenflöre fortzutreiben sucht, wirbeln sie aufwärts, und man erhält ein nicht ganz untreues Nachbild von halberloschenen, rauchenden Vulkanen, was das Eigenartige des Gesamtbildes erhöht.

Vor uns, zur Rechten, finden wir unabsehbare Schneefelder und Höhen, und doch sagt man uns, daß dieses Jahr die Schneemassen auf den Bergen ungewöhnlich klein sind. Längst haben wir die letzte kleine Zwergbirke hinter und unter uns zurückgelassen. Jetzt nahen wir uns der Schneegrenze, erreichen sie, hüpfen von unsern Pferden und werfen mit Schneeballen. Das

ist am 15. August! Die Luft kühlt sich rasch ab. Sie gleicht am meisten den klaren und kalten Frühlingsmorgen in Stockholm, wenn der Nord bläst; aber sie hat doch etwas weit mehr Erfrischendes und ist durchaus frei von der unbehaglichen, rauhen Schärfe, die Erkältungen und andere Krankheiten nach sich zieht. Hier weiß man kaum, was Krankheit sagen will; hier ist im Gegenteil, wie bekannt, die Gesundheit zu Hause, man schlürft sie mit jedem Atemzug ein. Wie der Blick frei über die endlosen Hochflächen dahinschweifen kann, so atmet die Lunge mit Wohlgefühl die reine Bergluft ein. Es wird einem gleichzeitig froh und feierlich zu Mute. Gedanke und Gefühl heben sich mit dem Boden, erweitern sich mit der Fernsicht, und das Bewußtsein davon ist um so lieblicher, je mehr sie noch eben von den überhängenden Bergen in dem engen Alpenthal gleichsam gedrückt und eingeengt waren. Man fühlt sich so weit — so weit fort von der Welt, in der man sich gewöhnlich bewegt, fast getrennt vom Erdenleben, und plötzlich gleichsam von Angesicht zu Angesicht dem allmächtigen Schöpfer der Natur gegenüber! Man erkennt seine eigene Kleinheit und Ohnmacht. Eine Schneelawine — und man ist begraben! Ein Nebel — und man verliert den einzigen, durch kleine Steinhaufen spärlich bezeichneten Weg, der den Wanderer zu dem abgelegenen Alpendorf führen soll.

Nie habe ich ein solches Gefühl empfunden, wenn nicht etwa unter einem heftigen Sturm auf dem einsamen Atlantischen Meer oder etwa beim Anblick des Sandmeeres der Sahara von der Spitze der Cheopspyramide. Aber im letztern Falle hat man die Nachbarschaft einer bebauten Gegend und einer volkreichen Stadt; man braucht sich nur umzuwenden, um die Minarets und die Citadelle von Kairo zu sehen. Auf dem Meere giebt wenigstens das eigene Fahrzeug einen Ruhepunkt für das Auge. Ich befinde mich da an Bord umgeben von einer Menge Menschen, welche alle an einer Thätigkeit teilnehmen, die mir selbst volle Beschäftigung gewährt; darum fühle ich, daß ich mich in meinem Heim befinde. Hier dagegen bin ich von allem losgerissen, ein kleines Staubkorn auf der tiefen Schneefläche. Ich sehe meine Unbedeutendheit um so deutlicher ein, je größer und mächtiger die Naturerscheinungen hervortreten, welche aus ihrer ehrfurchtgebietenden Ruhe so leicht, so rasch sich zum vernichtenden Kampf erheben und dem Wanderer einen sichern Untergang bereiten können.

Doch uns traf keine Not, und es ist überhaupt eine Ausnahme, daß man wirklich Gefahr läuft. Mit Proviant für einige Tage, mit sicheren und unerschrockenen Führern, ausdauernden Pferden und vor allem mit frischem Mut und guter Laune geht das gewöhnlich gut. Was die frische, gute Laune betrifft, so ist sie ein Geschenk, ein Willkommengruß und Dankestribut des Hochgebirges an die seltenen Reisenden, die ihren Weg zu ihm hinauf finden.

Unsere kleine Karawane — dieser Name ist nicht so ganz unpassend — hat ein durchaus malerisches Ansehen. Man braucht nur die Reisenden selbst anzusehen in ihren groben Regenmänteln, breitrandigen Hüten und hohen Stiefeln, oder die kleinen, langhaarigen Reitpferde, mit ihren starken, knorrigen Gliedern und dichten, kurzen, aufrechtstehenden Mähnen, oder die noch kleineren Pferde, die unser Gepäck in einer Art Saumsattel tragen. Diese klugen und ausdauernden sogen. Klöfje-Hefte (Packgäule) sind gewiß der Beachtung wert; so kam es uns wenigstens in betreff derer vor, die uns über die Berge folgten. Ich begreife nicht, wie sie nicht erliegen unter ihrer schweren und hochaufgebauschten Last, unter der fast der ganze Leib verschwindet, und noch weniger, wie sie so leicht und behend von einem Felsen zum andern hüpfen, so vorsichtig und doch so entschlossen steile und schlüpfrige Abhänge hinuntersteigen und so unbehindert diese kleinen, aber tiefen Bergwasser durchwaten können, welche einem unter dem Namen „Tjaern" so oft unterwegs begegnen. Das Erstaunlichste aber von allem war gleichwohl, daß unsere Packgäule allzeit voraus sein wollten, ja sich mit Gewalt vordrängten, so schmal auch der Reitpfad und so steil auch der Abhang daneben sein mochte. Waren sie an die Spitze gekommen, so schien es, als ob sie den ganzen Zug leiten wollten. Wer leitete sie selbst? Nur der Instinkt, den die Natur in sie gelegt. Das Gebirgsleben und der tägliche vertrauliche Umgang mit den Naturgewalten bewirken etwas Ähnliches bei den einfachen Bewohnern der norwegischen Hochthäler. Unter den Typen derselben darf ich einen alten Renntierjäger anführen, den wir auf dem höchsten Teile unseres Pfades antrafen. Siebenzig Winter hatten sein Haar beschneit, aber er trug sein Haupt noch aufrecht. Gestützt auf seine große, aber sicher treffende Büchse, unbeweglich wie eine Bildsäule, so trafen ihn unsere Blicke zuerst auf einer Höhe vor uns. Still und ernst war sein Gruß; ebenso unbeweglich stand er noch da, als er unsern Blicken entschwand. So wird er manche lange Stunden, ja vielleicht Tag und Nacht zubringen, um sein knappes Brot zu verdienen. Mir scheint das wirklich hart erworben, aber er ist mit seinem Los zufrieden, er kennt kein besseres, die Welt hat ihn nicht zur Ungenügsamkeit verlockt.

Nicht weit von dem höchsten Punkt des Bergsteiges lag eine kleine Steinhütte, verfallen und wenig einladend. Gleichwohl ist sie ein willkommener Zufluchtsort für Reisende, die von Unwetter oder schwerem Sturm überrascht werden, und nicht das prächtigste Hotel in einer Hauptstadt wird vielleicht je mit einem solchen dankbaren Wohlbehagen betreten, wie diese armselige „Fjeldstue" (Berghütte) von ermatteten, halberfrorenen und verirrten Bergwanderern in Besitz genommen wird.

Glücklicherweise brauchten wir nicht Schutz vor Wind und Wetter zu suchen. Die Witterung wurde immer schöner und heller, die Luft klarer.

Ungefähr mitten im Gebirge („Midfjelds") fanden wir nach einer Stunde des Suchens die von uns bestellten Pferde von der Bergener Seite her. Sich frische Pferde entgegenkommen zu lassen, wenn man über das Hochgebirge reist, ist eine Vorsichtsmaßregel, die ich männiglich anrate, nicht außer acht zu lassen; ich muß aber doch zur Steuer der Wahrheit beifügen, daß unsere Pferde durchaus nicht abgemattet schienen, obschon sie an diesem Tage sechs Stunden, am vorigen Tag vier Stunden Ritt, beständig bergauf, zu machen hatten. In freier, frischer Luft wurde eine schlichte Mahlzeit zubereitet und verzehrt; besser hat mir nie eine geschmeckt. Unterdessen gingen die Pferde frei umher und suchten Moos in irgend einer Bergkluft.

Nachdem wir eine Stunde gerastet, schwangen wir uns mit neugestärkten Kräften in den Sattel und setzten unsern Ritt fort. Es waren nun noch gut fünf Stunden Wegs bis zur Meeresküste.

Nach dem, was wir bereits gesehen, glaubten wir wirklich nicht, daß eine neue Bergaussicht, die früheren übertreffend, unsern Blicken begegnen könnte, und doch täuschten wir uns. Eine großartigere, eine überwältigendere Aussicht, als von der letzten Höhe (Haugen)[1], wo das Niedersteigen seinen Anfang nimmt, kann man sich nicht denken. Vor uns erheben sich die drei „Skagastölstinderne", nahezu die höchsten Spitzen der skandinavischen Halbinsel. Über 9000 schwedische Fuß ragen ihre gleichhohen Scheitel. Da stehen sie so klar, als ob sie uns ganz nahe wären, obschon sie doch eine halbe Tagereise entfernt liegen. Bis an ihren Fuß ist der Mensch vorgedrungen; aber ihre Spitzen hat noch kein Sterblicher betreten. Sie scheinen auch entsetzlich steil! Der Schnee kann sich da nicht festsetzen, sondern verändert nur da und dort die Felswände wie ein Schlinggewächs oder verbirgt sich in einigen tieferen Klüften, wo der Wind, hier oben des Schnees einziger Feind, seine Gewalt verloren hat. Der Berg hat eine kalte, stahlgraue Farbe, und um die spitzigen Gipfel schweben leichte Schneenebel in beständig wechselnden Formen, bald sich zusammenballend, bald plötzlich verschwindend, wie von einer unsichtbaren Macht verjagt.

Im übrigen rund um uns dieselben düsteren, zackigen Spitzen der Horungstinderne, wechselnd mit blendenden Schneefeldern, welche, besonders nordwärts an Weiße zunehmend, die Nachbarschaft des weitberühmten Jostedalsbrae andeuten.

Ist das Bild hiermit vollendet? Nein, bis jetzt hat der Blick nur rings über die sonnenbeglänzten Höhen geschweift; aber jetzt — jetzt senkt er sich niederwärts in den weitklaffenden Schlund, verliert er sich in die dämmernde Tiefe; da sieht er keine Grenze, keinen Schluß! Ein Wildbach stürzt sich hier herab — wohin? Das sieht man nicht, das weiß man nicht;

[1] Das Volk nannte sie seit dieser Zeit „Prinds Oskars Haug".

man ahnt nur, daß er kopfüber in einen furchtbaren Abgrund braust! An recht günstigen Tagen soll man das Meer, die Bodenfläche dieses Abgrundes, ganz deutlich von dieser Felsenwand sehen können; jetzt konnte man die Gegenstände unten nur dunkel gewahr werden, denn das Sonnenlicht stand just gegen die Augen. Zur Hälfte auf guten Glauben hin nahmen wir inzwischen die innerste Bucht des Lysterfjords wahr. Aber halt! diese Bucht war eher weit unter uns als vor uns.

„Niemals kann es sich doch darum handeln, daß wir auf dem Rücken eines Pferdes in diesen Abgrund hinunter sollen?“ so fragte ich, oder richtiger, so dachte ich bei diesem Anblick laut vor mich hin. — „Ja, das ist doch so, du!“ antwortete, mit seiner unnachahmlichen, vertrauenerweckenden Ruhe, mein biederer Wegweiser. Unfreiwillig hegte ich für meinen Nacken einen Gedanken des Mitleids. Vielleicht bemerkte der Bergbewohner meine augenblickliche Bestürzung, denn dieses Geschlecht ist mit großem Scharfsinn begabt, vielleicht merkte er es auch nicht; genug, ich merkte, daß ich rot wurde, und beschloß deshalb, komme was da wolle, nicht vom Pferd zu steigen, obwohl oft dazu versucht. Und dabei blieb es.

Wir hatten in der That keine Wahl; wir mußten diesen einzigen Weg voran, falls wir uns nicht entschließen wollten, die ganze lange Bergreise ins Gudbrandsdal zurückzumachen, allen unseren entworfenen Reiseplänen über den Sognefjord und Naerofjord zu entsagen, das erwartete Dampfboot „Widar“, das unsere Sachen und unsern Wagen an Bord hatte, aufzugeben. Und vor allem die Scham, umzukehren! Nein, einem solchen Gedanken gab keiner unter uns Raum. Also voran! Laßt es gehen — und es ging! Bei den letzten Strahlen einer milden Abendsonne kamen wir hernieder an den Strand, an Leib und Gliedern wohlbehalten. Aber den abenteuerlichen, halsbrecherischen, schwindligen Ritt zu beschreiben — das vermag meine Feder nicht. Ich kann auch jetzt nur mit genauer Not daran denken, indem ich im Gedächtnis die verschiedenen Züge dieses Rittes zusammenzufassen suche, des merkwürdigsten, den ich je gemacht. Nur eines will ich sagen: bange darf man nicht sein und noch weniger an Schwindel leiden; in beiden Fällen thut man besser, das Sognegebirge aus seinen Reiseplänen zu streichen. Nur ein ruhiges Vertrauen auf das Bergpferd — und es geht gut.

Ja, wäre ich nur freilich in meiner Beschreibung bis da hinabgekommen, da könnte ich dir, mein Leser, Gemälde anderer Art entrollen, mit wärmeren Farbentönen, mit freudigeren Zügen. In dem üppigen Thale von Fortun, unter 60° nördlicher Breite, könnte ich vor deinem erstaunten Blicke ganze Wälder wilder Kirschbäume sehen lassen, die Jahr für Jahr reife Früchte tragen; könnte ich dir das schon drei Monate nach der Aussaat reife, goldene Korn zeigen, in dichten, reichen Garben auf weit sich hinstreckendem Feld,

oder den wogenden Hafer, der stündlich auf die Sense des Schnitters harrt. Ich würde dich an den Strand des majestätischen Fjords führen und würde dich schauen lassen, wie in seiner spiegelhellen Tiefe die riesigen Berge klar und scharf wiederstrahlen, als wäre es eine zweite Landschaft unter den Wogen; ich würde deinen Blick ferner auf das kleine Gehöfte lenken, hoch oben, ein paar tausend Fuß über deinem Haupte. Nur auf Felstreppen kann man vom Thale da hinaufkommen! — Alles dieses und viel mehr würde ich dir genau beschreiben. Aber nun stehen wir, wie du dich erinnern wirst, noch auf dem Kamm des Hochgebirges, und ein Abgrund liegt noch zwischen uns und dem Kanaan, welches das Ziel unserer Fahrt ist.

So weiß ich denn keinen bessern Ausweg, als hier meinen Punkt zu setzen und bescheiden die Feder niederzulegen. Ich thue dies mit der Ermahnung an dich, mein Leser, selbst diese Reise zu unternehmen und selbst diese unbeschreiblichen Eindrücke in dich aufzunehmen. Ich bin sicher, daß du meine Schilderung nicht übertrieben finden wirst. Reite selbst einmal dahin an den Abhängen zwischen Optun und dem Strand des Lysterfjords, und du wirst wohl finden, ob ein solcher Abstieg sich auf dem Papier wiedergeben läßt. Aber, glaube mir, der Eindruck vergeht nicht, und du wirst deine Mühe nicht bereuen. Ein Sonntag auf dem Sognegebirge wird dich, wie mich, mit reichen und schönen Erinnerungen beschenken — Erinnerungen für ein ganzes Leben!

Dieser königlichen Einladung ist in reichem Maße entsprochen worden, wenn auch nicht gerade in dem poetischen Sinne Oskars II. Mit jedem Jahre hat sich die Zahl der Bergfahrer gemehrt. All die phantastischen Felsriesen wurden der Reihe nach erstiegen, auch die abschüssigsten, die man für gänzlich unersteigbar gehalten hatte. Es stellte sich dabei heraus, daß der Galdhöpig noch fast 200 m höher war als der Skagastölstind, der lange für den Fürsten dieser Frostriesen gegolten. Im Jahre 1868 bildete sich dann der norwegische Touristenverein, der es unternahm, in dem weiten Bergrevier Wege und Stege anzulegen, Brücken zu schlagen und an den beliebtesten Pfaden und Aussichtspunkten für Unterkunft und Führer zu sorgen. Daß diese Wildnis auch ihre Gefahren hat, zeigt das Beispiel des unermüdlichen Bergforschers Emanuel Mohn, der bei einer Besteigung des Galdhöpig am 27. Juli 1877 in eine leicht mit Schnee bedeckte Gletscherspalte versank. Nur nach den verzweifeltsten Anstrengungen gelang es ihm, mit Hilfe seines einzigen Begleiters, zwischen den ungefähr 15 m hohen glatten Eiswänden des drohenden Grabes emporzuklimmen und wieder ans Licht zu kommen.

Die norwegischen Dichter haben die großartige Natur ihres Hochgebirges oft verherrlicht, besonders Ibsen in jenen zwei Stücken, die man wohl als

die bedeutendsten neueren Dichtungen Norwegens betrachten darf. „Brand", der kalte, herbe, herzlose Wahrheitsstreber, findet seinen tragischen Tod oben an der Eiskirche von Jötunheim, von einer Lawine verschüttet. Auch der Faustische „Peer Gynt" wünscht sich nach seinen tollen Jugendabenteuern, nach seiner phantastischen Weltwanderung, lebensmüde und lebenssatt, einen ähnlichen Tod: da tönt ihm auf dem Waldweg das freundliche Pfingstlied der Kirchgänger rettend entgegen. Beide Dichtungen ragen weit über alles empor, was Ibsen später geschrieben; aber auch hier lösen sich die schrillen, rätselvollen Dissonanzen nicht in einem vollen, erhebenden Schlußaccord. Melancholisch nur klingt uns der zu spät gestillte Wunsch Brands nach:

O wie sehn' ich mich nach Süden,
Nach der Sonne warmer Fülle,
Nach des Herzens Kirchenstille,
In des Lebens Blütenreich!
O wie sehn' ich mich nach Frieden!

Merakerbahn bei Meraker. (Phot. A. Lindahl.)

17. Der Storsjö in Jemtland.

Auf nach Schweden! So lautete jetzt die Parole. Wir entbehrten allerdings dabei jener zärtlichen Gefühle, mit welchen ein wahrhaft frommes Mitglied des Gustav-Adolf-Vereins sich zu einer solchen Wallfahrt angeschickt haben würde, um diesem Glaubenshelden für seine Ritte ins deutsche Land zu danken. Es war auch nicht mehr Zeit, „die Erichsgasse zu reiten", wie die alten Schwedenkönige es nannten, wenn sie von Stadt zu Stadt in den Norden und Süden ritten, um sich von den Bauern und Bürgern sämtlicher Landschaften huldigen zu lassen. Aber an die Stelle der „Erichsgasse" ist sogar für die Könige teilweise die Eisenbahn getreten, welche von Throndhjem erst östlich quer durch die Halbinsel und dann südlich bis Stockholm und von da weiter gen Göteborg oder Malmö führt. Bis hinüber nach Schweden heißt sie die Merakerbahn. Von Bräcke aus läuft die Nordbahn nunmehr schon weiter bis Luleå und wird in nicht allzuferner Zeit Stockholm mit den Lofoten verbinden.

Es war ein prächtiger Morgen, als wir von Throndhjem abreisten. Der Weg zur Station führte uns noch einmal durch die ganze Stadt bis an den Fjord, der weit und blau in vollem Sonnenglanze vor uns sich ausdehnte. Der neue Bahnhof hat eine ähnliche Lage wie der prächtige Zentralbahnhof in Amsterdam, zwischen Stadt und Fjord. Eine Eisenbrücke führt über die Mündung des Flusses Nid und dann weiter die Bucht entlang. Ihren Namen „Merakerbahn" hat diese Bahn von der letzten Station auf norwegischem Boden, welche Meraker heißt. Von Throndhjem bis zur ersten schwedischen Station Storlien beträgt die Entfernung 106 km, welche man in etwas weniger als fünf Stunden fährt. Die Reichsgrenze, welche zugleich die höchste Steigung der Bahn bezeichnet, liegt 594 m über dem Meere.

Die Bahn windet sich zuerst in Schlangenlinien an den vielen kleinen Vorgebirgen des südlichen Fjordufers hin, deren Felsvorsprünge fast überall mit reichem Laubholz bestanden sind. Wir erhielten noch einen herrlichen Rückblick auf die alte Königsstadt mit ihrem Dome, dann auf die Vorstadt Bratören und endlich auf das kleine Kirchlein von Lade, das die wild-romantische Geschichte der mächtigen Lade-Jarle ins Gedächtnis ruft. Bei der Nebenstation Leangen sahen wir noch einmal die Irrenanstalt Rotvold, die wie ein Palast zwischen grünen Parken hervorlugte. Die vielen kleineren Buchten machen die Sicht überaus malerisch. Es folgen dann zwei größere, der Strindenfjord und der Stjördalsfjord. An dem letzteren, bei der Station Hommelviken, lagen an guten Landungsbrücken, zwischen artigen Häusern, beträchtliche Massen von Holz zur Verschiffung bereit. Bei Helle erreichten wir nach einstündiger Fahrt das Ende des Fjords, wo das Stjördal, ein ansehnliches Bergthal mit dem gleichnamigen Fluß, dem Stjördalself, in denselben mündet. Hier mußten wir von der norwegischen Fjordlandschaft Abschied nehmen. Noch einmal stiegen hier all die wundersamen Scenerien des Hardanger, des Sognefjord, des Nordfjord vor meinen Blicken auf. Der Throndhjemsfjord erreicht sie nicht mehr in der Wildheit und Größe der Bergnatur, wohl aber in der Herrlichkeit des Meeres, das hier weiter und majestätischer hervortritt und doch am Uferrand mit Fels und Wald ein wahrhaft unerschöpfliches Phantasiespiel treibt. Das Schönste in Norwegen sind bei weitem diese gewaltigen Fjorde und die mit ihnen wechselnden Seen und Inselgürtel, wo Meer und Gebirge in buntester Verschiedenheit der Formen ineinandergreifen und die Wildheit, Kraft und Größe der alten Sagen gleichsam in der Natur selbst verkörpern.

Bei Helle beginnt die Thalfahrt, längs des frischen, prächtigen Elf, dessen Lauf zu kurz ist, um sich zum trägen Niederungsstrom entwickeln zu können. Er hat noch die volle Energie der Jugend bewahrt und braust gewaltig unter der Brücke her, welche zu der Skydsstation Sandferhus hinüberführt. Die nächste Station heißt Hegre, ein wunderliebliches, idyllisches Dörfchen, dessen weiße Kirche noch lange über die grünen Birkenbüsche hervorleuchtet. Nahe an der Linie wurde eben ein neues Blockhaus gebaut, so daß wir sehen konnten, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Stämme geglättet, gelegt und eingefügt wurden — so sauber und fein wie Puppenstübchen. Von Hegre an verengt sich das Stjördal. Die Bahn ist hart am Fluß gebaut und folgt dessen zahlreichen Krümmungen, die sich nicht selten zur steilen Schlucht verengen. Die folgenden Stationen, Floren und Gudaa, liegen etwa 15—17 km auseinander. Alles ist neu gebaut und sieht noch blank und gemütlich aus. In Gudaa wurde eine zweite Berglokomotive vorgespannt, eine starke Steigung beginnt. Wir fuhren so nahe am Fluß, daß wir durch sein helles Wasser in den steinigen Grund

hinabsehen konnten. Rechts und links massige Granitlager, dazwischen dunkler Tannenwald, von gelbem Birkenlaub gefleckt, darüber der reinste, sonnigste Himmel; es war eine herrliche Fahrt.

Eine stattliche Brücke führt über den Fluß, und nun windet sich die Bahn in mächtigen Bogen den Berg hinauf. Das Thal öffnet sich immer weiter mit seinen schönen Matten und freundlichen Höfen. Über den dunkeln Waldrücken, die es umkränzen, sieht man schneebedeckte Höhen emporragen, das Fonnfjeld, noch auf norwegischem Grund, und die Snasahögarne, die schon zu Schweden gehören. Am glänzendsten ist die Aussicht bei der Station Meraker, wo die große Bahnkurve ihr Ende nimmt, und man die gewaltigen Steinböschungen und Erdarbeiten sehen kann, welche das steile, unregelmäßig abschüssige Terrain notwendig machte. Von hier ab wurde die Gegend einsam, wild. Tief unten in einer Schlucht sahen wir die letzten norwegischen Höfe. Dann folgte Wald. Nach der Ostseite hin ist der Bahnkörper von hohen Bretterwänden gegen die Schneewehen geschützt. Die Bahn steigt von Meraker bis Storlien noch 250 m auf 25 km. Auch der Wald nahm hier allmählich ab, und wir befanden uns in einer trostlosen Gebirgseinöde, weit und breit keine menschliche Wohnung mehr, ungefähr wie im „Höjfjeldet". Es wurde ziemlich kühl, obschon es bereits Mittag war, und zwischen verkrüppelten Tannen und Birken zeigten sich auch endlich immer größere Schneelager, welche die warme Herbstsonne des gestrigen und heutigen Tages nicht mehr zu schmelzen im stande gewesen. Ich bekam ordentlich Heimweh nach dem sonnigen Fjord von Throndhjem, wo die eine Lokomotive so rasch an den schönsten Uferstellen vorbeigeeilt war, während jetzt ihrer zwei keuchend und pustend nur mit Schneckentempo in diese öde Renntierregion hinauftrochen, so daß man sich fragte: Und kommt denn gar keine Station mehr?

Gegen 1 Uhr beantwortete sich endlich diese Frage. Wir waren in Storlien, der ersten schwedischen Station. Gebäude, Perron, alles ganz musterhaft, fast elegant. Aber was waren das für sonderbare, zwerghafte Wesen, die auf dem Perron herumwackelten? Zwei Bursche, nicht viel größer als etwas stark aufgeschossene Knaben, aber mit pergamentenen, ältlichen Gesichtern, der eine schon grau. In einiger Entfernung aber standen zwei entsprechende Frauchen, in schreiend bunte Farben gekleidet und mit dem wunderlichsten Zierat behangen. Der Gleichgewichtszustand der beiden Männer ließ zu wünschen übrig, die beiden Weibchen disputierten über ein Stück roten Zeuges, das die eine in der Hand hielt. Umsonst hatten wir in Throndhjem herumgefragt, ob man nicht in der Nähe Lappen sehen könnte, was doch ganz notwendig zu einer skandinavischen Reise gehört. Da sorgte unser gutes Glück denn auch noch für diese Merkwürdigkeit, ohne daß wir die zivilisierte Welt zu verlassen und uns für ein paar Tage in den Rousseauschen Naturzustand zu begeben brauchten. Die seltsamen kleinen Phänomene

waren leibhaftige Lappen und zwar ein Hochzeitspaar, nebst Vater und Mutter der Braut. Sie hatten ihr Lager nur anderthalb Stunden von Storlien, in öden Bergeshöhen, wo man mit gewöhnlicher Nationalökonomie nicht auskommen könnte, aber mit Renntierwirtschaft noch erträglich leben kann. Der Alte war ein reicher Mann, er wurde, wie man uns sagte, auf 10 000 Kronor geschätzt. Seine Wohlhabenheit muß ihn verführt haben, die Hochzeit seiner Tochter nicht oben in den Bergen, sondern unten an der Station zu feiern. Und so waren denn Tags zuvor die Lappen heruntergekommen und hatten nach Art zivilisierter Leute gehörig gezecht. Heute schienen sie noch eine Nachfeier gehalten zu haben. Der Bräutigam vermochte sich mit Not noch eben zu balanzieren, der Schwiegervater erstrahlte in einer gewissen Glückseligkeit, die unmöglich von Renntiermilch oder einer Stationssuppe herrühren konnte. Beide waren übrigens in gewöhnliches Wollzeug gekleidet, wie die Bauern an der Grenze: nur die zwei Weibchen entfalteten den bunten Staat des lappischen Hochzeitskostüms, das in der silbergestickten Mütze, dem mit Schmuck überladenen Brusttuch, in Silbergürteln und Silberketten von Filigranarbeit und andern Zieraten einen Wert von ein paar hundert Kronor darstellen mochte. Die Trauung hatte der lutherische Pastor Gunnar Liljeköld vollzogen. Festmahl und Ball aber wurden an der Station gehalten und das ganze Stationspersonal dazu eingeladen.

Gerade schön waren die Lappen nicht mit ihrem breiten Mund und spitzen Kinn, den stark hervorstehenden Backenknochen, der dicken Nase und den schmalen, geschlitzten Augen. Schon die Braut sah sehr alt aus und die Mutter mit ihren festen, verwetterten Zügen wäre im eigentlichen Winteranzug kaum von einem Mann zu unterscheiden gewesen.

Jemtland ist so ziemlich die südlichste Provinz, in welcher Lappen wohnen; von hier aber dehnt sich ihr Vaterland bis hinauf ans Nordkap und hinüber ans Weiße Meer aus, ein Gebiet, das von einigen auf 210 000 qkm, von andern sogar auf 385 000 qkm geschätzt wird. Auf diesen weiten Landstrecken wohnen ungefähr 24 400 Lappen, von welchen etwa 2200 auf Rußland kommen, 6400 auf Schweden, 14 700 als See-, Fluß- und Wald-Lappen in Norwegen ansässig sind, 1100 noch das früher allen gemeinsame Nomadenleben führen. Vereinzelte Anläufe zu ihrer Christianisierung wurden bereits im Mittelalter gemacht, doch ohne bleibenden Erfolg. Im 16. Jahrhundert übergab Iwan Wassiljewitsch einen Teil der Lappen dem Kloster Solowetzkoij (am Weißen Meer), unter dessen Herrschaft sie hart zu leiden hatten. Sie wurden nicht so sehr bekehrt, als in die griechisch-orthodoxe Kirche gezwungen. In Schweden wurden sie noch im 17. Jahrhundert nicht viel besser als Sklaven behandelt, von geldgierigen Händlern vermietet, vertauscht und ausgebeutet; doch gingen dieser

Ausbeutung auch Missionsversuche zur Seite. Karl IX. (1604—1611) ließ in Lappland mehrere Kirchen bauen und junge Lappen an die Schulen in Schweden bringen, um sie zu Lehrern und Geistlichen für ihre Landsleute auszubilden. Heute sind die Lappen in Schweden sämtlich eingepfarrt, und die Geistlichen in den Norddistrikten müssen des Lappischen wie des Schwedischen kundig sein, um in beiden Sprachen Gottesdienst halten zu können. Da die Lappen jedoch meist sehr weit von der Kirche wohnen, so

Lappe.

Lappenfrau.

findet nicht alle Sonntage Gottesdienst für sie statt, sondern nur an bestimmten helgedagar, d. i. heiligen Tagen, an denen sie zahlreich zu kommen pflegen. Mit der Kirchfahrt verbinden sie dann gewöhnlich den Besuch eines Marktes oder ihre sonstigen Einkäufe für den Bedarf einiger Wochen. Für den Unterricht der Lappenkinder ist sowohl durch feste Schulen an Orten gesorgt, wo zahlreiche Lappen wohnen (so ist eine in Underäker, einem Dorf, an dem wir vorbeifuhren), als auch durch sogen. Wanderschulen, d. h. durch Lehrer, welche sich für einige Zeit in bestimmten Lappendistrikten

niederlassen und den nötigsten Elementarunterricht erteilen. Es giebt mehrere lappische Grammatiken, Lesebücher und Erbauungsschriften. Ähnlich sind die Verhältnisse der Lappen im norwegischen Finmarken geregelt.

Inwiefern nun wirklich das Christentum in das gesamte Leben dieses Volkes übergegangen, ist schwer zu sagen. Viele Reisende halten dafür, daß noch viel alter Aberglaube unter ihnen herrscht, daß die Berührung mit der Zivilisation sie scheu und mißtrauisch gemacht hat, und daß sie sehr zur Trunksucht neigen. Andere, wie Du Chaillu, entwerfen von ihrem sittlichen Zustand ein sehr günstiges, fast idyllisches Gemälde. Die Wahrheit dürfte wohl zwischen den Extremen liegen. Unzweifelhaft sind die Lappen gutmütige, sanftgeartete, geduldige und über alle Begriffe abgehärtete Naturkinder. Im Winter sind sie einer langen, traurigen Nacht und der grimmigsten Polarkälte preisgegeben; im Sommer werden sie von ebenso lästiger Hitze und der Mückenplage heimgesucht. Ihr Wohnhaus ist ein Zelt aus Tierfellen oder eine aus Steinblöcken und Rasen aufgehäufte, enge, rauchige Gamme, ihr ganzes Leben eine Kette von Mühsal und Strapazen. Selbst ihr etwaiger Reichtum, eine Herde von 1000—1500 Stück Renntieren (die meisten haben nur ein paar hundert), fordert beständig die lästigste Sorge und Arbeit. So zufrieden sie mit diesem ihrem Lose aber auch sein mögen, fesselt dasselbe sie täglich an die Sorge für ihren Lebensunterhalt und deshalb an ihre Tiere, mit denen sie beständig zusammenleben und von denen ihr ganzes Dasein bedingt ist. Bei den Fluß- und Seelappen tritt teilweise der Fischfang an die Stelle der Renntierzucht, bei den Waldlappen die Jagd; das Dasein derselben ist aber fast noch kümmerlicher. Wie da ein paar Gottesdienste und etwas Schule in der Sommerszeit hinreichen sollten, um diese armen Fischer, Jäger und Renntierzüchter in einen höheren Kreis des Sinnens und Denkens zu erheben und ihr Leben zu einem wahrhaft christlichen zu gestalten, das ist schwer zu begreifen. Der Sittlichkeit kann das beständige Zusammenleben von alt und jung, Männern, Weibern und Kindern in demselben engen, dumpfen Raum unmöglich zur Förderung gereichen. Daß die Lappen der Versuchung zur Trunksucht leicht erliegen, das konnten wir mit eigenen Augen sehen.

P. von Geyr redete den alten Lappen — den Schwiegervater — auf Norwegisch an, was dieser leidlich verstand, und fragte ihn dann über Verschiedenes aus. Als Aussteuer hatte er seiner Tochter 50 Kronor und 20 Renntiere geschenkt, als Hochzeitsgeschenk gab jeder der anwesenden Lappen 10 Kronor und zwei Renntiere dazu. Wie hoch sein eigener Renntierstand war, wollte er nicht gestehen. Gewöhnlich sagen die Lappen das nicht, weil sie glauben, daß ihnen das Unglück bringe.

Über dem mühsam geführten Gespräch versäumten wir einen Teil der knapp zugemessenen Zeit, welche der Fahrplan zum Mittagessen bewilligt.

Lappenlager (Phot. R. Andvord.)

Zum Glück fanden wir nach schwedischer Sitte alles wohl bereit; nur muß sich bei diesen Mahlzeiten jeder selbst bedienen. In der Mitte des Speisesaales stand ein großer gedeckter Tisch. Darauf waren erstlich verschiedene Arten Teller aufgeschichtet, daneben schöne Bestecke, verschiedene Sorten Brot, dann der Reihe nach in dampfenden Schüsseln das ganze Diner. Da kann sich jeder Reisende holen, was und wieviel er will. Zum Schluß geht man ans Buffet, wo eine Dame oder Mamsell das Schlachtfeld überwacht, und erlegt die fixe Taxe. Dieses Selfgovernment, das zwei bis drei Kellner überflüssig macht, kam mir zuerst recht wunderlich vor, allein es ist ganz angenehm. Die schwedischen Reisenden, durchweg sehr fein gekleidet, vollzogen ihre Gänge ab und zu mit der größten Würde und Grazie,

„Alles der Ordnung gemäß — von der Suppe bis auf den Pudding."

Um die Zeit, wo der Braten gegessen war oder gegessen sein konnte, gab der Portier das erste Zeichen; zum zweiten war schon fast jedermann wieder reisebereit, und nun bestiegen wir andere Waggons, da die norwegischen nach Throndhjem zurück mußten.

So waren wir denn nun schon wirklich in Schweden, und zwar den räumlichen Grenzen nach fast ziemlich mitten drin. Denn die zwei Provinzen Norbotten und Westerbotten, die uns jetzt allein noch nördlich lagen, machen zusammen ungefähr $^3/_8$ von ganz Schweden aus, aber mit der Bevölkerung steht es ganz anders. Von den fünfthalb Millionen schwedischer Unterthanen wohnen nur etwa 200 000 in diesen zwei öden Nordprovinzen. Die Provinz oder „Län" Jemtland, durch welche wir nun fuhren, ist dem Flächeninhalt nach dann die drittgrößte der schwedischen Provinzen und ebenso dünn bevölkert. Sie bezeichnet so ziemlich die Grenze der modernen Kultur; denn nördlich giebt es keine größeren Städte und Ortschaften mehr. Der Bischofssitz Hernösand und die aufblühende Kaufstadt Sundsvall liegen schon südlicher; die Hafenplätze Umeå, Piteå und Luleå haben zwischen 2000 und 3000, Haparanda nur etwa 1000 Einwohner. Das einzige Touristen-Interesse in diesen Regionen ist die Mitternachtssonne, zu deren Genuß manche im Sommer von Luleå aus nach Jockmock und Quickmock reisen. Von da wandern sie dann zu dem Berge Sulitelma, eine langwierige, mühselige Strapaze durch melancholische Landstriche, im Herbst und Winter ein zweckloses Abenteuer.

Mir kam es schon ziemlich wunderlich vor, südlich nach Stockholm zu reisen; denn für mich hatte schon Stockholm einen halbpolaren Klang. Von Throndhjem liegt aber Stockholm 854 km entfernt, also um fast 100 km weiter als Wien vom Bodensee. Einen Expreßzug oder Nachtzug gab es nicht. Die rascheste Verbindung war der Zug, mit welchem wir von Throndhjem abgefahren und der die ansehnliche Strecke — dreimal so weit wie die von

Berlin nach Hamburg — in drei artige Tagreisen teilte. Während der deutsche Expreßzug aber seine 285 km in sechs Stunden vollendet, bummelte der skandinavische Personenzug etwa zwölf Stunden daran, und wenn die zwölf Stunden gebummelt waren, gönnte die Verwaltung den Reisenden mildthätig zwölf andere Stunden, um in einem Jernväghotellet, d. i. Eisenbahnhotel, sich zu erquicken und die durchgerüttelten Gebeine auf einem Bette auszustrecken. Für Mittagessen und kleinere Erfrischungen waren offiziell bequeme und ausreichende Zeiten angesetzt, und ein Verzeichnis darüber mit genauer Angabe von Stunde und Minute „Måltidarne under resan“ hing zum Troste der Reisenden in jedem Coupé.

Die sechs Stunden, welche wir des Nachmittags ungefähr mitten durch die Provinz Jemtland zu fahren hatten, boten einen auffallenden Kontrast zu jenen des Morgens. Statt des herrlichen Fjordes von Throndhjem lange, einsame Heideseen, die mich fast an Holländisch-Limburg erinnerten; statt des romantischen Stjördals weite, endlose Wälder, Moore und Sumpfgründe; statt des reichen Wechsels von Laubholz und Nadelholz fast überall dunkle Tannenforste; statt der vielen malerischen Höfe lange, unbewohnte Strecken und dann ziemlich prosaisch-nüchterne Ortschaften. Jemtland hat übrigens noch teilweise den Charakter eines Berglandes. Das Hochplateau, das den Kern der Halbinsel ausmacht, senkt sich nur langsam nach dem Bottnischen Meerbusen hin, und die Seen der Provinz liegen durchweg noch 300 m über demselben. Nach Norden sahen wir geraume Zeit den Åreskutan, einen der höchsten Berge von Schweden (1640 m hoch), dessen Gipfel, schon ziemlich angeschneit, sich in schwerem Gewölke verlor. Auch süd- und ostwärts zeigten sich schneebedeckte Bergzüge über den dunkeln, bewaldeten Höhen, die den Horizont begrenzten. Es war aber keine Schweiz und kein Norwegen. Die ganze Landschaft zog sich entsetzlich in die Breite und Länge, und selbst die träumerischen Seelandschaften muteten mich mehr melancholisch als großartig oder freudig an.

Schweden hatte sich bis dahin in meinen Vorstellungen mit Norwegen zu einem ziemlich gleichförmigen Ganzen verschmolzen. Es machte sich nun doch weit mehr Verschiedenheit geltend, als ich mir gedacht hatte. Schon das Kursbuch gemahnte eigentlich daran. Denn während unsere kontinentalen Kursbücher doch immer die notwendigsten Aufschlüsse über das nächste Grenzgebiet zu geben pflegen, teilten die wöchentlich erscheinenden Norges Communicationer absolut nichts über Schweden mit. Sie reichten nur bis Storlien. Da hörte die Welt auf. Und als es uns glückte, ein Exemplar von Sveriges Kommunikationer zu erwischen, da hatte sich zwar das C in ein K verwandelt, aber die Geschichte war genau dieselbe: die Welt hörte hier in Meraker auf. Auch Schrift und Sprache boten doch weit mehr Verschiedenheiten, als ich mir gedacht hatte, und ich benützte langweiligere

Fahrstrecken, um mir das schwedische å und ä und die vielen a und or und orna und arna und die notwendigsten Reisephrasen einzuprägen. Ein Göteborger Witzblatt, das ich an der Station erwischte und an welchem ich mein Sprachstudium fortzusetzen versuchte, hieß Glunten, d. i. „Der Bursch“ oder „Der Gelbschnabel“. Als Titelvignette trug es einen Studenten, d. h. ein elegant fideles Haus, der links einen Faun und rechts einen Hanswurst am Arme führte. Der Text begann mit einem Liede auf das Regenwetter, das in den vorigen Tagen der kurzen Sommersaison ein Ende bereitet hatte.

Der Herbst hat begonnen zu blasen
Das Waldhorn im laubigen Reich,
Der Regen trommelt des Abends
Den traurigen Zapfenstreich.
Die Straßenpfützen strahlen
Bleich in des Neumonds Licht,
Und feuchte Gummigaloschen,
Sie duften zum besten nicht.
Blei'rne Wolkenballen
Den Himmel umhüllen mit Rauch,
Und schwere Überröcke
Kommen wieder in Brauch.
Die Jungen stülpen den Kragen
Hoch auf wie ein Stück Fell,
Die Alten wickeln den Magen
Sorgfältig in Flanell.
Fort sind die himmlischen Lichter,
Dito auch Sonne und Stern',
Und der Mond, der lustige Junge,
Trollt sich in nebliger Fern'.
Planeten und Kometen
Das schlechte Wetter vertreibt,
Gas in schofeln Laternen
Ist alles, was uns bleibt.

So lauteten diese neuesten Klänge aus dem „Lande der Mitternachtssonne“. Wir bekamen unterdessen Gesellschaft. In Dufed stieg ein hochgewachsener junger Mann ein, in Pelzrock und Wasserstiefeln. Er hörte uns deutsch reden und stellte sich darum gleich als Deutschen vor: aus Delitzsch bei Leipzig. Als Raritätensammler war er weit in der Welt herumgekommen und stand nun im Dienst einer Firma in Östersund, wohnte aber seit fünf Jahren in Dufed, nahe am Annsee, und durchstreifte von hier aus die nächsten Provinzen, um den Bauern alte Raritäten und Kostbarkeiten abzuschachern. Er hatte ein ganz kleines Museum bei sich: einen prächtigen Brautschmuck von norwegischer Filigranarbeit, ein paar schön ornamentierte Trinkbecher, Uhrenschlüssel und alte Speciesthaler vom Anfang des 17. Jahrhunderts an, wie sie Bauern früher als Berlocken an den Uhren zu tragen

pflegten. Für Wohnung und Kost zahlte er täglich eine Krona = 1 M. 12½ Pf. Was ihm aber seine antiquarische Kunstindustrie eintrug, das vertraute er uns nicht an. Da er indes das ganze Land abgestreift hatte, so war er ein recht interessanter Reisegefährte. Er war auch bei den Lappen in der Nähe von Storlien gewesen und hatte auch bei ihnen allerlei wunderliche Schmucksachen erhandelt. Sie wohnen an der Grenze der öden Bergregion in Zelten, lassen ihre Renntiere da weiden und benützen die Gelegenheit, sich im Orte allerlei zu kaufen, was ihnen gerade in die Augen sticht, die Männer verschiedene Werkzeuge, die Frauen Tücher, Garn und kleinen Schmuck. Sie seien gutmütig, meinte er, aber über die Maßen unreinlich, und ein Besuch in ihren Zelten, schon des Ungeziefers wegen, wäre eine ganz unangenehme Sache. Dagegen empfahl er uns sehr, den Tännfors zu sehen, den die Tännå etwa 20 km von Åre bildet und den die Schweden ihren Niagara nennen. Der Sturz ist 30 m hoch und wird durch einen Felsen, welcher im Volksmund der Bärenfelsen (Björnstenen) heißt, in zwei Arme geteilt. Wie die Sage geht, soll nämlich einst ein Bär, der über den Tännsjö schwimmen wollte, von der Strömung fortgerissen worden sein und sich an den Klippen des Felsens gerettet haben. Kinder sahen ihn vom Ufer aus und warfen Steine nach ihm. Eine Weile nahm das Meister Petz brummend hin; aber endlich riß ihm die Geduld. Er versuchte nach dem jenseitigen Ufer zu springen, erreichte es aber nicht, sondern taumelte kopfüber in die tosenden Wasser des Sturzes. Der Wasserfall wird im Sommer viel besucht, und Engländer bringen am Tännsjö ganze Monate zu, um zu fischen und zu jagen. Wie in Norwegen ist es ihnen dabei aber bloß um Sport und Leibesübung zu thun. Den Ertrag von Jagd und Fischfang geben sie den benachbarten Leuten meist umsonst oder um ein Spottgeld.

In Åre sahen wir zuerst eine Kirche im schwedischen Stil. Während die norwegischen Kirchen noch bis zur Grenze die gewohnte Kreuzform hatten, mit einem Türmchen über der Vierung und kleinen Vordächern nach allen vier Flügeln, so daß man die Gestalt der alten Holz- oder Stavekirchen noch deutlich erkennen kann, bilden die schwedischen meist ein ganz einfaches, weißgetünchtes Langhaus, nur durch die Größe und die hohen Fenster von andern Häusern abstechend.

Der Glockenturm oder das Glockenhaus aber steht frei daneben, wie bei so vielen italienischen Kirchen, ist aber meist niedrig, oft kaum so hoch als die Kirche. In Åre hatte es einen breiten Unterbau, auf welchem der fast ebenso breite Glockenstuhl ruhte, zwischen dessen offenem schweren Gebälk man die Glocken durchschimmern sehen konnte; darüber dann ein zwiebelförmiger Helm, wie man sie ungefähr an russischen Kirchen abgebildet findet. Es sieht sehr sonderbar aus. Die Kirchen verlieren dabei aber ihren frohen, himmelanstrebenden Charakter.

In der Nähe von Underäker wohnen, wie uns der Bruder Leipziger erzählte, viele Lappen. Es ist daselbst auch eine Schule für die Lappenkinder, welche von der Regierung subventioniert wird.

Als wir gegen $5^1/_2$ Uhr nach Mörsill kamen, fing ich an zu fühlen, daß wir nicht mehr unter dem behaglichen Einfluß des Golfstromes standen. Denn noch in Throndhjem war die Temperatur ganz sommerlich gewesen. Jetzt aber war es entschieden kalt, und die Passagiere liefen wacker auf dem Perron auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Der Ort hat Eisen- und Schwefelquellen, und ein großes Gast- und Kurhaus war eben im Bau. Die nächsten Stationen, Mattmar, Trängsviken, Nälde, Krokum, boten nichts Merkwürdiges dar. In Trängsviken trafen wir zuerst einen Nordarm des Storsjö, von dem die Bahn aber bald wieder ostwärts abbiegt. Man begegnet einer Menge von Sägemühlen und ungeheuren Lagern von Holz und Brettern, die hier geschnitten und von da mit der Bahn dann weiter nach Ost und West befördert werden, besonders aber nach England. Eines der größten Geschäfte dieser Art gehört einem Schotten, der ungefähr eine Million Kronor Einkommen versteuert, aber nicht selber im Lande wohnt, sondern die Verwaltung durch einen Faktor führen läßt.

Etwas nach 8 Uhr abends hielt der Zug in Östersund, der Hauptstadt von Jemtland. Ich war froh; denn ich mußte ernstlich daran denken, mich wärmer zu kleiden. Die Sommerkleider reichten nicht mehr aus. Das Jernväghotel war ein ganz komfortabler, moderner Gasthof. Die norwegische Gemütlichkeit hatte hier ein Ende. Unter Bücklingen und Fragen wurden wir mit Beschlag belegt und numeriert. Links in dem geräumigen Vestibule verkündete eine große Inschrift den Matsal, d. h. Speisesaal, rechts eine andere die Schweizeri, d. h. das Kaffeelokal. Denn da es hauptsächlich Schweizer waren, welche unter König Karl Johann (Bernadotte) die ersten großen Kaffeehäuser in Stockholm errichteten, so ist ihr Heimatsname auf den der Kaffeehäuser übergegangen: „Schweiz" bedeutet in Schweden keine Erinnerungen an Tell und Winkelried, keinen Bundesrat und keinen Nationalrat, keinen Sonderbundskrieg und keine Volksabstimmungen, sondern — eine gute oder schlechte Tasse Kaffee. Ist das nicht ganz abscheulich?

Im „Matsal" gab es auch eine Überraschung. Da war in der Mitte eine große table d'hôte gedeckt, aber noch ohne Speise, ganz im Hintergrund eine kleinere Tafel ohne Gedecke, aber mit Speisen aller Art beladen — dann eine Menge kleinere Speisetische. Kellner waren keine da. Dagegen saßen an einem großen Buffet zwei modisch gekleidete Mamsellen, eifrig mit Stricken beschäftigt. Sie rührten sich nicht, als wir eintraten und ein paarmal auf und ab gingen. Sie rührten sich auch nicht, als wir uns an die Tafel setzten, der Bedienung harrend. Da die zwei Prinzessinnen nichts für uns thun wollten, so mußten wir uns zu ihnen hinüber bemühen und uns ein

Schwedische Volkstrachten. 1—4 Södermanland; 5—7 und 13—18 Dalekarlien; 8—10 Lappland; 11 Jemtland; 12 Schonen.

Essen bestellen. Das wurde huldreich aufgenommen, und die eine verschwand leichtfüßig in die Küche. Die Ausführung der Bestellung ließ aber lange auf sich warten. Wir harrten und harrten — und plauderten von den Lappen. Denn mein Freund hatte die größte Sehnsucht bekommen, ein Lappenlager zu sehen. Endlich trat ein Herr ein, so elegant gekleidet, als ob er auf den Ball gehen wollte. Er verbeugte sich graziös vor der Buffet-Prinzessin und sagte ihr einige Artigkeiten, warf dann einen orientierenden Blick auf uns und schritt auf den mit Speisen gedeckten Tisch zu. Da knackte er ein Stück kuchenartiges Brot an, bestrich es in graziösem Schwung mit etwas Butter, griff zu einer Gabel und legte ebenso schwunghaft eine Sardine darauf. Dann ging er knuspernd auf und ab, strich sich ein zweites Bemmchen und belegte es mit Wurst, verzehrte es wieder in ernstem, gedankenvollem Gang, griff zu einer Bouteille und füllte sich ein Spitzgläschen mit Rum, trank es in einem Zuge, strich sich ein drittes Bemmchen und — — Nun endlich erwachten meine kulturhistorischen und ethnographischen Erinnerungen! Hatte ich doch vor der Reise nach Norwegen von dem Smörgåsbord oder Brännvinsbord gelesen, d. h. von der schönen Sitte der Schweden, den Appetit vor Tisch mit einigen artigen Butterbrötchen und einem Gläschen Sprit zu reizen! Aber in Norwegen existiert diese Sitte nicht, und so hatte ich dieses wichtige Kapitel vergessen. Nun war keine Zeit zu verlieren. Sofort stand ich auf, um den Appetit zu reizen. Es standen hierfür Mittel zu Gebote, wie ich sie selten in solcher Fülle beisammen getroffen: drei verschiedene Arten Brot, d. h. außer gewöhnlichem Brot und Brotfladen das harte schwedische Knackbrot, Häring, Kaviar, Sardinen, Sardellen, Würstchen, Salami, kleine gebratene Fleischrollen, Geflügel, Lachs, kaltes Beef und Kalbfleisch, Eier, Salat, Gurken, Gammal-Ost, d. i. alter, bröckliger Käse, Kummin-Ost, d. i. ähnlicher mit Kümmel gewürzter Käse, die feinste Butter und drei Sorten Branntwein in zierlichen Kryſtallflaschen, die an Metallkettchen jede ihre Inschrift trugen: Renadt (Kartoffelschnaps), Rum und Pomerans. Alles, alles nur, um den Appetit zu reizen!

Quinque modis nos gulae vitium tentat, „Auf fünf Arten versucht uns das Laster der Gaumenluſt", so hatte ich früher im Corpus Juris Canonici gelesen, als wir lernen mußten, in diesem dickleibigen Rechtsbuch nachzuschlagen. O nein, nicht quinque modis! Viginti quinque modis! Nicht auf fünf Arten! Auf fünfundzwanzig Arten! Und noch mehr! Dazu ist alles so niedlich präpariert, so geschmackvoll gruppiert auf den kleinen, artigen Tellerchen, rund herum sogar noch Blumen. Wem da der Appetit nicht kommt, der muß ihn gründlich verdorben haben!

Um nun aber das Corpus Juris und die Ehre der Schweden zugleich zu retten, muß ich gestehen und sagen, daß die Schweden im Gebrauche dieses „Butterbrottisches" oder „Branntweintisches", soweit ich beobachten

konnte, überaus mäßig, fein und anständig verfahren. Von den quinque modis ist da gar nicht die Rede! Das nordische Klima erheischt bessere, innere Heizung, als sie ein Grieche oder ein Italiener unter seinem ewig blauen Himmel braucht. Ein Butterbrot und ein Gläschen Gebranntes ist aber das Vernünftigste und was sich am leichtesten beschaffen läßt — ursprünglich weiter nichts als der allergewöhnlichste Imbiß des gemeinen Mannes. Die Verschiedenheit der Zulagen hat den großen Vorteil, daß jeder sich dabei verschaffen kann, was seinem Bedürfnis und Geschmack am besten zusagt. Die Wahl beschränkt sich auf ein paar Gerichte, die in sehr geringem Quantum als bloße Zuspeise genommen werden, und zwar stehend oder gehend. Aus dem kleinen Imbiß eine Mahlzeit zu machen, würde für sehr roh und ungebildet gelten.

Die Sitte ist aber nicht bloß sehr anständig und vernünftig, sie stellt sich für den Reisenden auch sehr praktisch und wohlfeil heraus. Man zahlt für den „Butterbrottisch" seine bestimmte, mäßige Taxe und erhält dafür einen Imbiß, der allenfalls ein kleines Frühstück ersetzen kann; vor allem aber ist man an den Stationen vor jenen abgelagerten Butterbroten bewahrt, womit der Reisende für schweres Geld oft in andern Ländern abgespeist wird. Man kann sich selbst etwas wählen, und es ist gesorgt, daß die Zuspeisen frisch, gut und hinreichend vorhanden sind.

So viel zur Philosophie des Smörgåsbord. Die Sitte herrscht übrigens nicht bloß in den Gasthäusern, Stationen und Dampfschiff-Restaurants, sondern auch in den Familien. Die Schweden essen wacker, gut und oft, und es schlägt ihnen auch gut an. Während das Land an malerischer Schönheit bedeutend hinter Norwegen zurücksteht, sehen die Leute durchweg behäbiger drein, sind wohlgenährter, lebhafter, munterer und lauter.

Auffallend war es mir, in dem Saal einen Theaterzettel angeschlagen zu finden, welcher lautete: Nya Teatern (vid Jernsväghotellet). Uppföras för första och enda gangen: Niniche. Vaudeville i 3 akter af Alfred Hennequin och Albert Millaud. Öfversätting. D. h.: Neues Theater (im Eisenbahnhotel). Es wird aufgeführt zum ersten und einzigen Mal: Niniche. Vaudeville in drei Akten von Alfred Hennequin ꝛc. Übersetzung. Musiken af Marius Boulard m. fl. Första aktens dekoration af Wollfarth . . . Händelsen tilldrager sig i våra dagor (Die Handlung trägt sich zu in unsern Tagen). Första akten i Trouville, de två sednare i Paris. — Der erste Platz kostete nur 2 Kr., der zweite 1 Kr. 50. Stehplätze 75 Öre.

Also fast 600 km nördlich von Stockholm, näher am Nordpolarkreis als bei der Hauptstadt, in der Nachbarschaft herumziehender Lappen, in einer Stadt von kaum 3000 Einwohnern, wie Reykjavik meist aus Holz gebaut, schon ein Theater! Groß war die Truppe freilich nicht: fünf

Herrar, eine Frú und vier Fröknar, d. i. Fräulein; mehrere mußten zwei Rollen spielen. Aber ein Theater! Und zwar völlig auf der Höhe der modernen Pariser Kultur! Das Personenverzeichnis ließ schon ungefähr durchschimmern, worauf es ankam: eine Liebesgeschichte in dem Bade Trouville, und Hennequin ist dafür berühmt, daß er die Pariser Liederlichkeit möglichst pikant schildert!

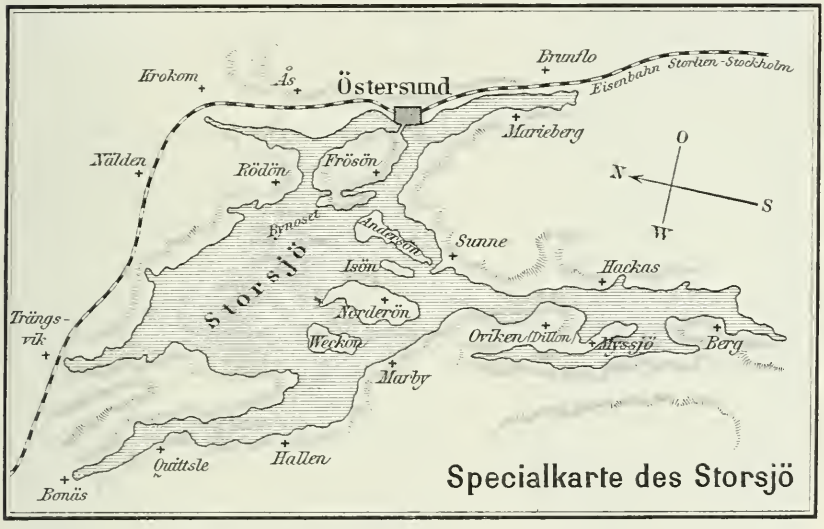
Das Theaterlokal war in einem großen Anbau des Hotels. Die Schauspieler wohnten im Gasthof selbst. Wir bekamen sie aber nicht zu Gesichte, denn die Aufführung war erst am nächsten Abend, und da waren wir bereits fort. Da der Delitzsche Raritätensammler uns nämlich versichert hatte, daß wir auch sicher in der Nähe von Östersund noch ein Lappenlager finden könnten, so war P. von Geyr nur von dem Gedanken erfüllt, eine solche Entdeckung zu machen. Das hatte aber noch verschiedene Schwierigkeiten. Als wir die Buffet-Prinzessinnen nach den „Lappländare" fragten, kicherten sie ungeniert und schüttelten ihre in die Stirne gekämmten Frisuren. Sie holten eine alte Dame und verschiedene Hotelbedienstete herbei; aber niemand wußte von einem Lappenlager. Alle lächelten mehr oder minder. Denn wie konnte man daran denken, Lappen aufzusuchen, während in Östersund doch ein neues Pariser Vaudeville zu sehen war! Eine der Frauen brachte endlich aus der „Schweitzeri" einen ansehnlichen Herrn herbei, keinen Geringern als den Bürgermeister oder Byfogde. Der wußte endlich Auskunft: in der Nachbarschaft von Östersund seien zwar weit und breit keine Lappen, aber in den unbewohnten Bergen jenseits des Storsjö zögen sie wohl im Sommer mit ihren Renntieren herum; ob sie noch zu treffen und wo, das wüßte er nicht, es sei sehr unsicher, wir könnten das aber in den Ortschaften am andern Seeufer schon auskundschaften.

Es blieb nun bloß noch ein Hindernis zu überwinden: nämlich bei der Bahnverwaltung eine Verlängerung unseres Billets zu erwirken. Diese wurde uns am andern Morgen auf zwei Tage gewährt. Und so bekamen wir denn zwar kein Lappenlager zu sehen, aber etwas, was im Grunde viel interessanter war, nämlich den Storsjö(n) oder „Großen See", wie der Name schon besagt, einen der größeren Seen von Schweden, und ein Stück Volksleben aus diesen nördlichen Provinzen.

Der Storsjö ist eines der unregelmäßigsten Seebecken, die ich je gesehen, eine Art von Briareus, der sich nach allen Seiten reckt und streckt. Drei lange, schmale Arme sendet er nordwärts, wie der Bodensee den Überlinger See, zwei ebenso lange und noch unregelmäßigere südwärts. Wo sich die fünf Arme treffen, mag das Hauptbecken etwa 20 km breit sein, während die größte Längsausdehnung im Westen jene des Bodensees übertrifft. Gerade im mittleren Becken aber liegen fünf Inseln, zwei größere: Frösön und Norderön, und drei kleinere: Andersön, Isön und Weckön, so daß aus den

verschiedenen Seearmen, den dazwischenliegenden Vorgebirgen und den Inseln das wunderlichste Gewirre von Wasser und Land entsteht. Wären die Ufer höher, so könnte sich die Landschaft mit einigen Partien des Hardanger messen; doch die Bergzüge, welche Schweden und Norwegen trennen, liegen schon in weiter Ferne, und das nächste Ufer tritt nur in langgestreckten, niedrigen Hügelreihen über den Seespiegel hervor.

An einem solchen langgestreckten Hügel, ungefähr in der Mitte des Ostufers, liegt die Stadt Östersund (63° 24′), die Hauptstadt des Län Jemtland und der Sitz ihres Höfdings oder Gouverneurs, erst 100 Jahre alt, denn sie wurde 1786 angelegt. Mit dem Wachstum nordamerikanischer und englischer Städte darf man das ihrige nicht vergleichen, da sie erst seit



etwa zehn Jahren Eisenbahnverbindung mit den südlichen Landesteilen erlangt hat. Eine Anzahl stattlicher Gebäude, darunter ein prächtiges neues Schulhaus, ein Gefängnis mit schönen Amtswohnungen für die Direktion, das Hotel mit Theater und eine beträchtliche Anzahl behäbiger Wohnungen und Landhäuser bezeugen, daß die Leute ihr Möglichstes gethan haben, um diese nördlichen Regionen mit allen Segnungen moderner Kultur zu beglücken. Eine Kirche mit ansehnlichem Turm giebt dem Stadtbild eine gewisse Weihe und Würde. Eine Holzbrücke, 432 m lang, verbindet die Stadt mit der gegenüberliegenden Insel Frösön. Da, am Ende der Brücke, erinnerte mich die Stadt fast ein wenig an Rapperschwyl; doch die Rapperschwyler Brücke ist mehr als dreimal so lang, und das schweizerische Städtchen hat einen viel malerischeren Charakter.

Um 2 Uhr nachmittags ging das kleine Dampfboot ab, das uns über den See bringen sollte. Sein Name war Karl XV., zu Ehren des vorigen

Königs. Es gehörte einer Aktiengesellschaft, welche sich mit mehreren andern Aktiengesellschaften um die Herrschaft auf dem See streitet. Der Kapitän sprach deutsch und gab sehr freundlich Auskunft, lieh mir auch gleich eine Spezialkarte des Sees, welche genaue Orientierung ermöglichte, und welche ich mir gleich in mein Taschenbuch kopierte; denn die gewöhnliche Reisekarte gab nur ein sehr oberflächliches, zum Teil ganz unrichtiges Bild. Östersund sah vom See aus recht städtisch, vornehm aus. Die Holzhäuser sind so gut und stattlich gebaut, daß man sie auf einige Distanz gern für Steinhäuser hinnimmt. Der See ist hier ganz fjordartig. Auf enger Straße passierten wir den Südstrand der Insel Frösön, deren weiße Kirche hoch von dunkelm Walde herabschimmerte. Der Sund verengerte sich bei der Insel Andersön. Es wurde hier gehalten, ebenso an der Insel Norderön. Die Ufer waren meist mit Fichten und Föhren bewaldet, dazwischen zeigten sich aber auch schöne Wiesen und Felder, und Hafer wurde noch auf Stöcken getrocknet. Vor Norderön erhielten wir einen kurzen Ausblick auf die Hauptfläche des Sees, der zwischen den dunkeln Waldinseln in vollem Sonnenglanze schimmerte. Nach Westen und Nordwesten begrenzten bläuliche Berge den Horizont. Von der Insel Norderön wandte sich das Schiff südlich dem längsten Arme des Sees zu, den man aber nie der ganzen Länge nach übersehen kann, weder nach Süden noch nach Norden. Der Dampfer war stark mit Frachtgut bepackt. Auf dem Verdeck befanden sich eine Menge Blech- und Eisenwaren, darunter namentlich Kochtöpfe und Pflüge. Passagiere waren dagegen sehr wenige. Ein Kaufmann aus Sundsvall erzählte mir von dem Reichtum und aufblühenden Handel dieser Stadt, wo namentlich der Holzvertrieb viel Geld einbringt. Er schätzte einen der ersten Holzhändler daselbst auf 13 Millionen Kronor.

Der Kapitän, den wir sofort nach den Lappen gefragt hatten, machte uns wenig Hoffnung, daß wir noch ein Lappenlager finden würden. Wir sollten aber in Dillne aussteigen, da würden wir schon Näheres erfahren. Es sei da zwar kein Gasthof, wie überhaupt am Westufer des Sees noch ganz primitive Verhältnisse herrschten, allein er wolle schon für uns sorgen: wo es keine Gasthöfe gäbe, da würde noch Gastfreundschaft geübt, wie in der guten, alten Zeit. Nach $4^1/_2$ Uhr langte das Schiff in Dillne an. Eine größere Ortschaft war nicht sichtbar. Die Landungsbrücke ragte aus einer malerischen, bewaldeten Bucht hervor. Unter den wenigen Leuten, die am Ufer standen, war ein älterer Mann, der wohl schon seine Sechzig zählen mochte und der eben einen andern Herrn ans Schiff begleitet hatte. Es war ein reicher Bauer, der reichste der Umgegend, dessen Hof Dillne hieß. Diesem führte uns der Kapitän zu, stellte uns als Fremde vor und empfahl uns ganz gemütlich seiner Freundschaft und Sorge. Der freundliche Mann schüttelte uns sofort die Hand, so herzlich, als ob wir alte Freunde und

Öfterſund. (Nach einer Skizze des Verfaſſers.)

Bekannte gewesen wären. Es war ihm sichtlich die größte Freude, Leute gefunden zu haben, an denen er Gastfreundschaft ausüben könnte. Er nahm uns ohne weiteres mit und wollte uns kaum unser weniges Handgepäck tragen lassen. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Aus dem Zeitalter der Niniche und des Herrn Alfred Hennequin fühlte ich mich um ein Jahrhundert zurückversetzt. Diese treuherzige, urgermanische Gemütlichkeit! Ohne Paß, ohne Papiere, ohne eine Empfehlung als die paar Worte des Kapitäns! So ganz mittelalterlich, wie in den Tagen des Königs Erich oder der hl. Birgitta!

Durch schönen Birkenbusch und über einige wohlbestellte Felder gelangten wir vom See an das Haus des freundlichen Alten, das von prächtigen Bäumen umschattet war. Es war zweistöckig und sah mehr wie ein behäbiges Bürgerhaus als wie ein Bauernhaus darein. Eine breite Steintreppe führte zur Hauptthüre und Hausflur. Da rief unser neuer Freund gleich Sohn und Tochter herbei. Der Sohn war ein stattlicher junger Herr mit Vollbart und Amtskappe, der wie ein Oberförster aussah. Er war Jurist und bereits als Länsmann, d. i. etwa Kreispolizei-Inspektor, angestellt. Die Tochter Hilda, ein freundliches, bescheidenes Kind von etwa 17 Jahren, wurde sofort beauftragt, für zwei Zimmer zu sorgen. Denn die zwei Herren aus Deutschland würden hier übernacht bleiben.

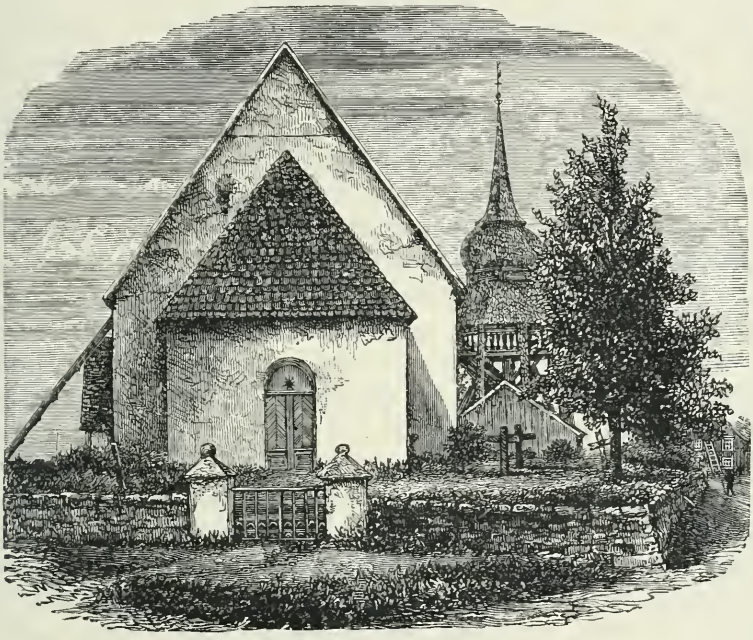
Wir hatten hiervon gar nicht gesprochen, sondern brachten sofort wieder die Lappenfrage aufs Tapet. Und das war gut. Denn der Länsmann war der Mann, sie endlich zu lösen, und zwar auf deutsch; er sprach es besser, als wir schwedisch. Die Schweden haben den großen Vorteil, es schon auf der Schule zu lernen, wie wir etwa das Französische, während uns die skandinavischen Sprachen meist ganz fremd bleiben, wenn nicht der Zufall jemand in den Norden führt.

Es stellte sich nun heraus, daß in den Wäldern westlich vom See wirklich Lappen hausten — ein eigentliches Lager, mit Zelten, Renntieren und allem Zugehör, unter Gottes freiem Himmel. „Sie können es," sagte der Länsmann, „wenn sie gut reiten, in etwa zehn Stunden erreichen; aber Sie müssen einen Führer nehmen. Denn einen Weg giebt es nicht. Sie müssen sich denselben selbst bahnen über Stock und Stein, durch völlig unbewohntes Land, meistens Wälder." Die Frage war damit erledigt. Denn wir waren weder mit Kleidung noch mit Beschuhung zu einem solchen Abenteuer ausgerüstet. Dazu hätten wir das Billet nach Stockholm preisgeben müssen. Von einem Tag auf den andern war in den Bergen Schneefall zu gewärtigen, und ganz sicher war es dabei nicht einmal, ob wir die Lappen noch an ihrem gewöhnlichen Lagerort treffen würden. Der Lappenbesuch mußte also aufgegeben werden, und ich bedauerte es im Grunde nicht sehr.

An einer Entschädigung sollte es aber nicht fehlen. In Oviken — nur zwei Stunden weit — war eben Jahrmarkt, und der Länsmann meinte,

wenn die Lappen noch in der Nähe seien, so würden wir ganz sicher einige derselben dort treffen. Sie brächten Felle dahin und holten sich dafür allerlei Kram. Wir machten uns gleich auf den Weg.

Als nicht sehr einladende Herolde begegneten uns zwei Betrunkene, die uns nach dem ångbåt, d. h. Dampfschiff, fragten. Obwohl wir ihnen erklärten, es sei längst angekommen und wieder weiter gefahren, trollten sie dankend dem Strande zu. Der Weg ging erst sanft die erste Hügelreihe empor, welche mit dem See parallel läuft, dann in ein Thal und eine höhere Hügelreihe hinauf, meist durch Wald. An ein eigentliches Dorf kamen



Kirche von Frösön.

wir nicht, sondern nur an zerstreute Höfe, zwischen denen, oben an dem ersten Hügel, die Kirche (kyrka) und der Pfarrhof (prestegård) hervorstachen. Die Kirche war schwerfällig, schmucklos, aber glänzend geweißt, der Glockenturm daneben aus starkem, dunkelbraunem Gebälk. Die Hauptbalken waren mit einer geschnitzten, schuppenartigen Dekoration geziert; der untere Teil des geschindelten Helmes war ein abgestumpfter Kegel, der einen achteckigen Aufsatz trug, über dessen achtseitige Kalotte endlich eine vierseitige Spitze pfeilartig aufschoß. Um den oberen Teil des Glockenstuhls ging eine Holzgalerie, zwischen deren Geländer die Glocken hervorlugten. Diese Glockentürme haben etwas seltsam Feierliches, die Kirchen dagegen sind sehr pro-

faisch. Zwischen der Kirche und dem Pfarrhof, dem stattlichsten aller Höfe weit und breit, lagen am Wege eine ganze Flucht offener, einfacher Ställe, in denen je für ein Pferd Platz war. Das gehört hier gleichsam mit zum Kirchenritus. Denn die Schweden gehen nicht, sondern fahren in Wagen oder Schlitten zum Gottesdienst, wie überhaupt in Skandinavien weit mehr gefahren wird als bei uns. Hinter dem Pfarrhof schieden sich zwei Wege, und von dem Markte war noch nichts zu sehen. Wir klopften deshalb an einem Hause, vor dem eine große Bretzel die Wohnung eines Bäckers verkündigte. Die Frau, welche als Kopfputz ein zum Turban geschlungenes rotes Tuch trug, wies uns den Weg, der erst zu einem Bach hinabführte, dann sich steil an dessen anderem waldigen Ufer emporwand. Hier kam uns bald eine ganze Karawane von Wagen in Saus und Braus entgegengerollt, so daß man kaum wußte, wohin ausweichen. Da jagten nun alle vier Jahreszeiten des Bauernlebens in bunter Tracht an uns vorüber, Knaben und Mädchen in engen Wägelchen mit Vater und Mutter zusammengedrängt, dann der lustige Bauernbursch mit seiner Erwählten in einfacher Karriole, dann der ältere Bauer mit seiner handfesten Ehehälfte in neuangestrichenem stattlichen Skyds, und endlich der Greis und seine liebe Alte in bequemer, gepolsterter Stolkjaerre, dazwischen auch wohl ein Trio lediger Bursche in Lumpazi-Vagabundi-Stimmung und ein ganzes Wägelchen voll Mädchen im Sonntagsstaat mit den Jemtländer Turbanen, buntem Mieder und schillernden Halsgehängen, jede mit Paketen von Einkäufen auf dem Schoß und schwätzend wie ein fahrendes Elsternnest. Es war ein fröhlicher Spektakel. Bald wurden auch oben am Hügelrücken die Marktzelte sichtbar, und unsere Besorgnis, zu spät zu kommen, erwies sich als grundlos. Es wimmelte oben noch von Marktleuten, alt und jung. Ein eigentliches Dorf war aber auch da nicht, sondern nur ein größerer Hof, in dessen Nähe zwei Reihen Buden aufgeschlagen waren. Wir streiften sie alle ab. Da waren ungefähr dieselben Herrlichkeiten ausgeboten wie auf einem kleinen Dorfjahrmarkt in Deutschland: kurze Waaren von allen Sorten, Tücher und Kleider, Schuhe und Nägel, wohlfeiler Luxuskram und häusliche Alltagswerkzeuge, Kinderspielzeug und Berge von Kuchen und Gebäcken aller Art. Bloße Schaubuden, Panorama, Affen- und Hundetheater fehlten, dagegen luden zwei Schießstände zum Treffen ein.

Es muß einst eine wahre Pracht gewesen sein, als noch von den Lappendistrikten des Nordens bis herab nach Schonen jede der alten Landschaften Schwedens ihre eigenen bunten Volkstrachten besaß und der Kunstfleiß der Frauen vielerorts auch das Innere der Häuser mit schöngemusterten, vielfarbigen Geweben aller Art verzierte. Am meisten thaten sich in diesem Fach die Frauen von Skåne (Schonen) und Halland hervor; aber auch die Bewohnerinnen von Smaland, Södermanland, Helsingland u. s. w. hatten

ihren eigenartigen Kopfputz, Hauben, Spitzen und Bänder, reichgestickte Mieder, bunte Röcke und noch buntere Schürzen, zum Teil recht geschmackvoll in Zeichnung und Farbe, zum Teil aber auch drollig oder wunderlich überladen, wie die phantastischen Brautkronen, die meist denjenigen in Norwegen gleichen. Am besten haben sich alte Tracht und Sitten noch in „Dalarne" erhalten, der Provinz, die man im Deutschen nicht ganz richtiger Weise Dalekarlien nennt. Die „Dalkarlarne" (d. h. eigentlich die Kerle oder Männer vom Thale, in den lateinischen Urkunden des Mittelalters heißen sie Vallenses), meist prächtige, hochgewachsene Leute, äußerst geschickt zu allen Arten mechanischer Arbeit, tragen einen schwarzen Filzhut, einen blauen kurzen Rock ohne Kragen, ein weiß-rotes Halstuch, gelbe lederne Kniehosen, weiße oder blaue Wollstrümpfe, derbe, kräftige Schuhe. Im Winter wird über das Wams noch ein weißer Überrock aus Schafspelz gezogen mit den Haaren nach innen. Die „Dalkullorna", d. h. die Frauen und Mädchen von Dalarne, tragen gewöhnlich ein rotes Mieder, von dem die weißen Hemdärmel lebhaft abstechen, einen schwarzen Rock, unten mit gelbem Rand, eine Schürze mit vielen bunten Querstreifen, weiße oder rote Wollstrümpfe. Im Winter ziehen sie gleich den Männern eine weiße Pelzjacke über, deren Haare nach innen gedreht sind. Die Zöpfe, von weißen oder roten Bändern umwunden, werden wie ein Diadem um den Kopf geschlungen. Darüber tragen die Bäuerinnen dann aber noch ein hellfarbiges Kattuntuch. Während die Männer von Mora sich auf Uhrmacherei und die verschiedensten mechanischen Künste verstehen, verfertigen die Frauen und Mädchen zierliche Geflechte aus Haar und Bast. Wie viele Thalbewohner aus der Schweiz und aus Tirol, ziehen sie weit in die Fremde, kommen aber immer gern wieder heim und hängen an ihrer Tracht wie an ihrer Heimat überhaupt. Viele Dalkullor nehmen Dienst in den Städten und auf dem Lande; Händler aus Dalarne findet man da und dort, und so begegnete uns die schöne, kleidsame Tracht auch an den Ufern des Storsjö.

Die Lappen aus den nächsten Bergen hatten tags zuvor den Markt besucht, heute waren sie nicht mehr erschienen. Dagegen wimmelte es um alle Buden und Zelte noch von schwedischem Landvolke, das sich all die Pracht besah, kaufte und schacherte, aß und schwätzte, herumlief und herumspazierte, während andere schon einspannen ließen oder abfuhren. Die Männer waren meist in dunkles vadmal (Wollzeug) gekleidet, trugen schon Pelzkappen, warme Wämser und hohe Stiefel bis ans Knie; die Bäuerinnen trugen wie allüberall meist bunte Röcke, Schürzen und Halstücher, einige den schon erwähnten kleinen Turban, der recht artig aussieht. In dem großen Bauernhof war fast jede Stube zur Schenkstube geworden. Musik wurde nicht gemacht und darum natürlich auch nicht getanzt. Dagegen wurde gewaltig viel Kuchen vertilgt, Bier und Kaffee getrunken. Als wir

uns auch etwas Kaffee bestellten, wurde uns derselbe von einer flicka, d. i. Mädchen, in feinberänderten Geburtstagstassen serviert. Ein alter Bauer mit scharlachroter Weste setzte sich zu uns und fragte, woher wir wären. Als ich ihm sagte, ich sei aus der Schweiz, da konnte er sich von seinem Staunen kaum erholen. „Från Schweitz? är det möjligt?“ Er wollte wissen, womit wir denn handelten? Wir stiegen noch in seiner Gunst, als wir ihm erklärten, daß wir lediglich Reisende seien und Schweden sehen wollten. Er fragte uns nun ganz köstlich naiv über die Schweiz aus, was Anlaß gab, allerlei Parallelen zu ziehen. Ich ermangelte auch nicht, ihm zu sagen, daß nach einer alten Sage ein Teil der Schweiz von eingewanderten Schweden und Norwegern bevölkert worden sei, von den Brüdern Switer und Sven, von denen der Name Schweiz stamme, und daß wir also vermutlich alle Stammesvettern wären. Das alles erbaute ihn sehr. Es wurde dazu Tabak geraucht, geschnupft und gekaut. Die Schweden sind hierin ebenso vielseitig, wie ihre Stammesbrüder in Island und Norwegen. Nicht ohne einige Mühe gelang es uns, für den Rückweg ein kleines Wägelchen zu mieten. Der Wirt machte allerlei Ausflüchte, um uns über Nacht zu halten. Andere Gäste aber halfen uns, als wir sagten, wir würden unten auf dem Hofe Dillne erwartet, dessen Besitzer augenscheinlich hohe Achtung genoß. So bekamen wir denn ein Skyds und einen flinken Jungen, genau wie in Norwegen. Den steilen Weg, den wir vorher keuchend emporgeklommen, jagten wir nun im Sturm hinunter, obwohl es in dem Wald schon so dunkel war, daß man die Straße kaum auf einige Schritte noch unterscheiden konnte. Es war kalt, fast etwas winterlich.

In Dillne harrten Vater und Sohn schon unserer Ankunft. In dem größeren der zwei Zimmer, die uns angewiesen, brannte ein mächtiges Herdfeuer, während eine schöne Petroleumlampe auf dem runden Tisch strahlte. Damit wir ja nicht frören, waren die Linnen, die Kissen und Decken der Betten auf verschiedenen Stühlen um das Herdfeuer ausgehängt, alles davon schön angewärmt. Als wir erschienen, wurde damit aufgeräumt, und wir setzten uns selbst nach altnormännischer Sitte um das Feuer. Das Saga-Erzählen begann. Nachdem dann der Tisch gedeckt, wurden wir zu einer schlichten, aber ganz vorzüglichen Abendmahlzeit eingeladen — treffliche Fische aus dem Storsjö, geräucherter Lachs, die gewohnten Käsarten, Rettiche und Butterbrote, dazu erst Bier und dann Thee. Der Länsmann speiste mit, der Alte leistete uns nur Gesellschaft, die Tochter bediente uns mit der geschäftigen Sorglichkeit eines braven Hausmütterchens, ohne sich an unserer Unterhaltung zu beteiligen. Aus den Tischgesprächen ging hervor, daß unser Gastfreund nicht bloß ansehnlichen Grundbesitz und Viehstand besaß, sondern auch den Fischfang im großen betrieb und daraus ansehnlichen Gewinn zog. Besonders reich ist der Storsjö an Lachs und Seeforellen. Jemtland gehört

auch zu den Landstrichen von Schweden, wo es noch am meisten Jagd und darum auch die besten Schützen giebt. Auf dem Dampfschiff hatte mir der Kapitän einen großen, stämmigen Mann gezeigt, von dem er erzählte, er habe schon 17 Bären geschossen. Ich war nicht recht gläubig, aber der Länsmann erkannte aus meiner Beschreibung gleich den Mann und bestätigte, daß derselbe als Bärenjäger in der ganzen Umgebung berühmt sei. In den Wäldern nach der norwegischen Grenze hin ist der Polarbär (Ursus arctos) noch ziemlich häufig und richtet jedes Jahr unter den Vieh- und Schafherden noch Verwüstungen an. An Größe und Stärke giebt er dem grauen Bären in den Felsengebirgen (Ursus horribilis) nicht viel nach. In jenen

Die Brücke zwischen Östersund und Frösön. (Phot. Lindahl.)

ungeheuren Fels- und Waldrevieren hausen auch noch Vielfraße und Wölfe, das wilde Renntier und das Elentier. Sehr häufig ist noch der Auerhahn, das Birkhuhn, Haselhuhn, Schneehuhn, der Regenpfeifer, die Schnepfe, die wilde Ente und wilde Gans. Die Jagd ist aber wie die Fischerei auf den Seen durch strenge Gesetze eingeschränkt, besonders jene auf Elentiere und Hirsche. Der Biber ist fast ganz ausgestorben und die Jagd auf die wenigen noch erhaltenen darum völlig untersagt. Von der Jagd kamen wir auf Jagdabenteuer und Reiseabenteuer zu sprechen, und so plauderten wir noch tief in die Nacht hinein.

Als wir am andern Morgen eine Andeutung fallen ließen, ob wir nicht für die Bewirtung eine Vergütung anbieten dürften, wurde das fast

wie etwas Verletzendes zurückgewiesen. „Nein, nein!“ hieß es, „Sie haben uns mit Ihrem Besuche so viel Ehre und Freude erwiesen. Wir sehen hier so selten Fremde. Es ist uns eine Wohlthat, nach alter Sitte Gastfreundschaft zu üben. Sie müssen nur recht bald wieder kommen und länger bleiben.“ In Wort und Ausdruck lag so viel Herzensgüte, daß es mich wirklich rührte. Der Länsmann ließ es sich nicht nehmen, uns noch ans Schiff zu begleiten, obschon es stark regnete.

Schon fürchtete ich, der Regen würde uns unbarmherzig unsere poetischen Eindrücke wieder wegschwemmen. Doch in der Kajüte des Schiffes war eine ganz gemütliche Gesellschaft beisammen. Als ich zufällig einem der Passagiere eine Prise anbot, wollten alle, auch die Frauen, ebenfalls mitschnupfen. Es gab sofort eine allgemeine Nießerei und darüber eine solche Heiterkeit, daß wir uns bis Östersund trefflich unterhielten.

Hier angekommen, machten wir uns gleich wieder auf den Weg, um noch die Insel Frösön zu durchwandern, von der man die beste Aussicht über den Storsjö hat. Zum Glück ließ der Regen nach und verwandelte sich in ein leichtes Nebelrieseln, das ein guter Überrock unschädlich machen konnte.

Die Insel Frösön ist die bedeutendste der fünf Inseln, welche den See in seiner Mitte unterbrechen. Sie erhebt sich nach der Südseite ziemlich steil über den Wasserspiegel. Bis zu der Pfarrkirche, die ungefähr in der Mitte ihres südlichen Höhenzuges steht, hatten wir etwa anderthalb Stunden zu gehen. Zuerst muß man über die Brücke, die fast einen halben Kilometer lang ist. Am Ende der Brücke steht ein Runenstein, der ein Kreuz in der Mitte trägt, während ein Band mit Runen den Stein umschlingt und unten in einer phantastischen Schlinge endet.

Eine Menge Runensteine, die ich in verschiedenen Museen gesehen, hatten meine Aufmerksamkeit nicht sonderlich gefesselt, da diese schon von den mannigfaltigsten andern Gegenständen in Anspruch genommen war; aber dieser seltsame Stein, noch an seinem ursprünglichen Standorte, bei einer der nördlichsten Städte Schwedens, machte einen ganz eigenartigen Eindruck auf mich. Ich notierte mir die Runen genau, soweit sie nicht durch Risse des Steins oder Verwitterung unkenntlich geworden. Über die Hälfte der Inschrift ist noch ganz leserlich; die ganze lautete, nach früheren Angaben, folgendermaßen:

AVSTMOÞR · GVÞFASTARS · SVN · LIT · RAISA · STAIN · ÞISA · AVK · KIRVA · BRV · ÞIS · AVK · HAN · LIT · KRISTNA · IAMTALANT · OSBIVRN · KIRÞI · BRV · ÖRIVN · RAISTI · RVNAR · ÞISAR.

(Austmodur, Gudfasts Sohn, ließ setzen diesen Stein, und machen diese Brücke, und er ließ christnen Jemtland. Osbjörn machte die Brücke. Örjun ritzte diese Runen.)

Runenstein an der Brücke von Frösön.

Zur Vergleichung seien die Inschriften einiger andern Runensteine herbeigezogen. Ein Stein in der Pfarre Bälinge (Forkarleby) hat die Inschrift:

SIHATR · AVK · KARL LITV · RAISA · STAIN · AFTIR · HALFTAN · FAþVR · SIN.

(Sighvatr und Karl ließen setzen den Stein für [zur Erinnerung an] ihren Vater.)

Ein Stein in der Pfarre Täby (Uppland) meldet:

IARLABAKI · LIT · RAISA · STAIN · þISA · AT · SIK · KVIKVAN · AVK · BRV · þISA · KARþI · FVR · ONT · SINA · AVK · AIN · ATI · ALAN · TABY · KVþ · HIALBI · ONT · HANS.

(Jarlabaki ließ setzen diesen Stein, zu seinen Lebzeiten, und machte diese Brücke, für seine Seele [d. h. um seiner Seele Seligkeit willen], und er allein besaß ganz Täby. Gott helfe seiner Seele!)

Wieder ein anderer Stein, in der Pfarre Ytterselö in Södermanland, ist von einer Witwe ihrem verstorbenen Gatten gesetzt. Die Inschrift lautet:

SI(K)RID · LIT · RESA · STAN · þINA · AT · SVEN · SIN · BVNTA · HAN · VFT · SIKLT · TIL · SIMKALA · TYRVM · KNARI · VM · TVMISNIS.

(Sigrid ließ setzen diesen Stein dem Sven, ihrem Mann; er oft segelte bis Semgallen [Kurland], auf teurem Kaufschiff, um Domesnäs herum.)

In ganz Schweden sind etwa 2000 solcher Runensteine erhalten. Sie bilden die älteste Bibliothek des Landes; denn ihr Alter reicht über das der ältesten Pergamenthandschriften hinauf, zum Teil noch in die heidnische Zeit, zum Teil in jene der ersten Glaubensboten und der frühesten christlichen Zeit.

Auf einem Goldbrakteaten, der bei Vadstena gefunden wurde und den die Forscher in das fünfte Jahrhundert n. Chr. versetzen, findet sich eine

ältere Runenreihe von 23 Zeichen, die aber in vielen wesentlichen Stücken mit der späteren übereinstimmt. Diese jüngere Runenreihe hat nur 16 Zeichen mit zwei Varianten für O und A. Es sind die folgenden.

Das jüngere Runenalphabet:

F V Th O R K H N I A S T B L M Ö,Æ,
[R finale.

Spätere Zeichen:

Y G E D P

Mit dem Raume ging man sparsam um. Fing ein Wort mit demselben Buchstaben an, mit dem das vorige aufhörte, so setzte man denselben nur einmal. Trennungszeichen zwischen den Worten sind Punkte oder Kreuze. Die Vokale wurden oft verwechselt, nicht selten einzelne Zeichen ausgelassen[1].

Das altnordische Wort rún (Pl. rúnar) entspricht dem gotischen runa, das Ulphilas gebraucht, um die griechischen Ausdrücke *μυστήριον* und *βουλή* (Geheimnis und Ratschluß) wiederzugeben. Es hängt mit unserem Worte „raunen" zusammen und wird von den altnordischen Skalden und Sagaschreibern vorzüglich für magische Zeichen gebraucht. Von den alten Zauberformeln wurde es dann auf die Schrift überhaupt übertragen, welche wahrscheinlich zuerst durch griechische und römische Münzen zu den Skandinaviern drang und daher mit der griechischen und römischen Buchstabenschrift sprechende Verwandtschaft aufweist. Von der älteren Runenschrift sind nur wenige Denkmale erhalten, die meisten Inschriften sind in der jüngeren Runenreihe aufgezeichnet, die vom 10. Jahrhundert weit ins Mittelalter hineinreicht. Man brachte solche Inschriften nicht nur auf Denksteinen an, sondern auch geschnitzt an Thürpfosten, Bänken, Stühlen, Becken, Löffeln und anderem Hausgerät, dann an Kirchenthüren, Grabsteinen, Taufsteinen und Kirchengerät.

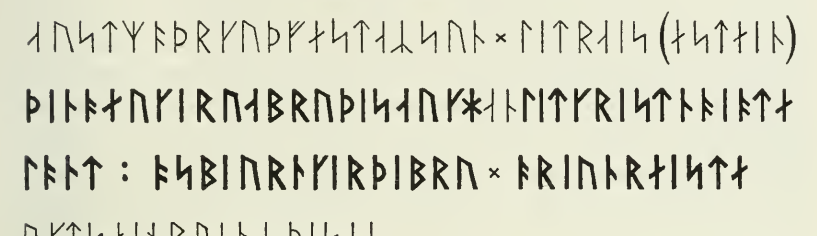
Von den Runensteinen sind wohl die meisten Grabsteine; so die zwei angeführten von Bälinge und Ytterselö. Wie Sigrid von ihrem Mann erzählt, daß er auf seinem kostbaren Kaufschiffe (knörr) um Domesnäs (die äußerste Spitze von Kurland) herum nach Semgallen gesegelt, so melden andere Inschriften in Granit von kühnen Normannen, die in fernen Landen

[1] Den vollen Text der Inschrift von Frösön danke ich der Güte des Herrn Riksantiqvar Dr. Hildebrand in Stockholm; der von mir selbst an Ort und Stelle notierte Teil der Inschrift ist (S. 329) durch fettere Schrift hervorgehoben.

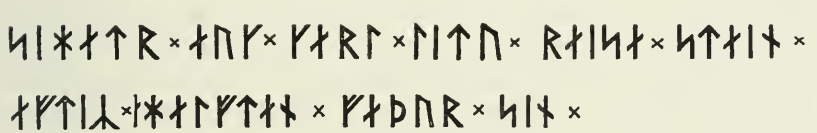
gekämpft: ſo von Thorſtain, der in ſeiner Jugend gen England fuhr; von Havald, Ingvars Bruder, der zu Kaſa im Sarazenenlande (Särkaland) ſeinen Tod fand; von Auſtain, der nach Jurſala zog; von Björn, der als Anführer der Väringer in Griechenland geſtritten, auf der Rückkehr im Longobardenland ſtarb; von Ragnvald, der Kriegsführer in Griechenland geweſen.

Schwediſche Runeninſchriften.

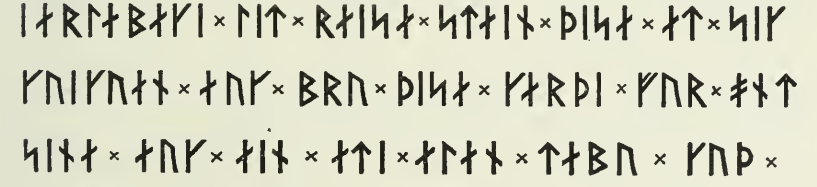
1. Inschrift an der Brücke zu Frösön.



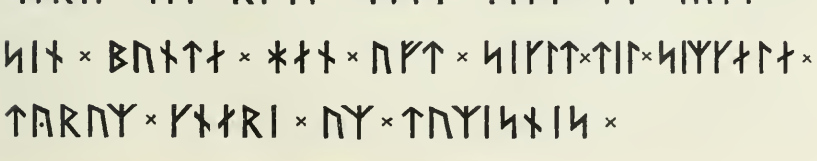
2. Bälinge socken. Forkarleby. Uppland.



3. Täby socken. Täby tä. Uppland.



4. Ytterselö socken. Mervalla hage. Södermanland.



Für die Kulturgeschichte nicht weniger interessant sind aber jene Runensteine, welche aus der ersten christlichen Zeit stammen und welche man als steinerne Stiftungsbriefe der christlichen Charitas bezeichnen könnte. So erzählt ein Stein bei Sundby, in der Nähe von Upsala, daß Ture nach dem Tode seiner Frau ein Saeluhús, d. h. ein Hospiz, erbaut habe. Als Werk der Barmherzigkeit galt aber auch die Errichtung von Brücken, durch welche die getrennten und vereinzelten Landesbewohner einander sowie ihren Priestern näher gerückt wurden. Weil um der „Seligkeit" willen gestiftet, hießen die Hospize saeluhús (Seligkeitshaus), die Fährschiffe an Flüssen saeluskip, die Brücken saelubrú, wie eine gestiftete Messe für die Verstorbenen saelusöngr (Gesang um der Seligkeit willen) hieß, saeludagar die Quatembertage. Daher auf dem Stein von Täby der Ausdruck, daß Jarlabaki „zum Heile seiner Seele" diese Brücke gebaut habe. Von den Nachkommen erflehte er sich nicht Ruhm und Ehre, sondern dankbare Fürbitte bei dem gemeinsamen Vater, indem die Inschrift selbst dem Wanderer das Gebet auf die Lippen legte: God hialpi ont hans, Gott helfe seiner Seele!

Noch rührender aber ist die Inschrift von Frösön, welche uns unmittelbar in die erste christliche Zeit zurückführt. Austmodr hat nicht nur diese Brücke gegründet, die seit acht Jahrhunderten die Insel Frösön mit dem Ostufer des Sees verbindet, er hat seinen Landsleuten die größte aller Wohlthaten erwiesen, indem er Jemtland zu den Segnungen des Christentums verhalf. Und da steht noch der Stein seit den Kämpfen und Umwälzungen von acht Jahrhunderten, an der Stelle, wo der mächtige Häuptling oft gestanden haben mag, als er die Brücke bauen ließ und als er den ersten Priester nach Frösön geleitete, und deutlich ist noch das Wort kristna zu lesen und das Kreuz zu sehen, das Licht und Heil in die wilden, düstern Kämpfe der nordischen Welt trug.

Eine Weile zieht sich der Weg nach Frösön das Seegestade entlang, mit schöner Sicht auf die Stadt, dann wendet er sich nach dem Innern der Insel, wo schöne Wald- und Felspartien den See dem Blicke entziehen. Die letzte Strecke geht ziemlich steil bergauf. Auf der höchsten Höhe, gleich einer Hochwarte, steht die alte Kirche — der Glockenturm (klockstapel), wie in Åre und Oviken, getrennt. Die Kirche gilt als die älteste oder wenigstens als eine der ältesten von Nordschweden. Die Mauern sind an einigen Stellen 3 m dick, an andern nur um weniges dünner. Der Altar war im Zopfstil mit einem Ecce-Homo-Bild und einer „Geburt Christi". Der Taufstein, welcher etwas älter schien, trug nebst der Jahreszahl 1637 die schöne Inschrift:

Per baptisma mihi pueros adducite vestros;
His Ego coelorum regna beata dabo.

Durch die Taufe zu mir herbei bringt eure Kinder;
Ihnen geb' ich dafür ewig das himmlische Reich.

Nahe an der Kirchenthüre war noch ein Grabstein aus dem Mittelalter, mit der Jahreszahl des Todes M.CCCI und dem Namen Udo, also ein Zeitgenosse Dantes; das übrige vermochte ich nicht zu enträtseln.

Der erste Apostel Schwedens war, wie bekannt, der hl. Ansgar, welcher um das Jahr 830, mit kaiserlichen und päpstlichen Vollmachten versehen, zunächst die dänische Mission begründete und dann mit seinem Genossen Witmar den schwedischen König Björn besuchte und den mächtigen Häuptling Hergeirr bekehrte. Vikingerzüge unterbrachen sein friedliches Bekehrungswerk und verheerten all die Kirchen und Gemeinden, die er gegründet. Zwischen den Jahren 848 und 854, bereits zum Erzbischof von Bremen und Hamburg erhoben, besuchte Ansgar Schweden zum zweitenmal, mit Erimbert, dem Neffen des Bischofs Gauzbert von Osnabrück. Nicht ohne mannigfache Schwierigkeit gelang es auch diesmal, dem Christentum Eingang zu verschaffen. Als die Mission gesichert schien, kehrte Ansgar nach Dänemark zurück. Erimbert dagegen blieb in Schweden und wurde später von andern Missionären, dem Dänen Ansfried, dem Deutschen Ragenbert und dem Dänen Rimbert, abgelöst. Letzterer wurde nach dem Tode des hl. Ansgar (865) dessen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg und förderte gleich seinem Meister die schwedische Mission. Nach seinem Tode wurde dieselbe jedoch vernachlässigt und endlich ganz verwahrlost, bis Erzbischof Unni (918—936) das Werk Ansgars wieder aufnahm. Er selbst besuchte den schwedischen Handelsplatz Birke — jetzt Björkö — im Mälarsee, wo der hl. Ansgar gewirkt hatte, errichtete die Mission von neuem, starb auf der Heimfahrt und wurde in Schweden begraben. Die Gewaltmaßregeln, mit welchen um diese Zeit König Olaf Tryggvason in Norwegen die Annahme des Christentums durchzusetzen suchte, erweckte in Schweden eine mächtige Gegenbewegung. Auf einem „Thing allra Swia" (Landsgemeinde aller Schweden) zu Upsala erneuerten die heidnischen Schweden unter ihrem Gesetzessprecher Thorgny den sogen. „Friggsfrid" und zugleich ein Gesetz, daß der bisherige Götzendienst in Geltung bleiben sollte. König Olaf Schoßkönig, welcher von der Wahrheit des Christentums überzeugt war, wagte, wie es scheint, keinen offenen Kampf gegen den ihm hiermit auferlegten Gewissenszwang, verlegte aber, um die Macht der heidnischen Überlieferungen zu brechen, seinen Königssitz von Alt-Upsala, der berühmtesten Opferstätte des Landes, nach Skara, am Südufer des Wenersees, wo das Christentum ungehindert sich ausbreitete. Die Hauptstütze desselben ward um den Anfang des 11. Jahrhunderts ein englischer Missionsbischof Siegfried (von den norwegisch-isländischen Berichten Sigurdr genannt), über den aber die geschichtlichen Nachrichten und Legenden sehr auseinandergehen. Allgemein wird ihm jedoch der Name eines Heiligen beigelegt und die Verkündigung des Christentums in Nordschweden zugeschrieben. Drei junge Männer, die

ihn begleiteten, Winaman, Unaman und Sunaman, fielen unter dem Schwerte der Heiden und wurden später als Märtyrer verehrt. „Sankt Siegfried hatte", so erzählt die Legende, „in seiner Gestalt etwas Majestätisches und Ehrfurchtgebietendes, was dem Volke Zurückhaltung einflößte und ihn bei den damaligen Verfolgungen und Aufständen gegen das Christentum beschützte. Während seiner Wanderung von Östrabo nach Skara, wo nunmehr der Hauptsitz des Königs war, predigte Siegfried überall, wo er hinkam, das Evangelium und taufte viele. Als er aber die Grenze von Vestergötland überschritt, zog ihm das Volk mit großem Jubel entgegen, da es mit dem christlichen Glauben schon bekannt war und nun bloß noch nach dem Geschenke der heiligen Taufe verlangte." Er war der erste, der sich Mühe gab, die Sklaverei abzuschaffen, indem er Geschenke des Königs nur dazu verwandte, Hörige freizukaufen. Er durchwanderte einen großen Teil von Schweden selbst, bis in den Norden hinauf; seine Begleiter und Freunde aber, Walfried, St. Eskil, St. David, St. Stephan, sämtlich Engländer, setzten das Werk fort und gewannen Södermanland, Nerike, Vestmanland, Helsingland und andere Landschaften bleibend für das Christentum. Da lebte die Erinnerung an sie, namentlich an die hll. Siegfried und Stephan, auch nach der Reformation noch im Volke fort. Das Fest des ersteren, „Siffermessan", am 15. Februar blieb noch lange ein heiliger Tag, nach dem die Bauern rechneten.

Vom hl. Stephan aber erzählten sie sich noch, er sei einst gen Jemtland geritten bis an die norwegische Grenze und habe da einen Runenstein errichtet mit der folgenden Prophezeiung über Schwedens einstige Verwüstung:

Wenn die Schweden annehmen russischen Brauch,
Und des Landes Ehre geht auf in Rauch:
Dann steht noch der Stein im Grünen Thal.

Wenn die Kirchen werden zu Kerkern gemacht,
Kein freundlich Licht mehr zur Messe lacht:
Dann steht noch der Stein im Grünen Thal.

Wenn Schälke und Buben gedeih'n,
Ehrliche Leute verbannt werden sein:
Dann steht noch der Stein im Grünen Thal.

Wenn die Priester keinen Dienst mehr feiern,
Die Bauern werden zu Ungeheuern:
Dann liegt kopfüber der Stein im Grünen Thal.

Der lutherische Pastor, den wir besuchten, wußte uns leider weder über diese alten Volksüberlieferungen noch über die Gräber und Inschriften der Kirche näheren Aufschluß zu geben. Er erwartete eben einen Reiseprediger,

der für eine Mission kollektieren wollte, und lud uns ein, der Predigt beizuwohnen. Wir dankten. Während ein abgerissenes Geläute aus dem Klockstapel hervor die Ankunft des Predigers verkündete, genossen wir noch einige Zeit die unvergleichliche Aussicht über den See. Da lag er in seiner ganzen Breite da, mit seinen weit in die Ferne sich dehnenden Armen, mit den dunkeln, waldgekrönten Inseln, den schimmernden Inselstraßen dazwischen, den ineinander sich wirrenden Vorgebirgen und Buchten. Die nächsten Waldufer spiegelten sich mit ihren freundlichen Höfen in der schimmernden Fläche; dahinter breiteten sich weite Felder, auf denen schon die Ernte gehalten war, grünende Wiesen und düstere Wälder, die in weiter Ferne mit den bläulichen Hügeln zusammenflossen. Etwa zwölf Ortschaften mit ihren Kirchen ließen sich deutlich erkennen. Nach Westen und Nordwesten dehnte sich das schwedisch-norwegische Hochland in dunkeln, langgestreckten Bergzügen, zum Teil mit Schnee bedeckt und von Wolken eingehüllt. Die Kuppe des Åreskutan war nicht genau zu unterscheiden.

Das gesamte Bild hatte schon das Melancholische einer Herbstlandschaft. So erhaben wie die Bergscenerie an den großen norwegischen Fjorden kann es auch am schönsten Sommertag nicht sein; aber es hat immerhin etwas Großartiges, wie man es in Südschweden nicht mehr trifft. Tegnér hat es in einem „Sang für Jemtlands Feldjäger" gefeiert, welcher offenbar „Lützows wilder, verwegener Jagd" nachgedichtet ist.

Es rührt sich, es raschelt im Waldesdicht,
Es brauset wie rauschende Wogen,
Die Flinten blitzen im Laube so licht,
Es grinset der Tod mit grimmem Gesicht,
Er hat seine Kette gezogen;
Von Posten zu Posten es knackt und kracht:
Das sind die Schweden, das ist Jemtlands Jagd!

Wir jagen, wie Bären im Norden kalt,
Wie die Löwen jagen im Süden.
Doch ihre Jagd ist vergessen bald,
Unser Wildbret ist des Frevlers Gestalt,
Der gesündigt an Schwedens Frieden.
Für Schwedens Ehre, für Schwedens Macht
Über Berg und Thal schallt Jemtlands Jagd!

Spar dir das Fliehen! Falle mit Mut,
Du Feind von Ost und von Süden!
Der Schneeschuh trägt die Eilenden gut,
Im Ziel bald die sichere Kugel ruht, —
Du wirst umsonst dich ermüden!
Denn keinem länger die Sonne tagt,
Der auf Schußweit' naht der Jemtlands-Jagd!

Ruht friedlich, ihr Hütten, im nächtlichen Grund,
Ihr Berge, ihr weißen und grauen;
Bekrönt vom schimmernden Sternenrund,
Blick freudig zum Himmel, du lieblicher Sund,
Storsjö, mit dem Auge, dem blauen.
Für der Väter Gräber, für euch hält Wacht
Der wackere Schwede, Jemtlands Jagd!

Als wir aber des andern Morgens zur Station gingen, war über Nacht Österjund und das ganze Gestade des Storsjö eingeschneit, und in dichten Flocken wirbelte der Schnee weiter den ganzen lieben Tag. Zwölf Stunden lang fuhren wir durch das weite, ebene Schneefeld, nur da und dort von langgestreckten, dunkeln Nadelwäldern und melancholischen Seen begrenzt. Es war der vollständigste Winter — und doch hatte der Oktober kaum begonnen.

Das Königliche Schloß in Stockholm. (Phot. Lindahl.)

18. Stockholm.

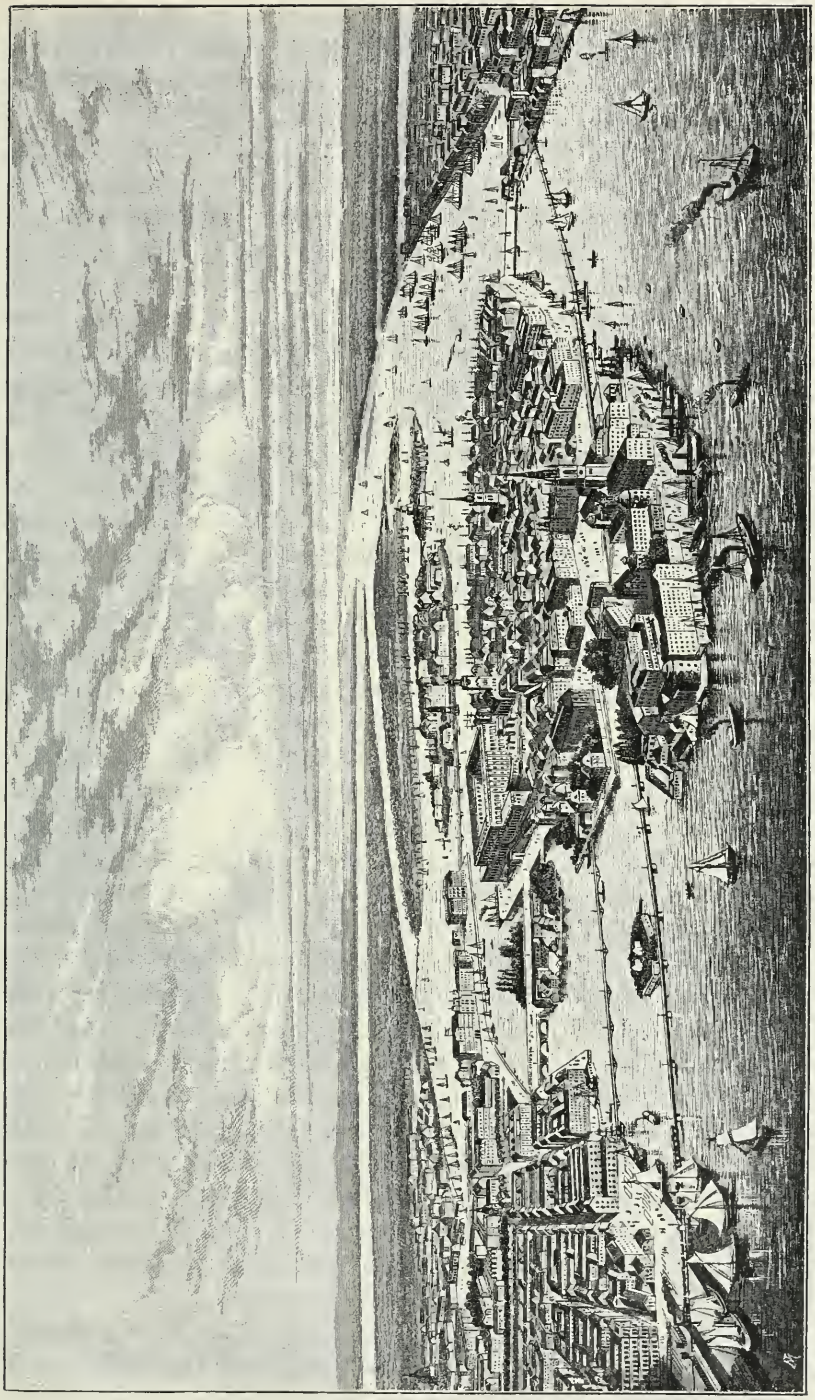
Wie die Westküste, so ist auch die Ostküste der skandinavischen Halbinsel von einem Kranze zahlloser Inseln umgürtet, welche teils in dichten Scharen ihre Fjorde und Buchten umlagern, teils in langen Ketten längs des Ufers laufen, bei den Ålandsinseln aber nahezu eine Inselbrücke nach Finnland hinüber schlagen. Etwas südlich von dieser Stelle, dem Eingang des Finnischen Meerbusens gegenüber, drängt sich eine tiefere Bucht der Ostsee ins Land hinein und berührt bei einer Felsinsel einen der größten Seen von Schweden, den Mälarsee, welcher, sich vielarmig nach Westen hinstreckend, die Wasserstraße bis in das Herz des Landes hinein fortsetzt und über 1200 Inseln auf seiner Spiegelfläche trägt. An dem Punkt, wo die beiden Inselsysteme sich treffen, liegt Stockholm. Es ist nicht ins Wasser selbst gebaut, wie Venedig; es ruht nicht auf Dünensand, wie Amsterdam; es entwickelt sich nicht an einem großen Strom, wie London und Petersburg; es ist auch keine bloße Meerstadt, wie Lissabon, Genua und Neapel. Zwischen Meer und Binnensee, zwischen Tausenden von Eilanden erhebt es sich auf Inseln und Vorgebirgen, auf granitnem Felsengrunde, von der Natur selbst mit dem Zauber einer Inselstadt ausgezeichnet und als Warte für Meer, See und Land hingestellt. Das Meer ist in seiner Nähe schon zum ruhigen, breiten Strom geworden, der See erweitert sich bald zum vielarmigen, inselreichen Fjord. Waldgekrönte Felshügel umsäumen das malerische Labyrinth der hundert sich kreuzenden Wasserstraßen, und an dem engsten Kreuzungspunkte hat menschlicher Fleiß eine Stadt hingebaut, die durch den Glanz ihrer Paläste und Denkmäler mit den prächtigsten Städten der Neuzeit sich messen kann.

Den Kern der Stadt bildet die Insel Staden, 700 m lang und 600 m breit. Westlich von ihr, nur durch eine enge Gracht getrennt, liegt eine kleinere eiförmige Insel, Riddarholm; nördlich eine ähnliche, Helgeandsholm (Heilig-Geist-Insel), nach einem früheren Hospital so genannt. Wieder nur eine schmale Straße, Norrström, scheidet diese von dem Gestade des Festlandes, an dem sich der schönere Teil der neueren Stadt, Norrmalm, entwickelt. Die weitere Ausbreitung derselben nach Osten hin wird Ladugårdsland genannt, diejenige nach Westen Kungsholm, während die Mitte des nördlichen Stadtteils den Namen Norrmalm bewahrt.

Ein nicht viel breiterer Wasserarm scheidet die Insel Staden aber auch von einem südlichen Teil des Festlandes, und hier hat sich gewissermaßen eine dritte Stadt gebildet — Södermalm, die Südstadt, weit ausgedehnter als die beiden übrigen, aber lange nicht so reich und schön, bis auf eine geringe Strecke wieder von Wasserstraßen umgeben, fast einer größeren Insel gleich.

Wo Norrmalm, die Heilig-Geist-Insel, Staden und Södermalm am nächsten zusammentreffen, nur durch drei schmale Kanäle geteilt, da ist die Grenze des Mälarsees gegen die Saltsjö oder das Meer, so daß der westliche Teil der Stadt den Mälarsee umrahmt, der östliche einen Arm der See. In beiden liegen aber schon ganz nahe Inseln, die noch zur Stadt gehören: im Mälarsee die größeren Inseln Kungsholm und Långholm, in der Saltsjö die kleineren Inseln Skeppsholm und Kastellholm, die hinwieder nur durch eine schmale Meerstraße von einem größeren Eiland getrennt sind, dem großen Vergnügungsplatze der Stadt, dem königlichen Djurgården (Tiergarten). Nach Osten wie nach Westen folgt dann ein Gewirr von Inseln, Kanälen, Buchten und Vorgebirgen, das dem Blicke unerschöpflichen Genuß gewährt, das sich aber nicht mehr beschreiben läßt. Von welcher Seite die Ansicht eine schönere ist, das ist schwer zu sagen.

Einen bedeutsamen Mittelpunkt erhält das Stadtbild übrigens nach allen Seiten hin an dem königlichen Schlosse, einem imposanten, weitläufigen Palaste, der von der Höhe der Insel Staden aus, also ungefähr im wirklichen Zentrum der gesamten Stadt, majestätisch auf das Labyrinth von Häusern und Straßen, Inseln und Kanälen, Wagen und Schiffen, Bäumen und Felsen und auf das noch buntere Menschengewimmel herniederschaut. Denn die Stadt beherbergt über 302 000 Einwohner. Während des Sommers aber ist nicht bloß viel Fremdenzuzug, ein großer Teil der Bevölkerung, der Reichen wie auch der weniger Bemittelten, bezieht dann Landhäuser auf den umliegenden Inseln, und während Handel und Schiffahrt im großen Stile blühen, durchfurchen zugleich unzählige kleine Dampfer, Boote und Kähne die Wasser des Mälar und der Salzsee, um die eigentliche Stadt mit ihrem erweiterten Umkreise in Verbindung zu setzen. Der Vergnügungen im Tier-



Stockholm.

garten ist dann keine Ende; Lustfahrt reiht sich an Lustfahrt, und die langen hellen Abende, die fast die Nacht verdrängen, verleihen der Landschaft einen Zauber, den man im Süden nicht kennt.

Der Genuß dieses Schauspiels schien uns vollständig versagt zu sein, als wir, im Schnee und beständig von neuem Schnee umweht, aus den Bergen von Jemtland nach Vollnäs fuhren, wo der Zug abends $8^1/_2$ Uhr hielt, um erst am andern Morgen gegen 7 Uhr wieder weiter zu fahren. Es war völlig Winter, und ich versuchte mich darum mit dem Gedanken zu versöhnen, daß eigentlich auch eine Winterfahrt im Norden ihr eigentümliches Interesse habe. Schon am andern Morgen kehrte indes der Herbst zurück. Der erste Schnee war bei warmem Wind während der Nacht geschmolzen. Bei hellem Sonnenschein fuhren wir weiter nach Storvik. Ansehnliche Felder grünten schon von der weitgediehenen Wintersaat, auf andern wurde noch Hafer geerntet. Die Birken waren schon gelblich, aber noch bei vollem Laub; prächtige Wiesen, lange Fichten- und Föhrenwälder gaben der Landschaft ein noch fast sommerliches Ansehen. Unser Waggon war mit Bauern besetzt, meist kräftigen, stämmigen Leuten, die den ganzen Weg lustig plauderten und sangen, aßen und tranken. Sie hatten unerschöpfliche Vorräte bei sich und einen ebenso unerschöpflichen Appetit. Ein Jude, der mit im Coupé war, nahm ein Köfferchen hervor, das mit Uhren und Uhrketten gefüllt war, nestelte darin herum, packte ein und aus, verglich die Uhrketten mit Kennerblick, notierte und hatte mit diesen kleinen Künsten bald die Bauern auf seinem Markt. Der eine tauschte eine schwere, solide Silberuhrkette gegen eine leichtere, elegantere ein und gab noch Aufgeld, obschon mir die seine von besserem Stoff zu sein schien. Der andere kaufte sich eine Uhr, und wieder andere markteten und feilschten wenigstens mit dem Juden herum. Allüberall an den Stationen herrschte reges Leben. Bei Storvik erreicht man dann das große Eisenbahnnetz, das Südschweden nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Nach dem Bottnischen Busen, der mehrere Monate des Jahres wegen des Eises unbefahrbar ist, gehen bis jetzt elf Nebenlinien von der großen Nordbahn ab, nach Luleå, nach Umeå, nach Örnsköldsvik, nach Hernösand, nach Sundsvall, nach Hudiksvall, nach Söderhamn, zwei nach Gefle, je eine nach Harg und Norrtelje. Die Hauptbahn nähert sich dem Bottnischen Meer bis auf einige 30 km und durchschneidet ein zwar ziemlich einförmiges, aber teilweise recht fruchtbares Flachland. In Sala, das durch Silber- und Bleibergwerke berühmt ist, wurde Mittag gehalten. Etwas nach 3 Uhr erreichten wir Upsala, und um 5 Uhr trafen wir in Stockholm ein.

So spät es schon im Jahre war, so befriedigte die Stadt doch nicht bloß die Erwartungen, welche ich von ihr hegte, sondern übertraf sie noch in mancher Hinsicht. Durch die Lage selbst ist für Abwechslung gesorgt, und

man kann bei jedem Spaziergang leicht wieder eine neue, überraschende Aussicht gewinnen.

Eine sehr alte Stadt ist Stockholm eigentlich nicht. Die erste schwedische Dynastie hauste in Upsala, einem der Haupt- und Stammsitze des nordischen Heidentums. In den „Hochsälen" seiner Tempel — das bedeutet der Name Upsala — lokalisierte sich die altnordische Mythologie. Da thronte Odin, dann Niord, dann Frey, dessen Sohn, mit einem andern Namen auch Yngve genannt, der Stammvater der Ynglinger, des ältesten schwedischen Königsgeschlechtes. Da gingen die Sagen des alten Götterstaates in jene der ältesten Königsherrschaft über. Als König Olaf Erikson das Christentum annahm, zog er nach Skara hinüber und legte dann Sigtuna an, das zwischen Upsala und Stockholm liegt und sich bald zu einer der prächtigsten Städte des Landes entwickelte. Erst als 1187 Sigtuna von finnischen Seeräubern zerstört worden war, wurde die kleine Insel Staden, welche heute den Kern von Stockholm ausmacht, zum Schutze gegen ähnliche räuberische Überfälle befestigt. Die älteste Reimchronik, welche sieben Städte am Mälarsee aufzählt, bezeichnet Stockholm als das Schloß (lås) desselben. Die Einfälle der Finnen waren so häufig und furchtbar, daß noch 1259 eine päpstliche Bulle Alexanders IV. zum Kreuzzug wider sie aufforderte. Auf einem solchen Kreuzzug war es, daß nach dem Tode des Königs Erich Erichson (1250) Waldemar, der zehnjährige Sohn des mächtigen Jarls Birger, vom Heere zum König ausgerufen wurde und mit ihm ein neues Königsgeschlecht, die Folkunger, den Thron bestieg. Thatsächlich führte nun der Jarl Birger selbst, der angesehenste Mann, das Scepter in Schweden, bis zu seinem Tode im Jahre 1266. Er befestigte Stockholm 1260 von neuem gegen die Finnen, erbaute daselbst einen 75 Ellen hohen Turm und erwählte ihn zur Königsburg. Birger Jarl gilt darum als der eigentliche Begründer der Königsstadt und hat als solcher auf Riddarholm ein sehr schönes, geschmackvolles Denkmal erhalten. Die Bürgerschaft hat es ihm gesetzt.

Da, mitten auf der Insel, thront er in Bronze auf hohem Postament, zwischen den stattlichen Gebäuden des Reichstages, des Hofgerichtes, des Reichsarchivs und der Riddarholmskirche, dem Grabmausoleum der schwedischen Herrscher. Wie anderswo, so ruht auch hier die Macht und Herrlichkeit der Stadt auf der Thatkraft, dem Rittersinn und dem Unternehmungsgeist des Mittelalters. Birger Jarl hat drüben auf Staden den Finnen seinen gewaltigen Turm entgegengestellt und diese mächtige Warte zur königlichen Burg gemacht. Ein Geschlecht um das andere hat diese Burg erweitert, verschönert und nach schweren Unglücksfällen erneuert, bis sie schließlich zu dem prächtigen Palaste ward. Wo jetzt der schwedische Reichstag seine Sitzungen hält, stand früher ein Franziskanerkloster, und die Riddarholmskirche, wo die Könige begraben sind, war die Kirche der Grauen Brüder.

Kirche und Kloster sind von einem der tüchtigsten alten Könige gestiftet, einem Sohn Birgers, Magnus, der den seltsamen Beinamen „Scheunenschloß" führt. Er machte es nämlich nicht, wie so viele andere Fürsten jener Zeit, welche den Bauern die Scheuern erbrachen oder durch Schatzung plünderten: er sorgte durch seine friedliche, weise Verwaltung, daß die Scheunen geschlossen blieben und sich füllten. „Und ist dieser Name Ladul s", sagt darum der schwedische Chronist Olaus Petri, „ein ehrlicher Name, und hat König Magnus mehr Ehre und Preis davon, als wenn er Römischer Kaiser genannt würde. Denn es giebt nicht viele in der Welt, die man ‚Scheunenschloß' nennen kann; die ‚Scheunenbrecher' sind in der Welt allzeit allgemeiner verbreitet gewesen." Fünf Klöster stiftete der wackere König, den auch die protestantische Geschichtschreibung als eine Zierde des schwedischen Thrones gelten läßt. In einem der Klöster, in der Gruft von Riddarholm, wählte er sich selbst seine letzte Ruhestätte, mit dem Wunsche: att hans minne ej måtte förgå med klockljudet öfver hans graf (daß sein Andenken nicht vergehen möchte mit dem Glockengeläute über seinem Grab).

Sein Wunsch ist nicht unerfüllt geblieben. Von dem Jahre 1290, wo König Magnus Ladulås starb, haben die Franziskaner sein Grab treu in Ehren gehalten, bis der Sturm der Glaubenstrennung die Betenden davon vertrieb. Noch vor Ende des 16. Jahrhunderts erneuerte König Johann III. sein Andenken durch ein neues Ehrengrabmal am Hochaltar, wie auch das des Königs Karl VIII. Knutson, der von 1448—1470 in Schweden regierte. König Johann selbst und Gustav Wasa wurden im Dome zu Upsala bestattet. Dagegen erhielten die folgenden Könige von Gustav Adolf an ihre letzte Ruhestätte in den Grabkapellen der Riddarholmskirche. Man hat hier einigermaßen die ganze neuere Geschichte Schwedens beisammen, und wem es um einen historischen Spaziergang zu thun ist, der wird solchen am besten von den Grabkapellen von Riddarholm aus beginnen.

In dem sogen. Gustavianska Grafkoret ruht zunächst Gustavus Adolfus Magnus, wie die Inschrift lautet, von dem einst protestantische Dichter erwarteten, er werde als ein zweiter Alexander Magnus eine evangelische Weltmonarchie über den Trümmern des Papsttums errichten, der das nun zwar nicht zu stande brachte, aber doch ein ansehnliches Stück Deutschland zertreten und ausgeraubt hat und seither mit seinem Namen herhalten mußte, um einen unversöhnlichen Kleinkrieg gegen die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag zu nähren, anzufachen und zu verherrlichen. In der unteren Gruft dieser Kapelle ruht seine Gemahlin Eleonora von Brandenburg, ferner die Könige Adolf Frederik († 1771), Gustav III. († 1792), Karl XIII. († 1818).

Dieser Grabkapelle gegenüber liegt die karolingische (Karolinska Grafkoret), deren Hauptheld, der romantische, heldenhafte Karl XII. († 1718),

für uns Katholiken keine so unangenehmen Erinnerungen hinterlassen hat. Seine Heldenthaten, die ich zuerst in der Schule kennen lernte und von dem Französischen ins Deutsche übersetzen mußte, sind mir allerdings oft sauer genug geworden; doch gefiel mir der unbändige, wilde Recke, der in dem Alter, in welchem man allenfalls für die Universität reif erklärt wird, schon

Die Riddarholmskirche in Stockholm. (Phot. Lindahl.)

Könige, Zaren und Sultane, ja halb Europa in Aufruhr brachte und sich in einem gewöhnlichen Haus tollkühn gegen die ganze türkische Armee verteidigte. Eine messingene Löwenhaut mit Krone, Scepter und Schwert schmückt den schwarzen Marmorstein, unter dem er ruht. Polnische, dänische und russische Fahnen hängen darüber. Neben ihm ist seine Schwester Ulrike Eleonora und deren Gemahl Frederik I. begraben, in der Gruft darunter

die Könige Karl X. Gustav († 1660) und Karl XI. († 1697) mit deren Gattinnen.

Eine dritte Grabkapelle (Bernadotteska Grafkoret), neben derjenigen Gustav Adolfs, umfängt die Herrscher und Herrscherinnen aus dem Hause Bernadotte. In einem gewaltigen Porphyrsarge ruht hier der schlachtengewaltige und ebenso staatskluge französische Marschall Joh. Bapt. Julius Bernadotte, den Napoleon 1806 nach der Schlacht von Austerlitz zum Fürsten von Pontecorvo ernannte, und den die französische Partei in Schweden dann 1810 zum schwedischen Kronprinzen erwählte, von 1818 an bis 1844 König von Schweden und Norwegen. Neben ihm ist Desideria Clery bestattet, jene Kaufmannstochter aus Marseille, durch welche er einst der Schwager Joseph Bonapartes ward, während er sie zur Fürstin und Königin erhob. Da ruht ferner ihr Sohn König Oskar I. (1844—1859) und dessen katholische Gemahlin Josephine von Leuchtenberg; endlich deren Sohn, der letztverstorbene König Karl XV. (1859—1871), Maler und Dichter, der Begründer der heutigen Repräsentativ-Verfassung und der Vorkämpfer der skandinavischen Union, deren Gedanke schon unter seinem Vorgänger viele Gemüter lebhaft beschäftigt hatte, dem aber der größere Teil des Landes aus wohl zu rechtfertigenden Gründen abhold blieb.

Die Könige schlummern aber hier nicht allein, auch im Tode noch sind sie von ihrem Adel umgeben: die gräflichen Familien der Lewenhaupt und Wasaborg, der Wachtmeister Fersen und Torstenson haben in den Seitenschiffen der Kirche ihre Gruft gefunden; da ruht auch der Verwüster Deutschlands, der Feldmarschall Johann Banér, und die Wappen der Ritter des Seraphinenordens, welche rings die Wände schmücken, ergänzen die Königsgeschichte noch mit mancher merkwürdigen Erinnerung.

Eine seltsame Versammlung ist es schon: der kühne Schlachtenlöwe Karl XII. und der friedliche Dichter Karl XV., der Klostergründer Magnus Ladulås und der Klosterstürmer Gustav Adolf, der aus der Aufklärung zur Reaktion einlenkende Gustav III. und der aus der Revolution zur Monarchie emporgestiegene Marschall Bernadotte, der in Deutschland für den Protestantismus kämpfende „Pfalzgraf" Karl X. Adolf und die katholische Königin Josephine, durch deren Einfluß sich die alte Kirche wieder in Schweden zu regen begann.

Zwei merkwürdige Häupter fehlen: Christine, welche dem Throne und Reiche ihrer Väter entsagte, um in den Schoß der katholischen Kirche zurückzutreten, und welche nun im Petersdome zu Rom ruht, und der unglückliche König Gustav IV. Adolf, welcher durch die meuchlerische Kugel Ankarströms noch als Knabe seines Vaters beraubt ward, als junger Regent in die Kämpfe der Revolutionszeit hineingerissen, in wenig Jahren Wismar, Pommern und Finnland verlor, von einer Soldatenverschwörung gefangen ge-

nommen und von den Ständen abgesetzt, als armer, verschollener Fremdling (1837) in St. Gallen starb, während Marschall Bernadotte auf dem Throne Gustav Adolfs waltete. Einer der bedeutendsten Dichter Schwedens, W. Böttticher, der Übersetzer Dantes, Tassos und Uhlands, hat dem „Fremdling in St. Gallen" folgende Elegie geweiht, welche zwar von den wirklichen

Königin Christine von Schweden.

Umständen der Geschichte sehr sonderbar abgeht, aber als versöhnende Stimme über einen unglücklichen Fürsten etwas Schönes und Rührendes hat:

Bei St. Gallen still im Garten an der Goldach hellem Bach
Ruht ein Wandrer, schwach zum Tode, unter grünem Lindendach.

Müde sinkt sein Scheitel nieder, sterbensfahl die Wange bleicht,
Und sein Blick, erlöschend, traurig um die nahen Hügel schleicht.

Keinen Freund hat er gefunden auf der Irrfahrt langem Flug,
Kaum ein Dach, sich zu verstecken — er, der einst die Krone trug.

Städte nannt' er sein und Reiche, jetzt nicht mal dies kleine Haus:
Den verstoßnen, armen Fremdling spottet selbst sein Hauswirt aus.

Schwarze Schatten ihn umjagen, Stockholms Schloß gespenstergrau,
Wechselnd mit holdsel'gen Bildern, licht wie Gold und Himmelsblau.

Strahlt ihm dieser Glanz vor Augen, dann umnachtet sich sein Sinn,
Und die hohe Stirne brütet stumm in wildem Schmerze hin.

Lange ist er schon gewandert, bergend sich in engem Raum,
Keiner kennt ihn mehr als König; ach! er kennt sich selber kaum.

Nur Natur mit klarem Auge ehrt den einst'gen Fürsten noch.
Er, der wie ein Bettler lebte, soll als König sterben doch.

Aus den dichten grünen Ästen Blütenzier die Linde streut,
Die sich um die dünnen Locken wie zur Strahlenkrone reiht.

Auf den Wanderstab, den treuen, scheint die Abendsonne hold,
Hei! als Königsscepter blitzt er da von reinem, echtem Gold.

Königspurpur um die Schultern ihm die Abendröte schlingt,
Schaue, Welt! es ist ein König, der hier mit dem Tode ringt.

Alpen schimmern, wie dem Knaben Heimathügel einst so froh,
Und der Goldach Wogen rauschen wie der Mälar bei Norrbro.

In der Sonne letzten Strahlen schaut er noch ein Spiegelbild:
Eine Burg, bewacht von Löwen; drei Goldkronen trägt der Schild.

Rings die Abendglocken tönen. Er entschlummert sanft und leis,
Wie ein echter Nordlandskönig, mit dem Blick auf Schnee und Eis.

Ball war an demselben Abend in dem Schlosse zu Stockholm,
Und die Wache hörte dreimal klopfen an zu Riddarholm.

Selbstverständlich spricht hier ein Dichter und sucht das Los des entthronten Königs so tragisch als möglich zu zeichnen. So barbarisch waren aber die St. Galler nicht, daß sie den unglücklichen Monarchen, der übrigens Schweizerbürger in Basel geworden war, verhöhnt und verspottet hätten. Mein Vater, der damals an der Spitze der Regierung in St. Gallen stand, hat mir wiederholt mit inniger Teilnahme und Achtung von ihm gesprochen. In nähere Beziehung zu ihm kam er nicht. Doch hatte „Oberst Gustavson", wie der vormalige König sich nannte, seinen gemütlichen Kreis von Bekannten, mit denen er gelegentlich einen „Schoppen" trank, und mit seinen Hausleuten stand er auf freundlichstem Fuße.

Während die Kirche von Riddarholm die schwedische Königsgeschichte mit dem düstern Ernste des Grabes umgiebt, tritt uns dieselbe auf Staden und besonders in dem majestätischen Schlosse noch mit dem Vollglanz des Lebens entgegen. Von dem alten Turm, der zu Waldemars Zeit schon 75 Ellen hoch war, von Gustav Wasa um 55 Ellen und von Johann III.

noch um 15 erhöht wurde, ist allerdings nichts mehr vorhanden. Kärnan, das Faß, hieß er seiner Gestalt wegen, Tre Kronor von dem Wappenschilde, den er trug. Nachdem er vier Jahrhunderte der Stadt Hort und Zier gewesen, niemals erstürmt, sondern nur durch Umzingelung und Aushungerung von Feinden ertrotzt, stürzte er 1697 bei dem Brande des neuen Schlosses ein, das Karl XI. daran hatte bauen lassen. Das Schloß mußte darum neu aufgeführt werden und wurde zwar von dem trefflichen Baumeister Nikodemus Tessin sofort wieder begonnen, aber wegen Kriegsnöten und anderer Schwierigkeiten erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vollendet. Es ruht jetzt auf einem Felshügel, der nach der Nordseite ziemlich steil abfällt, nach der Südseite dagegen noch dem ansehnlichen Schloßplatz (Slottsbacken) Raum gewährt. Seine vier Flügel bilden ein Rechteck, dessen Süd- und Nordflügel 124 m, Ost- und Westflügel dagegen 116 m lang sind. Es hat außer dem hohen Erdgeschoß und dem Zwischengeschoß zwei große Hauptstockwerke, von einer niedrigen Balustrade mit flachem Dache gekrönt. Der bauliche Schmuck, im italienischen Renaissancestil, ist sehr knapp gehalten. Manchen gefällt das, wie auch das flache Dach und der Mangel an Türmen, nicht; aber unleugbar macht der ganze Bau einen imposanten, wahrhaft königlichen Eindruck, besonders von der Nordseite her, wo breite Terrassen, mit zwei Bronze-Löwen geschmückt, den Felshügel, der deshalb der Löwenhügel heißt (Lejonbacken), hinaufführen. Gerade auf die Mitte des Schlosses hin mündet von dem Gustav-Adolfs-Platz der Nordstadt her die prachtvolle Norrbro, von der wieder große Steintreppen zu dem Strömparterre, einem reizenden Restaurant-Garten, hinabführen. Von der Brücke breitet sich eine der schönsten Ansichten der Stadt aus. Unmittelbar vor sich hat man den gewaltigen Königspalast; westwärts öffnet sich der Mälarsee und ragt über stattlichen Gebäuden der spitze Turm der Riddarholmskirche empor. Am Gustav-Adolfs-Platz steht das Palais des Erbprinzen und ihm gegenüber das große königliche Theater, in welchem Gustav III. von Ankarström erschossen wurde. Weiter ostwärts zeigt sich an der Saltsjö das ungeheure neue Zentralhotel, das prächtige Nationalmuseum und die Insel Skeppsholm, auf welcher zwischen Kasernen die Karl-Johann-Kyrka sich zeigt. Das herrliche Stadtbild hat schon Tegnér entzückt, und er hat es kurz in einem Stammbuchblatt an C. A. Hagberg gezeichnet:

Steig auf Norrbro! Sieh deiner Jugend Bild:
Den Norrström, der die frischen Wogen mischt
Mit Meeressalz, wie deine Jugend knüpft
Der Kindheit Spiel schon mit des Mannes Sorgen.
Wie prächtig spiegelt nicht im Strom sich ab
Turm, Heldenbilder, Schloß und Sängertempel
Und in der Glut des Abends Riddarholm,
Wo Schwedens Ehre unter Marmor schlummert! —

Doch an dem Strand wohnt der Verführung Reiz.
Und wie er weiter segelt, immer weiter,
Der Sturmwind wächst, die Wogen höher geh'n;
Wie sehnt sich nicht der Müde rasch zurück
Zu stillen Buchten, grünen Mälar-Inseln,
Zur Friedensrast am tanngekrönten Strand!
Doch das ist unnütz. Denn er muß voran,
Er muß die Bitterkeit des Meeres kosten —
Steig auf Norrbro! Sieh deiner Jugend Bild!

Da die königliche Familie in Stockholm anwesend war, so konnten wir im Inneren des Schlosses nur die sogen. Festivitetsvåning ansehen, d. h. die prächtigen Säle, welche früher Karl XIV. Johann bewohnte und die jetzt nur zur Repräsentation und zu Festen, auch gelegentlich zum Empfang hoher fürstlicher Gäste dienen. Es entfaltet sich hier eine wahrhaft königliche Pracht. Den Glanzpunkt bildet der große Festsaal, von seinem weißen Stukkaturschmuck das Weiße Meer, Hvita Hafvet genannt, 41 m lang und 35 m breit; dann der rote Salon mit Deckengemälden, die sich auf Karl XII. beziehen, und die große Galerie, die zum Weißen Meere führt. Auch der Leibtrabantensaal, der Konzertsaal und das große Audienzzimmer haben ihr Interesse. Am merkwürdigsten aber war mir das Arbeits- und Sterbezimmer Karl Johanns, wie man sagt, im selben Zustande und mit derselben Ausstattung, wie er es 1844 verließ. Das Arbeitszimmer war für die damalige Zeit vornehm und elegant — gegenwärtig ist ja der Komfort ins Unendliche gesteigert —, aber es zeigte mit seinen Schreibtischen, Bücherschränken, Karten, Büchern und Broschüren den unermüdlichen Krieger und Politiker, der mit ganzer Seele seinem hohen Berufe sich widmete und es wohl verdient hat, daß die Schweden ihn wie einen Sohn ihres Landes liebten und verehrten.

Von den Sälen im unteren Stock durften wir den Staatsrats-Saal, den Reichssaal, in welchem die Eröffnung der Kammern stattfindet, und den Seraphinensaal, den Kapitelssaal des höchsten schwedischen Ordens, sehen. Der letztere veranlaßte mich beinahe, unser Incognito zu brechen. Denn alle vier Wände trugen auf weißem Grunde unzähligemal den goldenen Namenszug des Erlösers, wie ihn die Gesellschaft Jesu als Siegel führt. „Das ist ja unser Saal!" hätte ich beinahe gerufen, besann mich aber doch noch und freute mich dann im stillen, daß der höchste Orden Schwedens wenigstens dieses ehrwürdige Zeichen des Jesuitismus an sich gerissen und bewahrt hat. Es ist, auch rein menschlich betrachtet, doch der erhabenste Namenszug, den die Menschheit aufzuweisen hat, und alle Aufklärerei der letzten zwei Jahrhunderte hat nicht vermocht, ihn auch nur aus dem profanen Leben zu entfernen.

An Kirchen besitzt Stockholm nichts, was sich mit den Domen von Throndhjem, Upsala und Lund vergleichen ließe. Diese drei Städte waren

eben einst die großen kirchlichen Mittelpunkte der Halbinsel, Stockholm nur königliche Residenz. Das schönste kirchliche Bauwerk ist noch die gotische Riddarholm-Kyrka mit ihrem 90 m hohen Turm, den ein durchbrochener, gußeiserner Helm krönt; sie wird aber nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht. Die Hauptkirche der Altstadt, die sogen. Storkyrka auf dem Slottsbacken, nördlich vom Schloß, wurde zwar schon 1264 von Birger Jarl gestiftet, ist aber im vorigen Jahrhundert völlig neu umgebaut worden und hat dabei zu ihren fünf Schiffen einen nichts weniger als schönen Turm erhalten. Die Deutsche Kirche (Tyska Kyrka), eine Stiftung deutscher Kaufleute, die

Grandhotel. Nationalmuseum.

Blasieholmshamnen und Skeppsholmsbro in Stockholm. (Phot. Lindahl.)

ebenfalls auf Staden liegt, stammt aus dem 17. Jahrhundert und wurde, da sie kürzlich von einem Brande beschädigt worden war, eben restauriert. Ganz unbedeutend ist die Finska Kyrka auf Staden, ein recht hübscher Renaissancebau dagegen die Katharinenkirche der Südstadt. Die Adolf-Frederiks-Kirche, in welcher anfänglich Cartesius begraben war und noch jetzt ein Grabmal hat, die Klarakirche, in welcher der Dichter Bellmann seine letzte Ruhestätte gefunden, die Hedwig-Eleonora-Kirche, die St.-Johannis- und die St.-Jakobs-Kirche, sämtlich in der Nordstadt, sowie die Ulrike-Eleonora-Kirche auf Kungsholm und die Marienkirche der Südstadt sind zwar nicht besonders schön oder groß, haben aber wenigstens den Vorteil, mitten in freundlichen Squares oder an baumbepflanzten freien Plätzen zu

stehen und so die sonst einförmigen Häuserreihen angenehm zu unterbrechen. Sehr malerisch nimmt sich die Karl-Johann-Kirche auf der Insel Skeppsholm aus, die Blasieholm-Kirche dagegen in dem gleichnamigen Stadtteil ist von andern Gebäuden verdeckt. Alle diese Kirchen sind gut gehalten, gefällig, bequem eingerichtet und besitzen mancherlei Schmuck an Altar, Kanzel, Gemälden, Orgel, Dekorationen. Wie der Lutheranismus noch einen Rest der alten Liturgie mit sich aus dem Vaterhause genommen, so gewährt er auch der kirchlichen Kunst noch einigen, wenn auch sehr beschränkten Raum. Ein rechtes, freudiges Leben pulsiert darin freilich nicht. Schwedens beste Künstler — die Maler und Bildhauer wie die Architekten — haben sich fast ausnahmslos dem Weltlichen zugewandt, und die Götter des Olymp und der Edda, die vaterländischen Helden und Könige, ja selbst das moderne Genre erfreuen sich größerer Beliebtheit und zahlreicherer Huldigungen, als die alt- und neutestamentliche Geschichte.

Eine englische und eine russische Kirche befinden sich am östlichen Ende der Nordstadt, eine kleine katholische dagegen ziemlich im Kerne der Stadt, an der Norra Smedjegatan, nicht so fern von dem Gustav-Adolfs-Torg, wo das mächtige Reiterstandbild des vielgefeierten Schlachtenhelden, unten umgeben von den Medaillons der Feldherren Torstenson, Wrangel, Banér und Königsmark, der katholischen Kirche für immer den Eintritt in sein Reich zu verbieten schien. Es wurde 1777 gegossen, 1796 aufgestellt. Doch gerade um jene Zeit begann die Revolution schon an all den Bollwerken zu rütteln, hinter denen die alte protestantische Orthodoxie sich sowohl gegen die Fortschritte des menschlichen Geistes wie gegen den milden und wohlthätigen Einfluß der katholischen Kirche abgesperrt hatte. Auch für Schweden dämmerte der Tag heran, wo man nicht mehr jeden Katholiken für ein Monstrum und jeden Priester für eine Reichsgefahr ansah. Freilich mußte Marschall Bernadotte, ehe Karl XIII. ihn als schwedischen Kronprinzen adoptieren durfte, am 19. Oktober 1810 zu Helsingör förmlich zum Lutheranismus übertreten; als indes zwölf Jahre später sein Sohn Oskar sich mit der katholischen Herzogin Josephine von Leuchtenberg vermählen wollte, wurde eine solche Bedingung nicht mehr gestellt. Die neue Kronprinzessin und künftige Königin durfte katholisch bleiben, ja sogar einen katholischen Priester und Beichtvater mit nach Stockholm bringen. Ihre gewinnende Erscheinung versöhnte jung und alt, und selbst Bischof Tegnér bewillkommnete das kronprinzliche Paar 1823 mit den herzlichsten Segenswünschen:

O Gott, zu dem sich unsre Väter wandten,
In dem sie unsres Nordens Rettung fanden,
Halt segnend deine Hand ob Stadt und Landen!
Heil sei dem König, Glück dem Land gewährt,
Der Sturm von uns gebannt, der um die Erde fährt!

Der Thron der Karolinger, Odins Erbe,
In Oskars Namen neuen Glanz erwerbe,
Und Glück, das nimmer wanke, nimmer sterbe!
Dem Wunderstrahl der Mittnachtssonne gleich
Laß leuchten seine Stirn, die Krone und sein Reich.

Daß Rosen mild den Glanz der Krone heben,
Vergißmeinnicht den Lorbeer traut umweben,
Eint sich mit Oskars Josephines Leben;
Blauäugig, licht und rosig schwebt sie hin,
Gleichwie im Mondenglanz die Elfenkönigin.

In Schwedens Sälen walte Licht und Frieden,
Glück sei den ärmsten Hütten auch beschieden!
Und naht der Kampf, den zögernd wir gemieden,
Umbrausen seine Wogen unsern Strand,
Dann breite Gott um Fürst und Volk die treue Hand!

Noch als Kronprinzessin in den Jahren 1836 und 1837 erwirkte Josephine den Bau einer katholischen Kirche in Stockholm, der ersten, welche seit der Glaubenstrennung in Schweden gebaut wurde, und trug zu derselben mit fürstlicher Freigebigkeit bei. Einen Turm erhielt das Gotteshaus nicht. Es macht sich auch im Äußeren sonst kaum als Kirche bemerklich. Wahrscheinlich wollte man die nicht völlig überwundenen Vorurteile der Lutheraner schonen. Denn König Oskar war zwar beim Volke seiner freisinnigen Ansichten wegen sehr beliebt, aber bei der lutherischen Geistlichkeit eben deswegen nicht sonderlich gut angeschrieben. Das Innere der Kirche aber ist in feinem Renaissancestil überaus reich und geschmackvoll dekoriert. Das Altarblatt des Hauptaltars ist eine treffliche Kopie von Rafaels „Verklärung", in der Größe des Originals von einer schwedischen Malerin ausgeführt, von Sophie Adlersparre, die in Rom konvertierte und hier in Stockholm starb. Der eine Seitenaltar ist mit einer schönen „Mariä Verkündigung" von Heß geschmückt, der andere mit einem hl. Joseph nach Franceschini. In der Vorhalle der Kirche erinnerten mehrere steinerne Denktafeln an die edle Königin, welche bis zu ihrem Tode nicht aufhörte, die katholische Mission in Stockholm aufs freigebigste zu unterstützen, sowie an andere hervorragende Wohlthäter der kleinen Kirchengemeinde. Eine davon interessierte mich besonders; sie war dem Neubegründer der schwedischen Mission gewidmet: Lorenz Studach, Bischof von Orthosia i. p. i., Apostolischem Vikar von Schweden und Aumonier der Königin Josephine.

In diesem Manne verehrte ich nicht bloß einen der verdienstvollsten Pioniere der nordischen Mission und einen sehr vielseitigen Gelehrten, sondern auch den ältesten Jugendfreund und Spielgenossen meines Vaters. Wie oft hat er mir von ihm erzählt, wenn ihn auf einsamen Spaziergängen mein

jugendliches Geplauder an seine eigene Jugend erinnerte! Nur um ein Jahr im Alter verschieden, waren sie miteinander aufgewachsen, hatten zusammen Messe gedient und gespielt, hatten zusammen schon in den Kinderjahren von einem ehrwürdigen emigrierten Priester Französisch und Latein gelernt, waren dann zusammen aufs Gymnasium gekommen und auf die Universität von Wien gezogen. Da erst gingen die Wege auseinander. Mein Vater widmete sich dem Recht und der Politik. Studach dagegen wandte sich von der Medizin, die er eine Zeitlang studierte, unter dem Einfluß Zacharias Werners bald der Theologie zu, siedelte 1817 nach Landshut über und fand daselbst an Joseph Michael Sailer einen wahrhaft väterlichen Lehrer und Freund. Auf seine Empfehlung wurde er für einige Zeit Hauslehrer in der Familie Friedrich Leopolds von Stolberg, setzte dann aber die theologischen Studien in Landshut fort und wurde 1820 zum Priester geweiht. Wahrscheinlich wieder durch Sailers Vermittlung erhielt er eine Anstellung als Hausgeistlicher bei dem Herzog Eugen von Leuchtenberg, und als dessen Tochter Josephine 1823 als Gemahlin des Kronprinzen Oskar nach Stockholm zog, folgte er ihrer Einladung, sie als Aumonier zu begleiten. Da brachte er denn sein ganzes übriges Leben zu und war der Neubegründer katholischen Lebens in Schweden und Norwegen.

Lorenz Studach, Bischof von Orthosia i. p. i., Apostol. Vikar von Schweden.

Nachdem die Gründung einer katholischen Gemeinde in Stockholm gelungen war, baute Studach, von Gregor XVI. zum Hausprälaten und Protonotar ernannt, auch die ersten katholischen Kirchen in Christiania und Göteborg und errichtete Missionsstationen in Malmö und Gefle. Von Christiania aus wurden dann weitere Missionsposten in Bergen, Throndhjem, Tromsö und Hammerfest gegründet, und der seeleneifrige Prälat erlebte es noch, daß Norwegen als eigene Präfektur von der schwedischen Mission abgezweigt werden konnte. Während es Karl XIV. Johann nicht dazu brachte, fertig Schwedisch zu lernen, eignete sich Studach nicht bloß

diese Sprache, sondern auch das Norwegische und Altnordische an, übersetzte einen ansehnlichen Teil der älteren Edda ins Deutsche und versah seine Übersetzung mit einem trefflichen Kommentar, übertrug auch andere interessante Denkmale der skandinavischen Litteratur, und machte in seinem gelehrten Werke „Das Uralphabet" den Versuch, das Runenalphabet durch symbolisch-mythologische Deutung mit den ältesten indogermanischen Völkersagen in Beziehung zu bringen: ein Werk, das von ungewöhnlichen Sprachkenntnissen und der vielseitigsten Erudition zeugt. Wegen dieses ausgebreiteten Wissens, seiner feinen Bildung und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit genoß er nicht nur das Vertrauen der Königin, sondern stand auch am Hof überhaupt in hoher Achtung. Auch die Prinzen, der vorige und der noch jetzt regierende König unterhielten sich gerne mit ihm. Im Juni 1862 besuchte er Rom, ward von Pius IX. zum Bischof ernannt, empfing in Rom selbst die bischöfliche Weihe und nahm an der großen Kanonisationsfeier teil, welche am Pfingstfeste dreihundert Bischöfe um den Statthalter Christi versammelte.

Das Linné-Denkmal in Stockholm.

Als ich ihm im Jahre 1869 den Tod meines Vaters meldete, antwortete er mir überaus liebevoll und freundlich, aber doch wie einer, der selbst schon gefaßt, ja sehnsüchtig dem Ende der irdischen Pilgerfahrt entgegenharrt. Obwohl es gerade seine Stellung am Hofe gewesen war, die es ihm ermöglicht hatte, so viel für die Neubelebung der katholischen Kirche in Skandinavien zu wirken, so war es eben diese Stellung hinwieder, die ihn zu großer Vorsicht und Zurückhaltung nötigte. Jede Linie breit der Freiheit für die Katholiken mußte mit schwerer Mühe erkämpft und errungen

werden, und selbst die unerschöpfliche Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit der edlen Königin vermochte nicht, all die altererbten Vorurteile zu zerstreuen, welche sich kampflustig in dem Namen Gustav Adolfs verkörperten. Seine Thätigkeit war indes keine vergebliche, und die Katholiken des Nordens werden immer mit Dank und Liebe des ehrwürdigen Bischofs gedenken, der am 13. Mai 1873 seine irdische Laufbahn beschloß.

Von den größeren Sammlungen der Stadt sind es besonders vier, welche den Fremden aufs angenehmste unterhalten und ihm einigermaßen in der Hauptstadt selbst das ganze Reich mit seiner Natur, Wissenschaft, Geschichte und Kunst vergegenwärtigen können. In dem Museum der königlichen

Bauernstube aus Dalarne. Gruppe im Nordischen Museum zu Stockholm.
(Phot. Lindahl.)

Akademie der Wissenschaften, deren erster Direktor Karl von Linné war, hoch oben in der Drottninggatan, der längsten Straße der Stadt — nahe bei der Adolf-Frederiks-Kyrka und dem Grabe des Cartesius —, findet er die Gesteine und Mineralien, die Flora und Fauna Schwedens in einer trefflich geordneten Sammlung vereinigt. Unfern davon, in mehreren getrennten Gebäuden derselben großen, stets belebten Straße, ist das Nordische Museum, das in künstlerisch ausgeführten Gruppen Trachten, Wohnung und Lebensweise der sämtlichen Provinzen vor Augen führt: Lappen und Helsingländer, Skåninger und Halländer, Jemtländer und Ångermanländer, Östergötländer, Södermanländer, Småländer und wie die Provinzen alle heißen, von den ältesten Zeiten bis in unsere moderne Welt hinein. Auch

Norwegen, Dänemark, Finnland, Island und Grönland sind, wie zu Kopenhagen, in dieser Sammlung vertreten. Was aber doch entschieden in den Vordergrund tritt, das ist der Kunstfleiß und, wenn ich so sagen darf, die industrielle Poesie des früheren Volkslebens und die bunte Farbenherrlichkeit der Volkstrachten und des zugehörigen Schmuckes. Man staunt über die reizende Mannigfaltigkeit, welche leider heutzutage schon fast überall vor der nüchternen Prosa moderner Moden gewichen ist.

Der prächtige Palast der neuen Riks-Bibliothek im Humlegården (Hopfengarten) umschließt über 300 000 Bücher und 10 000 Handschriften. Die Bibliothek steht an wissenschaftlicher Bedeutung hinter derjenigen von Upsala zurück;

Herbstwanderung der Lappen. Gruppe im Nordischen Museum zu Stockholm. (Phot. Lindahl.)

doch weist der Schau- und Raritätensaal in seinen Glasschränken eine ganze Reihe merkwürdiger Handschriften auf, welche neben vielem Fremden wenigstens andeutungsweise einige Hauptlinien schwedischer Kultur- und Litterärgeschichte bezeichnen: so ein isländisches Homilienbuch aus dem 12. Jahrhundert auf Seehundsfell; die Saga Olafs des Heiligen (13. Jahrhundert); die Sverris- und Hákonar-Saga (13. Jahrhundert); Vestgötalagen, schwedisches Gesetzbuch aus dem 13. Jahrhundert; Östgötalagen, schwedisches Gesetzbuch aus dem 14. Jahrhundert; Annales fratrum minorum Wisbyensium (1300 bis 1400); Maria klagan, schwedische Handschrift in Runen; Rulla öfver själamessor förmodlig i Vadstena Kloster (1400—1500); Vadstena Klosterreglar von 1451 mit Sigill in Wachs und der Approbation des Bischofs

Nils von Linköping; Akten des Kanonisationsprozesses der seligen Katharina (Tochter der hl. Birgitta); Brüderbuch der St.-Gertruds-Gilde in Stockholm (1419—1484); Jungfru Marias örtagård (1510), Gesang- und Gebetbuch aus Vadstena mit schönen Miniaturen; Verzeichnis der Stockholmer Maurergilde von 1487; Verzeichnis der Stockholmer Schneiderzunft von 1517 u. s. w.

Die schönste, reichste und mannigfaltigste Sammlung jedoch ist das Nationalmuseum an der äußersten Spitze von Blasieholm gegen Skeppsholm hin, ein herrlicher venetianischer Palast, dessen Pracht das gegenüberliegende Königsschloß nicht herabzudrücken vermag. Ein ansehnliches historisches Museum ist hier mit Glyptothek und Pinakothek vereinigt. Von den Sälen der historischen Sammlung sind zwei der Steinzeit, einer der Bronze- und Eisenzeit gewidmet; zwei andere bringen dann die kirchliche Kunst des Mittelalters zum Ausdruck. Hohe Anerkennung verdient es, daß man es nicht dabei bewenden ließ, der katholischen Kunst so viel Raum zu gewähren, sondern den einen dieser Säle sogar zu einer dreischiffigen, romanischen Kirche gestaltete, so daß man die ehrwürdigen Überreste mittelalterlicher Frömmigkeit, Altäre, Heiligenbilder, Altarschmuck, Taufsteine, Kirchenzier, gleichsam wie in einem geweihten, ihrer Würde entsprechenden Raum versammelt glaubt. Sie machen so entschieden mehr Eindruck, und man kann die herrlichen Flügelaltäre, von denen manche deutschen Künstlern zu verdanken sind, kaum ansehen, ohne von dem Zauber dieser echt christlichen, aus dem innigsten Glaubensleben hervorgegangenen Kunst ergriffen zu werden. Wie in Norwegen, so war auch hier dieselbe in die entlegensten Gaue und Landschaften gedrungen und umgab als Kleinkunst nicht bloß den Gottesdienst, sondern auch das Alltagsleben mit Weihe und Schönheit. Ansehnliche Flügelaltäre finden sich aus den verschiedensten Teilen des Landes, so von Lofta, Ed, Österaker, Tortuna, Kniffsta, Å, Kumla, Vesterås u. s. w. Im Nordischen Museum kann man beobachten, wie die Kunst sich zwar nicht ganz verlor, auch noch einen gewissen religiösen Anhauch beibehielt, aber doch nur mehr dem Alltagsleben diente.

Der erste Mäcenas der neueren schwedischen Kunst war der aufgeklärte König Gustav III. Er hat in Rom 1784 jenen schlummernden Endymion angekauft, der damals eben in der Villa Hadrians zu Tivoli ausgegraben worden war und nun die Hauptzierde der Skulpturensammlung zu Stockholm bildet, ein echtes Meisterwerk antiker Bildnerei. Er hat um dasselbe eine Menge anderer griechischer und römischer Skulpturen versammelt und damit einer neuen schwedischen Renaissance Anregung und Vorbilder gegeben. Noch vor Canova und Thorwaldsen versuchte es der ausgezeichnete Bildhauer Tobias Sergel, von dem französischen Modegeschmack zur echten Antike zurückzukehren, was ihm jedoch, wie Canova, nicht völlig gelungen ist. Ihm folgten dann Byström, Fogelberg, Quarnström, Molin, Börjesson, hoch

begabte Künstler, deren Hauptwerke einen andern Saal füllen. Keiner derselben hat indes die Einfachheit, ruhige Größe und Würde erreicht, die Thorwaldsen den antiken Vorbildern abzulauschen wußte. Schon in der Wahl der Stoffe spricht sich vielfach ein weicher, üppiger Geist aus. Die Stimmung des Amor- und Psyche-Romans beherrscht auch die Auffassung der eddischen Götter und Helden, und wenn diese Künstler in das Reich der christlichen Ideen hinüberzugreifen versuchen, wie Byström mit seinem „Christus", mit „Glaube, Hoffnung und Liebe", so werden sie dabei ebenso kalt, steif und förmlich, als sie die Gestalten des alten Olymp mit verführerischer Anmut und Lebendigkeit darzustellen wissen.

Die Gemäldegalerie, welche über 1300 Bilder enthält, ist sehr reich an niederländischen und französischen Werken, arm an spanischen, italienischen und deutschen. Unter den Skandinaviern begegnet man wieder Tidemand, dem poesievollen Darsteller norwegischen Volkslebens, und den norwegischen Landschaftsmalern Gude und Munthe. Aber auch Schweden selbst liefert hier sein Kontingent: König Karl XV., Wahlberg, Wickenberg, J. Ed. Bergh, Fahlcrantz, Höckert, Holm, Rydberg mit höchst ansprechenden Landschaften, Cederström, Nordenberg, d'Unker, Höckert, Fagerlin, Jernberg, Agnes Börjesson mit geistreichen, feingezeichneten und koloristisch bedeutenden Genrebildern aus dem Volksleben, G. von Rosen mit Historien und Portraits, Malmström mit gemütlichen Genrebildern und prächtigen Historienbildern aus der nordischen Sage. Wie indes Tegnérs Frithjofssage nur einen einzigen Zweig bezeichnet, der an dem gewaltigen Riesenbaum der altnordischen Götter- und Heldendichtung wieder lebendig geworden ist, so hat auch die schwedische Malerei aus der unabsehbaren Fülle von Stoffen, welche ihr dieselbe bot, nur weniges bis jetzt bemeistert. Auch die nicht weniger reiche Geschichte Schwedens mit ihren zahllosen merkwürdigen, poetischen Heldengestalten hat bis dahin nur einzelne Künstler gefunden, die sich ihrer bemächtigten. Wie die Poesie, so ist auch die bildende Kunst vielfach zum Genre herabgesunken. Da ist nun allerdings Treffliches geleistet worden, an dem man sich, der Geschäfte müde, ergötzen, erheitern, zerstreuen mag. Aber wenn ich an die Völuspá, an die Thrymskvida, an die Gudrun- und Brunhildlieder, an Snorri's Ynglingasaga und spätere Königsbücher, an die Gestalten eines hl. Erich, eines Birger Jarl, einer hl. Birgitta, eines Gustav Wasa, Gustav Adolf, Karl XII. und einer Königin Christina denke, da scheint mir doch, daß der Kunst in Schweden und besonders der Historienmalerei noch eine große Aufgabe zu lösen bleibt. Man wird auf diesen Gedanken auch durch die Waffensammlung hingelenkt, welche eine große Halle und vier Säle des Museums füllt. Da ist, ähnlich wie in der Riddarholmskirche, ein großer Teil schwedischer Geschichte auf engen Raum zusammengedrängt, aber nicht in Särgen, Denkmälern und Trophäen, sondern in den Rüstungen und

Kleidungen der merkwürdigsten geschichtlichen Persönlichkeiten. Da sind z. B. die Rüstungen des blutigen Tyrannen Christian II. von Dänemark, der sich einst durch Massenhinrichtungen auf dem „Großen Markt" den Besitz Schwedens zu sichern wähnte, Gustav Wasas und seiner Söhne, Johanns III. und Karls IX., die Waffen und Kleider, die Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Lützen trug, die herrlichen Krönungsanzüge Karls X. und Karls XI., die grobe Uniform, in der Karl XII. vor der Festung Frederikshall erschossen wurde, das Maskenkleid, in welchem Gustav III. die Kugel des Hauptmanns Ankarström traf, und so noch eine Menge der seltsamsten Andenken, von denen ein einzelnes oft schon eine ganze Tragödie in sich schließt. Welch ein Bild erweckt nicht der blaue Soldatenrock, den der sterbende Karl XII. trug, oder die Pelzmütze von Otterfell, in welcher er bei Bender der ganzen türkischen Armee trotzte!

Kung Karl, der junge Recke,
Er stand im Dampf der Schlacht.
Er zog das Schwert vom Gürtel,
Er stürmt' hinaus mit Macht.
„Wie Schwedenklingen beißen,
Das sollt ihr Russen seh'n,
Wollt meinen blauen Jungen
Ihr aus dem Weg nicht geh'n!"

Und Einen gegen Zehne
Der Sohn des Wasa stellt —
Ein Kampf war's nur zur Probe —
Es flüchtet, wer nicht fällt.
Drei Königen zusammen
Ein Knabe bietet Spott —
Steht gegen ganz Europa,
Bartlos, ein Donnergott!

Grauhaar'ge Staatskunst wähnet,
Ihr Netz unfehlbar sei,
Da spricht ein Wort der Jüngling
Und reißt es jäh entzwei.
Hochbrüstig, schlank, goldhaarig
Ein' neu' Aurora kam:
Doch vor dem Zwanzigjähr'gen
Sie gleich den Rückzug nahm.

So groß, so kühn ein Herze
Schlug in der jungen Brust,
Das hat in Freud' und Schmerze
Am Rechten nur sein' Lust.
Ob hold das Glück, ob feindlich,
Es zwingt ihn nimmermehr,
Er konnte nicht ihm weichen,
Nur fallen konnte er.

Die Maskenkleidung Gustavs III. aber charakterisiert ein ganzes Kapitel schwedischer Kultur- und Kunstgeschichte. Wenn die Schweden sich heute rühmen, die Franzosen des Nordens zu sein, so danken sie es diesem freigeistigen, prachtliebenden, lebenslustigen und kunstsinnigen König. Er war es, der das Land nach langer Zerrüttung wieder nach innen und außen hob, ihm eine gesunde Verfassung gab, die Übermacht des ewig ruhestörerischen Adels brach, die Tortur aufhob, Preßfreiheit einführte, dem Handel und der Industrie freiere Entwicklung verschaffte und dann jene Blüte der Litteratur und Kunst begründete, auf der noch heute das Geistesleben Schwedens fußt.

Der Bildhauer Sergel, wie die Dichter Kellgren, Leopold und Bellmann erfreuten sich seiner persönlichen Freundschaft. Er hat die Bühne von Stockholm auf den Rang der ersten Hauptstädte Europas erhoben, und das große Theater, das er gebaut und in dem er seinen tragischen Tod fand, ist noch heute ein sehr ansehnliches, trefflich eingerichtetes und sehr geschmackvoll dekoriertes Schauspielhaus. Es wird gegenwärtig nur für die Oper gebraucht, heißt aber noch immer Stora Teatern, das große Theater. Sein Denkmal hat der König nicht in dessen Nähe erhalten, sondern dem Nationalmuseum gegenüber, mitten auf den Quais des Hafens, wo die großen Meerschiffe vor Anker liegen. Die Gestalt des Königs lehnt sich auf ein Schiffssteuer, zum Andenken an die Seekämpfe, die er geführt. Sein Hauptruhm wird aber immer Kunst und Litteratur bleiben. Das hat schon Tegnér in einem seiner „Zeitbilder" entwickelt:

Am Ufer stand ich unterm Königsschlosse,
Vorüber war des Tages Lärmgewühl,
Die Straßen leer vom lauten, bunten Trosse,
Auf König Gustav still das Mondlicht fiel.
Fest sah er drein, so freundlich ohne Zagen,
Gleichwie ein Friedensthal im Donnerhall,
Ein Siegeskranz, von Blütenzier getragen,
Ein Heldenbild, gemildert von Behagen,
Der Blick halb der des Aars, halb der der Nachtigall.

O Wundermacht, die nur dem Künstler eigen!
Dies schlachtgewalt'ge, sangesfrohe Herz!
Im Bilde sich des Königs Thaten zeigen,
Ein Gustavslied steht lebend hier in Erz!
Ja, so war er, wenn heim er kam vom Streiten,
Wenn er dem Volk einflößte seinen Hauch, —
Des Friedens Künste lieblich ihn geleiten;
Denn große Geister formen ihre Zeiten,
Und Gustavs Zeit trägt darum Gustavs Züge auch.

Kind war ich, als er stand im Sonnenglanze,
Ich denk' der Zeit noch wohl, so jugendschön
Mit ihren Liedern, ihrem Hoffnungskranze,
Dem neuen Leben, das wir sah'n erstehn.

Dem Lenze glich sie, wenn der linde Regen
Aus blauem Himmel löst des Winters Zwang,
Es grünt und sproßt und jauchzt an allen Wegen,
Die Wangen blüh'n, die Herzen froh sich regen,
Und ringsum waltet Lust und Mut und Vogelsang.

In Purpur saß der Zaub'rer auf dem Throne,
Sein Wunderscepter schuf von Stund' zu Stund'
Die Herzen um im weiten Ring der Krone,
Weckt' neue Blüten aus dem Felsengrund.
Der alte Traum von Kriegsruhm, Schlachtgedränge
Verwandelt sich in holde Friedenstracht,
Lorbeer und Eichen blüh'n im Festgepränge,
Es lehren Licht und Sitte milde Sänge,
Die Kraft schor ihren Bart, und das Gesetz ward Macht.

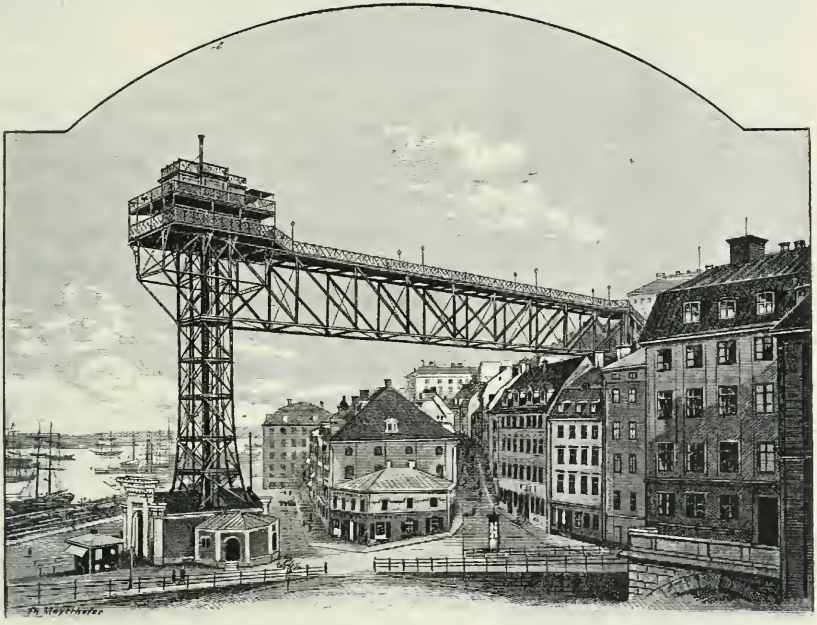
— — — — — — — — — — —

Es lag ein Schimmer über Gustavs Tagen,
Phantastisch, fremd und eitel — nun, so sei's —
Doch voll von Sonnenschein, und willst du klagen,
Was heut' wir sind, wir sind's um ihren Preis.
Unfrei wird jeder Grund, wo Bildung sprießet,
Nur Barbarei war einstens Väterbrauch,
Jetzt blüht das Recht, die Sprache milder fließet,
In hellem Sang sich Licht und Luft ergießet,
Und was Gustavisch war, das ist heut' Schwedisch auch.

Seitdem Tegnér diese Verse geschrieben, hat sich natürlich in Stockholm, wie in Schweden überhaupt, gar manches geändert. Schon unter Gustav III. machte sich neben der Aufklärung und dem französischen Kunstgeschmack auch urwüchsiges Volkstum geltend; denn bei aller Liederlichkeit haben Bellmanns Lieder und Improvisationen etwas echt Volkstümliches und Gemütliches, es sind Stimmungsbilder der kecken, unverwüstlichen Lebenslust, die an den Ufern des Mälar waltete und noch heute keineswegs versiegt ist. Es kamen dann die von deutscher Philosophie angewehten Phosphoristen, welche im Wirtshaus die Geister flüstern hörten und im Nachtigallenschlag Metaphysik witterten. Es kamen Tegnér und Geijer und die übrigen tüchtigen Romantiker der gotischen Schule, die tapfer zurück in die alte Sage und Geschichte griffen und damit Kunst und Poesie lebendig erneuerten. Aber im katholischen Mittelalter wagten sie sich nicht einheimisch zu machen, und so griff denn eine neue Aufklärung um sich, realistischer und materialistischer als die alte. Das Ausland übte auf das Geistesleben einen tiefgehenden Einfluß aus, Frankreich mehr als ein anderes Land. Wie die Mode, so schloß sich auch Roman und Theater hauptsächlich an Pariser Muster an. Doch ertönten dazwischen auch altlutherische Psalmen in neuer Fassung, und Swedenborgianer streuten ihre mystischen Traktätchen aus; tüchtige Talente haben sowohl das Nationale in der Dichtkunst weiter gepflegt, als auch Meisterwerke fremder Litteratur der

schwedischen eingegliedert. Der jetzige König selbst ist ein tüchtiger Lyriker und hat Göthes Tasso und Herders Cid meisterlich übersetzt.

Bei all dem ist Stockholm gewachsen von Jahr zu Jahr, und auch in seinen Bauten, Brücken, Plätzen eine prächtige moderne Stadt geworden. Zu dem Mosebacken oder Moseshügel, dem schönsten Aussichtspunkt, auf dem man die Stadt mit dem Mälar und der Saltsjö zugleich überschauen kann, wird man jetzt auf einem hohen Elevator emporgeschnellt. Da sieht man im Hafen unten Seeschiffe aller Nationen und dazwischen die hundert kleinen Fahrzeuge, Boote und Nachen, welche unaufhörlich zwischen den einzelnen Teilen der Insel-



Der Elevator in Stockholm.

stadt hin und her fliegen. Und welches Gewimmel an den breiten Quais, in den langen Straßen, auf den stattlichen Plätzen! Freundliche Gärten, Anlagen, Alleen unterbrechen an zahlreichen Punkten das weite Häusermeer, das sich stets erweitert und verschönert. Es ist eine wahrhaft herrliche Stadt!

Derselbe gewandte Organisator, welcher dem ethnographischen Museum an der Drottninggatan eine so praktische und künstlerische Anordnung gab, Dr. Arthur Hazelius, hat den glücklichen Gedanken gehabt, in dem westlichen Teil des Djurgård, „Skansen" genannt, ein sogen. „Freiluftmuseum" anzulegen, d. h. eine Parkausstellung, welche gewissermaßen ganz Schweden, Land und Volk, Tierreich, Pflanzenreich und Mineralwelt, vor Augen führt. Mitten zwischen den anmutigsten Waldpartien und Parkanlagen trifft man,

auf einen Raum von etwa 25 ha zusammengedrängt, altschwedische Glockentürme, Bauernhäuser und Bauernhöfe aus den verschiedensten Landesteilen mit ihrer vollständigen Einrichtung, ihrem eigenartigen Hausrat und ihren bunten Trachten, ein prächtiges Vorratshaus (Fatbur), einen Dorfplatz mit dem Maibaum, einen altnordischen Friedhof, ein Bauernhaus im Weihnachtsschmuck, eine Bergmannswohnung, Köhlerhütten und Feuerplätze, ein Lappenlager mit lebendigen Renntieren, Runensteine und nordische Ackergeräte, Pferd- und Kuhgehege mit Käserei, Reh- und Elchgehege, eine Fuchshöhle und einen Fuchskäfig, einen Bärenzwinger und einen Adlerkäfig, Hundehütten, Hühnerhof und Fasanerie, kurz, alles zahme und wilde Getier Schwedens in lebendigen Exemplaren, die wichtigsten Mineralien und Gesteine in gewaltigen Blöcken, und offen und in Gewächshäusern die ganze Flora des Landes. Auf dem höchsten Punkt, Bredablick, rahmt ein Aussichtsturm das bunte Schauspiel in eine wundervolle Fernsicht auf Stadt, Meer und Inseln ein. Während des Sommers werden in dem Park große Volksfeste gegeben, allabendlich Volksspiele und Volkstänze aufgeführt. Nach der Stadt zu laden Sommertheater und Gartenwirtschaften zu jeder Art von Vergnügungen ein, besonders der berühmte Hasselbacken mit der alten Bellmannseiche, unter welcher der „nordische Anakreon" oft gezecht und gesungen haben soll. In der Nähe wird auch ein großer romantischer Bau aufgeführt, der später das ethnographische Museum in der Stadt aufzunehmen bestimmt ist.

Glockenturm im Freilichtmuseum Skansen in Stockholm. (Phot. Lindahl.)

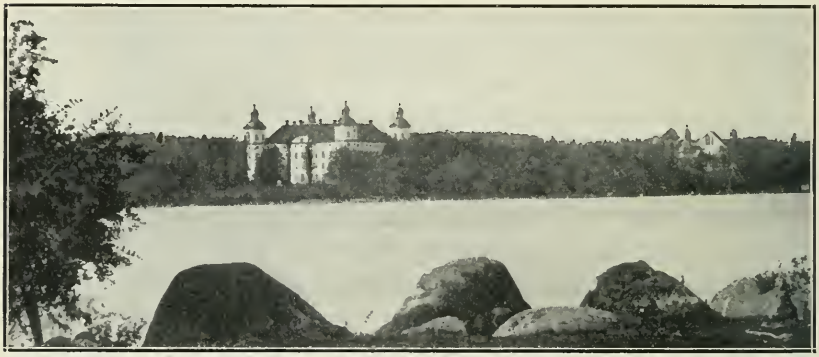
Obschon bereits verlassen, prangte der Djurgård noch im schönsten Laubschmuck des Herbstes, ein Park, der in seiner Abwechslung und malerischen Schönheit seinesgleichen sucht. Zwischen den lieblichsten Fels- und Waldpartien, stets mit neuen Aussichten auf das Meer, drängt sich da ein Vergnügungsort an den andern. Wundervoll ist vor allem die Aussicht von dem hohen Belvedere, wo das Stadtbild von Wald, Fels, Meer und Inseln wie von einem Märchentraum umkränzt erscheint.

Schloß Drottningholm.

19. Upsala.

Die hochberühmte schwedische Universitätsstadt kann man von Stockholm aus sowohl zu Lande als zu Wasser erreichen. Der letztere Weg ist unbedingt der schönere. Er führt von Riddarholm hinaus auf den mit Hunderten von Inseln und Inselchen bedeckten Mälarsee, entwickelt sich erst zum stattlichen Wasserspiegel, verengt sich wieder zum engen Sund, breitet sich wieder aus und verengt sich abermals, läßt in reizender Abwechslung Fels und Wald, Villen und Gehöfte, Gärten und Parke, ernste Natureinsamkeit und belebte Landschaft am Ufer vorüberziehen und krönt das bunte Schauspiel mit dem Anblick einiger höchst bedeutsamen Stätten. Da wird Drottningholm sichtbar, die „Königin-Insel", so genannt nach Johanns III. Gemahlin, welche den Grund zu dem Schlosse gelegt, das aber später unter Hedwig Eleonora, der Witwe Karls X. Gustav, völlig umgebaut und zu dem jetzigen Sommerpalast gestaltet wurde. Später zeigen sich der Platz und einige Reste der sogen. Erichsburg, welche Nikolaus Ragvaldi, dem Erzbischof von Upsala, zur Wohnung diente, 1517 aber von Sten Sture dem Jüngern im Kampfe mit Bischof Trolle eingenommen und zerstört wurde. Weit merkwürdiger noch sind die Überbleibsel von Sigtuna, das einst eine der prächtigsten Städte Schwedens war. Doch schon 1187 wurde es von den Esthen zerstört und gelangte niemals mehr zur früheren Bedeutung, da Macht, Handel und Geld nach Stockholm hinüberzogen. Nur etwa 500 Einwohner leben zwischen den Trümmern seiner altehrwürdigen Kirchen, welche durch ihre Namen (Petrus — Laurentius — Nikolaus — Olaf) noch an das katholische Mittelalter erinnern. Wo der Mälarsee sich zum Erichssunde erweitert, steht das stattliche Skogkloster, d. h. „Waldkloster" (jetzt gewöhnlich „Skokloster" geschrieben), dessen vier Flügel, von schönen Ecktürmen be-

grenzt, je 43 m lang, einen viereckigen Hof einschließen. Es wurde einst von Dominikanern, später von Cistercienserinnen bewohnt, zur Zeit der Kirchentrennung aber von Gustav Wasa aufgehoben. Gustav Adolf schenkte es dem Feldmarschall Hermann Wrangel, der es nach dem Vorbilde des Schlosses von Aschaffenburg umbauen ließ und es mit der reichen, glänzenden Siegesbeute ausschmückte, die er „um des reinen Evangeliums willen" während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammengelesen hatte. An Gemächer von königlicher Pracht reiht sich eine Bibliothek von 30 000 Bänden und eine sehr reiche Waffensammlung mit allerhand Kuriositäten. Es wird unter diesen Reliquien auch das Schwert des böhmischen Revolutionshelden Ziska gezeigt und ein Schild, der Kaiser Karl V. zugehört haben soll und der früher dem ausgezeichneten Ciseleur Benvenuto Cellini zugeschrieben wurde.



Das Skogkloster. (Phot. Lindahl.)

Weniger um dieser „Reliquien", als um der herrlichen Naturscenerien willen, welche dieser Weg bietet, wünschte ich sehr, diese Fahrt zu machen. Ein Herr aus Finnland, der in China und Japan gewesen und jetzt eben wieder auf dem Weg über Paris nach Oberägypten war, empfahl sie mir aufs wärmste und wußte namentlich das Skogkloster nicht genug zu rühmen. Allein leider bin ich schon viel zu tief in den Herbst hineingeraten. Der Mälar ist nicht mehr wie im Hochsommer von Hunderten von Schiffen und Booten belebt. Die zahllosen Landhäuser und Landhäuschen an seinen Ufern sind öde und verlassen. Die Birke steht falb und trauernd zwischen dem dunkeln ernsten Tannenbusch. Das Moos an den Felsen ist abgeblaßt. Ein scharfer Nordost scheucht die gelben Blätter vor sich her und macht eine stundenlange Seefahrt zu einem sehr zweifelhaften Vergnügen. Da ich den Mälarsee schon vorher etwas kennen gelernt, zog ich es vor, den Schnellzug nach Upsala zu nehmen. Er geht von der Zentralstation aus und erreicht Upsala in einer Stunde und 25 Minuten.

Mälarsee.

Von Stockholm bekommt man beim Hinausfahren nicht viel zu Gesicht. Rasch eilt der Zug von der Zentralstation durch die Geleise der Nordstation, am Fuße des Sabbatberges vorbei zur Nordstadt hinaus. Links liegt das Schloß Karlsberg, das seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Kadettenschule dient, rechts sieht man ein Stück der ausgedehnten Friedhöfe, in deren dunkelm Schoße alles Leben der nordischen Königsstadt seinen Abschluß findet. Sie sind sehr weit von der Stadt weg und machen das Begraben zu einer sehr kostspieligen Sache. Ein Wagen hinaus ist unter 5 Kronen nicht zu haben — und eine eigene Ruhestätte kommt auf wenigstens 200. Der Besuch der Gräber erfordert einen langen Spaziergang oder eine Spazierfahrt und dürfte darum weniger häufig sein, als in andern Städten, wo die Lebendigen den Überresten ihrer Toten noch näher sind.

Mit diesen Kirchhöfen beginnt einförmige, flache Landschaft, zum Teil gut bebaut, aber in ihrem herbstlichen Gewande ziemlich öde. Eine Zeitlang kommt rechts ein Stück Meeresarm in Sicht und der See Norrviken. Den reizenden Ufern des Mälar entrückt sich die Bahn vollständig; selbst das Schloß Rosersberg, dem eine eigene Station gewidmet ist, bleibt dem Vorübereilenden entzogen. Für den Touristen mag das ein Nachteil sein; geschäftlich und technisch wird diese Lage der Bahn wohl ihre guten Gründe haben. Unschön war die Gegend nicht. Dabei dauert die Fahrt nur kurze Zeit. Ich war am Ziel, ehe ich mich dessen versah, und traf auf dem Perron einen Führer bereit, wie ich keinen liebenswürdigeren hätte treffen können.

Es war Herr Doktor N., wie ihn wenigstens die Leute nannten. Er selbst nannte sich noch cand. phil. und schien, nach seinen Gesprächen zu urteilen, obwohl ein tüchtiger philologischer Fachmann, seine akademischen Studien noch nicht abgeschlossen zu haben. Ich hatte ihn bei der Rückfahrt von Island auf dem Schiffe kennen und schätzen gelernt, und er war so freundlich, mich schon damals einzuladen, ihn in Upsala zu besuchen, falls der Weg mich einmal dahin führen sollte. Mit der Zuvorkommenheit eines Freundes kam er selbst an die Bahn, um mich abzuholen und mir Upsala zu zeigen. Ich überließ mich seiner freundlichen Führung.

Die Stationsgebäude sind ansehnlich, komfortabel und geschmackvoll gebaut, am Westende der Stadt, aber ziemlich weit ab vom Mittelpunkte des akademischen Lebens. Ein weiter Platz trennt sie von der nächsten Häuserreihe und setzt sich nach beiden Seiten fort; ein Teil desselben ist mit Parkanlagen geschmückt und umgiebt die „Vakshall" (Vauxhall), eine „Schweizeri" oder Kaffeehaus, und das Stadttheater. Letzteres hat kein ständiges Personal, sondern wird nur zeitweilig von wandernden Truppen besorgt und von Zeit zu Zeit durch Gastspiel bedeutender Stockholmer Künstler unterstützt.

Auf einem nichts weniger als glatten Straßenpflaster gelangten wir von dem eleganten Bahnhofplatz in die Südstadt hinein, welche sich in Form eines Rechtecks an dem kleinen Flusse Fyrisâ dahinzieht, während die Nordstadt sich ungefähr in Gestalt eines Dreiecks daran lagert, dessen längste Seite dem Flusse folgt. Durch ein paar Straßen kreuz und quer gelangten wir bald in die Drottning Gatan, welche in gerader Linie bergauf zu der berühmten Bibliothek „Carolina Rediviva" führt. Den Dom sahen wir erst seitwärts durch eine Straße und dann oben von dem Bibliothekplatz seiner ganzen Länge nach, als Hauptmonument und Mittelpunkt der Stadt. Es freute mich, daß mein Führer, als ob er meine Gedanken erraten hätte, auf dem geradesten und kürzesten Wege auf dasjenige losmarschierte, was mir schon in früher Jugend zuerst von Upsala bekannt geworden war, d. h. zur Bibliothek und zu dem berühmten Codex argenteus.

Es ist eine ehrwürdige Urkunde, diese Übersetzung der Evangelien in die gotische Sprache, das älteste Litteraturdenkmal des Bundes, den die germanische Welt mit dem Christentum einging, um durch dasselbe zur blühendsten Kulturentwicklung und zur gewaltigsten Weltstellung zu gelangen. Der massive Silbereinband war an einem solchen Denkmal nicht verschwendet, das mit solchen Erinnerungen in die Stürme der Völkerwanderung hinaufreicht. Markig und kräftig, dem Charakter des gewaltigen Wandervolkes entsprechend, hebt sich die gotische Schrift in Gold und Silber von dem rosafarbenen, ursprünglich wohl purpurroten Pergamentgrunde ab. Die kostbare Handschrift, am Schluß des Dreißigjährigen Krieges aus Prag entführt, von der Königin Christine dem Holländer Vossius geschenkt, später von dem Universitätskanzler de la Gardie um 400 Riksdaler für die Bibliothek erworben, wird heute sehr sorgfältig in einem brandfesten Eisenschrein aufbewahrt, in den sie nach jedem Gelehrten- oder Touristenbesuche wieder zurückwandert. Über die Konjektur, daß der Kodex nicht geschrieben, sondern mit beweglichen Lettern gedruckt sei, ist mir kein Urteil spezieller Sachkenner bekannt. Mir ist auf den paar Blättern, die uns gezeigt wurden, keine Gleichheit der Lettern aufgefallen, welche mich zu einer solchen Konjektur veranlaßt hätte.

Unter den andern Schätzen, welche den Fremden gezeigt zu werden pflegen, sind zwei Inkunabeln, wahrscheinlich die ältesten Druckwerke, welche in Schweden zu stande kamen. Das eine Buch ist eine Vita S. Catharinae, das Leben der hl. Katharina, einer Tochter der hl. Birgitta. Es soll um das Jahr 1475 in Stockholm gedruckt worden sein. Das andere, mit ziemlich rohen Holzschnitten illustriert, ist der Dyalogus creaturarum moralizatus und ging aus der Offizin eines gewissen Johann Snell hervor, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herüberkam. Neben Autographen verschiedener schwedischer Könige und großer Männer lag in dem

Schaukasten auch die Handschrift von Tegnérs Frithjofssaga und eine Menge anderer Kuriositäten.

Die Säle der Bibliothek sind hoch und geräumig, dabei sehr hell und freundlich. Das Gebäude selbst stammt aus der Zeit Karls XIV. Johann (Bernadotte), der den Grundstein legte und 30 000 Riksdaler zum Baue schenkte. Unter der Leitung des Architekten Sundvall wurde derselbe 1819 begonnen und 1826 vollendet. Seine Hauptzier ist das schöne Treppenhaus in der Mitte, sehr akustisch angelegt und deshalb nicht selten zu Gesangsproduktionen benutzt.

Wie manche andern Bibliotheken Europas ist auch die Upsalenser ihrer Entwicklungsgeschichte nach ursprünglich kein Bienenstock, den stiller Fleiß unmerklich von Jahr zu Jahr erweitert und mit den köstlichsten Schätzen bereichert hat. Die Gründung der Universität fällt erst in das späteste Mittelalter, und dieselbe hatte nicht die Zeit, vor den Stürmen der Glaubensspaltung noch so viel Bücherreichtum zusammenzubringen, als ihn manches Kloster im Laufe der Jahrhunderte aufgespeichert hatte. Erst als Gustav Adolf ihr seine eigene Bücherei schenkte, gelangte sie zu einem ansehnlichen Grundstock. Derselbe wuchs rasch an, einerseits wie die Biblioteca Vittorio-Emmanuele in Rom durch Einverleibung annektierter Klosterbibliotheken, anderseits durch litterarische Siegesbeute, welche der königliche Feldherr während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammenraffte. Die gelehrte Christine sowie Karl X. verschafften der Bibliothek weiteren Zuwachs. Spätere Schenkungen und in neuerer Zeit eine wohlgeordnete Verwaltung thaten das übrige, so daß sie heute — außer ihrem Handschriftenschatz von 12 000 Nummern — auf etwa 230 000 gedruckte Bände geschätzt wird. Der Zuwachs in den letzten Jahren soll jährlich ungefähr 2000 Bände betragen haben. Was der gewaltthätige Arm des Eroberers stürmisch erbeutet, das mehrt und verwertet jetzt der geduldige Fleiß der Gelehrten in stiller Thätigkeit.

Im oberen Geschosse des Baues zieht sich ein großer Saal die ganze Länge der Front entlang, dessen obere Galerien ebenfalls noch Bücherschränke enthalten. Eine untere Galerie aber ist mit der Skulpturſammlung der Universität geschmückt, während der Saal selbst, weit und hell, als Aula für Universitätsfeierlichkeiten diente, bis das jetzige neue Universitätsgebäude mit einer viel glänzenderen und größeren Aula 1886 vollendet und eingeweiht wurde.

Aus den mittleren Fenstern der alten Aula genossen wir eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Wenn man von Stockholm kommt, ist es allerdings schwer, dabei in Entzückung zu geraten. Keine malerischen Buchten trennen da die vornehmen großen Häuserkomplexe, kein lebendiger Seeverkehr bringt da hinein in das bunte Gewühl der unruhigen Straßen, kein Königsschloß krönt in stiller Majestät das malerische Stadtbild. Statt der 302 000

Der Dom von Upsala vor der Restaurierung.

Einwohner von Stockholm zählt Upsala deren nur 22800. Der Mälar liegt schon zu weit, um die Stadt zu umrahmen, der kleine Fluß verschwindet zwischen den meist niedrigen Häuserreihen, Leben und Verkehr sind sehr gering gegen das bunte Treiben der Großstadt. Aber während über den Mastenwald und das Häusermeer von Stockholm kein einziges Denkmal emporragt, das in bedeutsamer Großartigkeit den Gemeinsinn und die religiöse Lebenskraft des Mittelalters verewigte, gruppiert sich Upsala heute noch in echt mittelalterlicher Weise um seinen altersgrauen Dom. Das materielle Leben der Stadt, Handel, Gewerbe und Verkehr, ordnet sich ihrer intellektuellen Bedeutung als Universitätsstadt unter; die Universität verrät sich deutlich genug als eine Schöpfung der katholischen Kirche. Als lebendiger Mittelpunkt ragt zwischen ihren Kollegien und Stiftungen, Nationshäusern und Studiersälen, Bibliothek, Sternwarte, Laboratorium, Klinik, Spital der altehrwürdige Dom empor, der Metropolitansitz der Kirche von Schweden, und am Hochaltare im Dome ruhen noch in kostbarem Silberschrein die Gebeine König Erichs des Heiligen — Schwedens ehrwürdigste Wallfahrtsstätte und das monumentale Zeugnis, daß die christliche Kultur und ihre weltbeglückenden Segnungen hier wie überall dem fruchtbaren Saatkorn des Martyriums, der verwirklichten Lehre des Kreuzes, entsprossen. Wie der Kölner Dom, ist auch der von Upsala zugleich ein Denkmal der freundlichen Liebe und Verbrüderung, welche die katholische Kirche zwischen den getrennten Nationen Europas ins Leben rief. Wäre es auch nicht bekannt, daß ein Franzose,

Stephan v. Bonneuil, ihn gebaut, so würde doch seine ganze Anlage und Durchführung bezeugen, daß er mit den nordfranzösischen Kathedralen in innigster Verwandtschaft steht, und daß derselbe religiös-künstlerische Geist diese edeln und erhabenen Formen gestaltet hat.

Der Bauvertrag mit Stephan v. Bonneuil, welcher der Bauhütte von Notre-Dame in Paris angehörte, wurde am 8. September 1287 zu Paris abgeschlossen. Der Bau schritt indes sehr langsam voran. Noch in den Jahren 1309 und 1310 forderte Papst Clemens V. in drei Briefen zur Unterstützung desselben auf. Chor und Querschiff wurden erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts vollendet. An Pfingsten 1435 nahm endlich der

Der Dom von Upsala im jetzigen Zustand.

Erzbischof Olaus Laurentius die feierliche Einweihung des Domes vor. Von mehreren Unglücksfällen und Bränden, besonders aber einer großen Feuersbrunst im Jahre 1702, heimgesucht, wurde die stattliche Kathedrale zwar immer wieder notdürftig hergestellt, verlor indes unter den Flickarbeiten der Barockzeit ihr einheitliches und harmonisches Gepräge. Erst ein völliger Umbau in den Jahren 1883—1893, zu welchem König und Volk, Land und Stadt im Ganzen über eine Million Kronor zusammensteuerten, hat ihr die frühere Würde und Schönheit wiedergegeben, durch welche sie beherrschend und verklärend aus dem ganzen Stadtbild hervortritt. Kein anderes Gebäude kommt ihr gleich, in ihrer imposanten Länge, in ihrer festen und edeln Höhenentwicklung, in ihrer feinen symmetrischen Gliederung. Ohne Herrschsucht strebt sie

dominierend über die flachere Gegenwart empor, wie der Gedanke, der sie geschaffen, über die wogenden Meinungen und Strömungen des Tages.

Ganz nahe am Dome befindet sich eine kleinere gotische Kirche, der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, in ihrem Äußeren wenig bedeutend, doch immerhin ein sprechendes Zeugnis des einstigen Glaubenslebens, das an dieser Stätte blühte. Zwischen ihr und dem Dom steht das „Seminarium", westlich vom Dom das „Gustavianum", nördlich das „Konsistorium", lauter Bauten aus nachreformatorischer Zeit, südwestlich an einem Hügel das neue Universitätsgebäude. An diese Gebäude schließen sich allerwärts andere Universitäts- und Privathäuser. Jenseits des Flusses aber entwickeln sich

Die neue Universität in Upsala. (Phot. Lindahl.)

rechts und links die Quartiere der bürgerlichen und industriellen Stadt. In einiger Entfernung nach Norden ragen die drei Hügel von Alt-Upsala (Gamla Upsala) auf, noch mehr markiert durch eine turmlose Kirche mit sehr hohem und steilem Dach.

Hier sind unzweifelhaft die ältesten, heidnischen Anfänge von Upsala zu suchen. Wie Johann Eenberg in seiner alten Beschreibung Upsalas (1704) meint, hat Rudbeck sogar bewiesen, daß der Tempel, der an Stelle der jetzigen St. Lars- (Laurentius-) Kirche stand, ganz genau der zweitälteste der gesamten Welt war. Nicht übel! Jedenfalls werden die drei Hügel nach den drei Hauptgestalten der nordischen Mythologie benannt: Odin, Thor und Freyr, und neuere archäologische Untersuchungen haben wenigstens Funde erzielt, welche in die letzten Zeiten Altroms und vielleicht noch höher hinaufreichen.

In dem östlichen der drei Königshügel fand man in den Jahren 1846 und 1847 ungefähr in der Mitte einen großen Steinhaufen, und in diesem hinwieder eine Menge Steinwaffen, welche ein fest zusammengepreßtes Lager von Asche, Kohlen und verbranntem Torfe bedeckte. In der Masse befanden sich Schmucksachen von sehr fein gearbeiteten Goldbrakteaten, nach Ansicht von Archäologen wahrscheinlich orientalischen Ursprungs. Unter diesem Lager war auch eine Urne, 0,18 m hoch und 0,22 m weit und bis zum Rande mit verbrannten Knochen gefüllt. In dem westlichsten der drei Hügel dagegen fanden sich unter einer Thonschicht, eingehüllt in einen Steinhaufen, nicht nur Gegenstände aus Golddraht, die sehr von Feuer beschädigt waren, sondern auch ein Relief von spätrömischer Arbeit, das einen ins Horn blasenden Amor darstellte, sowie Beinstücke mit altnordischen Schlangenfiguren.

Der älteste Name von Upsala war Aros oder Âros, was Flußmündung bedeutet, d. h. im gegebenen Fall die frühere Mündung der Fyrisâ in den Mälarsee. Der isländische Geschichtschreiber Snorri Sturluson erwähnt den Platz anläßlich der politischen Streitigkeiten zwischen dem norwegischen König Olaf dem Heiligen (Haraldson) und dem Schwedenkönig Olaf Erichson, welch letzterer, an dem mit Norwegen eingegangenen Vertrag bundesbrüchig, es für rätlich fand, sich von Upsala (d. h. Alt-Upsala) nach Âros und von da auf seine Schiffe zurückzuziehen, bis es seinen Ratgebern gelänge, den ihm drohenden Schlag abzuwenden. Alt-Upsala bildet als „Uppsalir" schon den Hauptschauplatz der Ynglinga Saga. Später wurde Âros im Gegensatz zu Vesterâs „Östra Âros" genannt und nahm beständig zu, während Vesterâs an Bedeutung sank. Zur geheiligten und hochverehrten Stätte ward es aber erst durch den König Erich den Heiligen, der daselbst wohnte und 1160 auch von dem dänischen Prinzen Magnus Henrikson überfallen und getötet wurde. Schon vier Jahre später wurde Upsala als Metropolitansitz errichtet und ihm die Bistümer von Skara, Linköping, Strengnäs und Vesterâs zugeteilt. Nachdem bereits 1243 der letzte König aus dem Stamm des hl. Erich seine Hochzeit in dem heutigen Upsala gehalten, kam der Erzbischof um das Jahr 1250 beim Papst um die Bewilligung ein, den Metropolitansitz von Alt-Upsala nach Östra-Âros, dem heutigen Upsala, zu verlegen. 1258 genehmigte Papst Alexander IV., 1270 König Waldemar den Vorschlag, und bald darauf ward er ausgeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts (1289) wurde der Bau der jetzigen Kathedrale begonnen, um dieselbe Zeit oder schon früher eine Domschule errichtet. Während der Dom 1435 zur Vollendung gelangte, dauerte es aber noch mehrere Jahrzehnte länger, bis die Metropole von Schweden zugleich Universitätsstadt ward. Die Gründung der Universität war das Werk des katholischen Erzbischofs Jakob Ulfsson, der von 1470 bis 1515 die schwedische Kirche regierte. Ein einfaches Denkmal hinter dem Hochaltar des Domes ehrt sein Andenken.

Den Dom abgerechnet, hat die Stadt Upsala von den Eigentümlichkeiten der vorausgegangenen Jahrhunderte in ihrer Physiognomie so gut wie nichts bewahrt. Da sind keine hochromantischen, zigeunerhaften Winkelgassen, keine halbverfallenen Spelunken und Bierkneipen, keine Erker für den „letzten Troubadour" und keine Schwibbögen für Landsknechte oder Bravi. Es laufen da weder Helme mit Visieren, noch federgeschmückte Barette herum, auch keine Magister mit Perücken, noch Pedelle mit feierlicher Livree und Amtsstock. Es ist alles modern —, fein, artig, sonnig hell.

Der moderne Mann überläßt alle Farbenpracht den Vögeln und den Damen. Ihm genügt ein frischgewaschener Hemdkragen, wohlgewichste Stiefel, ein tadelloser schwarzer Anzug von neuestem Schnitt.

Die Schweden nennen sich gern die „Franzosen" des Nordens. Nicht mit Unrecht. In Bezug auf Eleganz der Kleidung, Höflichkeit, feinen Anstand, edle Umgangsformen, geschmackvollen Komfort sind sie der Franzosen gelehrige Schüler. Auch das Freundliche, Gesellige, Leichtlebige des Franzosentums fehlt nicht.

Der schwedische Student trägt weder Bierzipfel noch Cerevismütze. Er läuft weder in hohen Reitstiefeln herum, noch führt er ein Rapier; das Duell ist verpönt. Daher ist das jugendliche Antlitz von keinen Schmissen oder Schrammen entstellt, sondern prangt in seiner ursprünglichen Artigkeit. Der ärmere Student trägt sich proper und bescheiden, der reichere elegant als junger Kavalier, eher in Gefahr, ein Dandy als ein Bärenhäuter zu werden. Schweres Bier wird nur wenig getrunken, um so mehr des süßen Punsches. Eine fachmäßige Kneiperei wird übrigens nicht getrieben, wohl ohne Nachteil des sonstigen Fachstudiums. Doch will ich weder dem schwedischen noch dem deutschen Studentenleben durch kritisierende Vergleiche nahe treten.

Was mich in Upsala am meisten anzog, das waren wie anderswo die katholischen Erinnerungen und Beziehungen, welche die mehr oder weniger prosaische Gegenwart noch mit der Vergangenheit verknüpfen, und die man eigentlich katholische Familienbeziehungen nennen könnte. Nur die katholische Kirche hat solche durch die ganze Welt und durch alle Zeiten hinauf, die große Zeitgenossin des Neuen und Werdenden wie des Entschwundenen und Alten.

Erst 24 Jahre sind verflossen, daß die Universität (1877) ihr vierhundertjähriges Stiftungsjubiläum feierte. In deutschen Berichten wurde damals — ich weiß nicht, auf welche Beglaubigung hin — der Reichsverweser Sten Sture zum Stifter der Universität ernannt, und alles sorgfältig übermalt, was an die Verdienste der katholischen Kirche um die Wissenschaft in Schweden erinnern konnte. Die Schweden selbst dachten indes nicht so. Der Oberbibliothekar und Reichshistoriograph Claes Annerstedt,

welcher zum Feste den ersten Band einer quellenmäßigen Universitätsgeschichte veröffentlichte, sammelte nicht bloß sorgfältig alle Urkunden, welche den kirchlichen Charakter der Anstalt außer Zweifel setzen, und alle Überreste scholastischer Schriften, welche die erste theologische und philosophische Thätigkeit der Universität beleuchten konnten, sondern erklärte in der Einleitung seines Werkes geradezu: „Es ist eines der schönsten Ergebnisse der neueren Forschung, daß man endlich der weltgeschichtlichen Wirksamkeit der römischen Kirche Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, indem man ihre Verdienste für die Bewahrung und Ausbreitung der Zivilisation nachwies."

Noch weiter ging der lutherische Erzbischof A. N. Sundberg, der Kanzler der Universität. Mit einer Liebe, wie wir sie bei deutschen Forschern in ähnlichem Falle selten zu finden gewohnt sind, hob er aus dem Zeitbild der Gründungsperiode seinen Vorgänger, den katholischen Erzbischof Jakob Ulfsson, hervor, und wies mit unanfechtbaren Zeugnissen nach, daß dieser Mann, der Gründer der Universität, entschieden der bedeutendste, verdienstvollste und allseitigste schwedische Patriot seiner Zeit war, in manchen Stücken ein zweiter Cusa, d. h. ein Mann des echten Fortschritts auf kirchlicher Grundlage, ein unermüdlicher Förderer der Wissenschaft und Kunst, ein begeisterter Vorkämpfer der nationalen Interessen, ein geistig hoch über seiner Zeit stehender Mann, welcher, fern von den Anmaßungen eines Revolutionärs, das kirchliche Leben aus den eigenen Gnadenschätzen und Lebensquellen der Kirche heraus zu erneuern suchte.

Nach allem, was so zuversichtlich über Ablaß, Predigt u. s. w. gegen Janssen vorgebracht wurde, um am Vorabend der „Reformation" den „Heilssegen des Evangeliums" nötig zu machen, erregten die Ausführungen des schwedischen Primas mein höchstes Interesse. Ich kann nicht umhin, etwas davon mitzuteilen. Nachdem er Ulfssons kirchenpolitische Thätigkeit gezeichnet, fährt er also fort:

„Es war indes nicht die Bewachung reglementarischer Statuten und Gerechtsame, von der Jakob Ulfsson in höherem Sinn der Kirche Wohlfahrt erwartete. Er wußte, daß das kirchliche Leben in ihrem Schoße durch viel wirksamere Mittel befördert wird, und von diesen eben machte er Gebrauch. Kein Zeitgenosse zeigte sich eifriger für gottesdienstliche Stiftungen und deren Erhaltung. Schon beim Antritt seines Amtes führte er ein neues Doppelfest zu Ehren der hl. Birgitta ein; früher oder später schrieb er besondere Messen zu Gunsten des finnischen Krieges vor; in Upsalas Domkirche und in Stockholms ‚Stadtkirche', ebenso anderwärts im Lande, wurden teils von ihm, teils von andern mit seiner Bestätigung nicht wenige Altäre gestiftet und mit dem nötigen Eigentum versehen; auch manche besondere Verordnungen über Fasten, Ablässe und anderes, wodurch nach katholischer Anschauungsweise Erbauung und Sittlichkeit gefördert werden sollten, wurden

durch ihn ausgeführt. Nun kann man vom protestantischen Standpunkt gewiß mit Recht bemerken, daß die Quantität des Gottesdienstes ein kleiner Ersatz für dessen geringe Qualität war, und daß nicht das mechanische Messelesen, wie es damals im allgemeinen war, viel weniger noch der Ablaß zu einem wahren und lebendigen Christentum sonderlich beitragen konnte; aber jede Zeit muß doch mit ihrem eigenen Maße gemessen werden, nicht mit einem fremden, und überdies dürften die Wirkungen wenigstens weit bessere gewesen sein, als man anzunehmen geneigt ist. Selbst der katholische Ablaß, wie wenig er auch an sich verteidigt werden kann, war ganz sorgfältig berechnet, durch evangelische Gelübde Sünder zur Besserung und Bekehrung zu vermögen. Zu welchem Mißbrauch er auch ausartete, so war der Sinn desselben doch durchaus nicht, ohne weitere Umstände im Namen der Kirche die Gaben der Gnade auszuteilen. Der Ablaß (indulgentia) setzte die Buße (poenitentia) voraus, und wurde auch letztere weniger tief aufgefaßt, so wurde sie doch wohl selten dahin mißverstanden, daß man nicht gewisse gröbere Sünden und Laster ablegen müsse. Anders dachte sich Jakob Ulfsson die Sache nicht. Es ist übrigens ein großer Mißgriff, wenn man sich vorstellt, daß er sich bei den Priestern mit einer mechanischen Erfüllung ihrer Schuldigkeiten beim Gottesdienst begnügt hätte. Seine wahrhaft warm begeisterten und beredten Worte im Vorwort zum Brevier von Upsala sind hierzu eine glänzende Widerlegung. ‚Die Priester', sagt er da, ‚müssen in Heiligkeit und Herzensandacht die Laien übertreffen, und dennoch trifft man Priester in verabscheuungswürdige Sünden und Übertretungen verwickelt. Die Folge davon ist, daß Gottes Tempel von der Gemeinde verachtet, Gottes Sakramente unwürdig behandelt, die Andachtsübungen vermindert, und das Priesteramt, das früher in Ehren stand und sowohl ein königliches Amt genannt wurde, als auch war, jetzt gering geworden und immer mehr im Ansehen sinkt, ja sogar von manchen verabscheut wird, um der vielen Sünden der Priester willen.' Wer deshalb, so meint er, an der Besserung anderer arbeiten will, der muß mit seiner eigenen anfangen und darum Buße thun, seine Sünden bekennen und beten. Auch ein anderer Beweis ähnlichen Charakters ist erhalten. Ein Buch von einem unbekannten Verfasser war unter dem Titel Lavacrum conscientiae erschienen, welches eine Anleitung zur Gewissensprüfung enthalten zu haben scheint. Das 18. Kapitel dieses Buches, das jedem Beichtvater Anweisung gab, wie er sein eigenes Gewissen prüfen sollte, um recht Beicht hören und die Messe feiern zu können, fand Erzbischof Jakob so wichtig, daß er es in Form einer Tafel abdrucken ließ und allen Priestern seines Stiftes empfahl, es in der Sakristei aufzuhängen und stets mit Aufmerksamkeit zu lesen.

„Wie er sich so bemühte, den Priestern die erste aller pastoralen Weisheitsregeln einzuschärfen, nämlich bei sich selbst Herz und Leben mit dem

Heiligen in Harmonie zu bringen, das sie zu verwalten hatten, so suchte er auch durch Predigten in der Muttersprache bei den Gemeinden dem Hängenbleiben an toten Formen entgegenzuwirken und den Gottesdienst wirklich erbaulich zu machen. Predigten gehörten, wie bekannt, nicht eigentlich zum Kult des Mittelalters, und die Messe wurde auf Latein gehalten, nur mit der Ausnahme, daß zufolge eines Synodalbeschlusses hier zu Lande an allen Sonn- und Festtagen das Vaterunser, der Englische Gruß (Ave Maria) und das Glaubensbekenntnis von den Pfarrgeistlichen für die Gemeinde in der Muttersprache vorgebetet werden sollten. Daß Predigten gleichwohl in dieser Zeit gehalten wurden, und zwar nicht bloß von Dominikanermönchen, welche um dieser Wirksamkeit willen Predigerbrüder genannt wurden, sondern auch von (Welt-)Priestern, die dazu das Vermögen besaßen, leidet keinen Zweifel. Das war nun das Erbauungsmittel, welches Erzbischof Jakob besonders zu fördern trachtete. Ob er selbst ein großer Kanzelredner war, ist unbekannt; aber soweit man nach dem klaren und innigen Stil seiner Schriften urteilen kann, muß er es gewesen sein. Gewiß ist sowohl, daß er Andachtsbücher drucken ließ, die für seine Zeit gut waren, als auch, daß er besonders bei solchen Festgelegenheiten, wo viel Volk zusammenströmte, Prediger ersten Ranges auftreten ließ. So führte er zu dem Kanonisationsfest der hl. Katharina in Vadstena (1. Juni 1489), wobei auch Sten Sture zugegen war, den Theologieprofessor Dr. Jakob Gislonis mit sich, der eine schwedische Predigt in der Kirche hielt, während gleichzeitig von Konventsbrüdern auf dem Kirchhof, sowohl nördlich als südlich von der Kirche, Predigten gehalten wurden, so daß die zu Tausenden Herbeiströmenden gleichzeitig hören konnten, was ihre Herzen erfreute. Der genannte Gislonis sprach, wie der Bericht meldet, fast zwei Stunden ‚sehr gottselig' (mycket gudeligen), so daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, über der Welt Ursprung, des Menschen Fall, die Religion der Patriarchen, Moses und Christus, Apostel, Lehrer und Heilige, von Ansgarius bis Birgitta, so niederleitend zu deren Tochter, deren Ehre das Fest galt. Ungefähr in derselben Weise scheint es bei einer Translation von Heiligen zwei oder vier Jahre vor Jakob Ulfssons Tod zugegangen zu haben, wobei ‚einige auf schwedisch, andere auf lateinisch predigten'. Und liest man weitere Beschreibungen über den festlichen Akt, durch welchen das Banner Erichs des Heiligen im Jahre 1495 von dem Erzbischof an Sten Sture übergeben wurde zum Kriege wider die Russen, so muß man bemerken, daß auch bei dieser Gelegenheit das gleiche Verfahren beobachtet wurde. Das Volk war da versammelt ‚dicht wie ein Wald', und die Rührung unter den Massen so groß, daß die Thränen sowohl der Männer als der Weiber flossen, seufzend: ‚Gott im Himmel, sei allen Schweden gnädig'. Ohne einen sowohl verständlichen als ergreifenden geistlichen Vortrag wäre wohl eine so mächtige Rührung schwerlich hervorgerufen worden."

In einer Zeit neuer Lutherverehrung war es mir höchst merkwürdig, von einem lutherischen Erzbischof solche Dinge zu vernehmen. Es ist wahr, er sucht sich seinen protestantischen Standpunkt durch diese und jene kleine Klausel zu wahren; aber er erkennt doch klar und deutlich an, daß das ausgehende Mittelalter keineswegs eine Zeit des religiösen Verfalls war. Der Ablaß war keine bloße „Geldspekulation", wie so manche Protestanten behaupten, sondern ein wirksames Erbauungsmittel; das Predigtamt war durchaus nicht in „Mönchsinteressen" und „Mönchsgezänk" verkommen, sondern den höchsten religiösen und vaterländischen Zwecken geweiht; der katholische Gottesdienst[1] war nicht ein starres, sinnloses Zeremonienwesen, sondern die höchste kirchliche Autorität in Schweden selbst setzte alle Kraft ein, denselben durch ein wahres religiöses Leben bei Klerus und Volk sittlich wirksam und fruchtreich zu machen. Kurz, das Bild, das Erzbischof Sundberg von den religiösen Zuständen des ausgehenden Mittelalters giebt, entspricht völlig demjenigen, welches Janssen von denen in Deutschland entworfen. Auch in Schweden war ein katholischer Erzbischof der Hauptförderer der Buchdruckerkunst und der Begründer einer neuen wissenschaftlichen Blütezeit; auch in Schweden ruht die neuere Bildung noch auf den Grundsteinen, welche die vielverlästerte und vielgeschmähte katholische Kirche gelegt, und die glänzenden Namen eines Berzelius, Linné, Geijer, Rudberg führen schließlich zu Jakob Ulfsson hinauf, den die Universität Upsala als ihren Stifter anerkennt.

„Wohl hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst", so berichtet Sundberg weiter, „eine bedeutende Veränderung sowohl in Bezug auf Zugänglichkeit als Preis litterarischer Arbeiten herbeigeführt, allein auch die gedruckten Bücher waren noch immer zu teuer! als daß sie allgemeine Verbreitung hätten gewinnen können. Im Jahre 1478 bezahlte man ein gedrucktes Buch in Folio (Leonardi de Utino Sermones) nach einer angegebenen Rechnung mit ungefähr 50 Kronor, und der Buchdrucker, der 1508 das

[1] Auch über die Heiligen- und Reliquienverehrung spricht sich Erzbischof Sundberg mit einer Milde, religiösen Pietät und Freundlichkeit aus, die man bei Protestanten selten zu finden gewohnt ist: „Außer dem gewöhnlichen Gottesdienst durch Wort und Sakrament fand man für die Andacht jener Zeit noch ein anderes Mittel in der Heiligen- und Reliquienverehrung. Jede Landeskirche sah es nicht bloß für eine besondere Ehre, sondern auch für einen unschätzbaren geistlichen Vorteil an, eine möglichst große Anzahl ihrer dahingegangenen Mitglieder unter denjenigen zu zählen, welche kanonisiert, d. h. würdig erklärt wurden, in den Kreis der Heiligen aufgenommen zu werden. Je mehr Heilige, desto mehr Fürbitter beim himmlischen Vater und desto mehr teure Mittelglieder zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart und zwischen dieser und der Zukunft. Gegenstand einer ähnlichen Verehrung wurden die Reliquien, und selten baute man eine Kirche, ohne sich mit dem einen oder andern Schatze dieser Art zu versehen. Über jeden neuen Erwerb fühlte man sich natürlicherweise sehr glücklich."

Missale Upsalense drucken sollte, hatte sich 200 Kronor für jedes Exemplar auf Pergament, 100 für jedes auf Papier ausbedungen. Da nun hierzu noch die Frachtkosten u. s. w. kamen, so ist leicht einzusehen, mit welchen Opfern der Kauf von Büchern verbunden war. Dessenungeachtet fanden sich im Lande ganz bedeutende Büchersammlungen, die teils Kirchen und Klöstern, teils den Bischöfen, teils auch einem oder dem andern hervorragenden Weltmann gehörten. Aber eine der Hauptbedingungen für leichteren Zugang zu diesem Bildungsmittel und überdies zum Fortkommen einer einheimischen Litteratur war doch, daß im Lande selbst Buchdruckereien angelegt wurden. Erzbischof Jakob erfaßte mit seinem gewohnten hellen Blick diese Notwendigkeit, und sein warmes Interesse für alles Vaterländische brachte rasch den Gedanken zur Verwirklichung. Durch seine Bemühungen, sagt ein Schriftsteller, erhielt Schwedens Hauptstadt eine Druckerei 6 Jahre vor Portugal, 10 Jahre vor Dänemark, 13 Jahre vor Spanien und 31 Jahre vor Sachsen.

„Das erste schwedische Buch wurde in Stockholm um das Jahr 1475 gedruckt, mit dem Titel Vita S. Catharinae, und schilderte somit das Leben der Frau, für deren Kanonisation Jakob Ulfsson lange und angelegentlich arbeitete. Schon daraus dürfte man ziemlich sicher schließen, wer der Verleger, vielleicht auch der Verfasser war. Das zweite Buch: Dyalogus creaturarum moralizatus, wurde 1483 von einem gewissen Johann Snell gedruckt, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herübergekommen zu sein scheint und sich daselbst in Verbindung mit dem Erzbischof setzte. Ohne Zweifel war die Druckerei dieses Snell leicht transportabel und sehr anspruchslos. Eine andere, auf festerem Fuß und in größerem Maßstab, dürfte die des Johannes Fabri gewesen sein. Da wurden 1495 zwei Schriften gedruckt: das Breviarium Strengnense (von Strengnäs) und die Übersetzung des Erich Olai, eines Canonicus von Upsala, von Gersons Buch über die Versuchungen des Teufels, welche letztere Arbeit zugeeignet ist ‚dem würdigsten Vater in Gott und dem Herren Herrn Jap (Jakob), mit Gottes Gnade Erzbischof in Upsala'. In derselben Werkstätte bei Fabri wurde überdies um 1496 das Breviarium secundum ritum ecclesiae Upsalensis gedruckt, offenbar auf Veranstaltung von Jakob Ulfsson, der das Buch mit einem Vorwort versah, und dessen Anfangsbuchstaben auf dem Titelblatt vermerkt sind. Nach 1498 scheint diese Stockholmer Druckerei vorläufig geruht zu haben. Dagegen findet sich eine neue von Paulus Grijs in Upsala errichtet, der 1510 in domo doctoris Ragvaldi archidyaconi und Dño Jacobo regni Sueciae primatum et Upsalensem ecclesiae presulatum felicissime gubernante das Psalterium Davidis druckte, das mit des Erzbischofs Wappen (einem Adlerfuß) geschmückt ist, und dessen ascetisch-praktische Auslegungen wahrscheinlich von

ihm selbst verfaßt sind. Übrigens kam in derselben Offizin in den nächstfolgenden Jahren eine revidierte Auflage des Donatus, der beim ersten Lateinunterricht allgemein gebräuchlichen Grammatik, heraus, außer fünf oder sechs anderen Arbeiten und darunter des Erich Nicolai Übersetzung von Gersons Ars moriendi. Über das letztere Buch, das ebenfalls mit dem erzbischöflichen Wappen ausgestattet ist, wird im Vorwort angegeben, daß es von Erzbischof Jakob zum geistlichen Nutzen der Einwohner des Reiches und zu der Seelen Seligkeit ‚umbesorgt' (d. h. übersetzt) wurde, und daß seine eigene väterliche Güte einige merkliche Stücke hinzugesetzt habe, ganz nützlich und ungemein zum Troste der Sterbenden. Wer der erste, die schwedische Buchdruckerei leitende und aufmunternde Geist war, kann somit nicht zweifelhaft sein. Vor der Reformation waren auch Stockholm und Upsala die einzigen Städte im Reich, wo diese Kunst ausgeübt wurde; denn eine in Vadstena errichtete Druckerei wurde durch Brand zerstört, bevor sie irgend eine Arbeit ausgegeben hatte, und eine andere in Söderköping trat erst 1523 in Wirksamkeit. Daß inzwischen der edle Mäcenas kein uneingeschränktes Vertrauen auf die Geschicklichkeit seiner Schützlinge besaß, beweist die Thatsache, daß er ihnen nicht das prachtvolle Missale Upsalense anzuvertrauen wagte, das er herauszugeben im Sinne hatte, sondern über den Druck desselben mit einem Lübecker einen Kontrakt einging, welcher gegen den oben angeführten teuren Preis die Arbeit übernahm, obgleich er sie wohl niemals vollendete. Gerne muß zugegeben werden, daß, abgesehen von der an den Tag gelegten Kunstfertigkeit, die ganze Litteratur, welche Schwedens Mittelalter im Druck herauszugeben im stande war, sehr klein ist, da sie hauptsächlich aus religiösen Erbauungsschriften samt den für den Gottesdienst nötigen Handbüchern und Evangelienbüchern bestand; aber dieser Mangel eignete ja gleichfalls der Zeit, nicht dem Manne, der mit einer allzeit großartigen Freigebigkeit ihm abzuhelfen suchte und der überdies schon im Anfang seines Werkes hoch von der Zukunft dachte, welche in Fortsetzung desselben seine kühnsten Hoffnungen weit übertreffen sollte.

„Und läßt sich dasselbe nicht auch von Jakob Ulfssons anderer und größter Schöpfung sagen, von der Universität von Upsala? Es ist mehr als merkwürdig, daß der Gedanke an eine solche Anstalt nicht bloß so frühe aufsteigen, sondern auch ausgeführt werden konnte, wie das in unserem abgelegenen, armen und durch innere Fehden äußerst verarmten Heimatland der Fall war. Selbst in den südlichen Teilen Deutschlands finden sich nur wenige Universitäten, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurden, und in den nördlichen Teilen desselben Landes während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur zwei, oder wenn man will, drei, nämlich Leipzig 1409, Rostock 1419 und Greifswald 1456. Wie weit

ging doch in dieser Zeit Deutschlands Kultur derjenigen Schwedens voraus! Nichtsdestoweniger soll, nach einer Angabe des Messenius, schon auf einer Kirchenversammlung zur Arboga 1417 der Vorschlag gemacht worden sein, Ausländer zu berufen, um Vorlesungen zu halten. Obwohl hierdurch keine wirkliche Maßregel erfolgte, so wurde doch 20 Jahre später durch Ratsbeschluß vom 18. Oktober 1438, welchen nachher 1444 König Christoph bestätigte, festgesetzt, daß der Zehnte, der früher dem Hospiz von Enköping zugefallen war, fürder an einen Magister Andreas Bondonis solle verwendet werden, wogegen er an Upsalas Domkirche ein Jahr lang Lesung halte, ‚wie ein Magister in studiis privilegiatis zu thun pflegt, und daß, falls er nicht vermag oder beliebt, vorgenannte Arbeit zu leisten, soll der vorgenannte Zehnte einem andern Magister in derselben Stadt zukommen, der dazu taugt, und dieselbige Lesung soll aufrecht gehalten werden auf ewige Zeit'. Unbekannt ist, wie lange dieser Unterricht fortdauerte. Inzwischen hatte die Kirchenversammlung zu Söderköping 1441 den Reichsbischöfen aufgetragen, für eine ordentliche Universität zu sorgen, oder, wie das damals genannt wurde, ein Studium generale oder privilegiatum, aber widrige Vorfälle bewirkten wohl, daß dieser Auftrag unausgeführt blieb. Erst nach einer neuen Kirchenversammlung (die 1475 zu Arboga gehalten wurde) ward unter Jakob Ulfssons Leitung derselbe Wunsch abermals ausgesprochen und Doktor Ragvaldus Ingemundi nach Rom gesandt mit einer im Namen der Kirche und des Reichsrates abgefaßten Schrift, in welcher die Genehmigung des Papstes zur Stiftung einer Hochschule erbeten wurde. Daß die Sache ohne weiteren Aufschub zu stande kam, beruhte zweifelsohne vorzüglich auf folgenden drei Umständen: Der junge Erzbischof liebte die Wissenschaften ebensosehr als die Künste und war übrigens nicht der Mann, der die Ausführung seiner Lieblingsideen aufzuschieben pflegte; Schweden hatte nach dem Schlag auf dem Brunkeberg seine lang vermißte Selbständigkeit wieder gewonnen, und seine leitenden Männer konnten mithin ungestörter ihre Aufmerksamkeit auf friedliche Angelegenheiten verwenden, und — was schließlich vielleicht nicht der geringste Antrieb war — die dänische Regierung hatte mit dem Papste über ein Studium generale in Kopenhagen Unterhandlungen eröffnet, welches Verhalten die um ihre eigene Selbständigkeit ängstlich besorgten Schweden doppelt antrieb, sobald als möglich sich eine eigene höhere Bildungsanstalt zu verschaffen; genug, schon im Sommer 1477 war der abgeschickte Sendbote zurück mit der päpstlichen Bestätigungsbulle, die von Sixtus IV. den 27. Februar desselben Jahres gezeichnet ist.

„Durch diese Bulle wurde nicht bloß die begehrte Erlaubnis zur Gründung eines Studium generale bewilligt, sondern auch verfügt, daß die neue Schule nach dem Muster der Universität von Bologna eingerichtet werden

solle, mit denselben Vorrechten, Privilegien und Freiheiten wie diese; daß Unterricht erteilt werden solle sowohl in Theologie als in kanonischem und bürgerlichem Recht, Medizin, Philosophie und jeglicher andern Wissenschaft; daß der Erzbischof von Upsala allzeit Kanzler der Universität sein und die Baccalaureats-, Licentiats-, Doktor- und Magistergrade auszuteilen haben solle; sowie daß deren Lehrer und Schüler dieselben Vorrechte genießen sollen wie ihresgleichen in Bologna, und daß der Erzbischof genau darüber zu wachen habe, daß hieraus keine Kränkung erwachse. Sobald die Bulle nach Schweden gelangte, fertigten Erzbischof Jakob und seine sechs Suffragane, der Reichsvorstand Sten Sture und 23 weltliche Reichsräte von Strengnäs unter dem 2. Juli den förmlichen Privilegienbrief für die neue Universität aus, deren Stiftung der Heilige Vater ihnen auf ihre demütigen Bitten verstattet hatte, ‚Gott zu Lob, Preis und Ehre, wie dem gemeinen Reiche Schweden zu Bestand, Trost und Freude'."

Das ist kurz die Entwicklungsgeschichte der Universität, wie sie Erzbischof Sundberg beschreibt. Mit Recht schließt er seine Schrift mit der Bemerkung, daß Ulfsson neben dem bescheidenen Grabmal im Chor des Domes ein viel ansehnlicheres Denkmal besitzt, und daß man jedem Besucher, der nach Ulfsson fragt, sagen kann: Si monumentum quaeris, circumspice. Sein Monument ist die ganze Universität.

Ein Katholik kann sich deshalb in der schwedischen Universitäts- und Bischofsstadt ebensowenig ganz fremd fühlen wie in Oxford oder Canterbury. Was die spätere Zeit, auch vielfach im Kampfe gegen die Kirche, errichtet, gegründet und weiter gestaltet, ruht noch immer auf altem katholischen Unterbau, und kein neueres Denkmal vermag den ehrwürdigen Dom in den Schatten zu stellen, in dem einst die ersten Professoren und Schüler den Segen ihres Primas und Metropoliten Jakob Ulfsson erhielten.

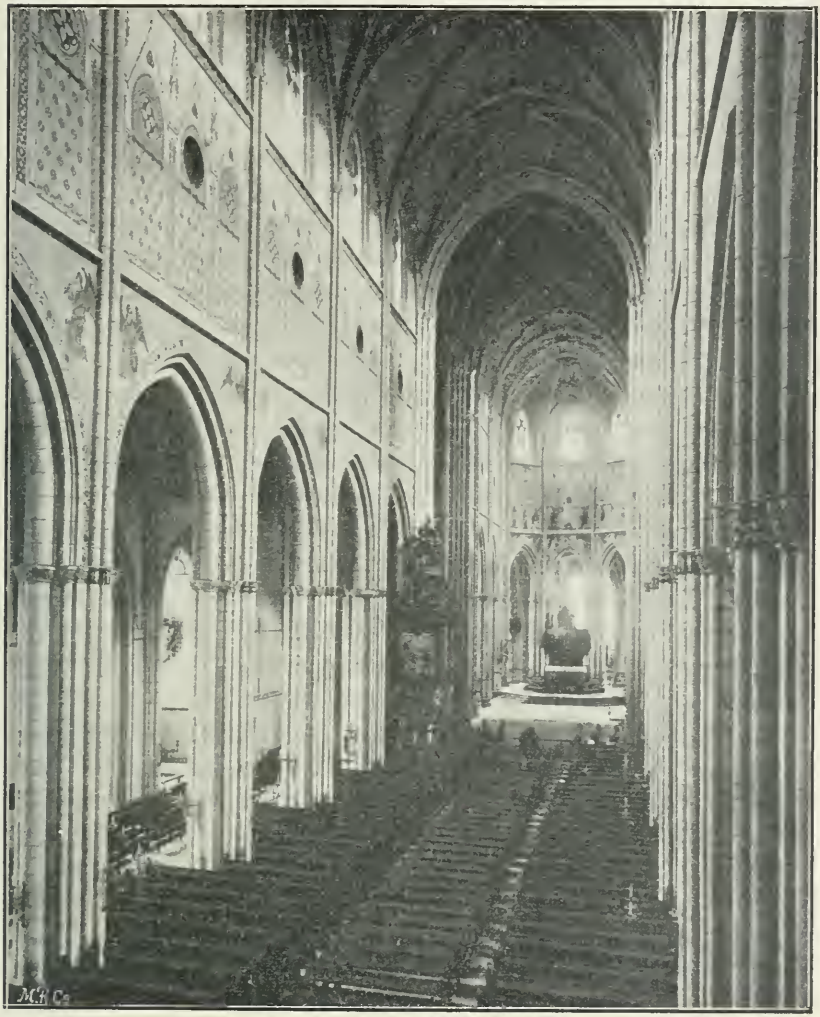
Von der Carolina rediviva gelangten wir durch eine angenehme, mit Bäumen bepflanzte Promenade, „Odinslund" genannt, zu der schon erwähnten kleineren Dreifaltigkeitskirche, deren schlichter, einfacher Bau nichts Besonderes aufweist, die aber schon unter König Sverker I. angelegt worden sein soll. Etwas weiter trafen wir einen Obelisken, von König Karl XIV. Johann Bernadotte dem Andenken Gustav Adolfs „des Großen" gewidmet, eine für uns Katholiken weniger angenehme Erinnerung, aber doch nicht so schlimm, daß man darüber in Harnisch zu geraten braucht. Daß Gustav Adolf mehr politischer Eroberer als Religionsheld war, wird heute schon von sehr vielen einsichtigeren schwedischen Patrioten anerkannt. Für die einmal protestantisch gewordene Universität hat er sehr viel gethan, wie unmittelbar hinter dem Obelisken das von ihm gebaute „Gustavianum" noch bezeugt, eines der stattlichen älteren Universitätsgebäude. Er erneuerte schon 1612 die Privilegien der sehr gesunkenen Universität, und die Zahl der

Studierenden, die von 1615—1619 durchschnittlich bloß 52 betragen hatte, stieg unter ihm 1625 bis auf 302, eine Zahl, die sich indes schon in den folgenden Jahren wieder verminderte.

Der Dom, welchem wir uns nun näherten, ist bei weitem das bedeutendste gotische Bauwerk Schwedens. Den zwei Seitenschiffen entlang laufen je sieben Kapellen, um den Chorumgang acht, von denen die hinter dem Hochaltar eine größere Länge und Breite hat. Die äußere Länge beträgt 118,7 m, die innere Breite 45 m; das Mittelgewölbe erhebt sich bis zu 27,3 m; die zwei Westtürme erreichen die Höhe von 118,7 m. Schon vor der Restauration machte der Bau durch seine Länge und Höhe einen stattlichen Eindruck, wenn auch das Querschiff sehr kurz ist und nur eben hinreicht, den Grundplan eines Kreuzes zu gewähren. Durch den glänzenden Neubau der Türme, die Wiederherstellung der drei Portale, der Strebepfeiler, Strebebogen, Türmchen, Galerien, Blendarkaden, des kleinen Mittelturmes über der Vierung hat aber der Dom ein neues, viel prächtigeres Aussehen gewonnen. Die alten Barockzuthaten sind gründlich hinweggeräumt, die Ornamentik in gotischem Stile erneuert. Auch die Scheu vor den katholischen Heiligen ist gewichen: nicht weniger als 27 freistehende Statuen und 8 Reliefs, sämtlich von dem Bildhauer Th. Lundberg ausgeführt, beleben die Portale und Giebel, während Kreuzesblumen die drei Türme krönen. Am Westportal, zwischen den beiden Haupttürmen, thront Schwedens alter Patron, der hl. Erich, an seinem früheren Platz, über den Wappen des Reiches und des Erzbistums; darunter stellen zwei Reliefs Mariä Verkündigung und die Geißelung Christi dar. Vom Giebel des Portals schaut die Madonna mit dem Kinde, der hl. Joseph und Johannes der Täufer hernieder. Das noch viel reicher ausgestattete Südportal ist mit Basreliefs aus der Genesis, Statuen der zwölf Apostel und anderer Heiligen geschmückt, während im Mittelfeld des Giebels Christus als Tröster der Mühseligen in schönem Relief dargestellt ist. Auf dem Mittelpfosten aber erhebt sich der schwedische Schutzheilige St. Laurentius. Der dritte Schutzpatron des Landes, St. Olaf, hat seinen Ehrenplatz am Nordportal gefunden. Der Hauptarchitekt Hugo Zetterwall wie der Bauführer Langlet haben sich, so weit es eben möglich war, an die mittelalterlichen Überlieferungen des Domes angeschlossen und sich dadurch um die christliche Kunst das höchste Verdienst erworben.

Der erste Anblick des Innern erfreut durch dessen ruhige, einfache Größe und Symmetrie. Ungemein schlank und gefällig steigen die Pfeiler am Eingang des Chores und Mittelschiffes zu der vollen Höhe der Kirche empor, während die niedrigeren Bogen zwischen Mittelschiff und Seitenschiff, nur durch sehr einfache Profilierung gegliedert, eine ruhige feierliche Perspektive gewähren. Die Mauerflächen zwischen den Bogen und Fenstern des Mittelschiffes und Chores sind zum Teil mit ornamentalen Dekorationen,

zum Teil mit biblischen und historischen Fresken geschmackvoll ausgemalt; die mit Stabwerk und Rosetten reich dekorierten Fenster (63 an der Zahl) sind ebenso teils mit ornamentalen, teils mit historischen Glasmalereien



Inneres des Domes von Upsala. (Phot. Lindahl.)

ausgefüllt. Der frühere im Barockstil erbaute Hauptaltar glich demjenigen des hl. Ignatius in der Kirche al Gesù zu Rom, stand indes in ungünstigem Kontrast zu dem ganzen Gebäude. Hinter dem neuen, passenderen Hochaltar ruht der silberne Reliquienschrein des heiligen Königs Erich, den trotz aller Zornausfälle Luthers gegen Heilige und Reliquien die patriotisch-

royalistische Ehrfurcht der Schweden für einen ihrer gefeiertsten Könige vor Zerstörung und Profanierung bewahrt hat.

Der Martyrtod des Heiligen ereignete sich nicht in dem Dome, sondern in der Kirche von Gamla Upsala. Dort verrichtete er eben seine Andacht, als man ihm die Ankunft seiner Feinde und deren Landung in Fyrisvall meldete. „Laßt mich in Frieden," erwiderte er, „bis der Gottesdienst verrichtet ist. Ich hoffe auf Gott, dessen Dienst wir jetzt nur unvollkommen erfüllen, daß er uns denselben bald an höherer Stelle vollenden lassen wird." Unterdessen ward er von seinen Feinden umringt, nach kurzem tapferen Widerstand überwunden und enthauptet. Das war im Jahre 1161. Die Verehrung, welche dem frommen König schon unmittelbar nach dem Tode zu Teil ward, steigerte und verbreitete sich rasch; doch wurde er erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts förmlich den Heiligen beigezählt und seine Gebeine 1257 feierlich aus dem bisherigen Grabe hervorgenommen und in kostbarem Schreine beigesetzt. Als der erzbischöfliche Sitz 1271 von Alt-Upsala nach dem heutigen Upsala verlegt wurde, wurde auch Sankt Erichs Schrein als Palladium des Reiches unter großer Feierlichkeit dahin übertragen. König Waldemar selbst und die Großen des Reiches wohnten der Feier an. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einer innen und außen mit Seide bekleideten Holzkiste, diese in einem kostbaren Silberschrein. An der Identität des Hauptes wird gezweifelt, der übrige Leib soll dagegen echt und noch ziemlich vollständig vorhanden sein, mit Ausnahme von kleinen und größeren Partikeln, die noch in katholischer Zeit an andere Kirchen verschenkt wurden. Der Silberschrein, bei weitem nicht so prachtvoll wie die herrlichen Reliquienschreine in Köln, Aachen und Maastricht, ist immerhin von sehr schöner Arbeit und war einst reich an Schmuck. Es war etwas boshaft, den freundlichen Küster zu fragen, warum wohl die fehlenden Edelsteine und Perlen abhanden gekommen seien. Er wußte sich indes so gut aus der Sache zu ziehen, als ob er bei Sybel Geschichte studiert hätte. Er sagte, das wäre wohl bei den Wallfahrten in der alten katholischen Zeit geschehen: als ob nicht damals die Pilger den Schrein des Heiligen mit stets neuen Weihegaben bereichert hätten. Stiftete doch der gewaltige Staatsmann und Reichsverweser Sten Sture noch im selben Jahre, als die Universität gegründet wurde (1477), an den Erichsaltar einen Kronleuchter, der Tag und Nacht brennen sollte, dazu sieben Wachslichter für Sonn- und Festtage, mit der Verpflichtung, daß für ihn, Frau und Kind allwöchentlich eine heilige Messe an dem Altar gelesen werden sollte. Der Schrein selbst, schon 1359 verändert, 1405 von dem Goldschmied Lambert um 534 Angelska Nobler neu vergoldet, wurde 1577 unter König Johann III. auf dessen Kosten abermals restauriert, während des Neubaues des durch Feuersbrunst beschädigten Chores von 1729 an einige Zeit in einer Seiten-

kapelle aufbewahrt, dann aber pietätsvoll wieder an ſeine frühere Stelle gebracht und mit einem vergoldeten Eiſengitter ſowohl gegen allzu große Verehrung als etwaige Verunehrung geſchützt.

Die Kapellen um das Chor und die beiden Seitenſchiffe, einſt mit Altären geſchmückt und mit beſonderen Präbenden verbunden, bilden heute, wie die Kapellen der Weſtminſter-Abtei, eine Art von hiſtoriſchem Mauſoleum, das für einen Freund der Geſchichte nicht ohne Intereſſe iſt. Die anſehnlichſte dieſer Kapellen iſt die ehemalige Liebfrauen-Kapelle hinter dem Hochaltar, jetzt das Gustavianska Grafkoret genannt. Alles, was an den einſtigen Zweck derſelben erinnern könnte, iſt daraus entfernt. An Stelle der Himmelskönigin, in welcher das Mittelalter zugleich ſeine höchſte Schutzherrin und das erhabenſte Ideal der Vollkommenheit verehrte, iſt Guſtav Waſa hier eingezogen, der erſte in der Reihe der „evangeliſchen“ Könige. Tüchtige Fresken, 1831—1838 von dem Maler Sandberg gemalt, führen uns in lebhafter dramatiſcher Kompoſition die Hauptzüge ſeines Lebens vor. Hier ſchlägt er ſich als tapferer Reitersmann in dem Kampfe bei Brännkyrka (1518); da ſteht er als Hilfeſuchender vor den geſtrengen und edlen Ratsherren im Rathauſe zu Lübeck (1519). In bunter Bauerntracht tritt er auf dem folgenden Bild in die dalekarliſche Hütte zu Rankhütte, während ein Hund ihn höchſt ſkeptiſch beriecht, als wollte er ſagen: „Du biſt doch kein rechter Dalekarl.“ Als echter Agitator ſpricht er auf der nächſten Darſtellung zu den bei Mora Kyrka verſammelten Dalkarlar, eine Illuſtration zu dem Volkslied:

Kung Göſta iſt ritten nach Dalarna,
Hält Rat mit den Dalkarlar ſein;
Kung Chriſtian, der liegt bei Södermalm,
Er trinket beides, Met und Wein.

„Ach, hört, ihr meine Dalkarlar,
Wozu ich biet' euch auf:
Wollt ihr mir folgen nach Stockholm
Und hauen den Jüten drauf?“

Es ſchworen da die Dalkarlar,
Es ſchwor ein jeder für ſich:
„Der Schlag, der ſtand auf Karfreitag,
Des denken wir ſicherlich.“

Es ſchwur darauf der Kung Guſtav,
Schwur für ſich dieſen Eid:
„Wir bitten zu Gott im Himmelreich,
Des muß uns werden Freud'!“

Da ſchworen ihm die Dalkarlar,
Sie ſchworen alldieweil:
„Ach, führ uns an als Hauptmann du,
Nach Stockholm! Auf, in Eil'!“ —

„Ach, gerne will ich sein euer Hauptmann,“
Der König Gustav schwur;
„Wollt ihr bleiben hold und treu
Meiner blauen Fahne nur?“

Da schworen ihm die Dalkarlar,
Sie schworen wie ein Mann:
„Wir wagen Blut und Leben
Gen einen so grimmen Tyrann.“

Auf dem fünften Bilde überreicht Olaus Petri dem König die erste schwedische Bibel (1541). Von zwei größeren und figurenreicheren Freskobildern stellt das eine den Einzug des Königs in Stockholm dar (1528), das andere den Abschied des Königs von seinen Ständen (1560). Es würde zu weit führen, den ethischen und historischen Wert des Königs und seiner Popularität auf ihren Goldgehalt zu prüfen; genug, der Bildercyklus vergegenwärtigt in lebendigster Weise die Volkstümlichkeit, deren er als Reformationskönig und Volkskönig durch die letzten Jahrhunderte genoß, und zwischen den bunten Gemälden steht sein gewaltiges Grabmal aus Marmor, mit den Wappen der schwedischen Landesteile geziert. Da liegt er in voller Lebensgröße zwischen den Figuren seiner zwei ersten Gattinnen, Königin Christina von Sachsen-Lauenburg und Königin Margareta Lejonhufvud, der Tochter des Reichsrates Erich Abrahamsson, die er seine „Herzallerliebste“ zu nennen pflegte. Auch die dritte seiner Frauen, Katharina Stenbock, ist in derselben Kapelle begraben, hat aber auf dem Monument keinen Platz mehr gefunden.

Von den anderen Grabmälern dürfte wohl das bedeutsamste das des Königs Johann III. sein. Er ist liegend dargestellt in voller Rüstung. Seine Figur wie die zum Denkmal gehörigen Genien sind von sehr feiner und tüchtiger Arbeit, doch nicht in ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit aufgestellt, sondern mit anderem Ballast vermischt. Weniger ansprechend ist das Grab der Gemahlin Johanns, Katharina Jagellonica, der zu Ehren die Grabkapelle gestiftet wurde, welche noch jetzt die Jagellonische genannt wird. In den übrigen Kapellen hat der Tod gar verschiedenartige Leute zusammengeführt, Sprößlinge alter Adelsgeschlechter, Feldherren und Reichsräte, den lutherischen Erzbischof Mennander, den großen Botaniker Linné (Botanicorum principi lautet die Inschrift), den Lehrer Gustav Adolfs und Universitätsrektor Johann Skytte mit Weib und Kind, und aus katholischer Zeit noch die Eltern der hl. Birgitta: Birger Pedersson, den Lagman von Uppland, und dessen Frau.

Die Erinnerungen, welche dies letztere Grab hervorruft, werden mächtig belebt durch die alten Paramente, die in Glaskasten sehr sorgfältig auf einer Galerie des Domes aufbewahrt sind. Es sind überaus reiche Meßgewänder

darunter, auf deren Gold- und Purpurgrund emsige Frauenhand bald die Hauptgeheimnisse des Evangeliums, bald die beliebtesten Schutzheiligen in leuchtendem Farbenschmuck hervorgezaubert hat. Neben diesen künstlerisch anziehenden Zeugnissen des eucharistischen Glaubens erinnern Infuln, Rauchmäntel und andere Paramente neuerer Zeit an die Thatsache, daß sich die Idee der „Kirche" in Schweden wie in England viel kräftiger und umfassender erhalten hat, als bei den demokratisierenden Bekenntnissen der protestantischen Lehre. Der Domschatz enthält viel Merkwürdiges. Durch die Pracht seiner Juwelen setzt ein Kelch in Staunen, der im Dreißigjährigen Krieg aus Prag hierher gelangt ist; durch ihre künstlerische Ausführung erfreuen zwei Reliquiarien aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Ein von Papst Alexander III. geschenktes Kruzifix erhält das Andenken an jenes vielverlästerte Papsttum, das einst die Völker des Nordens mit jenen des Südens zu einer großen Gottesfamilie vereinigte, und ohne dessen zivilisatorisch-wissenschaftlichen Einfluß die Universität nicht gegründet worden wäre. Ein mit feiner Emaille geschmückter Kelch nebst Patene kündigte sich als freiwillige Schenkung eines frommen Schweden aus katholischer Zeit an. Als Inschrift war das ganze Ave Maria verwendet mit dem Zusatz: Dominus Odhinus Upsalae dedit me. Auf dem Kelche stand: De vera vite fert hoc vas pocula vitae.

Von der wahren Rebe
Trägt dies Gefäß den Kelch des Lebens!

Mit diesem schönen Gruß des einstigen Glaubens und katholischer Freigebigkeit und Liebe wollen wir von dem Upsala der Vorzeit Abschied nehmen. Wenn die Gegenwart demselben auch einige Pietät schenkt, so lebt und webt sie doch in einem ganz andern Gedankenkreise.

Rathausplatz in Malmö.

20. Malmö. Lund.

Die alten Norweger begnügten sich nicht, von Norden her in Schweden einzufallen, sie versuchten es auch von Osten und Süden. Das darf man nicht unterlassen, wenn man Schweden etwas näher kennen lernen will. Denn wie im Norden das landschaftliche Interesse, so wiegt im Süden das geschichtliche vor. Hier berührt sich die Entwicklung Skandinaviens mit jener der übrigen europäischen Länder; von hier ist die christliche Zivilisation, kirchliche und politische Gestaltung immer weiter nordwärts gedrungen.

Malmö liegt nicht so außer unserer gewohnten Hendschel- und Bädeker-Welt, wie die norwegischen Thäler oder die Seen von Jemtland und Dalekarlien. Man ist von Kopenhagen in zwei Stündchen an Ort und Stelle. Die Entfernung beträgt nur etwa 22 km, die Fahrt dauert darum nicht viel länger als eine über den Bodensee, und man ist in Schweden, wenigstens im neueren Schweden. Denn früher gehörte diese Südspitze der Halbinsel Jahrhunderte lang zu Dänemark. Jetzt kann man aber schon vom Schiff nach Schweden hinüberschauen, Schwedisch hören und Schwedisch reden, Schwedisch denken und Schwedisch zahlen, an den schwedischen Smörgåstisch treten, um sich den Appetit zu reizen und eine neue skandinavische Union erträumen, unter deutschem Patronat natürlich! Ist das Wetter einigermaßen schön, so genießt man die prächtige Aussicht auf Kopenhagen und den Sund, die, oft gesehen, nie ermüdet. Ist der Himmel umwölkt, so erhält man ein ernstes skandinavisches Meerbild, grau in grau, etwas düster, aber doch nicht drückend — ein Stück Landschaft, wie es ganz wesentlich zu Skandinavien gehört, wenn man sich nicht wegen einiger Sommertage

darüber täuschen will. Denn da oben tanzen nicht bloß die Mücken, die in Lappland sogar zur Landplage werden, sondern auch die Schneeflocken, dieselben schönen weißen Schneeflocken, ohne die eine Weihnacht keine rechte Weihnacht ist. Auch an einem dunkeln Novembertag hat mich dieses Meer- und Küstenbild keineswegs abgestoßen; im August war es herrlich, und Dänen und Deutsche, Engländer und Amerikaner bevölkerten das stattliche Dampfschiff.

An der großen Post- und Telegraphenlinie, welche Stockholm mit Paris und den übrigen kontinentalen Großstädten verbindet, selbst eine rasch emporblühende Handels- und Industriestadt, besitzt Malmö alle Einrichtungen moderner Kultur: Hafen, Quais, Werften und Magazine, Telephon, Telegraph, Gas, Fabriken, Schulen, Hotels, Gefängnisse und was sonst zur Bildung gehört. Es ist die dritte Stadt Schwedens, von 36 600 Einwohnern im Jahre 1880 auf 53 600 im Jahre 1898 angewachsen und noch stets sich erweiternd.

In der „deutschen Kirche" kann man ein lebensgroßes Bild Luthers schauen, mit dem bekannten Vers:

Pestis eram vivens, moriens tua mors ero, papa!
Papst! Ich war dir zur Pest im Leben, ich töte im Tode dich!

Ein sehr liebenswürdiger Vers, der aber das Papsttum nicht abgehalten hat, fortzubestehen bis auf den heutigen Tag, ja sogar in Malmö, und zwar am Gustav-Adolfs-Platz, wieder ein kleines frommes Kirchlein einzurichten und ein Klösterchen, wo ein paar Schwestern sich der Krankenpflege widmen und arme Kinder unterrichten. Die katholische Gemeinde ist allerdings noch sehr klein; aber der Evangelische Bund mag den Pelion auf den Ossa türmen: es wird ihm nicht gelingen, die Hunderte und Tausende von kleinen Gemeinden zu zerstören, welche in den verschiedensten protestantischen Ländern katholische Glaubenskraft, Liebe und Mildthätigkeit gegründet hat. Lawinen und Überschwemmung mögen gewaltige Zerstörungen anrichten; aber die still waltenden Kräfte des Lebens vermögen sie nicht hinwegzuräumen. Über den Trümmern sprießt langsam neue Blüte und Frucht empor.

Außer seinen Neubauten hat Malmö einige Bauwerke, die noch an die ältere Geschichte der Stadt erinnern. Die St.-Peters-Kirche, nächst der Kathedrale von Lund die größte Kirche von Südschweden, reicht mit ihrer Grundsteinlegung in das Jahr 1309, also noch in die Zeit Dantes hinein. Es ist ein schöner gotischer Bau, in sehr reinem Stil gehalten, nur der nicht ausgebaute Turm hat in späterer Zeit einen plumpen, häßlichen Helm erhalten. Sehr schön steht der treppenartige Giebel dem ältesten Bürgershause der Stadt, das man im ersten Augenblick fast für das Rathaus ansehen möchte. Dieses „Kokumsche Haus" wurde um 1430 aufgeführt. Der untere Teil der Fassade ist durch zwei gewaltige Spitzbogen gegliedert,

unter welchen sich kleine Thore und darüber je zwei Fenster befinden; der Giebel dagegen steigt in fünf immer kleineren Stockwerken empor, deren letztes mit einer Statue geziert ist. Der architektonische Schmuck ist leider teilweise zerstört oder verwittert. In diesem Hause wohnten zwei der berühmtesten Bürger der Stadt: zur Zeit Christians III. der mächtige und einflußreiche Bürgermeister Jürgen Kochs, der im Einverständnis mit den hanseatischen Städten diesem König lange gewaltigen Widerstand entgegensetzte, aber durch die Politik der Bürgerschaft endlich gezwungen wurde, sich zu unterwerfen; am Ende des 18. Jahrhunderts aber der unternehmende Franz Suell, der durch Anlegung des Hafens dem Handel und Wohlstand der Stadt einen neuen Aufschwung gab.

Das Rathaus am „Stortorg" (Großen Markt) stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ein vornehmer und in seiner Art sehr geschmackvoller Renaissancebau, der die städtische Macht und Selbstregierung wie die Prachtliebe jener Zeit in würdigster Weise repräsentiert. In den Giebeln herrschen ähnliche Formen, wie am Rosenborgslot und an der Börse von Kopenhagen, sie sind aber maßvoller und ruhiger angewandt. Die Hauptzier dieses städtischen Palastes aber ist der Knudssaal, d. h. der große Saal der Knudsgilde, der mächtigsten Gilde, welche von dem ausgehenden Mittelalter noch mit bedeutendem Einfluß in die Neuzeit übertrat und in der städtischen Politik das große Wort führte. Das Zeugnis eines Stolsbroder dieser Gilde galt vor jedem Gericht so viel als die Aussage von sechs andern Zeugen. Heute tagen in dem prächtig mit Marmorstuck und Arabesken verzierten Saale keine Stolsbröder mehr; er dient nur mehr für einen Ball, bei dem die elegante Welt von Malmö sich zusammenfindet. „Malmöhus Slot", im Westen der Stadt, eine griesgrämige alte Festung mit Wall und Graben, an der von den Zeiten Christians III., des Reformationskönigs (1537—1559), bis in diejenigen Karls XII. (1697—1718) gebaut und geflickt wurde, ist zu einer Strafanstalt herabgesunken. Die Sträflinge haben die tröstliche Geschichtserinnerung, daß dieselben Mauern einst den dritten Gemahl Maria Stuarts, den Gewaltmenschen Bothwell, beherbergten, der vor der übrigen adeligen Räuberbande, die Religion und Heimat an England verraten, nach den Orkneys und dann nach Dänemark floh, wo er aber erst zu Malmö, dann in einem andern Gefängnis bis zu seinem Tode in Haft gehalten wurde.

Eigenartig ist die neue lutherische St.-Pauli-Kirche, die dekorativ recht gefällig wirkt und die wohl auch darauf hauptsächlich berechnet war; ein sechseckiger Zentralbau mit spitzem Mittelturm, aber romanischen Fenstern. An allen sechs Ecken streben spitze feine Ecktürmchen auf, wieder im Sechseck mit Rundbogenfenster. Von jeder Seite des laternenartigen Mittelbaues tritt ein Pavillon vor, der wieder mit Rundbogen dekoriert ist. An den

Ecken aber sind diese Pavillons mit zwölfeckigen Türmchen verbunden, deren jedes wieder ins Sechseck ausläuft. Verhältnisse und Zeichnung des Baues nehmen sich ganz artig aus. Aber eine Idee hineinzulegen ist nicht leicht. Man mag sich allenfalls denken, Handel und Industrie verkörperten sich in diesen Türmchen und Pavillons, um aus ihrem Überfluß die Gemeinde zu stützen und mit ihr das „Wort", das, zierlich für die Neuzeit zugespitzt, an die Stelle des Opfers getreten ist.

Weit merkwürdiger, obwohl lange nicht so volkreich und wohlhabend als Malmö, ist Lund. Eine halbstündige Fahrt bringt uns dahin. Das Land ringsum ist wie ein Garten. Die Stadt hat außer ihren 600 Universitätsstudenten noch ungefähr 15 000 andere Einwohner. Die Studenten sind aber, wie in Jena, die Hauptsache. Während der Ferien ist es sehr still und kleinstädtisch. Am sprechendsten verkörpert sich diese spießbürgerliche Gemütlichkeit in dem kleinen Haus, das der Dichter Esajas Tegnér in den Jahren 1813—1826 bewohnte und das man in seiner ursprünglichen Einfachheit belassen hat. Das ist alles noch viel schlichter und anspruchsloser als das Wielandhaus und Schillerhaus zu Weimar, obwohl mir das letztere seiner Zeit fast ärmlich vorkam. Das Genie braucht eben keine Damascenerteppiche und Seidentapeten, keine Lustres und Alabastervasen, um etwas Großes und Herrliches zu gestalten. In einem schlichten, getäfelten Zimmer zu ebener Erde, an einer Seitengasse in dem kleinen Lund hat der große schwedische Romantiker die alte Frithjofssaga in den berühmten Balladencyklus umgewandelt, der die Wanderung um die ganze Erde gemacht hat und den die Schweden für eine der auserlesensten Blüten ihrer Litteratur halten.

Auch die Hauptstraße, welche vom Bahnhof ins Herz der Stadt führt, ist nicht sonderlich vornehm, obwohl Anflüge von modernem Wesen die alten Wohnhäuser und Läden schon teilweise verdrängt haben. Wie staunt man aber, wenn die Straße auf einen weiten Platz ausmündet und eine romanische Domkirche vor dem Blicke steht, die an Schönheit und Würde mit den Kathedralen von Throndhjem und Upsala wetteifert, seit ihrer Restauration ein wahres Juwel der Baukunst, außen wie innen.

Was soll aber der Dom in der unansehnlichen Provinzialstadt? Das ist es eben. Lund ist nicht immer Provinzialstadt gewesen. Es ist als Metropolitansitz älter als Throndhjem und Upsala, als eigentliche Stadt älter denn Kopenhagen. König Knud der Große gedachte es gleich London, mit dem es den Namen teilte (Londinum Gothorum), zu einer Stadt ersten Ranges, zum Mittelpunkt der drei vereinigten nordischen Reiche zu erheben, wozu es am günstigsten gelegen war. Mag auch die Angabe übertrieben sein, daß es einst 200 000 Einwohner gezählt, so entsprach seine Bedeutung doch einer solchen Zahl, und an den 21 Kirchen, die seine Ringmauern umschlossen haben sollen, wird wohl kaum zu zweifeln sein.

Ganz hat sich Knuds Plan nicht verwirklicht. Lund konnte nicht zum gemeinsamen Zentralpunkt des politischen, geistigen und kirchlichen Lebens werden, schon weil die drei Reiche nicht in eines verschmolzen. Die dänischen Könige blieben einstweilen in Roeskilde und siedelten dann nach Kopenhagen über; die schwedischen Herrscher wohnten in Upsala und Skara, die norwegischen in Throndhjem, Bergen, Oslo oder Kongshelle. Durch den Martyrtod des heiligen Königs Knud, welcher 1086 in der St.-Albans-Kirche zu Odense, am Altare, unter den Streichen seiner aufrührerischen heidnischen Unterthanen fiel, erhielt auch Dänemark einen nationalen Schutzheiligen, der in manchen Zügen dem hl. Olaf glich. Erlangte er auch nicht eine so allgemeine Volkstümlichkeit wie dieser, so fand sein Officium dafür Aufnahme in das römische Brevier, und im dänischen Reiche ward er ebenso verehrt, wie St. Olaf in Norwegen. Wo der Danebrog, die dänische Flagge, wehte, da wurden auch ihm Altäre und Kirchen geweiht, und die mächtigsten Gilden, wie die schon erwähnte Gilde in Malmö, eine nicht weniger angesehene im benachbarten Landskrona (Schonen)[1], trugen seinen Namen und ehrten ihn als Patron. Obwohl nach seiner Beisetzung zu Odense (1101) diese Stadt ein Anrecht auf Bevorzugung zu haben schien, wurde doch nicht sie, auch nicht die Königsstadt Roeskilde, 1103 zum erzbischöflichen Sitze für Dänemark und die andern zwei nordischen Reiche ausersehen, sondern Lund, 272 Jahre nachdem Papst Gregor IV. (831) den großen Apostel des Nordens, den hl. Ansgar, zum ersten Erzbischof von Hamburg und zu seinem Legaten für Dänemark, Schweden und den übrigen Norden ernannt hatte.

Edler, pietätsvoller Sinn hat dem ehrwürdigen Metropoliten mitten im heutigen Hamburg ein, wenn auch nicht prächtiges, so doch sinniges Denkmal errichtet. Ein noch würdigeres hat er in der St.-Ansgars-Kirche zu Kopenhagen erhalten. Aber auch in Lund, in Schweden überhaupt, gebührte dem Mönch von Corvey ähnliche Ehre. Wohl haben schon der Erzbischof Ebbo von Rheims und der Bischof Halitgar von Cambray die Verkündigung des Evangeliums im skandinavischen Norden begonnen. Unter dem Einflusse Ludwigs des Frommen empfing dann der erste nordische Fürst, der Kleinkönig Harald aus Jütland, 826 zu Mainz die heilige Taufe. Die eigentlichen Fundamente der Kirche im Norden zu legen, war aber dem hl. Ansgar vorbehalten. Die Seelengröße dieses Mannes hat auch bei Nichtkatholiken Hochachtung und Begeisterung wachgerufen.

„Wir stehen hier vor dem merkwürdigen Mann", sagt Jörgensen, „der für alle Zeiten den Namen eines ‚Apostels des Nordens' tragen wird: ein Mönch, der mit der ganzen Innerlichkeit seiner Seele sich den Gedanken und

[1] Von der letzteren ist das hier beigefügte prächtige Siegel erhalten, das für den Kunstsinn der Gildebrüder ein sprechendes Zeugnis ablegt.

Bestrebungen eines einsamen, entsagenden Lebens hingegeben hatte; — ein Priester, der, in Schmerz und Trauer herangereift, die frohe Botschaft der Erlösung den noch Unbekehrten mit hinreißender Wohlredenheit verkündete; — ein Bischof, der mit der Gewalt eines überlegenen Geistes die Grundlage einer großen nationalen Kirche legte. Ansgar war von fränkischer Abkunft; er gehörte also dem Stamme an, der, nachdem er alle seine Verwandten auf dem Festlande sich unterworfen hatte, gleich den Sachsen, Langobarden

Sigillum · fraternitatis · Sancti · Kanuti · Landskrone · in · Scania.

Sigill der Knudsgilde in Landskrona (Schonen).

und Goten es für eine Ehre hielt, seinen Ursprung auf die Nordmänner zurückzuführen; indem er dem Berufe seines Lebens folgte, kam er als Verwandter zu seinem Stammesvolk, als Bruder zu seinen Brüdern."

Man darf dieses nationale Element nicht allzusehr betonen oder begrenzen. Ansgar wurde 801 in der Nähe von Amiens geboren, aus einer Familie, die dem Kaiserhause der Karolinger nahe stand. Seine Erziehung erhielt er im Kloster Alt-Corvey in der Picardie, das, schon unter Königin Bathilde gestiftet, die Grundlagen des Ordenslebens durch Mönche aus

Luxeuil bekommen hatte, mithin ebenso wie das Kloster St. Gallen aus der Schule des hl. Columban hervorgegangen war. Im Jahre 814, dem Todesjahre Karls des Großen, nahm Ansgar das Ordenskleid des hl. Benedikt. Vier Jahre später wurde er Lehrer an derselben Klosterschule, an der er seine wissenschaftliche Bildung empfangen hatte. Als aber 822 auf das Betreiben Ludwigs des Frommen das alte Corvey eine Anzahl Mönche entsandte, um ein neues Corvey bei Höxter zu gründen, da begleitete der junge Ansgar den Abt Wala von den Ufern der Somme an jene der Weser, wurde Scholastikus, d. h. Vorsteher der neuen Klosterschule, und, nachdem er die Priesterweihe erhalten, auch Seelsorger an der Stiftskirche im Sachsenland. Er gehört also ebensogut dem heutigen Frankreich als dem heutigen Deutschland an, weit mehr aber jenem Hauptstamme des Benediktinerordens, der von Rom aus in Irland Wurzel faßte, von hier aus seine gewaltigen Äste nach Frankreich und Deutschland ausbreitete, Deutschland selbst in den Schulen von Neu-Corvey, Fulda und St. Gallen die ehrwürdigsten Pflanzstätten christlicher Bildung gab.

Zu Corvey war es, wo 826 an den jugendlichen Priester der Ruf erging, der Verkünder der frohen Botschaft bei den gefürchteten Dänen zu werden. Niemand wollte mit ihm ziehen; nur aus alter Liebe und Freundschaft schloß sich der Mönch Autbert aus Alt-Corvey ihm an. Es gelang aber Ansgar nicht bloß, in Dänemark festen Fuß zu fassen: obwohl unterwegs von Vikingern ausgeplündert, drang er mit seinem neuen Gefährten Witmar nach Schweden vor und gründete auf der Inselstadt Björkö im Mälarsee die erste Christengemeinde unter den Schweden. Bei einer zweiten Reise nach Schweden im Jahre 853 erlangte er die Vollmacht, das Evangelium frei im Lande predigen zu lassen. Als er, aufgerieben von unzähligen Mühsalen des Apostolats, am 3. Februar 865 in Bremen starb, besaß der Norden in dem Erzbistum Hamburg einen festen kirchlichen Stützpunkt; in Dänemark war das Christentum durch blühende Christengemeinden zu Haddeby (Schleswig), Ribe und an andern Orten gesichert; in Schweden hatte es sich zwar noch nicht weit ausgebreitet, aber wenigstens festen Fuß gefaßt.

Die Entwicklung des weiten Missionsgebietes zu geordneten und festen kirchlichen Verhältnissen war eine sehr langsame. Wie der hl. Ansgar es selber erlebte, daß die Vikinger (im Jahre 840) seine bischöfliche Stadt „Hammaburg" verheerten, so daß Kirche, Kloster, Bibliothek, kurz alle seine Gründungen daselbst in Brand und Plünderungen aufgingen, er selbst nur mit genauer Not sein eigenes Leben und die Reliquienschätze seiner Kirche rettete: so durchkreuzten fernere Züge der Vikinger, politische Wirren und Kriege weit über ein Jahrhundert lang die Missionsthätigkeit seiner Nachfolger.

Erzbischof Unni von Hamburg fand seinen Tod als Glaubensbote 936 in Schweden.

Liafdag, der erste Bischof von Ribe, starb 950 den Martertod. Von Aarhus wird im Jahre 951 ein Bischof Poppo genannt, dann aber keiner mehr bis 1065. Eine einigermaßen fortlaufende Bischofsreihe hat nur Schleswig von 948 an. Erst im 11. Jahrhundert erhalten die Inseln Fünen und Seeland die bleibenden Bischofssitze Roeskilde (1010) und Odense (1012), während in Schweden, nachdem mehrere Glaubensboten daselbst das Martyrium erlitten, endlich das Bistum Skara (1014) gegründet wurde.

Eine entschiedenere Wendung nahm die Sache des Christentums im ganzen Norden durch die norwegischen Könige Olaf Trygvason und Olaf den Heiligen. Höchst merkwürdig ist, daß das ferne Island (1000) in der Annahme des Glaubens seinem Stammland Norwegen zuvorkam, wo erst (1030) der Martyrtod des hl. Olaf die volle Entscheidung brachte. Auch in Dänemark kam das Christentum nicht zu voller Blüte, bis der heilige König Knud (1068) dasselbe mit seinem Blute besiegelte.

Jetzt erstanden die Bistümer Throndhjem (1032), Lund (1048) und Skálholt (1055); es folgten in Dänemark Aalborg (1062), Viborg (1065), in Schweden Upsala (1068) und sogar ein eigenes Bistum für die Faröer (1068), endlich für Norwegen Oslo (um 1100), für Schweden Linköping (ebenfalls 1100).

So ward das Senfkörnlein, das der hl. Ansgar gepflanzt, zum gewaltigen Baume, der den ganzen Norden beschattete. Das Erzbistum Hamburg-Bremen reichte von der Elbemündung an das Baltische Meer und von da über Norwegen auf die Faröer und an den Fuß der Hekla. Eine glänzendere und ruhmreichere Stellung hat die Alsterstadt nie mehr eingenommen, selbst nicht in der Blütezeit des hanseatischen Bundes.

Es lag indes in der Natur der Verhältnisse, daß diese Stellung am Anfang des 12. Jahrhunderts an Lund überging. Die drei großen nordischen Länder hatten sich zu selbständigen christlichen Reichen ausgestaltet; eine zahlreiche Priesterschaft, aus den drei Völkern selbst hervorgegangen, konnte den Fortbau des Werkes übernehmen, das der Eifer fremder, hauptsächlich deutscher und englischer Glaubensboten begründet hatte. Die Stunde war gekommen, wo der Norden sich ohne Nachteil von der Hamburger Mutterkirche abzweigen konnte, um fürder als eigene Kirchenprovinz unter skandinavischen Hirten sich weiter zu entfalten.

Die Zeit, in welcher Lund an der Spitze der ganzen nordischen Kirche stand, war kurz. Sie reicht nur von 1103—1152. Es war indes eine Zeit freudigen Schaffens, vielversprechenden Wachstums, ein wahrer Frühling für das kirchliche Leben. Nur wenige Jahre nachdem Asker (auch Özurr genannt), der Sprosse einer mächtigen Höfdingsfamilie, von Papst Paschalis II. das Pallium erlangt, erhielt Island bereits seinen zweiten Bischofssitz Hólar (1106), und Grönland trat (1112) als eigenes Bistum in

die großartige hierarchische Gliederung der katholischen Kirche. Schweden bekam ein neues Bistum in Södermanland mit dem Sitze Strengnäs (1131) an den Ufern des Mälarsees, die Westküste von Norwegen das Bistum Stavanger (1130), während das ältere Bistum Selja, um die Mitte des 11. Jahrhunderts nach Bergen verpflanzt, auch dann noch in großes Dunkel gehüllt, von 1139 an seine feste Bischofsreihe und eine sichere Geschichte aufzuweisen hat.

Als im Jahre 1152 der Kardinal Nikolaus Brekspear, der spätere Adrian IV., in Norwegen erschien, hatte die Zahl der Bistümer, Pfarreien und Geistlichen so zugenommen, daß der Papst dem Wunsche der drei norwegischen Königsbrüder Sigurd, Ingi und Eysteinn entsprechen konnte, Norwegen mit den von ihm aus bevölkerten Faröern, Island und Grönland zu einer eigenen Kirchenprovinz zu gestalten, und Nidaros oder Throndhjem, am Grabe des Martyrerkönigs Olaf, zur Metropolitankirche zu erheben. Zu den bisherigen norwegischen Bistümern trat bei dieser Gelegenheit (1152) noch ein neues, Hamar, hinzu. Kardinal Nikolaus besuchte von Norwegen aus Schweden und trug sich mit dem Plane, auch für dieses Reich eine eigene kirchliche Organisation anzubahnen. Verwirklicht sollte dieser Plan indes erst werden, nachdem auch Schweden im Jahre 1160 durch den Martyrtod des hl. Erich seinen königlichen Schutzheiligen erhalten hatte. Schon einige Jahre darauf (1163) wurde Upsala zum erzbischöflichen Sitz mit den Suffraganbistümern Skara, Linköping und Strengnäs erhoben, zu denen sich bald drei weitere Bistümer: Vesterås (1165) in Vestmansland, Wexiö (1183) in Südschweden und Åbo in Finnland gesellten.

So besaß der skandinavische Norden, erst im Beginn des 11. Jahrhunderts christlich geworden, am Schluß des folgenden bereits seine abgeschlossene kirchliche Organisation:

Das Erzbistum Throndhjem mit den Bistümern Bergen, Stavanger, Oslo, Hamar, Skálholt (Island), Hólar (Island), Kirkjubaer (Faröer), Gardar (Grönland);

das Erzbistum Upsala mit den Bistümern Skara, Linköping, Strengnäs, Vesterås, Wexiö und Åbo;

das Erzbistum Lund mit den Bistümern Schleswig, Ribe, Aarhus, Roeskilde, Viborg, Aalborg und Odense.

Auch in dieser Abgrenzung blieb Lund bis zum Jahre 1536 ein bedeutsamer und angesehener Mittelpunkt für das kirchliche Leben des Nordens. Seine Glanzzeit liegt aber entschieden im Beginn des 12. Jahrhunderts, wo es Primatialstadt für den ganzen Norden war, Özurr, der erste Erzbischof, hier Bischöfe für Dänemark, Island und Grönland weihte, an der Abfassung des isländischen Kirchenrechts mitarbeitete, von den dänischen und norwegischen Herrschern als ihr geistliches Haupt geehrt wurde und

durch den heiligen Bischof Otto von Bamberg auch von deutscher Seite die ausdrücklichste Anerkennung als Archiepiscopus Danorum fand, indem dieser glaubenseifrige Verkündiger des Evangeliums nicht auf dänischem Boden predigen wollte ohne Özurrs vorherige Genehmigung. In diese Zeit, in das Jahr 1123, fällt die Weihe des Hauptaltars der merkwürdigen Krypta, die sich unter dem Chore und dem Querschiffe hinstreckt.

Die feierliche Einweihung des Domes fand erst unter dem nächsten Erzbischof, Eskill, am 1. September 1145, in Gegenwart der dänischen Prinzen Svend Eriksen und Knud Magnusen und vieler Prälaten und hoher Herren statt. Özurr wie Eskill waren Kirchenfürsten von hervorragendstem Talent und Verdienst. Die religiöse Klugheit und die kluge Religiosität des ersteren fand die volle Anerkennung des hl. Anselm von Canterbury. Gratias agimus Deo, so gratulierte er ihm, qui in regno Danorum vestram religiosam prudentiam et prudentem religionem ad archiepiscopatum sublimavit. Eskill, an der Schule zu Hildesheim gebildet, erwarb sich durch kirchliche Gesetzgebung und Gründung von Klöstern die größten Verdienste. Sein Nachfolger Absalon baute die erste Burg zu Kopenhagen und legte damit den Grund zu der heutigen dänischen Königsstadt. Anders Sunesön, der folgende Erzbischof, ist durch seine Dichtung über das Hexaëmeron bekannt, eine der merkwürdigsten lateinischen Schuldichtungen jener Zeit. Dieselbe ist wesentlich Lehrgedicht; doch bezeugt sie nicht bloß Vertrautheit mit der scholastischen Theologie und mit der altklassischen Litteratur, sondern auch dichterische Anlage. So sagt er z. B. von dem „Glauben ohne Werke“:

Vana fides, acinum sine vino, flos sine fructu,
Spica carens granis, argento nuda moneta,
Pauper amurca manens olei viduata valore.

Der Sohn eines mächtigen Höfdings auf Seeland, hatte er seine Studien in Paris, Bologna und Oxford gemacht, wurde Dompropst und königlicher Kanzler und endlich Erzbischof von Lund. Als solcher begleitete er ein dänisches Kreuzheer nach Esthland und arbeitete daselbst an der Christianisierung des Volkes und an der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. Nachdem er von 1201—1223 den großen Erzsprengel verwaltet, legte er mit päpstlicher Bewilligung seine Würde nieder und zog sich auf eine einsame Insel zurück, wo er am 24. Juni 1228 starb. Er wurde vom Volke als ein heiliger Mann betrachtet, und seine Dichtung atmet einen Geist, der eines solchen Mannes nicht unwürdig war, der Christus und sein Kreuz mit inniger Liebe umfing:

In cruce pendere docuit nos, quando pependit,
Quo caput ascendit, si scandere membra velimus.
Non crux exigitur a nobis mortis amarae,

Quamvis mors capitis nos mortem cogat amare;
Crux tamen exigitur levior, crux dulcis amoris,
Quamvis hic expers cruciatus non queat esse.

Das Grab dieses Erzbischofs wurde 1833 wieder aufgefunden und untersucht. Es befand sich am nördlichen Seitenchor, in der früheren Kapelle der hl. Martha. Ein Teil der Gebeine, Überreste einer Mitra, eines Krummstabes und der bischöflichen Gewänder waren erhalten. Die Inschrift des Grabes war verletzt, doch ließen die noch leserlichen Buchstaben den Namen mit genügender Sicherheit erkennen.

Von den späteren Erzbischöfen, Ulfo, Jakob Erlandsson u. a., ward der weitere Ausbau und die Ausschmückung des Domes fortgesetzt. Die Zahl der Altäre stieg allmählich über sechzig. Der glänzendste war der Hauptaltar, gestiftet von Frau Ida Petersdotter in Gladsax, geschmückt mit zwei großen Statuen der allerseligsten Jungfrau und des Patrons der Kirche, des hl. Laurentius, und mit 40 kleinen Heiligenbildern unter ebenso vielen zierlichen gotischen Baldachinen. Die Flügel des Altars trugen Malereien auf Goldgrund. Noch Erzbischof Birger Gunnarsson machte (1497) reiche Stiftungen an den Dom, für welche im Chor der Krypta „auf ewige Zeiten" die Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau Maria täglich gesungen werden sollten. Meister Adam van Duren (Düren), ein Niederländer, leitete die Ausführung der kostbaren Thüren und andern Schmuckes in den Jahren 1513—1527. Wie in andern Städten wagte man auch hier dem Volke nicht gleich die herrlichen Kunstschätze zu rauben. Erst im Jahre 1561 beschloß eine Predigerversammlung, die Bilder aus dem Dome zu entfernen, und um 1585 war ziemlich alles bis auf die leeren Bänke ausgefegt. Nicht einmal der Bau wurde im Stand erhalten.

„Nach van Duren", so bemerkt ein protestantischer Berichterstatter[1], „wurden an der Kirche im Laufe von mehr als 200 Jahren keine größeren baulichen Ausbesserungen mehr vorgenommen. Sie war deshalb im Anfang des 18. Jahrhunderts sehr verfallen." „Nirgends", so äußert sich ein anderer[2], „trat der Mangel an Ehrfurcht für die Denkmäler des Mittelalters greller hervor, als hier; denn wo ein oder der andere Teil des Gebäudes so bruchfällig war, daß er einzustürzen drohte, ließ man ihn ohne weiteres niederreißen und suchte nur mit möglichst geringen Unkosten die entstandene Lücke gegen Wind und Wetter zu schließen. Namentlich waren die Jahre von 1765—1812 traurig für Askers einst so stolzen Bau." Den Türmen setzte man statt ihrer schönen Giebel unförmliche Laternenkappen auf. Das Hochchor und die Kreuzflügel erhielten häßliche Mansardendächer. Die herr-

[1] E. W. Berling. Lund 1859.
[2] Löffler, Udsigt over Danmarks Kirkebygninger. Kjöbenhavn 1883.

liche Apsis, eines der schönsten Werke nordischer Architektur, drohte den Einsturz, und 1782 dachte man ernstlich daran, sie dem Erdboden gleichzumachen; nur der energische Protest des Bischofs Celsius verhinderte diesen

Der Dom von Lund.

Vandalismus und brachte soviel zu stande, daß die Außenwand ummauert und die Halbkuppel erneuert wurde. Die Krypta war so mit Schmutz und verfallenen Särgen angefüllt, daß man nicht mehr hineinkommen konnte, und mehrere Säulen waren bedeutend eingesunken. Im Jahre 1805 wurde

das Kapitelhaus an der Ostseite abgetragen und 1811 die Kapellen der hll. Georg und Dionysius abgerissen.

Erst 1833 regte C. G. Brunius, Professor des Griechischen an der Universität, den Gedanken an, das prachtvolle Baudenkmal zu retten und neu herzustellen, vertiefte sich selbst in dessen Studium und leitete die ersten Restaurationsarbeiten. Der tüchtige Architekt Helgo Zettervall setzte dieselben fort. Nach mehr als fünfzigjährigen Bemühungen war das verdienstvolle Werk in seiner Hauptsache ungefähr vollendet. Der Dom steht jetzt in seiner alten Schönheit und Würde da, eine Zierde des ganzen Reiches.

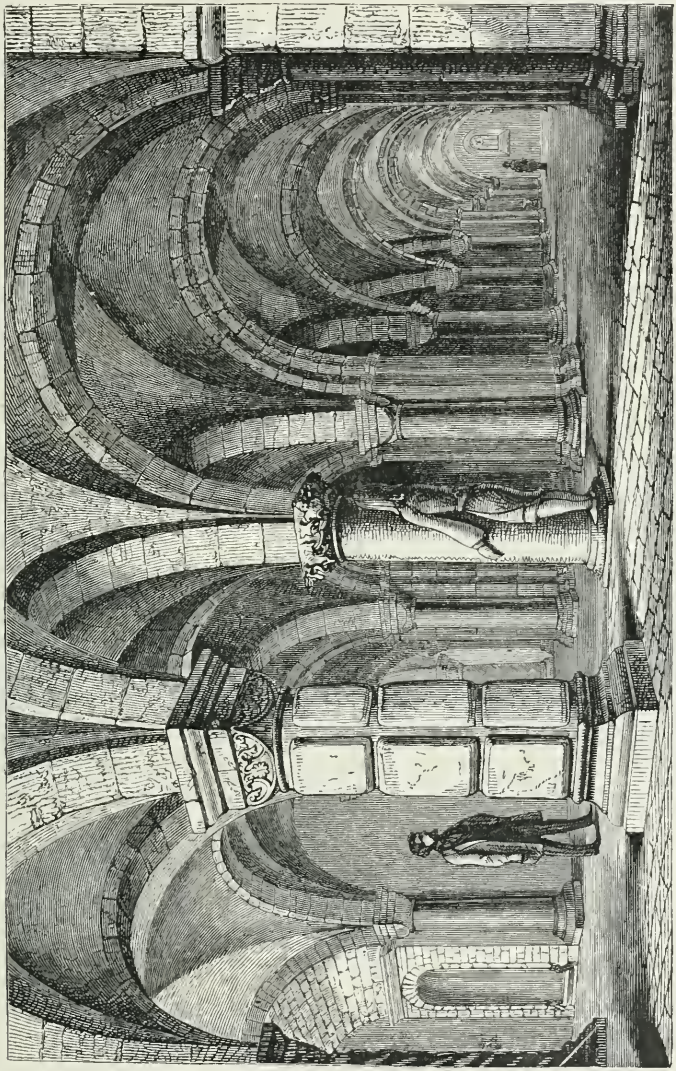
Er hat nicht die gewaltigen Verhältnisse der Dome zu Mainz, Speier und Worms, der Kathedralen von Upsala und Throndhjem[1]; aber die einheitliche Durcharbeitung im Sinn und Geist des ursprünglichen Planes bringt im Inneren wie im Äußeren einen überaus weihevollen Eindruck hervor. Die Grundform ist diejenige einer dreischiffigen Basilika. Je neun Pfeiler trennen das Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen. Die Querschiffe und das Hochchor liegen, wegen der darunter befindlichen Krypta, bedeutend höher, so daß man 17 Stufen zum Querschiff, wieder zwei zum Chor und noch drei zum Hochaltar hinaufzusteigen hat, für feierliche Zeremonien eine überaus günstige Anlage. Die Westfront schließen zwei imposante Türme; dagegen ist über der Kreuzung kein Turm angebracht, so daß die Seitenfronten sich allzusehr, ohne Unterbrechung, in die Länge dehnen. Die Apsis am Chorschluß ist in ihrer ganzen früheren Pracht wieder hergestellt. Die Gewölbe im Inneren sind sehr geschmackvoll ausgemalt, mit Darstellungen aus beiden Testamenten auf reichem Goldgrund. Von herrlicher Arbeit ist das noch teilweise erhaltene Chorgestühl mit dem bischöflichen Thron. Eine Fülle von sinnreichen humoristischen Neckereien symbolisieren in dem Schnitzwerk die Fehler der Geistlichen beim Chorgebet.

Die Krypta, zu welcher man von den beiden Seitenschiffen hinabsteigt, ist eine der größten, die es giebt (37 m lang, 10 m breit und 4 m hoch), mit ihren 24 Pfeilern eine stattliche, feierliche Kirche, in welcher sich etwa eine Roratemesse oder ein Trauergottesdienst wunderbar schön ausnehmen würde, welche aber jetzt nur als architektonische Merkwürdigkeit dient. Von älteren Gräbern ist noch das des vorletzten Erzbischofs Birger († 1519) erhalten. Eine andere Sehenswürdigkeit ist ein Brunnen, den der Meister Adam van Duren mit phantasiereicher Bildhauerei geschmückt. Von den Kapitälen sind nur wenige reicher ornamentiert. Das Hauptschaustück für die Touristen bilden die wunderlichen Gestalten des Riesen Finn und seiner

[1] Er ist nur 80 m lang; der Dom von Speier 131, Mainz 130, Worms 130, Notre Dame zu Paris 126, Köln 119, Upsala 110, Throndhjem 102, Linköping 100, Roeskilde 83, Wiborg 64, die Kirche von Laach 66.

Frau, eine Spielerei, welche noch aus mittelalterlicher Zeit herrührt und ein Stück Volkslegende verkörpert.

Der hl. Laurentius, so lautet die Sage, ging durch Berg und Wald und sann darüber, wie er dem Herrn zu Ehren eine recht schöne, würdige



Die Krypta im Dome von Lund.

Kirche erbauen möchte. Da trat aus einem Berge ein ungeheurer Riese hervor und versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, bedingte sich aber als Arbeitslohn Sonne und Mond und St. Lars' (Laurentius) beide Augen aus, wenn ihm dieser nicht, nach vollendetem Werk, seinen Namen sagen könnte.

Den wußte der Heilige nicht und konnte ihn auch kaum erfahren. Denn die ausbedungene Frist war so kurz, daß es unmöglich schien, in derselben eine Kirche zu bauen oder den Namen des Riesen auszukundschaften. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit erhob sich der Bau, und der Tag nahte schon, wo der Unhold kommen sollte, um seinen Lohn zu holen. Da wanderte St. Lars betrübt durch Berg und Thal und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Plötzlich aber hörte er ein Kind weinen, und die Mutter sang:

Still, still, Kleiner, Söhnchen mein!
Morgen kommt Finn, dein Vater, heim,
Der bringt dir Sonne und Mondenschein
Und Sankt Lars' beide Augen.

Nun wußte St. Lars des Riesen Namen und hatte Macht über ihn. Als aber der Unhold das merkte, kam er mit seiner Frau in die Halle der vollendeten Kirche und faßte einen Pfeiler und seine Frau auch, und sie wollten den Pfeiler einreißen und so die ganze Kirche zerstören. Aber im selben Augenblick machte St. Lars das Kreuzzeichen über sie und rief: „Hier sollt ihr versteinert bleiben bis zum jüngsten Tag!" Und so geschah es. So wie sie dastanden, wurden sie in Stein verwandelt: an dem einen Pfeiler der Riese und an dem andern die Riesenfrau mit dem Kind auf dem Arm.

Tegnér hat die Sage in einem Gedicht balladenartig behandelt, das aber nur als Prolog zu einer Epopöe dienen sollte, in welcher er dem berühmten Erzbischof Absalon, dem Gründer Kopenhagens, eine Liebesgeschichte andichten und zugleich Abälard und Heloise zu verherrlichen beabsichtigte. Es kam von dieser Epopöe, „glücklicherweise", darf man sagen, nur ein Gesang zu stande. Wiederholt setzte er an, blieb aber immer stecken. „Gerda", eine Tochter des Riesen Finn, sollte die Jugendliebe Absalons werden; allein wenn der Dichter sich in die altnordische Mythologie hinein versenkte, fand er keine Brücke mehr in dem Walten und Wirken eines Bischofs, der schon ganz der beglaubigten Geschichte angehört, und indem er Absalons kirchlicher Bedeutung nachträumte, kam er in einen katholischen Ideenkreis hinein, den er nicht weiter zu verfolgen wagte. Wie viele seiner Zeitgenossen wandte er sich unbefriedigt von der sogen. „Philosophie" und Aufklärerei des 18. Jahrhunderts ab, die alles Christliche, alles Übernatürliche, allen Glauben zerstörte; aber ebensosehr war er von Vorurteil gegen die katholische Kirche erfüllt, die er als Feindin jedes freien Gedankens betrachtete, und wandte sich deshalb in der Poesie vorzugsweise dem verspäteten nordischen Heidentum des Mittelalters zu; in der Religion aber wollte er die philosophische Entwicklung des Protestantismus nicht gelten lassen, sondern zu Luthers einfältigem Bibelglauben zurückkehren.

„Das 18. Jahrhundert", sagt er in seiner merkwürdigen Jubelrede auf das Reformationsfest von 1817, „faßte im allgemeinen nur das eine Element der Reformation auf, die Denkfreiheit, und erhob sie, auf Kosten

Esaias Tegnér.

des Glaubens, als einzige rechtmäßige Herrscherin auf den Thron. Manche sahen deshalb diesen Zeitraum als die eigentliche Vollendung dessen an, was Luther begonnen, als den echten Protestantismus, der wider alles protestierte, was man ehedem für heilig und göttlich ansah. Aber in Wahrheit war das nicht der Sieg des Protestantismus, sondern dessen Karikatur; das war

nicht Luthers Geist, sondern derjenige einer einseitigen Verirrung. Die verschmähte Religion rächte sich selbst, und der Gedanke, seines Himmels beraubt, kroch mit erlahmten Schwingen auf der Erde."

Mit den Romantikern ist er aber auch nicht zufrieden.

„Beherrschte uns zuvor der nüchterne Verstand, so ist nun hinwieder die Phantasie losgekommen, das leichte, rosenumwobene Götterkind, das mit seinen Flügeln in der Sonne schwebt. Im Gefühl seiner neu eroberten Freiheit ängelt es überall hinein, auch wo es eigentlich nicht hingehört. Es teilt seinen warmen Odem der Zeit mit, und darum hüpfen ihre Pulse stärker und unregelmäßiger als zuvor. Wir leben gleichsam im Tauwetter. Die Fluten brausen gewaltig; aber daran ist die Frühlingssonne schuld, welche schmelzt und befreit. Man spricht von Zeichen der Zeit im Süden, man fürchtet sich oder scheint sich wenigstens vor Jesuitismus und Papstgewalt zu fürchten, man verheißt uns eitle Finsternis und Barbarei für die Zukunft. Ich liebe diesen Nachtwächterruf am hellen Tage nicht. Woher sollte denn eigentlich die Papstgewalt kommen? Sie ist tot, sie ist schon lange tot gewesen, und in ihrer balsamierten Mumie, die noch dasteht, lebt kein Geist. Den Toten weckt keiner mehr auf bis zum jüngsten Gericht. Die lächerlichen Versuche, dieses Gespenst aufzubeschwören, die man da und dort noch im Ernste macht, müssen eher unser Mitleid als unsere Besorgnis erwecken. Die Zeit ist ein- für allemal der Papstgewalt entwachsen. Die Bäume, die man in unsern Tagen fällt, taugen nicht zu Religionsscheiterhaufen. Das Holz ist zu grün, und die Flammen zünden nicht. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das Mittelalter, das man uns wieder prophezeit, offenbar eine Zeit ganz anderer Richtung, von einer ganz andern Bedeutung war, als die gegenwärtige. Es ist einfältig, nicht einsehen zu können, daß das ganze gegenwärtige europäische Bildungssystem der gerade Gegensatz des hierarchischen ist. Die Hierarchie kann nicht wiederkommen. Die Ursachen, welche dieselbe notwendig machten, machten sie zu ihrer Zeit auch möglich; aber diese finden sich nicht mehr vor, sie haben sich schon lange nicht mehr vorgefunden. Die Denkart, welche sie voraussetzte, ist längst verdrängt. Sie ist ein Kronprätendent, der wie der englische Prätendent (der Kardinal Stuart) ins Kloster gegangen. Die katholische Kirche steht freilich noch, aber es wohnt von selbst ein ganz anderer Geist in ihr. Von dem alten papistischen Spuk hat Europa ebensowenig zu fürchten, als die Insurgenten in Amerika den toten hl. Ignatius zu fürchten brauchen, welchen ein gewisser katholischer König neulich zu seinem Feldmarschall ernannt haben soll."

So dachte der gefeiertste der schwedischen Dichter über die katholische Kirche, da er noch als Professor der Ästhetik und des Griechischen an der Universität Lund wirkte, träumte und dichtete. Weitaus die größte Anzahl seiner protestantischen Landsleute mochten damals mehr oder minder diese

Anschauungen teilen, und viele mögen sie heute noch teilen. Siebenzig Jahre indes, nachdem Tegnér das Papsttum in so starken Ausdrücken für tot und begraben erklärt hatte, tauchte auch in Schweden Zweifel über diese Erklärung auf. Als das Priesterjubiläum Leos XIII. alle Fürsten und Völker der Welt um den Thron des Papstes versammelte, da konnte sich auch ein sonst gut protestantisches Blatt dem Gedanken nicht verschließen, daß das Papsttum noch lebe.

„Den 7. Februar 1878", so hieß es da[1], „starb Pius IX. nach einer fast 28jährigen Regierung. Obwohl er kein großer Mann war (?), so ist doch sein Pontifikat eines der merkwürdigsten, das die Geschichte der katholischen Kirche aufzuweisen hat. Unter seiner Regierung hörte der Papst zwar auf, ein weltlicher Regent zu sein, aber obwohl das geschah, hat Pius IX. doch unter seiner Regierung den Kaisern, Königen, Fürsten und Völkern gezeigt, daß die katholische Kirche eine Weltmacht ist, und zwar eine stärkere und mächtigere, als irgend eine andere Gesellschaft in der Welt." Den größten moralischen Triumph der Kirche erblickte der Verfasser in der Beendigung des deutschen Kulturkampfes: „Der Ausgang desselben hat doch den Staatsmännern und Völkern des 19. Jahrhunderts eine nützliche Lehre gegeben. Er hat nämlich den Menschen dieses realistischen Jahrhunderts gezeigt, daß die geistliche Macht, ja selbst die verachtete Kirche, immer noch eine Großmacht ist, und zwar eine solche erster Ordnung." Nach einem höchst anerkennenden Rückblick auf das Pontifikat Leos XIII. und einer glänzenden Schilderung seines Jubelfestes folgt dann das Geständnis:

„Die römische Kirche ist die älteste von allen Monarchien der Welt, und sie kommt noch dazu, alle Monarchien und Republiken zu überleben. So alt sie ist, so ist sie doch nicht abgelebt. Hier in unserem Land — fern von Europas großem politischen Leben — mag man soviel man will darüber reden, wie veraltet und ungereimt sie sei, in ihrem Zustand wie in ihrer Lehre: Thatsache bleibt es doch, daß sie stärker und lebenskräftiger ist als je. . . . Den Sozialismus fürchtet sie so wenig, daß sie sich sogar mit dessen Führern auseinanderzusetzen gewagt hat. . . . Vermag auch keine andere Macht den Sozialismus und die Anarchie zu überwinden, so wird es die Kirche von Rom vermögen. Die Wellenschläge unseres Jahrhunderts, welche so manches staatliche und soziale Gebäude, das für Jahrtausende errichtet schien, längst fortgeschwemmt haben, brechen und fangen sich am Fuße des Thrones, von welchem herab der Nachfolger des hl. Petrus über die Welt ausschaut und seiner Zeit gebietet. Die Verwicklungen des letzten Jahrzehnts, vor allem aber der siegreiche Kampf der Papstkirche gegen das neue deutsche Kaiserreich, bekräftigen Lord Macaulays berühmte Prophezeiung, daß

[1] Hjemvännan. Stockholm. Nr. 2. 15. Jan. 1889.

die katholische Kirche noch in unverminderter Macht bestehen wird, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland, mitten unter Trümmern, von einem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke müßig auf die Ruinen der Pauls-kirche hinblickt."

Lund selbst ist geeignet, derlei Gedanken zu erwecken. Nach 300 Jahren des Verfalls ist sein Dom das Schönste und Herrlichste, was es hat, und was ist er anders als ein Werk der alten Kirche, ein Ausdruck der erhabenen kirchlichen Gemeinschaft, in welcher es einst mit Rom stand?

Nordwärts von dem prächtigen Bau öffnet sich ein ansehnlicher Platz, teilweise ganz frei, teilweise mit Anlagen geschmückt. Da erhebt sich das alte Universitätsgebäude, an Stelle der Curia Lundensis, der einstigen Wohnung der Erzbischöfe. Eine umfangreiche historische Sammlung und eine Bibliothek von mehr als 100 000 Bänden ist darin untergebracht, unter den letzten mehr als ein freundliches Andenken, das sich die Schweden während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland holten, ohne es zu bezahlen. Als das merkwürdigste derselben gilt eine Vergilhandschrift auf Pergament, die Feldmarschall Banér gekapert hat. Es ist das auch so eine Art von Förderung der Wissenschaft, an welche der Gustav-Adolfs-Verein denken sollte, wenn er über die finstern Mönche des Mittelalters herfällt.

Schloßähnlich nimmt sich mit seinen Zinnen das große Gebäude der Akademiska Föreningen aus, eines Vereins, dem sämtliche Studenten angehören, und der seinen Mitgliedern schöne Versammlungslokale, Bibliothek und Leseräume bietet. Weit eleganter aber ist das neue Universitätsgebäude, ein prächtiger Renaissancepalast von feinster Zeichnung und Ausführung. Der freie Platz nordöstlich vom Dom trägt den Namen Tegnérs und ist mit seinem Standbilde geschmückt, um welches alljährlich sein Geburtstag (der 13. November 1782) mit Aufzügen und Reden der Studenten gefeiert wird.

Der Dichter ist übrigens nicht in der Nähe von Lund geboren, sondern in Wermland, zu Kyrkerud, am westlichen Ufer des Wenersees, wo sein Vater als Hilfsgeistlicher eine kleine Landfiliale pastorierte. Dieser starb früh, und schon mit neun Jahren war der Knabe teils an die Wohlthätigkeit fremder Leute, teils an die eigene Lernbegier gewiesen. Nachdem er mit den Kindern einer begüterten Familie eine Zeitlang Hausunterricht genossen, konnte er mit 16 Jahren sich bereits selbst als Hauslehrer weiter helfen. „Diesen Sommer", so schrieb er in diesem Alter (1798) an seinen Pflegevater, „gedenke ich auf die Lesung der griechischen und römischen Autoren zu verwenden. Das ist eine lecture, die, notwendig für alle Wissenszweige, überdies den Geschmack veredelt, den Verstand bildet, uns Gefühl und jugement für das Schöne giebt, uns eine richtige Würdigung für den echten Geist des Altertums verleiht und so nicht weniger Nutzen als Vergnügen bringt." Und dieser Entschluß wurde gehalten. In sieben Monaten las er die Ilias dreimal,

die Odyssee zweimal, obwohl er nur eine alte Folioausgabe des Homer ohne alle philologischen Hilfsmittel zur Verfügung hatte und sich autodidaktisch durch die homerischen Formen hindurcharbeiten mußte, und dazu noch Vergil, Horaz und Ovids Metamorphosen. Im Alter von 19 Jahren promovierte er als Doktor der Philosophie zu Lund, ward bald Professor der Ästhetik, dann 1812 Professor der griechischen Litteratur daselbst und endlich 1824 Bischof von Wexiö. Als solcher starb er 1846, nachdem ihn einige Jahre zuvor eine Gemütskrankheit zeitweilig arbeitsunfähig gemacht hatte. Durch theologische Leistungen hat er sich nicht hervorgethan, aber seine geistlichen

Die neue Universität in Lund.

Reden und Schulreden sind Musterstücke der schönsten rednerischen Prosa, die Schweden besitzt.

Als Dichter ist Tegnér eine überaus freundliche Erscheinung. Die schwedische Poesie unmittelbar vor ihm lehnte sich in Ideen und Form vorzugsweise an die Geschmacksrichtung der Aufklärungsperiode. Voltaire, Pope, Locke waren die Geister, zu denen man bewundernd aufsah; französische Klassicität und Bildung galt als leitende Norm. Nach französischem Muster gründete Gustav III. 1773 sein königliches Operntheater und 1786 die schwedische Akademie. Geistreichigkeit, Formgewandtheit, höfische Feinheit zeichnete die Dichter aus, die er an sich zog und mit denen er wohl selbst dramatische Pläne entwarf, wie Kellgren und Leopold. Graf Oxenstjerna übersetzte Tasso und Milton in mustergültiger Form. Adlerbeth übertrug Vergil, Horaz, Ovid in schwedische Verse. Daneben dichtete ganz von

eigenen und Volksgnaden der von Lebensluft überschäumende Improvisator und Volkspoet Bellmann von Liebe, Wein und Frühling, gelegentlich auch von der Vergänglichkeit alles Irdischen — eine Prater-Poesie, die sich als Echo der kurzen nordischen Sommerfreuden bis auf den heutigen Tag in der höchsten Volksgunst erhalten hat. Zwischen den bezopften Akademikern, die an klassischen Tragödien, Opern und Balletten ciselierten, und dem lustigen Picknicksänger, der am Mälar lachend und scherzend mitten unter dem ausgelassenen jungen Volk sein Punschglas schwang, tauchte nun mit dem Beginne des Jahrhunderts eine kleine Schar neuer Leute auf, frisch von der Universität, noch in des Lebens Mai, die aber weder der einen noch der andern Richtung huldigten. Durch Steffens und Öhlenschläger war die deutsche Romantik in sie gefahren. Sie wollten nichts mehr von Paris, von Boileau und Voltaire wissen, und bloß Punsch zu trinken, war ihnen auch nicht poetisch genug. In der mittelalterlichen Vorzeit des Nordens, die seit zwei Jahrhunderten kaum noch einige trockene Altertumsforscher beschäftigt hatte, ging ihnen urplötzlich eine neue, farbenglühende, lebensprühende Welt auf. Es war nicht das spätere Mittelalter: das vermochten sie mit ihren protestantischen Anschauungen nicht recht in Einklang zu bringen; aber die Götter der Edda, die Helden der Vikingerzeit, die Kämpfe des alten Skandinaviens, das alte Volkslied und der Glanz des Rittertums erwachte für sie zu neuem Leben. Ein jugendliches nationales Selbstgefühl begeisterte sie. Für die Poesie kam ein neuer Frühlingstag, wie ihn Schweden seither nicht wieder erlebt hat.

In diese Zeit freudigen Wiedererwachens fallen Tegnérs erste Gedichte, die allgemeine Bewunderung erregten: sein „Kriegslied an die Landwehr von Schonen“ (1808) und sein patriotischer Kampfesruf „Svea“ (1811). Sie waren aus der allgemeinen Stimmung hervorgequollen und fanden darum in allen Herzen freudigen Wiederhall. Der Dichter ließ sich indes von dem ersten glänzenden Erfolg nicht zu der Einseitigkeit hinreißen, in welche ein Teil seiner romantischen Freunde verfiel, indem sie den bisherigen Litteraturgeschmack aufs Messer bekämpften. Sich selbst schulend an den höchsten Vorbildern des klassischen Altertums, gab er sich nicht der ersten wilden Begeisterung hin, sondern ließ seine der Vorzeit und dem Volksleben entnommenen Stoffe mit zartem Künstlerfleiß zur abgerundeten Form heranreifen. Erst 1820 erschien sein erstes größeres Werk „Die Nachtmahlskinder“, ein liebliches religiöses Volksidyll, dann 1822 „Axel“, eine kleine Liebes- und Kampfes-Epopöe, die in den Zeiten Karls XII. spielt, und endlich 1825 seine Frithjofs-Saga, der berühmteste Versuch, die alte Saga-Poesie des Nordens neu aufleben zu lassen, und das schönste Werk der schwedischen Litteratur, in Deutschland ebenso volkstümlich geworden wie in seinem Heimatland. „Die Nachtmahlskinder“ hat Longfellow in die neuere anglo-

amerikanische Litteratur eingebürgert. „Axel“ hat kein Geringerer als der Sänger von „Dreizehnlinden“ ins Deutsche übertragen, und diese gefeierte Dichtung selbst weist in manchen Zügen auf den Einfluß Tegnérs hin.

Wenig gekannt sind dagegen außerhalb Schwedens Tegnérs kleinere Gedichte, seine prächtigen Oden, Hymnen, Lieder, seine gedankenreichen und weihevollen Festgesänge, seine anmutigen, melodischen Gelegenheitsgedichte. Alles ist längst übersetzt, aber es ist den Übersetzern nicht gelungen, die klangvolle Musik der schwedischen Sprache in das Deutsche hinüberzuzaubern. Nur die Schönheit der Bilder, die Kraft und Anmut des Gedankens läßt sich annähernd wiedergeben, und auch das ist noch schwer, weil das Schwedische wie das Englische eine Menge einsilbiger Stammwörter hat, wo uns nur zwei- und dreisilbige Worte zu Gebote stehen. Es wird dadurch oft unmöglich, einen schwedischen Vers voll gleichwertig mit derselben Silbenzahl in einen deutschen zu drängen. Nur als matten Wiederhall wage ich es, eines seiner schönsten Gedichte, seinen Gesang an die Sonne, wenigstens im selben Rhythmus wiederzugeben:

Dig jag sjunger en sång.
du högstrålande sol!
Kring din konungastol,
djupt i blånande natt,
har du verldarna satt
som vasaller. Du ser
på de bedjande ner;
men i ljus är din gång.

Se, naturen är död.
Natten, vålnaders vän,
på dess bleknade prakt
har sitt bårtäcke lagt.
Mången nattlampa ser
uti sorghuset ner.
Men du stiger igen
utur östern i glöd.
Som en ros ur sin knopp
växer skapelsen opp.
Den får lif, den får färg,
men du nedblickar glad
på de gnistrande blad,
på de flammande berg.
Lifvets rinnande flod,
som var frusen och stod,
un framsorlar han mild
med din vaggande bild.
tills du nedblickar sval
mot den vestliga sal,
der för anande hopp,

Dir, Sonne, mein Sang,
Hochstrahlend Gestirn!
Um den fürstlichen Thron
Tief in dämmernder Nacht
Hast du Welten bestellt
Als Vasallen. Du blickst
Auf ihr Flehen herab;
Doch in Licht ist dein Gang.

Sieh, tot ist Natur.
Gespenstisch die Nacht
Auf verblichene Pracht
Ihre Sargdecke legt;
Aus traurigem Heim
Manch Lämpchen erglimmt.
Doch du steigst, und in Glut
Der Osten schwimmt.
Gleich der Rose entknospt
Die Schöpfung aufs neu',
Und sie lebt und sie glüht.
Froh blickst du herab
Auf das schimmernde Blatt,
Auf den flammenden Berg.
Und die Lebensgewalt,
Die erfroren und starr,
Quillt mächtig und mild,
Hold wiegend dein Bild,
Bis ermattend du schaust
Nach dem westlichen Saal,
Wo dem hoffenden Blick,

der för uttröttad dygd
till de saligas bygd
springa portarna opp.
O du himmelens son,
hvadan komer du från?
Var du med, var du med,
då den Evige satt
och i ljusnande natt
sadde flammande säd?
Eller stod du kanske
vid hans osedda tron
(öfver verlden står hon)
att som ängel tillbe;
tills du stolt ej fördrog
hvad från tronen befalls
och han vredgad dig tog
öfver strålande hals
och dig hof med förakt
som en boll i det blå,
att förkunna ändå
hans förnekade magt?
Derför iler du än
så orolig, so snar;
ingen tröstande vän
bjuder vandraren qvar.
Derför ännu ibland
drar du skyarnas dok
öfver kindernas brand.
Ty du sörjer den dag,
da dig hämnaren vrok
ur sitt heliga lag,
och du föll från hans knän
uti öknarna hän.

Säg mig, blir du ej trött
på din ensliga gång?
Blir ej vägen dig lang,
som so ofta du nött?
I mångtusende år
har du kommit igen;
och dok gråna ej än
dina gullgula hår?
Som en hjelte går du
på din glänsande stig,
dina härar ännu
hvälfa trygge kring dig.
Men det kommer en stund,
da din gyllene rund
springer sönder: dess knall
manar verlden till fall.

Wo dem ringenden Herz
Zu der Seligkeit Land
Weit ſich öffnet das Thor.
O du Himmelsſohn,
Sprich, wo kommſt du her?
Warſt du ſelber dabei,
Als der Ewige ſaß
Und in leuchtende Nacht
Warf die flammende Saat?
Oder ſtandſt du vielleicht
Am unſichtbaren Thron
Hoch über der Welt
Als Engel zu Dienſt,
Bis du ſtolz nicht ertrugſt,
Was vom Thron er befahl,
Und er zürnend dich nahm
An dem ſtrahlenden Hals
Und verächtlich dich warf
Ins Blaue als Ball,
Zu verkünden fortan
Die verleugnete Macht?
Drum eilſt du voran
So unruhig, ſo ſchnell;
Und kein tröſtender Freund
Beut dem Wanderer Raſt.
Drum noch glüht dir die Wang',
Und heute noch hüllſt
Du in Wolken ſie ein.
Du betrauerſt den Tag,
Da der Rächer dich warf
Aus dem heiligen Kreis,
Und weit von ihm weg
In die Wüſte du ſankſt.

Sag, wirſt du nicht müd'
Auf dem einſamen Gang?
Wird der Weg dir nicht lang,
Den ſo oftmals du ziehſt?
Du kommſt ſchon daher
Das vieltauſendſte Jahr,
Und graut dir noch nicht
Das goldſtrahlende Haar?
Wie ein Held ziehſt voran
Du die glänzende Bahn,
Und dicht um dich drängt
Sich dein zahllos Gefolg.
Doch es nahet die Stund',
Da dein goldenes Rund
Springt entzwei, und ſein Knall
Mahnt den Weltbau zum Fall.

Och som ramlande hus
störta skapelsens hörn
efter dig uti grus
och den flygande tid,
lik en vingskjuten örn,
faller död derbredvid.

Far en ängel då fram
der du fordomdags sam
som en gyllene svan
genom blå ocean,
se, då blickar han stum
kring de ödsliga rum;
men dig finner han ej,
ty din pröfning har slut,
og försonad alltnog
dig den Evige tog
som ett barn på sin arm,
och nu hvilar du ut
invid faderlig barm.

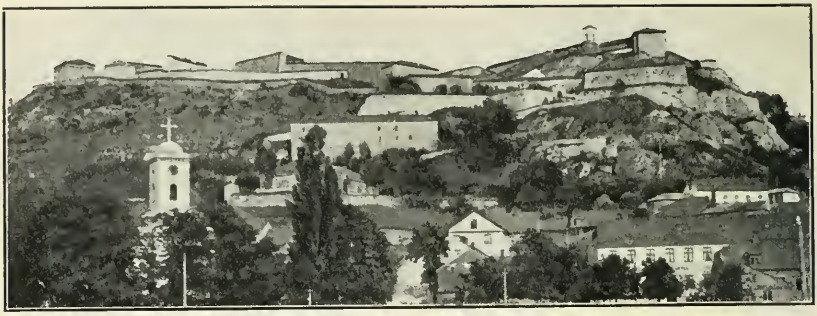
Väl, så rulla dit klot
uti ljus och gå gladt
din förklaring emot!
Efter långvarig natt
skall jag se dig en gång
i ett skönare blå;
jag skall helsa dig då
med en skönare sång.

Wie ein stürzendes Haus
Sinkt die Schöpfung mit dir
In des Chaos Graus,
Und die fliehende Zeit,
Wie ein Adler im Flug
Vom Pfeile durchbohrt,
Fällt tot in den Staub.
Zieht ein Engel dann aus,
Wo du weilteſt dereinſt,
Wie ein goldner Schwan
Durch das blauende Meer,
Sieh, da blickt er umher
Im verödeten Raum,
Und er findet dich nicht.
Deine Prüfung iſt voll,
Und ſchon lange verſöhnt
Dich der Ewige ſchloß
Wie ein Kind in den Arm,
Und da ruhſt du nun aus
Am Vaterherz.

Drum kreiſe voran
In Licht deine Bahn,
Wo Verklärung dein harrt.
Nach endloſer Nacht
Werd' ich wieder dich ſchau'n
In ſchönerem Blau,
Und mit ſchönerem Klang
Wird dich grüßen mein Sang!

Man darf hier nicht theologiſch tüfteln und deuteln wollen. Jeder weiß, daß die Sonne nicht Luzifer noch ſonſt ein gefallener Engel iſt, daß die gefallenen Engel nicht begnadigt wurden, und daß Gott die Sonne weder als verklärtes Erdengebilde noch als verſöhnten Engel an ſein Vaterherz drücken wird. Aber jeder fühlt auch, daß die Sonne, das erhabenſte, herrlichſte und wohlthätigſte aller Naturgebilde, uns unwillkürlich zum Bilde des Göttlichen und Menſchlichen wird, daß in ihrer Herrlichkeit die Größe des Schöpfers ſich ſpiegelt, in ihrem Lauf und Wandel Leid und Freude, Furcht und Hoffnung des Menſchenherzens. Und wenn mit der Sonne die Pracht der ganzen ſichtbaren Schöpfung zuſammenſtürzt: uns kann der Ewige verſöhnt an ſein Vaterherz drücken, wenn wir die kurze Spanne des Erdenlebens treu als Prüfung beſtanden.

Die tiefſten religiöſen, bibliſchen Anklänge mit dem edelſten Naturgefühl zu verbinden, darin liegt die bezaubernde Gewalt dieſer Lyrik, die nicht ſucht und ſchraubt, ſondern ſchaut, fühlt, klingt.



Festung Fredrikſten. (Phot. A. Lindahl.)

21. Trollhättan und Göteborg.

Trollhättan! Wem brauſen nicht ſchon die Ohren, wenn er an dieſen Waſſerfall denkt? Er iſt nebſt dem Rheinfall der berühmteſte Europas. Von alters her gehört er zu einer ſchwediſchen Reiſe. Da Schweden, ſeiner größten Ausdehnung nach, ein weites Flachland bildet und ſelbſt an der Weſtgrenze und im Norden kaum einen Nachklang der Gebirgsherrlichkeit Norwegens beſitzt, ſo hat ſich die Reiſeluſt hier mehr den Städten zugewandt. Das beliebteſte Wanderziel wurde Stockholm ſelbſt mit dem Mälarſee; von Stockholm aber beſuchte man gewöhnlich auf dem ſogen. Götakanal den Wetter- und Wenerſee, die Trollhättafälle und fuhr über Göteborg wieder nach Kopenhagen zurück oder allenfalls noch nach Chriſtiania hinüber. Das iſt noch heute die lohnendſte Fahrt für eine kürzere Reiſe. Auf die meiſten aber wird Schweden einen günſtigeren Eindruck machen, wenn ſie von Dänemark, als wenn ſie aus Norwegen herüberkommen. So freundlich vielfach die Landſchaft am Niederrhein und in Holland ſein mag, wenn man eben aus den Alpen rheinabwärts herunterkommt, wird man wohl immer etwas vermiſſen. So auch hier.

Uns war keine Wahl geſtellt. Wir ſaßen in Chriſtiania und mußten auf irgend einem Weg nach Schweden hinüber. Wir wählten die Weſtlinie der norwegiſchen Staatsbahn: Chriſtiania-Fredrikshald. Sie führt durch den ſüdlichſten Teil Norwegens, denjenigen, welcher in den langwierigen Kämpfen zwiſchen den beiden Brudervölkern am meiſten zu leiden gehabt hat. Lange Zeit dehnte ſich einſt Norwegen noch viel weiter ſüdlich aus. Die Landſchaft Bohuslän wurde erſt im Frieden von Roeskilde (1658) gleichzeitig mit den bis dahin däniſchen Landſchaften Schonen, Halland und Bleking an Schweden abgetreten, die einzigen Länder, welche Schweden von ſeinen zahlreichen früheren Eroberungen geblieben ſind.

Bis Ljan folgt die Bahn dem Oſtufer des Chriſtianiafjords, dann biegt ſie weiter ins Land hinein und ſendet eine kleine lokale Zweigbahn, „die Indre-Smaalens-Bane“, über den Glommen, welche in Sarpsborg wieder auf die Hauptlinie mündet. Dieſe berührt den Fjord wieder in Moß und Fredrikſtad und zieht ſich dann am Unterlauf des Glommen nach Sarpsborg, einem ſchon im Mittelalter bedeutenden Platz. In Fredrikshald endlich nähert ſie ſich zum letztenmal dem Meere in dem Iddefjord, der ſchon zum Skagerrack gehört. Man genießt ſo einen ſehr angenehmen Wechſel von Fjordanſichten und Landpartien. Das Schönſte iſt unbedingt der Rückblick auf die Hauptſtadt ſelbſt, die zahlreichen Gärten, die in ihrer Nähe bis in die unwirtlichſten Felſen hinaufklimmen, die Inſeln im Fjord und die vielen Landhäuſer, die bis nach Ormſund rechts und links das Ufer ſchmücken.

Moß und Fredriksſtad ſind freundliche, ſaubere Städte. Hier wie in Drammen ſind Holzhandel und Holzinduſtrie das Hauptgeſchäft. In ausgedehnten Werkſtätten wird aber das Material nicht nur zu Brettern und Balken verſägt, ſondern ſchon zu Holzgerüſten, Thüren, Fenſtern u. ſ. w. verarbeitet. Das Holz iſt aber ebenſo nett und reinlich, als die Kohle ſchmutzig und düſter, und die gemütlichen Holzhäuſer laden zu längerem Verweilen ein. Sarpsborg iſt durch den nahen Sarpsfoß berühmt, einen der größeren Waſſerfälle Norwegens. Der Glommen, Norwegens bedeutendſter Fluß, der gleich dem Ljusnaelf, Dalelf, Klaraelf und der Gula auf der Mitte des norwegiſch-ſchwediſchen Hochplateau entſpringt und all die kleineren Flüſſe von Hedemarken in ſich vereinigt, ſtürzt ſich hier in ſeiner ganzen Breite (36 m) über eine Felsterraſſe von 23 m herab. Der Sturz iſt alſo bei weitem nicht ſo breit, doch etwas höher als der des Rheins bei Schaffhauſen, das Schauſpiel ein immerhin gewaltiges. Eine Eiſenbrücke führt die Bahn hart am Sturz über die donnernd hinabdröhnende ungeheure Waſſermaſſe, welche jene der Trollhättafälle übertrifft. Dazu führt der Glommen gleich dem Höneſoß faſt beſtändig Balken und Baumſtämme mit ſich, die er vom Hochgebirge 100—200 km weit bis ans Meer befördert. Gleich kleinen Spänen in den ſiedenden und rauchenden Schlund hinabgeſchleudert, unten wieder auftanzend und von der Gegenſtrömung zurückgejagt, bezeichnen die mächtigen Stämme die ungeheure Kraft, welche mit ihnen ſpielt, und beleben das an ſich ſchon großartige Bild. Der Sarpsfoß hätte wohl eine ähnliche Berühmtheit erlangen können wie die Trollhättafälle, wenn er an einem günſtigeren und beliebteren Reiſeweg gelegen geweſen wäre. Auch bei der Berühmtheit ſpielen Bequemlichkeit, Nutzen, Reklame, Laune, Mode ihre Rolle, und ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich in Sarpsborg nicht ausgeſtiegen bin, um den prächtigen Waſſerfall näher anzuſehen, aber ſicher war ich, daß mich niemand nach demſelben fragen werde, nach den Trollhättafällen jedermann. Der Norweger iſt indes mit Recht ſtolz auf ſeinen

Sarpsfoß, und es ist nicht unmöglich, daß ihm auch eines Tages der Tourismus seine Gunst zuwenden wird.

Das benachbarte Fredrikshald mit seiner Festung Fredriksten ist unbedingt schöner, malerischer, auch geschichtlich interessanter, als irgend eine der Ortschaften in der Nähe der Trollhättafälle. Die Stadt, früher ‚Halden' genannt, erst durch König Frederik III. 1665 nach seinem Namen umgetauft, ist gleich Moß und Fredriksstad ein Hauptstapelplatz des norwegischen Holzhandels und genießt aller Vorteile, die dieses Geschäft mit sich bringt. Die wohlhabende Bevölkerung hat in ihrem Wachstum das zwölfte Tausend überstiegen. Die Lage aber ist überaus freundlich. Denn die Stadt liegt gerade da, wo der frische, muntere Tistedalself mit dem gleichnamigen Thale in den Iddefjord mündet. Also Wasser in Hülle und Fülle! das klare Wasser eines sprudelnden Bergstroms und das schwere, salzige Wasser des Meeres. Dazu Inseln im Fjord und das niedlichste Felsenthal oben am Flusse. Aber auch an Gestein fehlt es nicht. Zwischen geringeren Hügelkuppen ragt auf zerklüfteten Granitfelsen die Feste Fredriksten, das kühne, romantische Denkmal einer Zeit, wo in den Kämpfen der Völker persönliche Tapferkeit und wilde Felsennatur noch den Ausschlag gaben, ein steiler Abhang allen Geschossen trotzte und ein kühner Haudegen alle Berechnungen der Kriegskunst zu nichte machen konnte. Heute lenken die Fürsten und Feldherren die Geschicke der Schlacht von ihrem entlegenen Generalstabszelt aus, zu dem kein feindliches Geschoß hinzudringen vermag. Noch am 11. Dezember 1718 aber fiel König Karl XII. hier im Laufgraben von Fredriksten, von einer Pistolenkugel daniedergestreckt. Ebenso harte Belagerungen wie in den Jahren 1716 und 1718 hatten Stadt und Festung schon 1658 und 1663 auszustehen. Auch in den Kriegsjahren 1807—1814 litten sie sehr, und im letztgenannten Jahre mußten sie sich endlich an die Schweden übergeben. Unten am Strand und auf der Insel Saugö im Fjord, auf dem breiten Weg, der zu den Werken hinaufführt, oben an der Citadelle, hinüber am Eingang des Tistedal, überall gewährt die alte Veste ein anziehendes, malerisches Bild. Eine gußeiserne Pyramide im Kommandantenpark bezeichnet die Stelle, wo der tapfere König Karl, dieser verspätete mittelalterliche Recke, fiel; die Inschrift ist der volkstümlichen Ballade entnommen, in welcher Tegnér ihn gezeichnet hat:

I med-och motgång lika
Sin lyckes öfverman,
Han kunde icke vika
Blott falla kunde han.

Ob hold das Glück, ob feindlich,
Es zwingt ihn nimmermehr;
Er konnte nimmer weichen,
Nur fallen konnte er.

Fredrikshald ist eine der 17 norwegischen Städte, welche eine höhere Unterrichtsanstalt (mit je drei Abteilungen: Lateingymnasium, Realgymnasium und Mittelschule) besitzen. Vier dieser Anstalten führen noch den Namen „Kathedralschulen", diejenige zu Throndhjem seit 1152, die zu Christiania (Oslo) und zu Bergen ebenfalls seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, die zu Christianssand seit späterer Zeit. Die übrigen heißen einfach „Skole". Gegen Ende 1886 hatte die Lehranstalt Christiania 383 Schüler, Christianssand 166, Bergen 322, Throndhjem 220, Fredrikshald 173, Hamar 137, Lillehammer 94, Drammen 310, Skien 121, Arendal 210, Stavanger 225, Aalesund 99, Molde 62, Christianssund 129, Tromsö 113, Kongsberg 56, Laurvik 130. An den meisten dieser Anstalten ist das Realgymnasium und die Mittelschule weit stärker besucht als das Lateingymnasium.

Nach dem Meere hin bezeichnet Fredrikshald schon die Grenze. Ein kleiner Strich des Amtes Smaalenene zieht sich indes noch weiter südlich in die schwedische Län Elfsborg hinab. Wie zum Abschied entfaltet hier im Tistedal die norwegische Bergesnatur noch einmal ihren schönsten Zauber, vor allem an dem lieblichen Femsjö, der sich stundenweit nordwärts streckt. Wir glauben uns in diesem lieblichen Thale an den Stordalself bei Throndhjem versetzt. Doch das dauert nicht lange. Dann keucht die Lokomotive in eine einsamere Bergregion hinauf, wo uns selten noch ein einsamer Hof begegnet, der Wald nur noch mit einsamer Bergesheide wechselt. Auch da deuten Baumstrünke an, daß sich der Skog, das Waldgebiet, früher noch viel weiter ausgedehnt habe. Weite Holzlager bezeichnen den Reichtum der Gegend, dichter Wald bezeugt uns, daß er noch lange nicht erschöpft ist. Wie bisher sind die wenigen Häuser schlichte Blockhäuser, grell rot bemalt, mit weißen Fenster- und Thürrahmen. Kornsjö heißt die letzte norwegische Station. Der Wald hört hier auf, und in den öden, kahlen Berghöhen wird man Schweden nicht gerade in überschwenglicher Stimmung begrüßen.

Aber was soll das heißen? Zollrevision an der schwedischen Grenze? Zollrevision! unter Brudervölkern? Sie haben denselben König und dieselben Gesandten und Konsuln, und zu Hause untersuchen sie sich das Felleisen und die Taschen, ob der Herr Bruder nichts Zollpflichtiges mit sich führe! Man müßte dazu notwendig die skandinavischen Lieder lesen, in welchen sich im Anfang der fünfziger Jahre schwedische und norwegische Poeten mit Bruderküssen überschütteten. Ich muß übrigens gestehen, daß die Revision eine sehr glimpfliche war und uns nicht lange auf der Station Mon aufhielt. Dann rollte der Zug durch eine weite Bergesöde dahin; erst in Ed wurde die Gegend wieder schöner, und zwischen dunklem Walde erschien der Spiegel des Stora Lee, eines schmalen, weit nach Norden sich hinziehenden Sees, der durch den Dalslandskanal mit dem größten Binnenwasser Schwedens,

dem Wenersee, in Verbindung steht. Man braucht aber auf dem Kanal ungefähr zwei Tage, um von Fredrikshald nach Wenersborg zu kommen, während die Lokomotive diese Strecke in sieben Stunden zurücklegt. Vom Stora Lee an ist diese Strecke freilich nicht sehr anziehend. Die Landschaft ist einförmig und teilweise sumpfig. Der Bahnzug war auch bis Mellerud, in der Nähe des Wenersees, wenig bevölkert, wir blieben in unserem Coupé völlig allein. Dagegen war der Zug der Bergslagarnar jernvägar, der Linie Falun-Göteborg, dergestalt überfüllt, daß wir uns kaum rühren konnten. Etwas nach 4 Uhr nachmittags erlöste uns der Schaffner mit dem Rufe „Trollhättan"! Lebendiger als sonst brausten uns da die Wogen des berühmten Wasserfalls an die Ohren. Wir hatten bis zum nächsten Zug drei Stunden Zeit, mehr als genug, um uns dieses Weltwunder anzusehen.

Schon in der Station Trollhättan[1] machte sich die internationale Bedeutung des Platzes geltend. Wir hörten an dem Buttertisch Englisch und Französisch, Sächsisch und Wienerisch. Aus der schlichten Bauerngesellschaft, in der wir von Mellerud dahergefahren, sahen wir uns hier in lauter elegante Modegesellschaft versetzt.

Von der Bahnstation zum Dorfe ist es ein Viertelstündchen, aber ein urlangweiliger Weg, ohne Häuser und Schatten. Das ebene, wohlbebaute Feld senkt sich unbedeutend nach dem Götaelf hin, der hier, etwa 12 km nach seinem Ausfluß aus dem Wenersee, nur wenig seinen Lauf beschleunigt. Den Fluß entlang stehen gewöhnliche Arbeiterwohnungen. Endlich erheben sich auch links Häuser, eine Apotheke, ein Postcomptoir und ein Hotel. Da umschwärmt uns auch schon gleich eine Schar von Jungen, von denen jeder uns den Weg weisen will, obschon man denselben mühelos selbst finden kann.

Eine erste Brücke führt uns über den berühmten Götakanal, der sich hier von dem Götafluß abzweigt, um die Schiffe friedlich und ungefährdet an den tosenden Wasserstürzen vorbei in den weiter unten wieder beruhigten Fluß zurückzubringen. Eine zweite Brücke bringt uns von der Hauptstraße der Ortschaft über einen noch ruhigen Flußarm zu einer kleinen Insel hinüber, eine dritte und vierte kleinere zu zwei andern Inseln, von denen die letzte Spekö heißt. Alle drei Inseln sind mit Holz-, Bretter- und Balkenlagern übersät, in deren Mitte eine große Holzschneidemühle arbeitet. Der Anblick könnte prosaischer nicht sein. Nur das zunehmende Getöse des Wasserfalls spannt einigermaßen die Erwartung. Ich muß indes gestehen, daß ich, nach den vielen Wasserfällen von Norwegen, beinahe eine gelinde Enttäuschung befürchtete. Allein da standen wir nun plötzlich auf einer zitternden Holz-

[1] Man spricht und schreibt sowohl „Trollhätta", als „Trollhättan" und „Trollhätte". Der Name bezeichnet zunächst die berühmten Wasserfälle, dann die daran gelegene Ortschaft und endlich die zugehörige Eisenbahnstation.

Tjuffallet und Toppöfallet (Trollhättan).

galerie, gerade da, wo sich die ungeheure Wassermasse 7 m in die Tiefe stürzt. Das ist eigentlich nicht tief, aber gerade tief genug, um ein Schauspiel und ein Getöse hervorzubringen, daß einem die Augen beben und die Ohren sausen, und man meint, von den Wogen jeden Augenblick verschlungen zu werden. In rasender Wut schießen sie daher, wie flüssiges Krystall, Garbe an Garbe, in eisiger Glätte sich aneinander drängend und, wie von Feuersglut gehetzt, nicht ruhend, nicht rastend, gleich den Wogen eines empörten Meeres. Nun senkt sich plötzlich ihr bis dahin gleichmäßiges Bett. In tollen Wirbeln stürzen sie hinunter, als wollten sie alles mit sich fortreißen. Da stellt sich ihnen eine Felsinsel mit grünen Tannen gekrönt entgegen. Wütend schäumen die Wogen auf, stürmen zurück, wirbeln in milchweißem Gischt und wogenden Rauchwolken den nachstürmenden Fluten entgegen, ringen mit ihnen in rasendem Tanz und schäumen dann geteilt in zwei Schaumlawinen rechts und links an der Insel Gullö hinunter.

Das sind die Gullöfälle. Man steht dem Wirbeltanz so nahe, daß man mitten darin zu sein glaubt. Das Donnern der Wogen übertäubt die Stimme. Ein kleiner Sprung, und die Wut der Wasser zerschellt uns unten an den Felsmauern, die kaum dem fürchterlichen Anprall widerstehen. Der Zugang zum Rheinfall hat mich weit mehr angesprochen, als ich vom Schloß Laufen erwartungsvoll an den Fuß des gewaltigen Sturzes hinabstieg; aber die Überraschung war hier entschieden größer, als ich aus den prosaischen Holzlagern mich plötzlich an diesen tobenden Höllenschlund versetzt sah. Eine einzige dieser Wassergarben wäre hinreichend, uns hinabzuschleudern. Doch da drängen sie sich zu Hunderten, zu Tausenden. Die Wucht des Stromes wird auf nahezu eine Viertel Million Pferdekräfte geschätzt. Man denke sich ein Reiterheer von 200000 Centauren, die mit verhängtem Zügel diesen Felsabhang hinunterjagen, und beständig drängt dieser Schar eine gleiche, ebenso zahlreiche nach. Das ist nur ein Symbol der Kraft, die in diesen riesenhaften Wassermassen thätig ist.

Betäubt gehen wir auf die Straße zurück, bis zu einer Mühle, von der uns ein von Bäumen beschatteter Weg wieder zum Flusse hinabführt, und dann auf zwei kleine Brücken zu der kleinen Felseninsel Toppö. Der Strom hat indes kaum Zeit gehabt, sich von dem ersten Sturze wieder zu erholen, da tost er in fast senkrechtem Katarakt abermals rechts und links an dieser Felseninsel hinab, die von seiner Wut zu beben scheint. Der Sturz ist hier doppelt so tief wie oben, 13 m. Die Wassermasse aber ist beiderseits auf die Hälfte des Raumes zusammengedrängt und überstürzt sich nun in einer Wut, die keine Grenzen mehr kennt. Auf der Toppö steht man aber mitten zwischen den zwei rasenden Strudeln; man kann ganz nahe an beiden hinabklettern, daß der Schaumregen uns bespritzt und daß wir jede einzelne Wassergarbe deutlich verfolgen können, bis sie sich selbst in kämpfendem

Schaum selbstmörderisch zerwühlt. Die unermüdliche Raserei spannt alle Nerven. Man wird wie trunken von dem donnernden Brausen und dem blitzenden Schaum, den gegeneinander anstürmenden Wirbeln und dem rauchenden Wasserdampf. Es ist auch keine bloße Einbildung, wenn man sich auf den umtosten Klippen nicht behaglich fühlt. Die Fluten wühlen fort und fort an der Felseninsel Toppö, und eine weiter oben gelegene Felsenklippe, der Skräddareklint, ist längst von ihnen mit in den Abgrund hinuntergerissen. Wo die beiden Arme des Falles sich wieder vereinigen, da schäumt und zischt eine Brandung wie jene des stürmenden Meeres an einer steil abfallenden Felsenklippe. Nur 200 Schritte weiter oben brausen die Gullöfälle, nur 100 Schritte weiter unten wirft sich der vereinte Strom wieder, in Milchschaum verwandelt, über eine kleinere Terrasse hinab. Dieser dritte Fall heißt der Stampeströmfall.

Ein anmutiger Weg führt uns zwischen demselben und der hochgelegenen neuen gotischen Kirche der Ortschaft Trollhätta an den vierten Fall, den „Helvetesfall", dessen Höhe 9 m beträgt, aber auf mehr als 100 m Länge sich ausdehnt. Obwohl eigentlich bloß eine Stromschnelle, steht er den andern Fällen an betäubendem Flutenwirbel und Getöse kaum nach. Die vier Fälle, einer unter dem andern, setzen sich hier zu einem einzigen großartigen Bilde zusammen, einer Riesentreppe von dahinstürmenden Wassern und schäumendem Gischt, eingeschlossen von zerklüfteten Felsen und spärlichen dunkeln Tannen und Gebüsch. Die Sägemühle und das Dorf mit dem schlanken Kirchturm treten hier zurück und vermögen nur wenig das urwüchsige, gewaltige Naturschauspiel zu mildern. Jetzt dehnt sich der wirbelnde Strom in der Bucht Olidehålan aus, dreimal so breit als die vereinigten Fälle, und erst in weiterer Entfernung nimmt er in den Flottbergsströmmen den letzten Ansatz zu einem Katarakt. Die Gesamthöhe der fünf Fälle beträgt 33 m (die des Rheinfalls 21 m, die des Sarpsfoß 19,7 m, die des Niagara 48 und 50 m), der Sturz verteilt sich aber in fünf Absätzen auf eine Länge von 150 m. Der Eindruck wird dadurch geteilt und geschwächt, aber anderseits ist er wieder durchaus eigenartig. Weiter unten ist das steile Ufer sehr malerisch, und da auf dem Spaziergang von einem Fall zum andern das Tosen nie aufhört, so hilft das Ohr dem Auge nach und vereinigt das räumlich Getrennte zu einer mächtigen Gesamtwirkung.

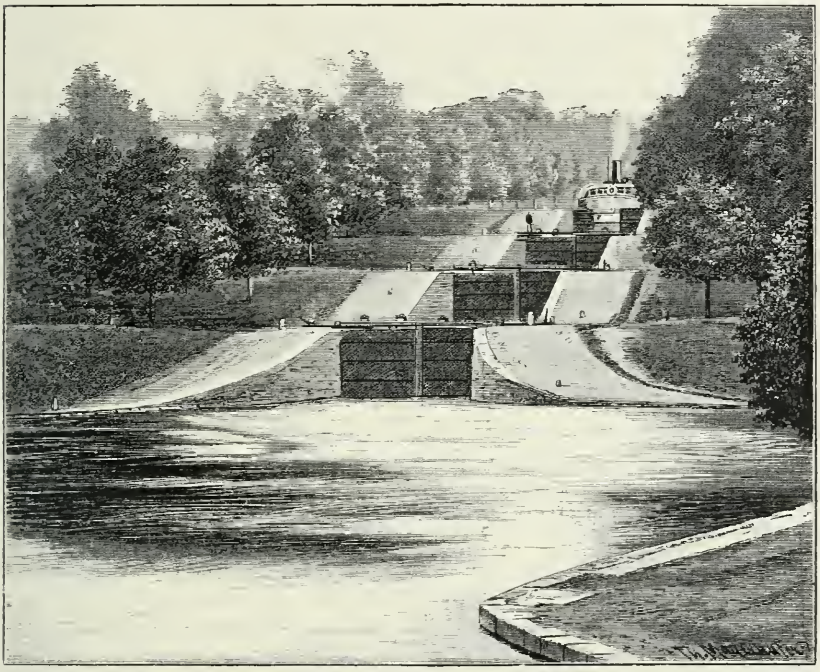
Wie schon der Name sagt, hat die schaffende Volksphantasie diese Wasserfälle mit ihren Träumen umwoben. Denn „Trollhättan" heißt der „Zauberhut". In der Gegend nach dem Wenersee hin, zwischen den Felsen des Halleberg und des Hunneberg, wohnten die zwei Riesen Starkoddr und Hergrimr. Beide liebten die schöne Zauberin Oge oder Ogna Alfafoster. Starkoddr gewann sie als Braut, Hergrimr aber entführte sie ihm und nicht ohne ihre Beistimmung. Denn nur widerwillig war sie des andern

Braut geworden. Es kommt nun zum Zweikampf. Oge versieht Hergrimr mit einem „Zauberhut", einer Art Tarnkappe, die ihn des Gegners Streichen entziehen sollte. Aber Starkoddr hat ein furchtbares Schwert, dessen Zauberrunen dem Zauberhut überlegen sind. Es spaltet Felsen und Berge. Hergrimr fällt, und um nicht mit dem ungeliebten Starkoddr leben zu müssen, stürzt sich Oge in die dahinbrausenden Wasser.

Eine zweite Sage heftete sich an den längst gestürzten Skräddareklint, d. h. Schneidersfelsen. Die Sage gehört schon einer späteren Kulturperiode an, wo es professionelle Schneider giebt und reiche Bauern mit unbändigem Stolz auf den armen Handwerker herabsehen. Allein die Schneider haben Glück in der Politik wie in der Liebe. Eines reichen Bauern vielumworbenes Töchterlein am Trollhättan verliebt sich in einen solchen armen Schneider, und dieser wagt es endlich und hält bei dem Bauer um die Hand der Tochter an. Der Bauer wütet; aber die Tochter bleibt ihrem Liebsten treu. „Nun denn, wenn's sein muß, Schneider! dann sollst du auch ein Kunststück liefern. Setz dich draußen auf der Insel Gullö ans Eis, wo die Klippen über den Wasserfall hineinhängen. Wenn du da meiner Tochter Brautkleider fertig nähst, dann magst du selbst mit ihr Hochzeit halten!" So sprach der stolze Bauer. Es war ein so strenger Winter, daß selbst die Trollhättafälle gefroren waren. Es konnte aber auftauen in einer Nacht, und dann war der Schneider verloren. Der Schneider ging über das Eis auf die Gullö und nähte und nähte vom Morgen zum Abend zwei Tage lang. Am Morgen des dritten Tages war das Brautkleid fertig, er brauchte nur noch den Fadenschlag herauszuziehen. Am Ufer stand schon die Braut und streckte sehnsüchtig die Arme nach ihm aus. Doch gerade in dem Augenblick, wo der arme Schneider hinüberschreiten will, bricht unter schrecklichem Getöse das Eis. Er vermag den festen Boden nicht mehr zu erreichen; vor Schrecken taumelt er und sinkt, mit dem fertigen Brautkleid im Arme, auf den stürzenden Eismassen hinab in die Tiefe. Als die Braut das sah, da erfaßte sie wilde Verzweiflung, und klagend stürzte sie sich ihrem Bräutigam nach in den schäumenden, eisigen Abgrund. Die Klippe, auf welcher der Schneider das Brautkleid genäht, hieß seitdem die Schneidersklippe; es ging ihr indes nicht besser als Braut und Bräutigam, auch sie wurde von dem unbarmherzigen Strom hinabgerissen, es ist nichts mehr von ihr zu sehen.

Etwas weiter unten, an den Toppöfelsen, von welchen der eine Tjufkallet, der Diebsfall heißt, soll früher eine Diebeshöhle entdeckt worden sein, eine insignis spelunca latronum, wie sie der gelehrte Olaus Magnus nennt. Von diesen Räubern, welche alle Reisenden als Lehensleute und Leibeigene betrachteten, wurde einst auch ein Mädchen geraubt und lange in Gewahrsam gehalten. Der schrecklichen Gesellschaft überdrüssig, bat sich das kluge Evastöchterlein die Gnade aus, auf Weihnachten einen Bund

Stroh holen zu dürfen, wie er in Skandinavien an diesem Fest auf einer hohen Stange in den Schnee gesteckt wird. Die Räuber hielten das für harmlos und bewilligten die Bitte, nur verboten sie dem armen Ding unter den furchtbarsten Drohungen, mit irgend jemand zu reden. Das Mädchen versprach das und hielt sein Versprechen; allein auf dem Rückweg ließ es von Zeit zu Zeit einen Halm fallen. Die Leute merkten das und gelangten auf diese Weise an die Räuberhöhle, bemächtigten sich der Unholde und



Schleusen bei Trollhättan.

überlieferten sie den Armen der Gerechtigkeit. Von der Höhle ist keine Spur vorhanden, aber der eine Arm des Toppösalles heißt noch allzeit der Diebsfall.

Der Weg an die letzten Stromschnellen, die „Flottbergsströmmen", heißt Dödens gang, der Todesweg; der Weg, der von da weiter am Flusse hinabführt, Kärlekens stig, der Steig der Liebe. Ob diese Namen von andern Volkssagen herrühren, weiß ich nicht. Die ganze Scenerie ist schon dazu angethan, noch weitere Phantasiespiele zu ersinnen.

Wie immer im Leben, so stößt auch hier wieder die Poesie hart mit der Prosa zusammen. Bei Åkersvaß sehen wir Schiffsmasten über dem Gebüsche aufragen, und Schiffe gleiten den ruhigen Fluß hinab. Es münden hier die Schleusen des Götakanals; an das wunderbare Naturbild grenzt

hier ein nicht minder staunenswertes Werk menschlichen Kunstfleißes, eines der großartigsten, die Schweden hervorgebracht. Es besteht aus einem Kanal- und Schleusensystem, welches die Häfen des Skagerracks durch eine schiffbare Straße mit dem Wener-, Wetter-, Boren- und Roxensee und endlich mit der Ostsee verbindet, so daß dasselbe Schiff, anstatt Südschweden zu umfahren, auf dreimal kürzerem Wege nach Stockholm gelangen kann, die inneren Landschaften von Schweden zugleich die bequemste Verbindung mit der Hauptstadt, mit der Ost- und Nordsee erhalten. Es mußten zu diesem Zwecke zuvörderst die Trollhättafälle durch einen Kanal umgangen werden; dann waren vier weitere Kanäle erforderlich zwischen den genannten vier Seen und der Ostsee. Die Gesamtlänge dieser Kanäle beläuft sich auf 88 km, eine Strecke nahezu so lang wie von Köln nach Koblenz. Die höchste Höhe, zu welcher die künstliche Wasserstraße emporsteigt, ist 91 m über dem Meere. Um die Schiffe auf diese Höhe emporzuheben und wieder langsam zum Meeresniveau zurückzubringen, waren 58 Schleusen nötig, 53 zur Hebung und Senkung, 5 zur allgemeinen Regulierung des Wasserstandes. Sie sind sämtlich aus behauenem Granit gebaut (36 m lang, 7 m breit); 14 derselben heben die Schiffe von der Ostseebucht Slätbakken in den Roxensee hinauf, 15 weitere zum Borensee, 5 zum Wettersee, eine zum Viken (einem kleineren See zwischen dem Wetter- und Wenersee); von diesem höchsten Punkt des Kanalsystems steigen die Schiffe dann wieder durch 19 Schleusen zum Skagerrack herab. Die vielen Schleusen verlangsamen natürlich die Fahrt, und so interessant auch die Hebung der Schiffe die ersten Male dem Neuling ist, so wirkt ihre stete Wiederholung doch zuletzt ermüdend. Die Kanaldampfer brauchen von Göteborg nach Stockholm $2^1/_2$ Tag, während ein Schnellzug die Strecke in 12 Stunden fährt. Für den Güterverkehr wie für die Reisenden ist indes der Kanalweg durch die Eisenbahn noch keineswegs überholt und überflüssig gemacht worden. 3000 Schiffe machen durchschnittlich im Jahr den Weg von Göteborg nach Stockholm, und bis zu 8000 fahren jährlich auf dem Kanal an den Trollhättafällen vorbei nach dem Wenersee oder von da zurück nach dem Skagerrack[1].

Das Verdienst, dieses einst von der ganzen Welt angestaunte Werk angeregt zu haben, gebührt nicht einem amerikanischen Ingenieur oder sonst einer modernen Berühmtheit, sondern einem Schweden, und zwar einem katholischen Bischof des ausgehenden Mittelalters, der sein treues Festhalten an der Kirche unfehlbar mit dem Leben gebüßt haben würde, wenn der „evangelische" Tyrann Gustav Wasa ihn in seine Gewalt bekommen hätte. Das war Johann Brask, der letzte katholische Bischof von Linköping, ein

[1] Der ältere Trollhättakanal hat wieder 16 Schleusen, so daß der ganze Wasserweg zwischen der Ostsee und Nordsee 74 Schleusen zählt.

Mann von umfassendster geistlicher und weltlicher Bildung, der sich um Missale, Breviere, Werke italienischer Rechtsgelehrter und Dichter nicht weniger interessierte als um Glasmalerei. Um die Buchdruckerei zu heben, sah er sich in Italien nach Papierfabrikanten um; ebenso beauftragte er seine Agenten, Apotheker, Kupfer- und Eisenschmiede für Schweden anzuwerben. „Er war", wie Geijer sagt, „ohne Vergleich der angesehenste wie auch der klügste und gelehrteste Mann des alten Schwedens; auf seinem Bischofssitz ein aufrichtiger Freund seines Landes, für dessen ökonomischen Wohlstand er Pläne hegte, die später Gustav selbst und nach ihm andere ausgezeichnete Männer aufnahmen; ebenso ein Freund der schwedischen Freiheit, wie er sie nämlich selbst in einem Brief an seinen Freund Ture Jönsson beschreibt, ‚daß des Reiches Freiheit von der Kirche und der Ritterschaft abhängt'; weshalb er auch ein Gegner und Tadler des Sturenregimentes gewesen war." Dieser Mann war es, welcher im Jahre 1516 dem schwedischen Reichsvorstand Sten Svantesson Sture (dem Jüngern) und den Reichsständen den Vorschlag machte, den Wettersee durch eine für Boote schiffbare Wasserstraße mit der Ostsee zu verbinden und diese Wasserstraße dann bis Lödöse (dem heutigen Göteborg) auszudehnen. Der Vorschlag fand Billigung, und der unternehmende Bischof legte Hand ans Werk. Nur allzubald sollten indes die begonnenen Arbeiten durch die furchtbaren politischen Wirren gestört werden, welche der blutgierige König Christian über das Reich heraufbeschworen, und noch weit mehr durch die unmittelbar darauf folgende Glaubenstrennung. Nachdem Gustav Wasa den Plan gefaßt, in verkappter, heimtückischer Weise Land und Volk von der Kirche loszutrennen, um gleichzeitig die Güter und die Macht der Kirche gewaltsam an sich zu reißen, da blieb dem treuen Kirchenfürsten keine Muße mehr, des Landes Handel und Verkehr durch seinen kühnen Unternehmungsgeist zu fördern; es galt nunmehr, für die höchsten geistigen Güter des Volkes mannhaft einzustehen, und das hat Johann Brask mit bewunderungswerter Klugheit, heldenmütiger Thatkraft bis zum letzten Augenblick gethan. Gleich bei den ersten kirchlichen Umsturzversuchen Gustav Wasas im Jahre 1523 forderte er den zum päpstlichen Legaten ernannten Erzbischof von Upsala, Johann Magnus, auf, mit Strenge gegen die Anhänger der neuen Lehre vorzugehen. Im folgenden Jahre verlangte er von Gustav Wasa selbst ein Verbot gegen Luthers Schriften. Als der König dieses Gesuch abwies, ließ er all die Erlasse des Papstes, des Kaisers und des Herzogs Georg von Sachsen und sonstige Schriften gegen Luther übersetzen, in seiner Druckerei zu Söderköping drucken und unter dem Volke verbreiten. Nach Rom sandte er genaue Berichte über den Fortschritt der Bewegung; den Erzbischof und seine Mitbischöfe munterte er zu entschiedenem Kampfe gegen dieselbe an. Das Volk blieb fast allenthalben der alten Religion treu, und Gustav Wasa mußte zu der wider-

wärtigsten Heuchelei seine Zuflucht nehmen, um unter Beibehaltung der äußeren gottesdienstlichen Formen seine Unterthanen um ihren katholischen Glauben zu betrügen. Ein paar neuerungslustige Prediger, Olaus und Laurenz Petri, die in Wittenberg bei Luther selbst studiert hatten, aber sich an Wissenschaft und Bildung nicht entfernt mit dem Bischof von Linköping messen konnten, waren des Gewalthabers Helfershelfer und konnten sich anfänglich nur unter seinem bewaffneten Schutz Gehör verschaffen. Olaus Petri, der die höheren Weihen hatte, war es hauptsächlich darum zu thun, den Cölibat zu brechen; er nahm schon 1525, um die gleiche Zeit mit Luther, zu Stockholm ein Weib und versprach, diesen Schritt dann hinterher aus Gottes Wort zu verteidigen. Vor allem wütete der König gegen die Klöster, um sich so bald als möglich ihrer Güter bemächtigen zu können. Als die Landleute von Dal, die wackern Dalkarlar, sich klagend und drohend gegen die Gewaltthaten Gustavs erhoben, und keine weiteren Brandschatzungen an Kirchen, Klöstern, Priestern, Mönchen und am gemeinen Manne dulden wollten, nahm Gustav diese Widersetzlichkeit als gelegenen Vorwand, Magister Knut, den Dompropst und neuerwählten Erzbischof von Upsala, und Petrus Jacobi (genannt Sunnanväder), den neuen Bischof von Vesterås, im Februar 1527 als Reichsverräter und Volksaufwiegler anklagen, festnehmen und in schmachvollster Weise zu Stockholm hinrichten zu lassen. Auf abgerackerten Pferden, mit abgetragenen und zerrissenen Chorkappen angethan, wurden sie durch die Stadt auf den Richtplatz geführt. Dem Erzbischof wurde eine Mitra von Birkenrinde aufgesetzt, dem Bischof ein Strohkranz und halbnackte Gaukler sprangen um sie herum und riefen: „Hier kommt ein neuer König, Herr Peter Sunnanväder!“ Zuletzt mußten sie mit dem Büttel Bruderschaft trinken, dann wurden sie als Verbrecher enthauptet. Gegen den Bischof von Linköping wagte der Wüterich noch nicht in so schroffer Weise vorzugehen; der Mann war bei Adel und Volk zu angesehen, ein Handstreich gegen ihn zu gefährlich. Bei dem 1527 in Vesterås einberufenen Reichsrat suchte Gustav abermal wenigstens einen Schein von Recht zu wahren, um die Kirche um so gründlicher zu zerstören. Es erschienen noch die Bischöfe von Linköping, Skara und Strengnäs, ein neuernannter Bischof für Vesterås, 2 Domherren für den erledigten Stuhl von Upsala und 2 als Vertreter für den altersschwachen Bischof von Wexiö, 15 Reichsräte, 120 Herren vom Adel, 32 Bürger, 15 Bergleute und 105 Bauern aus allen Teilen des Reiches, Dalarne ausgenommen. In würdigster, maßvollster, aber auch einschneidendster Weise verteidigte Bischof Brask noch einmal die Rechte der Kirche und legte feierlich Verwahrung ein gegen die Gewaltthätigkeit des Königs. Er sei, sagte er, sich wohl der Treue bewußt, die er seinem König schulde, allein in geistlichen Dingen sei er und sein ganzer Stand ebenso dem Papste zum Gehorsam verpflichtet und

könne ohne dessen Zustimmung keine Veränderung der Lehre und keine Minderung der Kirche an Recht und Eigentum genehmigen. Hätten schlechte Priester und Mönche sich mittels Aberglaubens, den die Hirten der Kirche selbst mißbilligten, zu bereichern gesucht, so müßten dieselben gerichtet und bestraft werden.

Die Geldgier und Willkür Gustavs war damit ins Herz getroffen. Ture Jönsson, der Reichshofmeister und das älteste Mitglied des königlichen Rates, gab dem Bischof vollen Beifall, und hätte das Rechtsgefühl der übrigen Mitglieder zu Worte kommen können, so würde dieser Beifall wohl ein allgemeiner geworden sein. Allein der König brach in einem Wutausbruch jede weitere Besprechung ab, drohte mit Rücktritt, klagte über den Undank des Volkes, das ihm alle Landplagen zuschreibe, tobte wider die Mönche und Nonnen und päpstliche Kreaturen, die sich ihm aufs Haupt setzten, klagte abermals über die Undankbarkeit aller, da ihm für alle seine Arbeiten kein Lohn geworden sei, als daß ein jeder ihm auf dem Kopf sitzen wolle. Wer möchte da noch König sein? Nicht der ärmste Tropf in der Hölle! Unter einem Strom von Thränen bot Gustav seinen Rücktritt an, mit der Versicherung, gleich abreisen und sein undankbares Vaterland nie mehr sehen zu wollen.

Diese Theaterscene wirkte nicht unmittelbar. Der greise Reichshofmeister sagte: „Mich soll keiner zu einem Heiden, Luther oder Ketzer machen dieses Jahr!“ Niemand war indes auf eine solche Wendung vorbereitet, niemand wagte dem anmaßenden Kirchenräuber, der in seinen Klagen alle beleidigt hatte, einen andern Thronkandidaten gegenüberzustellen. Gustav war es mit seinen Thränen und seiner Abreise so wenig ernst, daß er mit seinen Offizieren ganz ruhig auf dem Schlosse blieb und sich mit ihnen erlustigte. Unter den Ständen riß indes allgemeine Verwirrung ein. Niemand wußte Rat. Viele der Herren, selbst einer der Bischöfe, der neu erwählte zu Strengnäs, rieten zur Nachgiebigkeit. Und so erreichte denn Gustav ganz und voll seinen Zweck; der Reichstag sandte eine Abordnung an ihn und bat ihn, zu bleiben. Nach echter Tyrannenart wies er sie dreimal ab, bis sie ihm endlich unter Kniefall und Thränen Land, Recht und Kirche auslieferten und ihm sogar die Füße beleckten. Jetzt konnte er thun, was er wollte, und setzte mit eiserner Faust die Ausraubung und Vernichtung der katholischen Kirche durch. Auf keinen der Stände war ein Verlaß mehr. Als der König von den Bischöfen die Herausgabe ihrer Schlösser verlangte, konnte Bischof Brask wohl Widerspruch einlegen, aber keinen Widerstand leisten. Seines einzigen Zufluchtsortes, des festen Schlosses Munkeboda beraubt, entschloß sich der tiefgebeugte Kirchenfürst, der Gewalt zu weichen. Er floh über die Insel Gotland nach Danzig und wollte von da das nach Mantua einberufene Konzil besuchen, als er am Vorabend des St. Olafsfestes in einem polnischen Kloster starb.

Die Kanalarbeiten, welche Bischof Brask hatte beginnen lassen, verfielen während der traurigen Wirren, welche seine letzte Lebenszeit trübten. Gustav Wasa hatte von dem Plane wohl gehört und hatte im Sinne, ihn teilweise vom Wettersee aus zu verwirklichen. Weder unter ihm noch unter Gustav Adolf kam indes etwas zu stande. Erst unter Karl XII. (1697 bis 1718) wurde der Plan ernstlicher aufgenommen, und zwar auf Veranlassung Swedenborgs, welcher dem Könige 1716 den Brief des Bischofs Brask vorlegte, worin dieser den Hauptgedanken entwickelte und die großen Vorteile eines solchen Werkes darthat. Der König ging auf diese Anregung ein und beauftragte den gefeiertsten Mechaniker des damaligen Schwedens, Christoph Polhem, mit der Ausführung. Es wurde nun wenigstens ein Anfang gemacht, und die erste Schleusenanlage an den Trollhättafällen ist noch jetzt zu sehen und trägt Polhems Namen. Konnte auch der Bau wegen Mangels an Mitteln von ihm nicht fortgeführt werden, und wurden auch seine ersten Bauten durch spätere Fortschritte der Technik weit überholt, so wurde im Laufe des philosophischen Jahrhunderts doch stückweise weitergebaut, und am 14. August 1800 konnte wenigstens der Kanal eröffnet werden, der um die Trollhättafälle herumführt und den Wenersee mit dem Skagerrack verbindet. Im Verlauf der nächsten Jahre fand sich dann endlich in dem schwedischen Obersten und Freiherrn Baltassar von Platen der Mann, der die große Aufgabe ihrer vollständigen Lösung nahebringen sollte. Im Jahre 1810 brachte eine zu diesem Zweck errichtete Gesellschaft nahezu 5 Millionen Kronor zusammen; am 23. September 1822 konnte die westliche Kanallinie eröffnet werden. Zehn Jahre später, den 26. September 1832, fand dann die Einweihung des gesamten Kanals statt. Graf Platen erlebte sie nicht mehr, da er schon 1829 starb. Ein Graf Sparre trat an seine Stelle und verwirklichte schließlich den großen Plan, den der katholische Bischof Brask 300 Jahre zuvor dem schwedischen Reichstag vorgelegt hatte. Man hätte den Kanal mit Fug und Recht den Brask-Kanal nennen können. Er ist ein sprechendes Denkmal dafür, daß die katholische Kirche nie eine Feindin des materiellen Fortschritts, des sozialen Wohlstandes, der mechanischen Künste gewesen ist. Sie zeigt dem für die Ewigkeit geschaffenen Menschen wohl höhere Ziele und begeistert ihn für Unternehmen einer höheren Ordnung; aber die Gnade setzt die Natur voraus, sie schlägt sie nicht tot; und bei der Vielheit und Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten hat sie auch den materiellen Bestrebungen allzeit den weitesten Spielraum eröffnet und alles geheiligt und gefördert, was den Gesetzen Gottes nicht zuwider, das allgemeine Wohl hienieden befördern kann. Der berühmte Bischof von Linköping, der die erste Papiermühle in Schweden errichtete, steht nicht allein; Bischof Jón Arason von Hólar hat die Buchdruckerei in das ferne Island verpflanzt. Die Gestalt des großen Nikolaus von Cusa ist jedem bekannt;

er ist gewissermaßen der Typus jener zahlreichen Bischöfe, welche ohne Scheu und Abneigung die ersten großen Entdeckungen der Neuzeit in den Schutz der Kirche stellten.

Die Stadt, welche aus der Erbauung des Kanals wohl den größten Vorteil zog, ist Göteborg. Obwohl erst von Gustav Adolf um das Jahr 1621 an Stelle des alten Lödöse angelegt, hat es, außer Stockholm, alle übrigen schwedischen Städte an Einwohnerzahl und materieller Bedeutung hinter sich zurückgelassen und ist mit seinen 127 000 Einwohnern die zweite Stadt von Schweden, die dritte von Skandinavien. Man hat sie oft mit den größeren holländischen Städten verglichen, und bei ihrer ersten Anlage haben wirklich holländische Kolonisten, unter ihnen ein gewisser Abraham Cabeljou, mitgewirkt. Wie das Ij der Stadt Amsterdam, die Maas Rotterdam als Stützpunkt der Entwicklung diente, so erwuchs Göteborg am Südufer des Götaelf, der sich unmittelbar vor der Stadt zum Fjord erweitert. An den langen Quais landen Schiffe aus aller Herren Ländern, und von wo aus man die Stadt betrachten mag, beleben zahlreiche Masten das Bild. Die ältere Stadt umzingelt von Süden zickzackförmig der Wallgraben, der in Holland Singel heißen würde. Mitten durch die Stadt geht der Stora-Hamn-Kanal (von Westen nach Osten); im rechten Winkel dazu durchschneiden noch zwei andere Kanäle die Stadt von Süden nach Norden, der Vestra-Hamn-Kanal und der Östra-Hamn-Kanal. Drei Grachten sind etwas wenig für eine holländische Stadt. Dazu fehlen die Baumreihen, die hohen, schmalen Giebelhäuser und Lagerhäuser, der beständig rege Schiffsverkehr, welche einer holländischen Gracht erst ihr eigentliches Gepräge geben. Endlich ruht Göteborg auf Felsengrund, hat nach dem Fluß hin mehrere natürliche Erhöhungen und ist nach Norden und Süden von felsigen Hügeln umgeben, zwar nicht sehr hohen, aber immerhin Hügeln. Man muß deshalb sehr spät in Göteborg eintreffen und folgenden Morgens recht früh wieder abreisen, um an eine holländische Stadt erinnert zu werden. Es ist eine wesentlich moderne Stadt mit drei Kanälen, und eben weil sie so modern ist, hat sie außer dem Namen auch nicht viel eigentümlich Schwedisches. Um den Wallgraben ziehen sich feine Parkanlagen und die Nya-Alleen, ein Boulevard in modernem Stil. Die Vorstädte Ost-, West- und Neu-Haga könnten in jeder beliebigen Stadt Platz finden. Die Häuserzeilen an den drei Kanälen sind recht wohnlich und zum Teil vornehm gebaut, aber so eintönig und ohne alle geschichtliche oder lokale Eigenart, wie nur in einer ganz neuen englischen oder amerikanischen Stadt.

Die Seele Göteborgs ist sein Handel. Seinen Höhepunkt erreichte derselbe zur Zeit der Kontinentalsperre, als Göteborg der einzige Hafen des Nordens war, wo die Engländer ungestört Handel treiben konnten. Er sank später, ist aber seit den letzten Jahrzehnten in stetigem Aufblühen begriffen.

Der Kern der Bürgerschaft besteht aus reichen Kaufherren. Großartige Rhedereien vermitteln den europäischen und überseeischen Verkehr. Auf dem Götaelf wimmelt es beständig von Fahrzeugen aller Art, von dem Stora-Bommens-Hamn, wo die großen Meerdampfer landen, bis hinauf in den Fluß, wo kleinere Dampfschiffe den Trollhättafällen zusteuern, und bis hinab in den Schärengürtel der Küste, wo die Festung Nya Elfsborg auf einer Insel die Einfahrt bewacht. Zwischen den Postdampfern und andern größeren Fahrzeugen drängen sich unaufhörlich kleinere Lastschiffe mit Kohlen, Steinen, Bauholz, Zimmerholz, Baumwolle und andern Frachten, während den Strand entlang große Fabrikschlote ihren Rauch entsenden. Trotz ihrer industriellen Rührigkeit sieht die Stadt übrigens ungemein reinlich, nett und freundlich aus. Die Straßen an den Kanälen, den Hauptverkehrsadern der Altstadt, und noch mehr die Hauptstraßen der neueren Stadtteile sind sehr elegant, und in den zwei größeren Parkanlagen, dem Kungspark und dem Park der Trädgårds-Förening, entwickelt sich die feinste moderne Gartenkunst. Zwischen den beiden Parken ragt das nicht eben verschwenderisch gebaute, aber recht nette Stadttheater über den Bäumen empor. Unfern davon, an der Parkgatan, erhebt sich die schönste Kirche der Stadt, die Hagakirche, nach Vorlagen neuerer englischer Gotik gebaut. Die zwei älteren Hauptkirchen, die Karl-Johans- oder Domkirche und die deutsche oder Christinakirche, bieten nicht viel Bemerkenswertes. Die erstere mußte wegen eines Brandes im Jahre 1802 ganz neu gebaut werden, die zweite rührt noch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wo Göteborg durch Einwanderung aus Holland und Deutschland seinen ersten Aufschwung nahm. Orgel und Kanzel sind die Hauptzier der ersteren, das „Praalgraf“ eines Feldmarschalls, wie die Holländer das nennen, die Hauptmerkwürdigkeit der letzteren. Rutger von Ascheberg heißt der Tapfere. Er verdiente sich den „Feldmarschall“ in den Kämpfen Karls XI. mit den Dänen um die Provinz Schonen (1676, 1677) und starb als Generalgouverneur der schwedischen Südprovinzen zu Göteborg.

Auf dem Hauptplatze der Stadt erhebt sich das Denkmal Gustav Adolfs, ihres Gründers. Es ist hier wohl angebracht. Der gute König hat hier nicht geplündert noch gesengt noch gebrannt, sondern Geld ins Land gebracht. Etwas imperatorisch sieht er drein, aber sein herrischer Kommando-Gestus befiehlt offenbar nur den Bau der Stadt. Fogelberg, einer der tüchtigsten schwedischen Bildhauer, hat die Statue modelliert; gegossen aber wurde sie in München, in dem katholischen Bayern, das einst den gewaltthätigen Abenteurerhorden des fremden Eindringlings den tapfersten Widerstand entgegensetzte. Dem bronzenen König erging es indes wunderlich. Als er im Jahre 1854 von Hamburg nach Göteborg gefahren werden sollte, brach ein Sturm aus und legte das Schiff mitsamt dem König sehr unsanft auf die Klippen von Helgoland. Die Helgoländer, denen das Heiligtum

Die Östra Hamngatan mit der Börse in Göteborg.

nun nach dem Strandrecht gehörte, dachten durchaus nicht daran, wie sie selbst den guten König verehren, sondern wieviel Geld sie aus ihm herausschlagen könnten, forderten also von den Göteborgern 45000 schwedische Thaler (50625 Mark). Unverschämt! meinten die Göteborger, und zogen es vor, die Statue von neuem in München gießen zu lassen, als den armen Helgoländern so viel für ihren König zu zahlen. Um aus ihrem königlichen Fang wenigstens etwas Gewinn zu ziehen, verkauften die Fischer von Helgoland die Statue nach Bremen, wo sie 1856 einen Platz auf der Domsheide fand. Da hat sie jeder Deutsche näher und kann seine Andacht davor halten, wenn er das für patriotisch hält. Auf deutschem Boden, wo der Name des Königs noch immer als wirkungsvoller Kampfruf gilt, kann das Standbild einem Katholiken wenig Freude machen; in Göteborg mag er wohlgemut die künstlerische Ausführung bewundern. Der Welthandel, der sich zunächst um die Dinge dieser Welt kümmert; der Weltverkehr, der Bekenner aller Religionsgemeinschaften ins Land bringt; der nicht geringe Einfluß angelsächsischer Gentlemans-Humanität, welche nutzlosen Religionshader verschmäht; die Freimaurerei, welche in allen nordischen Reichen das religiöse Leben etwas verflacht hat: alle diese Elemente haben die altprotestantische Bigotterie in Göteborg ziemlich abgeschliffen, und wie die Anglikaner, so haben sich auch die Katholiken in der Stadt Gustav Adolfs ihr nettes Kirchlein gebaut, und die öffentliche Meinung und die Presse haben sich wiederholt ihrer angenommen, wenn etwa einzelne von Hader lebende Prädikanten zur Abwechslung zwischen ihren eigenen häuslichen Zwistigkeiten und im Interesse des „Evangeliums" einen Lärm gegen sie erheben zu müssen glaubten. Wiederholt hat die Presse anerkannt, daß der katholische Priester mit nachahmungswertem Eifer sich der Armen, der Verlassenen, der Kranken und Verwahrlosten annimmt, und zahlreiche Protestanten besuchen, wie in andern nordischen Städten, häufig den katholischen Gottesdienst, weil sie da ein ebenso mildes als ernstes und überzeugungsvolles Wort über die christlichen Grundwahrheiten zu hören bekommen, ohne Polemik und humanitäres Phrasentum, schlicht, einfach und von Herzen christlich.

Ein Besuch in der kleinen katholischen Kinderschule, welche von französischen Schwestern geleitet wird, hat mich tief gerührt. Die meisten Kinder waren arme, recht arme Wesen. Dem einen war der Vater schon gleich nach der Geburt durchgebrannt und hatte die Mutter hilflos im Elend sitzen lassen; das andere hatte seinen Vater noch gekannt, war aber mit Mutter und Geschwistern ebenso traurig dem Elend preisgegeben worden; das dritte hatte einen Unglücksmenschen zum Vater, der, längst getrennt von der Mutter, mit einem andern Weibe lebte; das vierte mißte von frühesten Jahren die Hand einer sorglichen Mutter und wurde von Verwandten nur kärglich erhalten; so geht es ja in diesen Seestädten zu. Nur wenige der Kinder

hatten den Trost und die Freuden eines geordneten Familienlebens gekostet, bis die guten Schwestern sich ihrer erbarmten und Mutterstelle an ihnen vertraten und sie nun aufziehen in heiliger Gottesfurcht. Wie froh und glücklich sahen sie nun drein! man hätte ihnen kaum eine Spur ihres traurigen Schicksals am Gesichte ablesen können. Sie lasen und schrieben und sangen uns mit ihren hellen Stimmchen schwedische und französische Lieder vor und sogar ein lateinisches, das sie für den Gottesdienst eingeübt hatten: O salutaris hostia, quae coeli pandis ostium. Wie vielen, vielen Armen und Verlassenen öffnet die Opferliebe, die am Altare erglüht, die Thüre des Himmels und läßt wenigstens einen Strahl der Freude und Hoffnung in ihr jammervolles Dasein gleiten.

Außer dem Denkmal Gustav Adolfs schmücken den Hauptplatz der Stadt das Rathaus und die Börse, letztere im italienischen Palazzostil gehalten. Der Kanal, der daran liegt, die breiten Straßen, die zu beiden Seiten des Kanals laufen, und die bequemen, flachen und eleganten Brücken, welche über denselben führen, verbinden sich zu einem vornehmen, großstädtischen Bild. An andern ansehnlichen öffentlichen Bauten ist kein Mangel. Eine schöne Übersicht der Stadt gewinnt man schon vor dem Wasserreservoir, das sich auf einem Hügel über der Vorstadt Haga erhebt; eine umfassendere von dem Schloßwaldspark, aus dessen Schattengängen anmutige Wege zu einem freien Platz hinaufführen. Da tritt die felsige Natur der Gegend in ihrer schroffen Kahlheit hervor. Von den glatten Felsen genießt man aber den reizendsten Fernblick über die gesamte Stadt, die alten Forts Kronan und Lejonet, den Fluß hinab nach Nya Elfsborg und über die Felshügel hin, die das Flußthal begrenzen.

Als eine Merkwürdigkeit wird an der Stora Hamngatan das Haus gezeigt, in welchem der vielgenannte Geisterseher Swedenborg zu wohnen pflegte, wenn er in der Stadt war. Hier soll es sich ereignet haben, daß er bei einer zahlreichen fröhlichen Abendgesellschaft sich plötzlich erhob und mitteilte, daß eben in diesem Augenblick eine schreckliche Feuersbrunst in dem Stadtteil Södermalm zu Stockholm wüte, daß aber sein eigenes Haus, das daselbst lag, von dem Brande verschont bleiben sollte, was sich alles später als vollkommen richtig herausstellte. Merkwürdiger als das scheint mir aber doch, daß von einem Swedenborg dergleichen geglaubt und weiterberichtet und ernsthaft untersucht wird, während dieselben Leute das Wunderbare sofort bezweifeln, belächeln und verschmähen, sobald es im Leben eines Heiligen an sie herantritt, mögen auch die gewissenhaftesten und glaubwürdigsten Zeugen dafür einstehen. Dieser seltsame Widerspruch hat den schwedischen Geschichtschreiber Geijer auf den sonderbaren Gedanken gebracht, Swedenborg mit der hl. Birgitta in Parallele zu stellen. „Die hl. Birgitta", sagt er, „ist die Seherin des katholischen Schwedens, wie man Sweden-

borg in späterer Zeit den Seher des protestantischen Schwedens nennen kann. Beide, ausgezeichnet durch einen tugendhaften Wandel und keinen gewöhnlichen Verstand, berufen sich auf Offenbarungen und Gesichte, welche merkwürdig für die Geschichte der menschlichen Seele sind, und über die wir nur so viel bemerken wollen, daß ihr Vergleich zeigt, wie das Übersinnliche das Gewand, die Gestalt und den Geist der verschiedenartigen Zeit angenommen und sich bei diesen seltsamen Menschen anhört, wie ein Wiederhall aus ihrer eigenen Brust, mit Beibehaltung ihrer Einschränkungen und Vorurteile." Unzweifelhaft würde ein genau angestellter Vergleich zu ganz andern Ergebnissen führen. Man muß indes einem protestantischen Historiker immerhin Dank wissen, wenn er das „Übersinnliche" nicht gleich von vornherein über Bord wirft und von einer Heiligen wie Birgitta mit Achtung und selbst einer gewissen Ehrfurcht spricht.

Die Göteborger von heute dürften übrigens wenig Zeit haben, sich mit Mystik zu befassen, weder mit der wahren, noch mit der falschen. Handel und Industrie halten den Geist an diese Erde und an ihre greifbaren, kaufbaren, verschiffbaren und verzinsbaren Güter gefesselt. Geld und Waren bilden das große Triebrad, das diese Tausende von Menschen in steter Bewegung erhält. Doch wird den Einwohnern nachgerühmt, daß sie gleich denjenigen anderer Industriestädte es an werkthätigem Gemeinsinn nicht fehlen lassen, und alle jene Zweige der Geistesbildung pflegen, welche das irdische Dasein fördern, verschönern und erquicken können. Neben neuen Werften, Lagerplätzen, Bazaren, Kaufläden, Fabriken aller Art sind auch neue Spitäler, Armenhäuser, Schulen und Erholungslokale erstanden. In den höheren Kreisen waltet ein feiner Ton von Geselligkeit, der zum Teil an englische Umgangsformen erinnert.

Wandmalerei der Kirche zu Råda bei Amnehärad.

22. Alte Kirchen und Klöster in Schweden.

Politisch wird das heutige Schweden in 25 Amtsbezirke oder Provinzen eingeteilt, die län heißen und von denen jede ihr eigenes „Landsting" hat. Eine ältere geschichtliche Einteilung aber, der man noch immer auf Schritt und Tritt begegnet, scheidet das Gesamtreich in drei größere Landesteile: Norrland, Svealand und Götaland, und diese drei wieder in 24 Landschaften, deren Bezeichnungen weit ins Mittelalter zurückreichen und die früher durch Dialekt, Sitten, Tracht vielfach verschieden waren.

Das Norrland umfaßt die nördlichen Landschaften: Lappland, Westerbotten, Ångermanland, Jemtland, Herjedalen, Medelpad, Helsingland, Gestrikland.

Svealand umfaßt mit der Hauptstadt Stockholm die mittleren Landschaften: Dalarne (in Deutschland irrigerweise gewöhnlich Dalekarlien genannt), Vermland, Nerike, Westmanland, Upland, Södermanland.

Götaland endlich umfaßt die südlichen Landschaften: Dalsland, Bohuslän, Halland, Westergötland, Östergötland, Småland, Blekinge, Skåne (Schonen) und die Inseln Öland und Gotland.

Von diesen Landschaften standen die zwei nördlichen (Jemtland und Herjedalen) und die südlichen (Halland und Bohuslän) von den ältesten Zeiten in innigem Verband mit Norwegen, zeitweilig schlugen sogar norwegische Herrscher zu Kongelf (Bohuslän) ihren Sitz auf. Die Landschaften Schonen und Blekinge dagegen gehörten längst zu Dänemark, ehe die Kalmarer Union die drei Reiche vereinigte. Alle blieben nach Auflösung der Union geraume Zeit dänisch-norwegisch; erst 1645 unter Christina kamen die zwei nördlichen Landschaften Jemtland und Herjedalen sowie die Insel Gotland durch Eroberung an Schweden, 1658 unter Karl X. Gustav dann

auch die südlichsten Teile der Halbinsel Schonen, Halland, Blekinge und Bohuslän.

Während die südlichen Landschaften, in ihrer Natur und deren Produkten dem benachbarten Dänemark und den gegenüberliegenden Landstrichen Norddeutschlands verwandt, zum Teil (namentlich Blekinge) ein blühender Garten sind, reicht das Nordland in die arktische Zone hinein und ist weit nach Süden hinab von dieser rauhen Nachbarschaft in Mitleidenschaft gezogen. Svealand und das nördliche Götaland bilden dagegen einen langsamen Übergang von dem milden, fruchtreichen Süden zu den einsamen Wäldern und Jagdgebieten von Jemtland und Helsingland.

Die ausgedehnte Entwicklung der buchten- und schärenreichen Küste, die großen Seen: Wenersee, Wettersee, Mälarsee, Hjelmarsee, Siljansee, die Hunderte von kleineren Seen, die tausend Flüsse und Bäche, welche vom Innern der Halbinsel der Ostsee und dem Kattegat zufließen und die zahllosen Binnengewässer unter sich verbinden, verleihen Schweden nicht nur den Charakter eines der wasserreichsten Länder, sie bringen auch in landschaftlicher Hinsicht eine unaufhörliche Abwechslung hervor. Fast immer ist man am Wasser. Jede Stunde kommt man an einen neuen Fluß oder See. Kaum ist rechts von der Bahnlinie ein einsamer Heidesee entschwunden, so erglänzt links ein neuer Wasserspiegel zwischen dunklen Wäldern, oder öffnet sich ein weites Seegelände, mit Kornfeldern, Wiesengründen und wohlhabenden Ortschaften bekränzt. Die Hauptelemente bleiben indes meist dieselben, und so macht die Landschaft zuletzt, bei allem Wechsel, den Eindruck der Eintönigkeit, wenn man nicht wie ein Topograph oder Maler nur immer die einzelnen Scenen für sich nimmt und Stadt, Dorf, Schloß, See, Thal als Gegenstand liebevoller Kleinmalerei betrachtet. Dann natürlich zeigen sich wieder zahlreiche kleinere Verschiedenheiten. Doch erreicht das Landschaftsbild nie die erhabene Schönheit der norwegischen Fjorde, noch die liebliche Mannigfaltigkeit der schweizerischen Thäler. Ebene und Niederung herrschen überall vor, und die langgestreckten Hügel vermögen den weiten Thalgründen selten ein eigenartiges Gepräge zu verleihen.

So ist im allgemeinen die Landschaft, die sich nordwärts und südwärts vom Götakanal und den zwei größten Seen ausbreitet. Herrliche Reviere für Jagd und Fischfang wechseln mit Bezirken, wo noch reichlich Eisen gegraben wird, unabsehbare Wälder mit weiten wohlbestellten Feldern, öde Felsheiden und Gestrüpp mit reizendem Gartenland, aus dessen Bäumen alte, geschichtlich merkwürdige Ortschaften auftauchen. All die verschiedenen Landesteile waren in die bewegten Schicksale des Reiches mitverknüpft, und die Freiheiten, deren die einzelnen genossen, gaben allüberall kühnen und klugen Männern Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Bedeutsam für die kirchliche Entwicklung Schwedens war vorab jener Teil von Westergötland, der sich am Süd- und Ostufer des Wenersees hin-

ſtreckt und heute zum Amt (län) Skaraborg gehört. Hier erreicht das Ufer des Sees in der Kinekulle, einem felſigen, maleriſchen Hügelzug, ſeine anſehnlichſte Höhe (279 m über dem Meer, 235 m über dem See). Seine Abhänge prangen im reichſten Pflanzenſchmuck, Äpfel- und Kirſchbäume gedeihen ohne ſchützende Pflege. An ſeinem ſüdlichen Fuße liegt Huſaby, der Hauptausgangspunkt der chriſtlichen Ziviliſation, und noch etwas ſüdlicher Skara, die Hauptſtadt des götiſchen Reiches und Schwedens erſte Biſchofsſtadt. Die Inſel Björkö im Mälarſee, wo der hl. Anſgar das Evangelium predigte, iſt mehr als ein vorgeſchobener Poſten zu betrachten, welcher der friedlichen Eroberung zwar den erſten Halt gab, aber ſchon bald zurückgedrängt wurde, um erſt durch langſameres Wirken wieder gewonnen zu werden. In Huſaby dagegen, wo der hl. Sigfrid um das Jahr 1000 Olaf den „Schoßkönig“ taufte, trat mit dem erſten Schwedenkönig auch ein großer Teil des Volkes in den Schoß der Kirche ein. Der Hof des Königs wurde in eine Kirche umgewandelt und zum vorläufigen Biſchofsſitz. In der Nähe des altehrwürdigen Baues, deſſen Türme noch jetzt an ſeine Umwandlung erinnern, fließt, überſchattet von einem Vogelbeerbaum, die St.-Sigfrids-Quelle, d. h. nach alter Volksüberlieferung die Quelle, in welcher König Olaf mit ſeiner Gattin und ſeinem Hofe das Bad der Wiedergeburt empfing. Sie war durch das ganze Mittelalter hindurch ein vielbeſuchter Wallfahrtsort. Da das Volk auch nach der Glaubenstrennung von dem Beſuch derſelben nicht ablaſſen wollte, ließ der „Reformator“ Laurentius Petri ſie mit Steinen zuwerfen. Doch wurde ſie ſpäter wieder freigemacht und ſtrömt noch heute, zwar in ſpärlichem, aber friſchem, hellem Strahl aus dem rötlichen Felſen.

Von Skara aus verbreitete der hl. Sigfrid ſelbſt mit ſeinem Schüler Walfrid das Chriſtentum weiter in Veſtergötland. Ein anderer ſeiner Schüler und Mitarbeiter, St. Eskill, predigte in Nerike und Södermanland; von ihm hat die Stadt Eskilstuna ihren Namen. Als Sigfrid bereits bei Jahren war, kam ihm ſein Landsmann St. David aus England zu Hilfe und trug die frohe Botſchaft weiter an die Geſtade des Mälarſees, wo in der Nähe von Munktorp, unſern Veſterås, noch der Name der Inſel Davö an ihn erinnert. Nach ihm predigte Amund in Veſtmanland, während St. Stephan das Evangelium zuerſt in Jemtland verkündigte. Es gelang nicht, das Heidentum ſofort auszurotten; außer den hll. Sigfrid und David ſtarben alle die erſten Verkündiger des Glaubens den Martyrertod. Wie Olaf „Schoßkönig“ ſahen ſich auch die folgenden Könige genötigt, das Heidentum noch als politiſch gleichberechtigt neben dem Chriſtentum fortbeſtehen zu laſſen. Doch erhoben ſich nach und nach an den früheren Opferſtätten immer zahlreichere chriſtliche Kirchen, chriſtliche Feſte verdrängten die heidniſchen, auch die alten Folklande gingen endlich zum Chriſtentum über

und wählten in Erich dem Heiligen (1155—1160) einen christlichen König. Isländer und Norweger waren den Schweden in der Bekehrung wie in der kirchlichen Entwicklung lange vorausgeeilt; doch dauerte es nach dem Tode des hl. Erich nur mehr drei Jahre, bis auch Schweden einen erzbischöflichen Sitz und zu den älteren zwei Bistümern, Skara und Linköping, zwei neue, Strengnäs und Vesterås, erhielt.

Der Bau der Kathedrale zu Skara wurde bereits 1020 von dem ersten Bischof Thurgot (dem Namen „Thorgaut" nach, einem Skandinavier) begonnen, der 1030 in Bremen starb. Seine Nachfolger scheinen noch ein Jahrhundert lang im Missionszustand gelebt zu haben; erst unter dem achten Bischof Storbernus († 1131) wurde Skara fester Bischofssitz und unter seinem Nachfolger Ödbgrimr 1151 die Unserer Lieben Frau geweihte Kathedrale endlich vollendet. Der altehrwürdige Bau, Schwedens älteste Domkirche, ist in romanischem Stil angelegt, doch mit Formen des Übergangsstils ausgeführt. Er ist im wesentlichen erhalten, aber das Querschiff wurde durch die ungenießbarsten Rokokofassaden greulich entstellt. Von den früheren Türmen sind nur die zwei der Westfassade erhalten.

Nur ein paar Stündchen östlich von Skara liegt am Abhang der Hügelkette Billingen eines der ältesten Klöster von Schweden, Varnhem, d. h. Bernhardsheim, wie der Name andeutet, ein Cistercienserkloster. Es wurde unter König Sverker um das Jahr 1150 gebaut, noch zu Lebzeiten des hl. Bernhard, in der ersten Blütezeit des von ihm begründeten Ordens. Mehrere der älteren Herrscher Schwedens wählten hier ihre letzte Ruhestätte: so der kampfesgewaltige Regent Birger Jarl, der Gründer von Stockholm († 1266), dessen Denkmal in der Reichshauptstadt zwischen dem Ständehaus und der Riddarholmskirche steht; dann König Inge (um 1099), der nach dem Bericht der Hervararsaga wegen Bekämpfung des Heidentums zeitweilig von Thron und Land vertrieben wurde, beides aber wieder erlangte; ferner König Knut Eriksson († 1195), der Sohn des hl. Erich, der sich den Thron erst unter schweren Kämpfen erstreiten mußte, dann aber lang und glücklich, im ganzen 23 Jahre, regierte; Erich X. (1210—1216) und seine Gemahlin, die dänische Prinzessin Richissa; endlich Erich XI. (1222 bis 1250), unter welchem der Kardinal Wilhelm von Sabina nach Schweden kam, um die kirchlichen Verhältnisse daselbst zu ordnen. Er war der letzte König aus dem Geschlechte Erichs des Heiligen, das ungefähr ein Jahrhundert lang den Thron von Schweden behauptete.

Friedlich ruhten die Gebeine der Herrscher hier in den Kapellen des Chorumgangs bei den Mönchen, welche für sie beteten, bis die Zeit der Glaubenstrennung kam und sie von der ehrwürdigen Stätte vertrieb. Im Jahre 1566 brachen die Dänen in Südschweden ein und brannten Kirche und Kloster nieder. Der berühmte schwedische Reichskanzler Magnus Gabriel

de la Gardie ließ indes die Kirche wieder neu aufbauen als Grabstätte für sich und seine Familie. Pietätsvoll wurden dabei die Gräber der alten Könige mit ihren Grabkapellen wiederhergestellt. Die Herren de la Gardie begnügten sich mit dem südlichen Kreuzschiff, wo die Gräber der Einzelnen in der barocken Zier der damaligen Zeit prunken. Das Geflügel und Geschnörkel dieser Ornamente paßt wenig zu dem Ernste des altehrwürdigen dreischiffigen Gotteshauses, doch verdient der Frommsinn des mächtigen Kanzlergeschlechtes hinwieder Dank und Anerkennung. Er bezeichnet einen gewissen Rückschritt aus dem Vandalismus einer wüsten, zerstörenden Zeit zu einer milderen Würdigung des Großen und Schönen, das die fruchtbare katholische Vergangenheit geschaffen. Nicht ohne Wehmut denkt man daran, daß an das prächtige Gotteshaus mit seinen drei stattlichen Türmen, den kräftigen Strebepfeilern, den merkwürdigen Grabkapellen sich einst ein schönes Kloster anschloß, dessen Einwohner nicht bloß das Lob Gottes sangen, sondern weitum in der Runde Gottes Segen verbreiteten. Jetzt bezeichnen nur übergrünte Trümmerhaufen zwischen dem Laubdach herrlicher Bäume diese Stätte echter christlicher Kultur. Einsam und verlassen, ohne Gebet und Chorgesang steht die Kirche inmitten der reizenden Landschaft, die einst der Fleiß der Mönche zum Garten gestaltet hatte.

Wie Varnhem, so weist auch ein anderes älteres Kloster, Nydala bei Wrigstad, unfern der Hauptbahnlinie Malmö-Stockholm, auf unmittelbaren Einfluß des hl. Bernhard zurück. Erzbischof Eskill von Lund (1138—1182), der Erbauer des dortigen Domes, begab sich nämlich selbst nach Clairvaux, um den hl. Bernhard persönlich kennen zu lernen, und ward von dem gottseligen Leben seiner Schüler so mächtig erbaut und angezogen, daß er das Gelübde that, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau in den nordischen Landen fünf Klöster dieses Ordens zu stiften. Der Heilige gab ihm einige seiner Schüler mit, und so ward das Kloster Nydala von Mönchen gegründet, welche aus der Schule des hl. Bernhard selbst stammten. Schon im Jahre 1142 weihte der Erzbischof die neue Klosterkirche ein. Gegen Ende seines Lebens wallfahrtete er abermals nach Clairvaux und starb am Grabe des Heiligen, den er im Leben so sehr geliebt und verehrt. Von Nydala hat aber die Wut der Klosterstürmer im 16. Jahrhundert nichts als einige unbedeutende Trümmer übriggelassen, und die Versicherung, das Mönchtum habe sich mit der katholischen Kirche selbst überlebt, ist ein gar schlechter Trost. Denn die katholische Kirche lebt und blüht noch heute, und der Geist des hl. Bernhard waltet noch wie ehedem in ehrwürdigen Klöstern seines Ordens fort.

Ein drittes Cistercienserkloster, das seine ersten Mönche ebenfalls aus Clairvaux erhielt, liegt an dem Ostufer des Wettersees, an dem Abhang des reizenden Omberg. Die schönen Bemerkungen des Grafen Montalembert über die Naturfreundlichkeit und den unschuldigen Frohsinn der Mönche be-

wahrheiten ſich auch hier. Der Omberg iſt der ſchönſte Punkt am ganzen See. Das Kloſter trägt den Namen Alvaſtra, d. i. Adalbertsſtadt, und wurde, wie die zwei andern, um die Mitte des 12. Jahrhunderts von König Sverker und ſeiner Gemahlin geſtiftet. Durch königliche Gunſt gelangte das Kloſter zu ausgedehntem Beſitz und großem Anſehen, ſo daß ſelbſt Könige ſich ſcheuten, ſein Aſylrecht zu verletzen. König Sverker, der gerne in dem Kloſter weilte, wurde daſelbſt von einem ſeiner Diener erſchlagen. Wie er, fanden auch ſeine Nachfolger Sverker II. und Johann I. hier ihre Ruheſtätte. Nachdem Guſtav Waſa jedoch das Kloſter aufgehoben und ausgeraubt, fand ſich hier keine milde Hand, die wenigſtens die Kirche vor der Zerſtörung bewahrt hätte. Der König ſelbſt und Graf Peter Brahe der Ältere ließen die Steine des entweihten Gotteshauſes zum Baue von Schlöſſern hinwegſchleppen, und ſo iſt Alvaſtra heute nichts mehr als eine ſehr maleriſche, aber traurige Ruine.

Ein anſehnliches Ciſtercienſerinnenkloſter, Vreta, wurde in der Zeit des Königs Karl Sverkerſon (1160—1168) an den Ufern des Roxenſees, unfern der Biſchofsſtadt Linköping geſtiftet. Von allen Klöſtern blieb es am längſten verſchont, weil Ebba Leijonhufvud, die Schwiegermutter Guſtav Waſas, ſich in dasſelbe zurückzog und, allen Verſuchungen zum Abfall trotzend, dem Glauben ihrer Väter treu, in dem Heiligtum der Gottesmutter ausharrte bis zu ihrem Tode im Jahre 1549. Jetzt erſt fiel auch dieſes Kloſter der Plünderung anheim und wurde zerſtört; nur die ſtattliche Kirche, in welcher, wie in Alvaſtra, ebenfalls einige ſchwediſche Könige ruhen, iſt noch erhalten.

Sofortiger Untergang traf dagegen gleich im Anfang der „Reformation“ das Skogkloſter am Mälarſee, zwiſchen Upſala und Stockholm, urſprünglich dem Dominikanerorden zugehörig, aber noch im Laufe des 13. Jahrhunderts in ein Kloſter für Ciſtercienſerinnen umgewandelt. Guſtav Waſa vertrieb die Nonnen und zog ihre Güter ein. Guſtav Adolf ſchenkte das Kloſter einem ſeiner Marſchälle, Hermann Wrangel; deſſen Sohn Karl Guſtav baute an Stelle desſelben ein prunkhaftes Schloß nach dem Vorbilde des Schloſſes von Aſchaffenburg und aus der Beute, die er auf ſeinen Plünderungszügen durch Deutſchland zuſammengerafft hatte.

Dürftig erhalten iſt noch die gotiſche Liebfrauenkirche und das Dominikanerkloſter zu Sigtuna, unfern vom Skogkloſter, ebenfalls am Mälarſee. Sigtuna war in der heidniſchen Zeit ein nicht minder bedeutender Platz als Alt-Upſala. Nach der Einführung des Chriſtentums entwickelte es ſich zur blühenden Stadt, die ihr eigenes Stadtrecht beſaß. Nachdem es indes 1187 von eſthniſchen Horden geplündert und zerſtört worden war, vermochte es ſich nicht mehr zu erholen. Das wohlbefeſtigte Stockholm trat an ſeine Stelle. Sigtuna ſank zu einem Flecken von 500 Einwohnern herab. Nur die Liebfrauenkirche, die jetzt als Pfarrkirche dient, und die Trümmer von

vier andern Kirchen, die dem hl. Petrus, dem hl. Laurentius, dem hl. Nikolaus und dem hl. Olaf geweiht waren, erinnern noch an die einstige Pracht und Bedeutung der alten Stadt.

Im ganzen führt Wieselgren (De claustris Svio-Gothicis) außer 40 Klöstern, deren Existenz nicht mehr genau ermittelt werden kann, 97 auf, die sich sicher nachweisen lassen. Von diesen kommen 14 auf das Erzbistum Upsala, 22 auf das Bistum Linköping, 9 auf Skara, 12 auf Strengnäs, 5 auf Vesteräs, 1 auf Vexiö, 30 auf Lund, 4 (in Bohuslän) zu norwegischen Bistümern. Die finnischen Klöster sind dabei nicht mitgerechnet.

Ruinen des Klosters Alvastra.

Nach den verschiedenen Orden verteilten sich die schwedischen Klöster folgendermaßen: Franziskaner 23, Bernhardiner 22, Dominikaner 19, Benediktiner 4, Prämonstratenser 4, Augustiner 3, Johanniter 3, Antonianer 2, Kartäuser 2, Birgittiner 2, Karmeliten 2, Cluniacenser 1. Die Gründung vieler derselben fällt noch in die letzten 100 Jahre vor der Glaubenstrennung.

Während das Ordensleben in Schweden mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde, blieb dem neuen lutherischen Kirchenwesen, ähnlich wie in England, der Schein einer hierarchischen Ordnung erhalten. Das Erzbistum Upsala blieb, abgetrennt von Rom, dem Namen nach fortbestehen; ebenso die Bistümer Skara, Linköping, Strengnäs, Vesteräs, Vexiö, Lund; ihnen

gesellten sich später die neueren Stifte Göteborg, Kalmar, Karlstadt, Hernösand und Visby, so daß Schweden heute außer dem Erzbischof noch elf andere Bischöfe zählt. Wie in England wurde aus den liturgischen Büchern der katholischen Zeit ein offizielles Evangelien- und Gebetbuch hergestellt, das viele der schönsten Gebete in die Neuzeit herüberrettete. Ein Teil der Meßliturgie blieb erhalten; die Mitra auf dem Haupte, wenn auch ohne apostolische Gewalt und Sendung, in den alten kostbaren Gewändern, nahmen die Bischöfe von Königs Gnaden die Ordination der Prediger vor, welche das Sakrament der Priesterweihe ersetzen sollte [1].

---

[1] Ein anglikanischer Geistlicher, A. Nicholson, zeitweilig Kaplan des englischen Konsulats in Göteborg, hat in einer 1880 erschienenen Schrift (Apostolical Succession in the Church of Sweden [London, Rivington]) nachzuweisen versucht, daß die heutigen Bischöfe von Schweden noch die apostolische Sendung besäßen. Der um die Katholiken Stockholms hochverdiente Missionär A. Bernhard hat jedoch seine vermeintlichen Beweise gründlich in einer schwedischen Gegenschrift widerlegt (Om den Apostoliska Successionen inom den Svensk-Lutherska Kyrkan [Stockholm 1881]). Nicholson stützt sich 1. auf einen Brief Gustav Wasas vom 14. September 1523, worin der König in Rom um die Bestätigung der Wahl des „Reformators" Petrus Magni anhält; 2. auf einen Brief des Apost. Protonotars Zutpheld Wardenberg an den Erzbischof von Throndhjem (März 1524), worin die Bestätigung der Wahl und die Weihe des Petrus Magni zum Bischof von Rom selbst gemeldet wird; 3. auf eine Notiz des Diariums von Vadstena, worin Petrus Magni als Bischof erwähnt wird; 4. auf die Weihe des Laurentius Petri, den Petrus Magni 1531 zum ersten lutherischen Erzbischof von Upsala ordinierte, und durch den die Weihegewalt dann auf die späteren lutherischen Bischöfe übergegangen sein soll. Dagegen macht Pastor Bernhard folgende Hauptmomente geltend: 1. Die Wahl des Petrus Magni durch das Kapitel von Vesterås war ungültig, da Gustav Wasa den Bischof Sunnanväder widerrechtlich abgesetzt hatte. 2. Gustav Wasas Brief, erst in den letzten Tagen des Jahres 1523 abgesandt, konnte unmöglich auf den Zeitpunkt in Rom eintreffen, auf welchen die Bestätigung und Weihe des Petrus Magni gemeldet wird. 3. Zutpheld Wardenbergs Brief, ohne Siegel, entbehrt jedes offiziell kirchlichen Charakters und besitzt auch als Privatbrief wenig Glaubwürdigkeit. 4. Die Weihe des Petrus Magni konnte auf die angegebene Zeit unmöglich stattfinden; die Annahme derselben verwickelt auch in andere unlösliche Widersprüche (u. a. behauptet Nicholson, Petrus Magni habe zu Rom in hohem Ansehen gestanden, während dieser selbst aussagt, er habe daselbst als „Apostat" gegolten; Petrus Magni habe an die päpstliche Kanzlei große Summen für seine Weihe gezahlt, während der König in seinem Brief ausdrücklich um Erlaß aller Gebühren an die Apost. Kammer bittet, und zwar ex quo ille Ecclesie jam pauperrime sunt et omnibus rebus penitus spoliate [!!] u. s. w.). 5. Weder in den archivalischen Notizen, die der schwedische Forscher C. F. Fredenheim im vatikanischen Archiv gesammelt, noch in diesem Archive selbst hat sich bis jetzt irgend welche authentische Nachricht über die Bestätigung und Weihe des Petrus Magni gefunden. 6. Die wohlunterrichtetsten Autoritäten der nächstliegenden Zeit (wie Papst Gregor XIII., König Johann III. und dessen Unterhändler in Rom, ebenso P. Possevin) hielten den Petrus Magni und dessen Nachfolger nicht für wirkliche Bischöfe. 7. Wäre auch Petrus Magni noch giltig zum Bischof geweiht worden, so hört doch mit dem

Obwohl in Abhängigkeit und unter steter Oberaufsicht der Königsgewalt, behielten sie einen ansehnlichen Einfluß auf das religiöse Leben und die Schule, so daß noch ein Schulgesetz von 1856 alle Rektoren und Lehrer zu „unbedingtem Gehorsam gegen den Bischof, ihren alleinigen Herrn", verpflichtete. Während Gesetz und Brauch, äußere gottesdienstliche Pracht und pädagogischer Einfluß das Ansehen der Prälaten aufrecht erhielt, suchte die Krone durch Wahl talentvoller, gelehrter und geistig bedeutender Männer der alten Würde auch bei den höheren Ständen einige Achtung zu sichern, und die schwedische Prälatur hat unter ihren Vertretern viele der größten Gelehrten des Landes zu verzeichnen.

Der Beibehaltung der episkopalen Verfassung ist es zu danken, daß die alten Kathedralen noch sämtlich erhalten sind: so die herrlichen Metropolitankirchen von Upsala und Lund, der Dom von Skara, so auch die Kathedralen von Linköping, Strengnäs, Vesterås und Veriö. An künstlerischem Wert ragen die beiden Metropolitankirchen weit über die andern empor. Am nächsten kommt ihnen der Dom von Linköping, 1150 begonnen, aber erst 1499 vollendet, gleich jenem von Lund in romanischem Stile angelegt, das Chor ist indes später in gotischem Stile hinzugefügt. An Länge steht er hinter dem Dom von Upsala (110 m) nur um 13 m zurück. Zwei prachtvolle Reihen von je zehn Pfeilern tragen das Gewölbe, reiche Arkaden schmücken in harmonischen Verhältnissen die Wände; durch die von dem talentvollen

---

von ihm zum Erzbischof von Upsala geweihten Laurentius Petri in jedem Fall die apostolische Succession auf, da Petrus Magni selbst in feierlichem Protest die Weihe für ungültig, kraftlos, null und nichtig (ogillat, krafftlöst och fåfängdt gjordh) erklärte. Überdies steht fest, daß die wesentlichen sakramentalen Riten nicht beobachtet wurden. Die ganze „Weihe" bestand darin, daß man dem Laurentius Petri, während er sein „evangelisches" Glaubensbekenntnis ablegte, eine Chorkappe umhing und eine Bischofsmütze aufsetzte, worauf dann der König selbst vortrat und ihm einen Bischofsstab überreichte. Gustav Wasa spielte also selbst zum Teil den Konsekrator! Derselbe Laurentius Petri, der 1531 in dieser Art zum Erzbischof geweiht wurde, mußte acht Jahre später seinen eigenen Bruder, Olaus Petri, auf Befehl des Königs mit zum Tode verurteilen. Von 1544 an gab Gustav Wasa nur noch dem Erzbischof den Namen eines Bischofs, den übrigen Bischöfen nur denjenigen von „Ordinarii", und teilte die alten Stifte ganz nach seinem Belieben: Upsala und Linköping in drei, Vesterås und Strengnäs in zwei Bistümer. Den Leuten in Uppland, die sich seine unbegrenzte Religionstyrannei nicht wollten gefallen lassen, schrieb er 1540: „Ihr wollt fast bessere Gelehrte sein, als Wir und andere gute Männer, und hängt noch fast mehr an der alten Bischöfe und Papisten mißbräuchlicher Verräterei, als an des lebendigen Gottes Wort und Evangelium. Nein, nicht so! Wachet über eure Häuser, Äcker und Wiesen, Hausfrauen und Kinder, Vieh und Wohnung, *aber setzet uns keine Schranken im Regiment und in der Religion!*" (Bref till allmogen i Distings marknad 1840. — Geijer, Saml. Skrifter. Stockholm 1852. III, 100.) An die Stelle der bischöflichen Weihe- und Regierungsgewalt trat die schrankenlose Willkür des Königs.

Architekten H. Zetterval vorgenommene Restauration hat der ganze Bau nahezu seine frühere Schönheit wieder erreicht; nur fehlt die innere Ausstattung im Sinne der älteren Zeit. Das Altarblatt, das Marten van Veen (Heemskerk), ein Schüler Schoreels, gemalt, und das Johann II. mit 1200 Tonnen Weizen bezahlte, ist an eine der Seitenwände gehängt, auf dem Altar dagegen ist eine von Byström modellierte Gipsgruppe angebracht: eine kolossale Christusstatue, umgeben von Glaube, Hoffnung und Liebe, gut gemeint, aber wenig stimmend zu der Architektur des Domes.

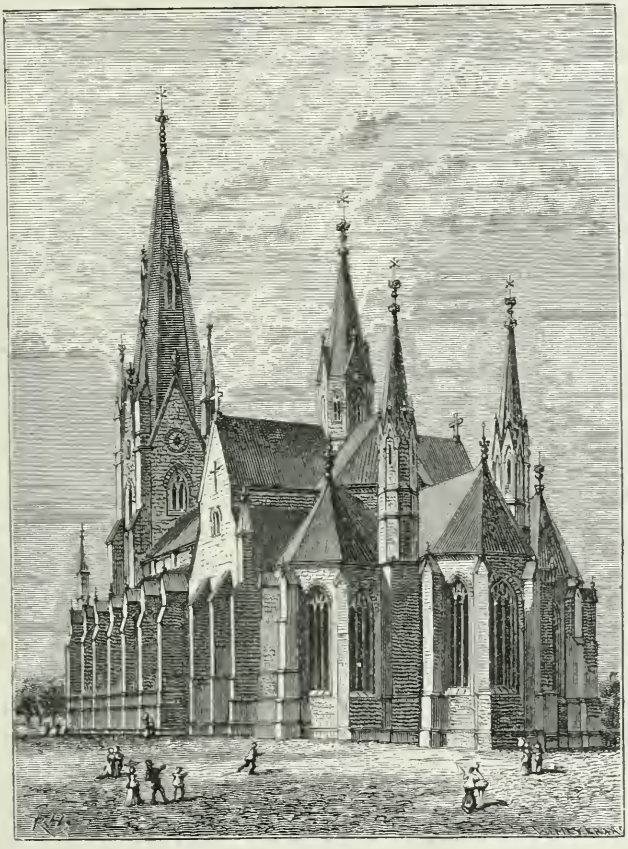
In seinen Raumverhältnissen nur wenig zurückstehend, geschichtlich ebenso interessant ist der gotische Dom zu Vesterås (ursprünglich Vestra Aros, im Gegensatz zu Östra Aros, d. i. Upsala), am nördlichen Ufer des Mälarsees, in Vestmanland. Seine Anfänge reichen noch in das 12. Jahrhundert zurück, er wurde indes von Birger Jarl neu gebaut und 1271 eingeweiht. Der Turm ist 97 m hoch, wovon jedoch ein unverhältnismäßiger Teil auf den spitzen, barock verzierten Helm kommt. In Vesterås wurden elf Reichstage gehalten, darunter der verhängnisvolle des Jahres 1527, auf welchem Gustav Wasa den Widerstand der noch meist katholischen Stände brach und den Sturz der alten Kirche durch die willkürlichsten Beschlüsse mit einem Schein von Recht besiegelte.

Am Südufer des Mälar liegt Strengnäs, der kirchliche Mittelpunkt von Södermanland, Bischofssitz seit 1291. Mit Hilfe von Almosen, die aus Norwegen und selbst von den fernen Orkney-Inseln flossen, wurde der Bau der Kathedrale in eben jenem Jahre vollendet, aber bei der Einweihung selbst entstand ein Brand, der den oberen Teil derselben zerstörte. Bei der Wiederherstellung hatte man nicht Mittel genug, die Gewölbe wieder zu der vollen Höhe zu führen, auf welche die mächtigen Pfeiler berechnet waren, und da die Kirche noch mehrmals von Feuer heimgesucht wurde, entsprach auch ihre bedeutende Länge (85 m) immer weniger den übrigen Verhältnissen. Der Reichsverweser Sten Sture der Ältere (1471—1503) hat darin sein Grab gefunden, ebenso mehrere berühmte Männer späterer Zeit. Der an die Kirche stoßende bischöfliche Palast, von dem ausgezeichneten Bischof Konrad Rogge (1480—1501) gebaut, ist gleich den Bauten des Bischofs Brask von Linköping ein sprechendes Denkmal, daß die Kirche von Schweden sich an der Schwelle der Neuzeit durchaus nicht in einem Zustande des Verfalles befand, sondern in einem Zustand erfreulicher Entwicklung, die nun durch förmlichen Aufruhr und durch brutale Gewalt gestört und vernichtet worden ist.

Die kleinste der älteren Kathedralen ist jene von Vexiö, hart an dem gleichnamigen kleinen See gelegen. Sie ist ein gotischer Bau aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, nach mehrfachen Unglücksfällen und Umgestaltungen von dem Architekten Brunius im Sinne des ursprünglichen Planes erneuert.

Nach alter Volksüberlieferung ruhten daselbst die Gebeine des hl. Sigfrid, der nach seinen vielen apostolischen Wanderungen hier seine letzte Rast fand.

Nicht gering ist die Zahl anderer merkwürdiger Gotteshäuser, welche in verschiedenen Landschaften noch an die katholische Zeit erinnern: so die Kirchen zu Aspö im Mälarsee, zu Örebro, zu Knutby (Uppland), Österåker (Uppland), Eriksberga (Vestergötland), Norum (Bohuslän), Halmstad (Bohus-



Der Dom von Linköping.

län), Risinge (Östergötland), Hagby und Vaxdorp (Småland), Åhus (Schonen), Skanör (Schonen), Dalby (Schonen). Der romanische Stil ist dabei ebensowohl, wenn auch nicht so zahlreich, wie der gotische vertreten, und die Schönheit der Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit der Formen, der Reichtum des Schmuckes sind weit ansehnlicher, als man sie so weit nordwärts vermuten würde. Eine Menge Altäre, Gemälde, Zierate, Inschriften, Reliquienschreine, Holzschnitzereien und Paramente sind allerdings längst in das Museum

zu Stockholm und andere Museen gewandert. Doch hat noch manche der einsam gelegenen Landkirchen solche ehrwürdigen Überreste früherer Kunstthätigkeit aufbewahrt. So besitzt z. B. die Kirche von Eriksberga in Vestergötland einen prachtvollen Reliquienschrein aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, von Holz mit vergoldetem Kupfer überzogen, mit einer Kreuzpartikel und Reliquien des heiligen Apostels Andreas, des hl. Clemens, des hl. Vincenz u. s. w. Von älterer Holzarchitektur finden sich nur vereinzelte Beispiele, wie die Kirche zu Råda im südlichen Vermland. Schon bei der Bekehrung Schwedens treten überall steinerne Kirchenbauten auf, und der romanische Stil wird verhältnismäßig rasch durch den gotischen verdrängt.

Höchst reiche und merkwürdige Wand- und Deckenmalereien aus dem Mittelalter sind noch in mehreren Kirchen erhalten: so in den Steinkirchen zu Björkſö (unfern Lund, in Schonen), Kumla (Vermland), Floda und Torpa (Södermanland), Tegelsmora und Solna (Uppland), Risinge (Östergötland) und Grenna (Småland), sowie in den schlichten Holzkirchen zu Edshult (Småland) und zu Råda (Vermland), die eben erwähnt wurde. Niemand würde unter der Schindelbekleidung dieser ärmlichen Dorfkirchen den Kunstreichtum ahnen, den sie noch aus alter Zeit in sich bergen; aber in beiden ist nicht nur jede Wandfläche, sondern auch jeder Flecken der seitlichen und mittleren Holzwölbung in Chor und Schiff mit staunenswertem Fleiß, reicher Phantasie und künstlerischem Farbensinn ausgemalt.

Die Malereien im Chor der Kirche von Råda sind, wie eine Inschrift der Westwand ausweist, aus dem Jahre 1323. Año · Dñi · M.CCC.XX.III. Dño · Epo · Petro · regente · ista · sunt · scripta · (depicta?) de · beata Virgine · Maria. Sie sind also aus der Jugendzeit der hl. Birgitta. Petrus Laurentii wurde als Bischof von Skara 1322 bestätigt und starb 1336.

Die Malereien im Schiff stammen dagegen aus dem Jahre 1494, wie eine Inschrift an der Ostwand bezeugt: Mille post annos a Christi nativitate post (atque?) quadringentos et quarto post nonaginta sub Brynulfo Scarensi Praesule istud depictum. Bischof Brynjulf III. (geweiht 1478, gest. 1505) war der vorletzte Bischof von Skara; sein Nachfolger Vincentius Bellenack wurde bei dem furchtbaren Blutbad zu Stockholm am 8. November 1520 auf Befehl Christians II., des „Tyrannen", enthauptet, und Skara erhielt fürder keinen katholischen Bischof mehr.

Das Kirchlein ist ein schlichtes Blockhaus (10,6 m lang, 7,7 m breit, 6,7 m hoch), Dach und Wände von außen mit Schindeln bedeckt. Die Malereien im Innern sind unmittelbar auf den Wandbalken und Brettern der Deckenwölbung angebracht.

Das Chor wie das Schiff bilden je ein längliches Viereck; von der Nord- und Südwand neigt sich die Holzdecke in ziemlich flachem Bogengewölbe nach der Mitte hin und vereinigt sich dann in einem höheren, ziemlich

Jüngstes Gericht, Rosenkranzbild und Scenen aus der Passion (1494).

Wandgemälde an der Ostwand der Kirche zu Råda bei Amnehärad in Vermland. (Nach Mandelgren.)

halbkreisförmigen Gewölbe. Oſt- und Weſtwand des Schiffes wie des Chores erhalten dadurch nach oben eine Kleeblattgliederung, welche die Maler ebenſo wie die Bogenfelder der Decke ſehr geſchickt benützt haben. Das höhere Mittelgewölbe des Schiffes iſt durch ſchöne Ornamentik in 40 runde Medaillons geteilt, 20 nach jeder Seite, die Seitengewölbe je wieder in 20; die ſüdliche und nördliche Wandfläche aber iſt in drei Längsfelder gegliedert, die wieder verſchieden, aber ſymmetriſch geteilt ſind. In dem niedrigeren Chor gruppieren ſich die Darſtellungen von unten auf bis zum Scheitel des Gewölbes in drei Reihen übereinander. So ergiebt ſich folgende Anordnung:

Chor.

Oſtwand: 1. Die heilige Dreifaltigkeit, rechts und links von ihr knieend Maria und Johannes der Täufer, zu beiden Seiten zwei Engel.
2. Darunter: Mariä Himmelfahrt. Martyrium des hl. Andreas.

Südwand: 1. David, Moſes und drei Propheten;
2. ſechs Apoſtel;
3. St. Hippolyt. St. Laurentius. Eine Martyrerſcene.

Nordwand: 1. Jeremias, Iſaias, Habakuk, Ezechiel, Daniel;
2. ſechs Apoſtel;
3. Tod Mariä. Leichenzug Mariä.

Weſtwand: 1. Krönung Mariä, rechts und links Engel;
2. St. Dionys. St. Olaf. St. Erich (?). Engel und Heilige.

Schiff.

Oſtwand: 1. Chriſtus als Richter, mit muſizierenden Engeln; darunter rechts und links Engel mit Wagſchalen und Poſaunen. Rechts Petrus mit den Seligen, links Satan mit den Verdammten. In der Mitte: Auferſtehung der Toten;
2. St. Thomas. Das letzte Abendmahl. Die Fußwaſchung. Roſenkranzbild. Chriſtus am Ölberg. Rechts: ein großes Kreuz, zwiſchen deſſen Armen oben zwei Engel, unten Maria und Johannes;
3. links: St. Anna.

Südwand: 1. Legende des hl. Placidus (Euſtachius) in 20 Darſtellungen;
2. u. 3. das Leiden Chriſti in 12 Darſtellungen. St. Georg mit dem Drachen.

Mittelgewölbe: 1. u. 2. Erſchaffung und Sündenfall (15 Darſtellungen)
3. u. 4. Jugendleben Mariä und Chriſti (15 Darſtellungen)
— zehn ſymboliſche Tiergeſtalten (aus dem mittelalterlichen Tierbuch).

Nordwand: 1. Parabel vom verlorenen Sohn (in 20 Darſtellungen);
2. u. 3. die zwölf Apoſtel, jeder mit einem Vers aus dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis und der entſprechenden Darſtellung desſelben. Rechts: St. Erasmus.

Weſtwand: 1. Ritter auf einem Baum, an dem der Tod ſägt und auf den der Tod als Schütze zielt. Rings herum dämoniſches Gewürm;

2. Jonas mit dem Walfiſch. Zwei Ungeheuer. St. Margarete mit dem Drachen;
3. ſieben ſymboliſche Figuren: Pelikan, Salamander, Einhorn, Greif ꝛc. immer neben einer Jungfrau, die eine Krone trägt;
4. ſieben ſymboliſche Figuren, von denen nur drei noch einigermaßen kenntlich. (Alle dieſe Darſtellungen der Weſtwand bedeuten Rettung vom zeitlichen und ewigen Tode.)

So vereinigen ſich das Alte und das Neue Teſtament, Glaubenslehre und Sittenlehre, Bibel und heilige Legende, die Andacht zu Chriſtus und ſeinem heiligen Leiden, ſowie diejenige zu ſeiner heiligen Mutter, das Andenken an die Schöpfung und an das Weltgericht zu einer Bildergalerie von bezauberndem Reichtum. Köſtlich naiv und fromm iſt vor allem die Parabel vom verlorenen Sohne durchgeführt und ihr gegenüber die Legende des hl. Placidus. Die zwölf größeren Bilder des Leidens Chriſti mochten einigermaßen einen Kreuzweg erſetzen, während das Credo in ſeinen zwölf Darſtellungen eine Art Bilderkatecheſe über die wichtigſten Glaubenswahrheiten bildet. Neben jeder Darſtellung ſteht einer der Apoſtel als Zeuge, während ein Spruchband darüber den betreffenden Glaubensartikel trägt.

Das jüngſte Gericht an der Oſtwand iſt etwas grotesk gehalten, ebenſo die darunter befindliche Auferſtehung, die noch zum Giebelfelde gehört. Überaus lieblich aber iſt das Roſenkranzbild, welches ſich mitten im darunterſtehenden Felde der Wand befindet, während ſich links die Fußwaſchung, rechts das Gebet im Ölgarten anreiht. Von einem grünenden Roſenkranz umgeben, thront hier Chriſtus als König; vor ihm ſteht ſeine Mutter, während vor beiden ein Betender kniet. Dieſer hält eine Korallenſchnur zu Maria empor, welche dieſelbe, in einen Kranz von weißen Roſen umgewandelt, Chriſtus darreicht. Ein Teil der Inſchrift darüber lautet:

Ave ve mutat, vox ave te, Virgo, salutat.
Hoc novitatis ave veteri nos abluit a ve.

Auf den jüngeren Gemälden des Schiffes walten grüne und gelblichrote Töne vor; auf den älteren des Chores wechſelt dagegen ein kräftig roter und grauer Grund; die Figuren ſind feſter, ſtrenger und typiſcher gehalten. Die Kirche war offenbar der ſeligſten Jungfrau geweiht; alle ihr erwieſene Huldigung weiſt dieſelbe in dem Hauptbilde des Chores, knieend vor der heiligſten Dreifaltigkeit, auf Gott ſelbſt zurück.

Der merkwürdige Bilderſchmuck dieſer Kirche, weit nördlich von dem Wenerſee, in einem der einſamen Flußthäler Vermlands, kurz nach Dantes Tode begonnen und erſt zu Luthers Lebzeiten vollendet, iſt ein rührendes Denkmal jenes religiöſen und künſtleriſchen Geiſtes, der noch unmittelbar vor der Glaubenstrennung bis weit hinauf in den Norden die freudigſte Schaffensthätigkeit entwickelte. Råda iſt keine eigene Pfarrei, ſondern nur eine Annex-

gemeinde zu der Pfarre Amnehärad. Als die Einwohner von Råda 1855 eine neue Kirche bauen wollten, lenkte der Bischof von Carlstad die Aufmerksamkeit der königlichen Kunstakademie auf das alte Kirchlein, und die Akademie brachte dasselbe käuflich an sich, um es, nunmehr dem Gottesdienst entzogen, dem Interesse der Kunstgeschichte zu erhalten.

So tolerant die Schweden auf ästhetischem Gebiete gegen das katholische Mittelalter geworden sind, so sehr läßt ihre Toleranz auf praktischem Gebiete gegen die katholische Kirche noch zu wünschen übrig. Die alten barbarischen Strafgesetze gegen die Katholiken, Ausgeburten des finstersten Zelotismus und der greulichsten Bigotterie, sind durch die Dissentergesetze von 1860 und 1873 allerdings hinfällig geworden. Kein Schwede wird mehr des Landes verwiesen, wenn er aus der „evangelisch-lutherischen" Landeskirche austritt, um Calviner oder Anglikaner oder Katholik zu werden, wie das noch bis 1860 der Fall war. Bürgerliche Rechte sind gesetzmäßig, d. h. prinzipiell von dem Glaubensbekentnis unabhängig, und den protestantischen Sekten und der Freidenkerei ist auch faktisch der größtmögliche Spielraum zugestanden, aber der katholischen Kirche ist die praktische Gleichberechtigung mit den protestantischen Denominationen noch lange nicht gewährt. Während im freien England wiederholt mehrere Katholiken dem Privy Council angehörten, andere die höchsten Staatsämter (eines Ministers und Lord-Oberrichters) bekleideten, der katholische Lord Ripon sogar Vizekönig von Indien werden konnte, sind in dem angeblich freisinnigen Schweden noch alle Nicht-Lutheraner vom Staatsrat ausgeschlossen. Während im vollen Umfang des britischen Weltreiches die katholischen Orden der freiesten Bewegung und Wirksamkeit genießen, sind in Schweden noch alle Mönchs- und Nonnenorden und Klöster durchaus verpönt. Weitaus das Härteste und Drückendste für die Katholiken war aber, daß sie in Bezug auf die Ehe faktisch der Jurisdiktion der lutherischen Prediger unterworfen wurden.

Wenn in dem vielverschrieenen katholischen Land Tirol ein protestantisches Brautpaar heiraten will, so braucht es sich um den katholischen Pfarrer nicht im mindesten zu kümmern. Sie gehen zu ihrem protestantischen Prediger; dieser stellt ihnen den Ledigschein und alle zur Verheiratung nötigen Zeugnisse aus, nimmt das Brautexamen vor, hält die Proklamation und leistet bei der Hochzeit Assistenz. Auch in Schweden galt zeitweilig nach 1873 für die Katholiken ein ähnliches Verfahren; allein später ist das anders geworden. Die Staatsbehörden ließen die Ledigscheine und Zeugnisse der katholischen Geistlichen für katholische Brautleute nicht gelten, sondern sprachen ausschließlich den Geistlichen der lutherischen Landeskirche das Recht zu, solche Zeugnisse auszustellen.

In einer der wichtigsten Gewissensangelegenheiten, wie die Eingehung einer Ehe ist, waren die Katholiken also genötigt, sich nicht nur an ihren

Priester, sondern auch an den lutherischen Prediger zu wenden. Nur von diesem konnten sie die nötigen Papiere erhalten, auf welche hin zur Proklamation geschritten werden konnte. Mehr noch! Auch das Aufgebot des katholischen Priesters galt nicht, sondern die katholischen Brautleute mußten das Aufgebot dreimal vom lutherischen Prediger in der lutherischen Kirche vornehmen lassen, in deren Bereich die Braut wohnte, und wurden hiermit nicht nur in ihrer religiösen Freiheit verletzt, sondern zugleich den lästigsten Einreden, Plackereien und Ungebühren preisgegeben.

Erst in ganz jüngster Zeit sind in diesem Punkte einige Milderungen eingetreten.

Welch ein Lärm würde durch die ganze Welt hin erschallen, wenn irgendwo „evangelische Brüder und Schwestern" in einem katholischen Land von ähnlichen Bestimmungen betroffen würden! Aber in katholischen Ländern giebt es solche nicht. Nicht einmal im „heiligen" Rußland sind unseres Wissens die Katholiken gezwungen, sich an den Popen zu wenden, wenn sie heiraten wollen. Und wenn das auch der Fall wäre, diese Gemeinsamkeit würde Schweden fürwahr nicht zur Ehre gereichen. Ein solcher Gewissenszwang steht im schreiendsten Widerspruch mit dem Freisinn und Fortschritt, auf den sich sonst die Schweden nicht wenig zu gute thun, im Widerspruch mit all den Grundsätzen, aus denen das Dissentergesetz von 1873 hervorgegangen!

Das Schloß Vadstena.

23. Vadstena.

Wenn man sich ehedem für schweizerische und schottische Seen begeistert hat und nun eben von den romantischen Fjorden und Bergseen Norwegens herüberkommt, so bereiten die großen Seen von Schweden eine gewisse Enttäuschung. Man erwartet Ähnliches. Aber die Seen sind zu groß, wie man aus folgender Zusammenstellung abnehmen mag:

	Länge.	Größte Breite.	Flächeninhalt.
Wenersee	144 km	70 km	5568 qkm
Wettersee	130 „	26 „	1899 „
Mälarsee	120 „	30 „	1163 „
Hjelmarsee	65 „	20 „	480 „
Mjösensee	100 „	17,5 „	357 „
Bodensee	62 „	14,5 „	539 „
Genfersee	90 „	15 „	578 „

Schon der Mjösensee in Norwegen hat keine so hohen Berge in seiner Nachbarschaft wie der Boden- oder gar der Genfersee. Die Kinekulle, der höchste Punkt am Wenersee, ist 279 m über dem Meere, der Omberg am Wettersee 263. Der größte Teil des Seeufers ist fast völlig flach. Größere Ortschaften sind selten und liegen weit auseinander. Das jenseitige Ufer ist kaum mit dem Auge zu erreichen. Mag das Bild unmittelbar vor uns noch so schön sein, es fehlt die Begrenzung. Wir sind an einem Meere, das sich unabsehbar vor uns ausbreitet, dem aber die großartige Wellenbewegung des eigentlichen Meeres abgeht. Nur der Sturm vermag diese weiten Binnengewässer ordentlich aufzurütteln; dann wird aber gewöhnlich auch die Uferlandschaft trübe und traurig, die Fahrt auf dem See entschieden ungemütlich. Auf dem Wettersee gilt die Fahrt in kleineren Schiffen bei Unwetter sogar

als gefährlich, und in wunderlichen Sagen hat das Volk die unheimlichen Kräfte der Wogen personifiziert.

An den ausgedehnten Ufern des Wettersees liegen nur sechs Städte in Abständen von 30 bis zu 60 km. Die größte ist Jönköping, in aller Welt berühmt durch seine Säkerhets Tändstickor utan svafvel och fosfor, eine schöne, gewerbreiche Stadt von etwa 22 600 Einwohnern, Sitz des „Göta Hofrätt", d. h. eines der drei schwedischen Gerichte zweiter Instanz. Die andern Städte: Hjo, Carlsborg, Ackersund, Grenna, haben keine 2000 Einwohner, nur Vadstena zählt etwas über 2500. Geschichtlich ist Vadstena aber viel bedeutender als selbst Jönköping.

Mit dem schwedischen Eisenbahnsystem ist Vadstena durch eine kleine Zweigbahn verbunden, welche in Fogelsta die Nebenbahn Mjölby=Halsberg erreicht; Mjölby aber liegt an der östlichen Hauptlinie Malmö=Stockholm, Halsberg an der westlichen Stammbahn Göteborg=Stockholm. Durch die Dampfschiffe auf dem Wettersee aber ist die Stadt von dem Götakanal aus oder von Jönköping und allen Landungsplätzen des Sees zu erreichen.

Die meisten Reisenden werden es vorziehen, einen Tag länger sich in Stockholm zu erlustigen, als dieses kleine Städtchen zu besuchen, das eigentlich nur von der Vergangenheit zehrt. Mir galt die Reise dahin als eine Art Wallfahrt zu einer der ehrwürdigsten Stätten dieses nordischen Reiches.

Schweden sollte es nicht bloß vergönnt sein, über vier Jahrhunderte an dem Leben der katholischen Kirche teilzunehmen, sondern ihr auch einen religiösen Orden zu schenken, der sich über einen großen Teil der Christenheit ausbreitete, in den nordischen Reichen viel zur Belebung religiösen Geistes gewirkt hat und heute noch in England und Deutschland fortbesteht. Ein Teil seines Stammklosters und dessen Kirche haben die furchtbare Zerstörungswut des 16. Jahrhunderts überdauert, und nachdem dieselbe ausgetobt, ist eine Zeit angebrochen, welche die Erinnerungen der Vergangenheit zwar nicht gerade mit Pietät, aber wenigstens ohne Haß und Abscheu, mit einem gewissen neugierigen Interesse betrachtet. Unfähig, das Mittelalter zu verstehen, hatte schon Flacius Illyricus, der Vater der protestantischen Geschichtsbaumeisterei, die hl. Birgitta dafür gelobt, daß sie den Papst und das Papsttum getadelt hätte, und aus diesem zweideutigen Lobe entwickelte sich später die Gewohnheit, in der vom Papste kanonisierten Heiligen eine Vorläuferin der sogen. Reformation zu erblicken. Was noch an Erinnerungszeichen an sie übrig war, wurde nicht weiter zerstört, sondern teilnehmend aufbewahrt. Protestantische Theologen suchten sich mit ihrem Leben wie mit ihren Offenbarungen in Güte abzufinden. Eine Litteraturforschung, die ernstlich und gründlich ins Mittelalter zurückgriff, fand in den Schriften der Heiligen und ihrer Ordensgenossen eines der wichtigsten Sprachdenkmäler der alten Zeit. Eine mehr von realistischem Fleiß als von Vorurteilen

geleitete Geschichtsforschung konnte sich der hohen Bedeutung ihrer Persönlichkeit nicht verschließen. Sie war mit den alten Königsgeschlechtern verwandt; sie war die einzige Fürstin Schwedens, die im Verkehr mit dem höchsten Haupte der Christenheit einen gewissen Einfluß auf die gesamte Weltkirche ausgeübt hat; der Glorienschein ihres gottseligen Lebens und ihrer wunderbaren Geschichte warf ein verklärendes Licht über die wilde, kampfesreiche Geschichte ihres Heimatlandes. So hat die Heilige bis zu einem gewissen Grade in protestantischen Kreisen Gnade gefunden. Uns Katholiken gilt sie freilich mehr.

Wenn einzelne Schriftsteller die hl. Birgitta eine Prinzessin nennen, so ist das in weiterem Sinne zu verstehen. Mütterlicherseits stammte sie aus dem königlichen Geschlechte der Folkunger, das hinwieder den heiligen König Kanut (Knud) von Dänemark unter seine Ahnen zählte; von väterlicher Seite soll sie ihre Abkunft von König Sverker I. herleiten, der mit dem heiligen König Erich (IX.) nahe verwandt war. Darum nennt sie Juan Torquemada, der berühmte Theologe und spätere Kardinal, der ihre Schriften auf dem Konzil zu Basel untersuchte, einfach principissa. Ihr Vater, Birger Persson, war aber weder ein eigentlicher Prinz, noch ein Fürst, sondern nur einer der mächtigsten Grundbesitzer, Rechtskenner und Volksbeamten des Landes, von solchem Einfluß, daß bei einer Königswahl sein Geschlecht mit in Betracht kommen konnte. Erbkönigtum und monarchischer Absolutismus gehört in Schweden erst der protestantischen Zeit an. Im Mittelalter hatte jede der Landschaften ihr Thing und ihren vom Volk gewählten Lagman, d. h. Gesetzessprecher, der sowohl innerhalb der Landschaft Recht zu sprechen, als die Volksrechte dem König gegenüber wahrzunehmen hatte. Die Wahl des Königs stand zufolge dem noch 1296 von König Birger Magnusson bestätigten Upplands-Gesetz bei den sogen. drei Folklanden: Tiundaland, Attundaland und Fjädhrundaland. War die Wahl getroffen, so mußte zuerst der Lagman von Uppland ihn in Upsala zum König erklären, darauf die übrigen Gesetzessprecher von Södermanland, Östergötland, Tiohärad, Vestergötland, Nerike und Westmanland der Reihe nach. Dann hatte der König die Erichsgasse zu reiten, d. h. die einzelnen Landschaften in bestimmt vorgeschriebener Reihenfolge zu besuchen und sich huldigen zu lassen. Erst hierauf folgte die Krönung durch den Erzbischof und dessen Suffragane im Dome von Upsala und die Vollberechtigung zur königlichen Amtsführung. „Wird er ein guter König," so sagt das alte Grundgesetz, „dann lasse ihn Gott lange leben." Birger Persson, der Vater der hl. Birgitta, war nun Lagman von Uppland, d. h. der erste Mann der angesehensten und mächtigsten Landschaft, der als solcher im Reichsrate saß und große Einkünfte bezog. Dazu war er Ritter, persönlicher Freund der Brüder des Königs, der Herzoge Waldemar und Erich, und stand als

Rechtskundiger und Staatsmann an der Spitze der Männer, welche das neue Upplands-Gesetz vom Jahre 1296 verfaßten. Sein Bruder war Dompropst zu Upsala, seine Frau Ingeborg war mit den edelsten und mächtigsten Familien verwandt. Wie durch Tüchtigkeit, Macht und Ansehen, zeichnete sich Birger Perssons aber auch durch aufrichtige Frömmigkeit aus. Er pflegte alle Freitage zu beichten, gab reichliche Almosen, ließ das Stogkloster neu bauen, stiftete mehrere Kirchen und unternahm selbst mit seiner Frau die weite Wallfahrt nach San Jago zu Compostella.

Grabstein des Birger Persson und seiner Gemahlin Ingeborg.

So stand es mit den Eltern der Heiligen. Geboren wurde sie um das Jahr 1302 oder 1303 zu Finstad im Uppland, bei Norrtelge, ostwärts fast gleichweit von Upsala und Stockholm gelegen. Es war um die Zeit, da der siebenunddreißigjährige Dante aus Florenz vertrieben ward, König Albrecht von Österreich die päpstliche Anerkennung fand, Bonifaz VIII. die berühmte Bulle Unam sanctam erließ, eine große, gewaltige Zeit, deren Glauben und Sitten, Kämpfe, Streben, Geistesreichtum das Weltgedicht Dantes in erhabenster Weise spiegelt.

Während für Dante jene schmerzvolle Verbannung anfing, aus deren Herzeleid sein unsterblicher Sang hervorgehen sollte, spielte das schwedische Fürstenkind Birgitta selig und heiter am blumigen Ufer des Bottnischen Meeres, das bei Norrtelge in tiefer Bucht sich ins Land hineinerstreckt. Auf dem Schlosse ihres Vaters lernte sie früh schon den Glanz des ritterlich-höfischen Lebens jener Zeit kennen (gerade damals wurden auf Anregung der Königin Eufemia von Norwegen „Flores och Blanzaflor" und andere Ritterdichtungen ins Schwedische übersetzt), aber auch jene gottesinnige Frömmigkeit und jenen tiefen Glauben, der alle

Stände und Verhältnisse durchdrang. Auch Schweden hatte seine Sänger frommer Gottesminne, und manche ihrer Lieder, wie das vom Leiden Christi, vereinigen das innigste Gefühl mit dem lieblichsten Wohlklang:

Jhesu guz son,	Jesus, Gottes Sohn,
Jhesu gothe,	Guter Jesus!
blöt mit hjaerta	Erweiche mein Herz
maeth thino blothe;	Mit deinem Blute,
at thaenkia maeth thakom	Zu denken mit Dank
thina pino,	An deine Pein
af allom hugh ok	Von ganzer Seele
hjaerta mino.	Und Herzen mein.
Jhesu gothe,	Guter Jesus,
maethan thin pina	Weil deine Peinen
var min skuld,	Waren meine Schuld,
for aengha thina;	Nicht die deine;
gif af thinna pino	Laß deiner Peinen
svara suaerth	Schweres Schwert,
thin bla sitha	Deine blaue Seite
og blodogh haerth,	Und blutige Schulter,
naglar ginum	Die Nägel durch
haendar ok fötar	Hände und Füße
groe ginum mina	Wachsen durch meines
hiarta rötar!	Herzens Wurzeln!
Min haerra, thin pina	Mein Herr! Deine Leiden
aer sent tald:	Sind ohne Zahl.
horo sar hon var	Wie hart waren sie
ok mangfald!	Und mannigfalt!
Thu födes först	Du warst geboren erst
a gatum ute	Draußen auf der Straße,
sueptar ok vafthar	Gewickelt und gewunden
ii fatökum klute.	In arme Windeln.
Himirikiz frygh	Des Himmelreichs Freude
ok aengla glaethi,	Und der Engel Lust,
thu graest nykomen	Du weinst neugekommen
ii var klaethe.	In unserem Kleide.

Zahlreiche Legenden, vor allem das Leben des hl. Erich, wurden in die melodische Volkssprache übertragen, und das religiöse Gefühl drang auch in das schlichte Volkslied ein:

Die Taube sitzt auf dem Lilienquist,
Sie singet so lieblich von Jesu Christ.

Ein reicher Bauer des Liedes nimmt wahr.
„Willst mit mir zum Himmel du dieses Jahr?"

„Ich kann nicht mit dir zum Himmel schon geh'n;
Ich hab' viele Felder zu pflügen und sä'n."

Ein armer Dörfler des Liedes nimmt wahr.
„Willſt mit mir zum Himmel du dieſes Jahr?“

„Kann nicht mit zum Himmel dies Jahr ſchon geh'n,
Viel kleine Kindlein um Brot mich fleh'n.“

Eine ſchöne Jungfrau des Liedes nimmt wahr.
„Willſt mit du zum Himmel noch dieſes Jahr?“

„Gern will ich zum Himmel dir folgen dies Jahr;
Doch bin ich nicht krank, noch gelegt auf die Bahr'.“

Heim reitet die Jungfrau durchs blumige Feld.
„Lieb' Mutter! halt mir mein Bettlein beſtellt.

„Lieb' Schweſter! kräusle mir ſchön das Haar.
O Vater lieb! hol mir die Totenbahr.“

„O ſprich nicht ſo, mein Töchterlein traut,
Dies Jahr noch wirſt du eine Königsbraut.“

„Wohl ſtände der Königsmantel mir fein.
Doch beſſer iſt's, Chriſti Braut zu ſein.“

Und die Jungfrau ſtarb und lag auf der Bahr',
Und die Mägde kämmten ihr goldenes Haar.

Sie trugen wehklagend die Jungfrau zu Grab,
Da kamen lichte Engel und holten ſie ab.

Der ſchwarze Boden nun ſchließt ſie ein;
Doch ſchimmert ein Kreuz drauf in goldenem Schein,
Im Himmelreich iſt große Freude.

Der Ruf zu einem vollkommeneren Leben, wie er in dieſer Volksballade ſo rührend gezeichnet iſt, erging nicht unmittelbar an die hl. Birgitta. Zwar fühlte ſie ſich, dem Berichte der Legende zufolge, ſchon als Kind mächtig dazu hingezogen, allein der Wunſch ihrer Eltern galt ihr als Befehl, und ſo wurde ſie als Mädchen von 13—14 Jahren ſchon dem achtzehnjährigen Ulf (Wolf) Gudmarsſon angetraut, dem Sprößling eines mächtigen und angeſehenen Geſchlechtes, welcher ausgedehnte Güter in Nerike, auf der Inſel Viſingsö im Wetterſee und in anderen Landſchaften beſaß. Sein Hauptſitz lag in Ulfåſa am ſüdlichen Ufer des Borenſees, unfern den Klöſtern Vreta, Alvaſtra und dem Biſchofsſitz Linköping. Ausgezeichnet durch zarte Frömmigkeit, Mildthätigkeit, Sittenſtrenge und alle übrigen chriſtlichen Tugenden, kamen die jungen Eheleute überein, ein volles Jahr in Jungfräulichkeit zuzubringen, und nachdem Gott ſpäter ihre Ehe mit acht Kindern (Martha, Karl, Birger, Katharina, Bengt, Gudmar, Ingeborg und Cäcilia) geſegnet, verpflichteten ſie ſich abermals zu frommer Enthaltſamkeit. Birgitta erwies ſich als das Muſterbild einer chriſtlichen Hausfrau

und zog ihre Kinder in heiliger Gottesfurcht heran. Ulf wurde 1330 zum Gesetzessprecher der Landschaft Nerike ernannt und zwei Jahre später zum Ritter geschlagen. Den Unterricht der Kinder leitete ein ungewöhnlich frommer und begabter Gelehrter, Nikolaus Hermansson, der, später in Orleans Doktor des kanonischen Rechts, dann Bischof von Linköping wurde, nach seinem Tode als ein Heiliger galt. Nachdem König Magnus Erichsson mündig geworden und mit seiner jungen Gemahlin Blanca von Namur 1336 gekrönt worden war, kam Birgitta als Hofmeisterin an das königliche Hoflager und erlangte durch diese Stellung, ihr Beispiel und ihren Rat bald einen Einfluß, der sich weit über den Hof hinaus erstreckte. Sie erklärte sich entschieden gegen ein Enthaltsamkeits-Gelübde, das König und Königin ohne den nötigen Vorbedacht abgelegt; so begeistert sie sonst für die Kreuzzüge war, so mahnte sie doch den König von einem Kreuzzug nach dem Gelobten Lande ab, weil sie seine Gegenwart bei den Wirren des Reiches für unerläßlich hielt; sie erinnerte das Königspaar beständig an seine Regentenpflichten, an die Notwendigkeit der Selbstüberwindung, um den Unterthanen in allem Guten voranzuleuchten, an die Einschränkung des Luxus und der üppigen Sitten, an Demut und Einfachheit, treue Ausübung des Rechts und christliche Mildthätigkeit. Sie selbst und ihr Mann gingen mit dem besten Beispiel voran. Sie übten strenge Bußwerke, bewirteten jeden Tag zwölf Arme, wuschen ihnen jeden Donnerstag die Füße. In ihre Spitäler nahm Birgitta schon früh ihre Töchter mit, um sie an die Pflege der Kranken zu gewöhnen; sie leistete den Verlassenen die niedrigsten Dienste und übte dabei die heldenmütigste Selbstüberwindung aus. Häufig besuchte sie mit Ulf die Wallfahrtsorte Schwedens; gemeinschaftlich zogen sie zum Grabe des hl. Olaf in Throndhjem, und als sie endlich ihrem Hofdienste Lebewohl sagen konnte, hüllten sich beide in ein ärmliches Pilgergewand und machten die weite Fahrt nach San Jago di Compostella. Auf der Rückkehr fiel Ulf zu Arras in Frankreich in schwere Krankheit; Birgitta vernahm in einem Gesicht, daß er diesmal mit dem Leben davonkommen würde. Ulf selbst aber gelobte, in ein Kloster zu treten, und führte sein Gelübde alsbald nach der Rückkehr aus, indem er in das Kloster Alvastra eintrat. Hier starb er bald eines frommen und seligen Todes im Jahre 1344.

Für die Kinder war gesorgt. Bengt war in die Klosterschule zu Alvastra aufgenommen, Gudmar in eine Schule zu Stockholm, wo er noch in jüngeren Jahren starb; Ingeborg bereitete sich im Kloster Risberga, Cäcilie im Kloster Skenninge darauf vor, den Schleier zu nehmen. Martha war mit dem kecken dänischen Ritter Sigvid Ribbing vermählt; Katharina war, nachdem sie lange an den Eintritt ins Kloster gedacht, die Gattin des jungen Eggert von Kürnen, eines Edelmanns von deutscher Abkunft, geworden. Die beiden

älteren Söhne waren bereits angesehene Männer und ebenfalls vermählt, Birger ein schlichter, tüchtiger Ritter im Sinne und Geist seiner Eltern, Karl aber ein wildes, prachtliebendes Weltkind. Zu Alvastra am Wettersee zog sich nun Birgitta ganz vom Weltleben zurück, um sich nur dem Gebete und der allerstrengsten Buße zu widmen. Sie beichtete jeden Tag, empfing jeden Sonntag die heilige Kommunion und richtete sich bis ins kleinste nach den Anordnungen ihres Beichtvaters. Die wunderbaren Gnadenerweise, deren sie schon früher teilhaftig geworden, mehrten sich jetzt. Ihre Offenbarungen und Visionen erregten bald die Bewunderung und das ehrfurchtsvolle Staunen der Zeitgenossen. Im Auftrage Christi und seiner glorreichen Mutter erhob sie ihr gewaltiges Mahnwort an König und Königin, an die Großen des Reiches, an Klöster und Klerus, an Priester und Bischöfe, zuletzt an die Päpste selbst. Mehr als einmal suchte der König mit leichtfüßigem Scherz die unwillkommene Mahnstimme von sich zu weisen; die Königin zürnte und ergoß sich in ungestümem Tadel. Aber der Stachel der tiefdringenden Mahnung blieb in der Seele stecken; König und Königin nahten schließlich reuevoll der frommen Büßerin, baten um ihren Rat und empfahlen sich ihren Gebeten. Für Tausende und aber Tausende ward ihr Wort zu einer Leuchte, die sie aus wirrem Getümmel der Leidenschaft und des Verderbens zu Gott zurückrief.

Während neue Thronstreitigkeiten das ganze Reich aus den Fugen zu reißen drohen, der Parteikampf ihre eigene Familie in feindliche Lager teilt, Adel und Volk in unsäglichem Hader sich spalten, Zuchtlosigkeit das Rittertum und selbst die religiösen Orden ergreift, lebt die seltsame Frau, einst die Zierde des Hofes, jetzt arm wie eine Bettlerin, gleichsam in einer andern Welt, in stetem Umgang mit dem Erlöser und seinen Heiligen, schaut ihre Glorie, vernimmt ihre Stimmen, erhält von ihnen Botschaft an die Mitwelt und teilt sie in Worten mit, welche in ihrer wunderbaren Kraft selbst die stolzesten Geister zu erschüttern vermögen. Die Kirche hat diesen Offenbarungen allerdings nie ein größeres Gewicht beigemessen, als dasjenige von Privatoffenbarungen, die nichts wider Glauben und Sitte enthalten und deshalb vom christlichen Volk mit Nutzen und Erbauung gelesen werden mögen. Im Zusammenhang mit der ganzen Zeitgeschichte ist Birgitta indes eine wunderbar großartige Erscheinung, und selbst ein Ungläubiger und Zweifler wird ihr Charakterbild, ihre schlichten, kindlichen Gebete, ihre Visionen, ihre ergreifenden Mahnworte kaum lesen können, ohne an Hamlets Wort erinnert zu werden:

Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt.

Feierlich in Christi Namen forderte die schwedische Seherin im Jahre 1348 den Papst Clemens VI. auf, Avignon zu verlassen, Frieden zwischen

England und Frankreich zu stiften und für das Jubeljahr 1350 nach Rom zu kommen: „Erhebe dich, bevor deine letzte Zeit kommt. Und zweifelst du, wessen Geist hier spricht, so schlage das Buch deines Gewissens auf und höre, ob ich nicht Wahrheit rede.“ Der Papst kam nicht, schrieb indes das Jubeljahr aus und verlieh allen Pilgern die reichsten Ablässe. Birgitta aber griff zum Pilgerstab und wallfahrtete über Köln, Mailand und Genua zeitig in die heilige Stadt. Es begleitete sie ihr Sohn Birger, ihre Tochter Katharina, ihr Beichtvater Peter, der Prior von Alvastra, und mehrere Ritter und fromme Frauen. Während die andern Pilger nach Verrichtung ihrer Andacht nach Hause zogen, blieb Birgitta mit Katharina zu Rom, ließ sich in einem stillen Hause am Campo di Fiore, gegenüber dem Palast Farnese, nieder, das zum Teil heute noch erhalten ist, und führte hier bis zu ihrem Tode dasselbe klösterliche Leben, wie früher zu Alvastra. Was sie so heiß ersehnt und in Gebet und Buße vom Himmel erfleht hatte, das sollte ihr zu teil werden. Am 16. Oktober 1367 zog Urban V. in Rom ein. Sie konnte sich selbst ihm zu Füßen werfen, ihm ihre Söhne Birger und Karl vorführen und ihm die Regel des neuen Ordens unterbreiten, mit dessen Gründung sie seit Jahren beschäftigt war. Im folgenden Jahr erschien dann Kaiser Karl IV. in Rom, der Papst krönte (am 1. November) seine Gemahlin als Kaiserin, und so war auch der andere Herzenswunsch der Heiligen erfüllt, Papst und Kaiser versöhnt zu schauen.

Schon nahte sie sich ihrem 70. Lebensjahre, als sie, die fromme Pilgerin, die Sehnsucht erfaßte, die ehrwürdigsten Stätten der Welt, den Schauplatz des Erlösungswerkes und das heilige Grab des Heilandes, zu besuchen. Diese letzte große Pilgerfahrt ihres Lebens führte eine Begegnung herbei, welche wie kaum eine andere die gewaltigsten Gegensätze mittelalterlichen Lebens in den grellsten Farben beleuchtet. In Neapel traf die nordische Fürstentochter, die ihr ganzes Leben Gott und seiner Kirche gewidmet hatte, mit einer Fürstin zusammen, deren ganzes Leben nur eine Kette von Sünde und Frevel war, mit der wollüstigen Königin Johanna. Der treuen Mutter blieb sogar der Schmerz nicht erspart, daß Karl, das Kind ihrer Thränen, obwohl schon ein fünfzigjähriger, längst verheirateter Mann, in die tückischen Netze des leichtfertigen Weibes fiel, das seinen ersten Gatten hatte hinmorden lassen und keinem der folgenden Ehre und Treue hielt. Birgitta klagte ihr Herzeleid Gott und der seligsten Jungfrau, und ihre Bitte um Hilfe ward erhört. Karl, der urkräftige, lebenslustige Ritter, erkrankte und starb in wenigen Tagen dahin. Während die Königin, außer sich vor Schmerz und Trauer, mit lautem Weinen seiner Leiche folgte, gab die Heilige kein Zeichen des Schmerzes von sich. Sie betete für den verlorenen Sohn und hatte den Trost, in einem Gesichte die sichere Kunde zu vernehmen, daß er gerettet sei. Die weitere Reise ging nicht ohne mannigfache Gefahren ab; noch im

Hafen von Joppe entgingen die Reisenden kaum dem Schiffbruch. Dem Leiden folgte indes auch hier wieder süßer Trost. Die Geheimnisse des Lebens und Leidens Christi schwebten der Seele Birgittas wie etwas Gegenwärtiges vor, und mit einer Freude, die sie ihres Alters und aller Beschwerden vergessen ließ, wanderte sie von einer Stätte zur andern, auf der Reise wie bei der Rast unermüdlich ins Gebet versunken. In der Grabeskirche selbst empfing ihr anderer Sohn, Birger, den Ritterschlag zum Ritter vom heiligen Grabe. Auf der Heimreise fing sie ernstlich zu kränkeln an, erreichte indes noch Rom, wo sie aber bald, am 23. Juli 1373, selig im Herrn entschlief. Ihre Leiche wurde im Kloster der armen Klarissen beigesetzt, aber schon im folgenden Jahre von ihrer treuen Tochter Katharina in das von ihr begründete Kloster Vadstena zurückgebracht. Schon 1391 wurde sie von Papst Bonifatius IX. heilig gesprochen; 1419 erneuerte und bestätigte Martin V. ihre Kanonisation.

Die hl. Birgitta.
Holzstatue in der Klosterkirche zu Vadstena.

Mit der Gründung eines neuen Ordens hatte sich Birgitta schon bald nach dem Tode ihres Mannes zu beschäftigen angefangen. Derselbe sollte Ordo Salvatoris, Orden des Erlösers, heißen und zunächst ein weiblicher Orden sein. Birgitta hatte dabei die Töchter der höheren Stände im Auge, denen sie selbst entsprossen war: sie wollte ihnen eine Freistatt bieten, wo sie, fern den Gefahren der Welt, sich ganz dem Dienste Gottes widmen könnten. Die Zahl der Nonnen war auf 60 festgesetzt. Durchaus eigenartig und von der Einrichtung der großen Orden des späteren Mittelalters grundverschieden, war die von ihr getroffene Bestimmung, daß im Interesse des Gottesdienstes und des religiösen und ascetischen Unterrichts der Frauenkonvent mit einem ihm untergeordneten Mannskonvent in Verbindung stehen sollte. In einem völlig abgesonderten Gebäude sollten (zu Ehren der 12 Apostel und des hl. Paulus) 13 Ordenspriester, (zu Ehren der 4 großen Kirchenlehrer) 4 Diakonen und (zu Ehren der Jünger Christi) 8 Laienbrüder nach derselben Regel leben. Die Kirche sollte gemeinschaftlich, aber nach strenger Klausur geschieden sein. Bei Gründung des ersten Klosters in Vadstena spendeten König und Königin im Jahre 1346 einen königlichen Hof mit vielen dazugehörigen Liegenschaften und 6000 Mark, die reichste Klosterstiftung, welche der Norden

aufzuweisen hat. Birgitta selbst fügte mehrere Höfe zu Ulfasa hinzu, und so konnte der Bau eines Klosters begonnen werden. Die päpstliche Bestätigung der mehrfach noch abgeänderten Regel zog sich jedoch bis zum Jahre 1370 hinaus, und so ruhte der Bau bald wieder, bis er 1369 mit Hilfe eines allgemeinen Volksalmosens, des sogen. Marienpfennigs, neu aufgenommen werden konnte. Birgitta entwarf selbst den Plan, und als Katharina ihre Überreste nach Vadstena brachte, war das Kloster bereits von Mönchen und Nonnen bewohnt. Die Heiligsprechung Birgittas wurde in Rom mit dem größten Glanze gefeiert, in Schweden fand sie den lebhaftesten Wiederhall. Töchter und Söhne der edelsten Familien traten dem Orden bei; durch die besondere Sorge, welche Birgitta für Predigt und religiösen Unterricht getragen, wirkte er mächtig auf das Volk ein. Königin Margaretha ließ sich als soror ab extra in den Verband des Klosters aufnehmen, und ihr Nachfolger, Erich von Pommern, nahm nicht nur dasselbe eifrig in Schutz, sondern betrieb auch die kirchliche Gutheißung von Birgittas Schriften am Konzil von Basel.

Schon vom Ende des 14. Jahrhunderts an breitete sich der Orden nach den übrigen Ländern des Nordens aus. Noch kurz vor ihrem Tode (1412) stiftete Königin Margaretha das Kloster Maribo in Laaland (Dänemark). In der Hansastadt Bergen wurde 1434 das verlassene Benediktinerstift Munkeliv den Birgittinerinnen übergeben. Unfern Abo in Finnland wurde 1440 das Kloster Gnadenthal gegründet, dessen Erinnerung noch in dem heutigen Städtchen Nådendal (finnisch: Naantali) fortlebt.

Fromme Bürger von Reval in Esthland bauten zwischen 1407 und 1412 das Kloster Maria-Thal und erbaten sich dann durch eine Gesandtschaft in Vadstena die ersten Mönche und Nonnen. In Lublin (Polen) errichtete König Ladislaus II. das Birgittinerkloster Maria-Triumph, das bis 1837 fortbestand, und von dem aus die Klöster in Warsowitsch, Briesc bei Warschau und Local gegründet wurden. Das Kloster in Lemberg bestand bis 1784, das in Luck bis 1842, das in Grodno bis 1885.

In das Kloster Maria-Brunn zu Danzig zogen die Birgittinerinnen schon 1396 ein; um 1416 entstand das Kloster Maria-Wald bei Lübeck, 1421 Maria-Kron bei Stralsund; 1426 Gnadenberg bei Altorf (Nürnberg); 1450 Maria-Forst bei Köln; 1457 Maria-Baum bei Xanten; 1472 Maria Mayingen bei Nördlingen; 1487 Altomünster bei Aichach in Oberbayern; 1606 Maria ad florem in Calcar und das Hospiz Maria ad fructum bei Kaldenkirchen; 1613 das Kloster Sion in Köln. Von allen diesen deutschen Klöstern besteht heute nur noch Altomünster.

Zur Einführung des Ordens in England gab die Ehe Erichs III. mit Philippa, Tochter Heinrichs IV. von England, die Veranlassung. Lord Fitzhuger, Herr von Ravenswater, war von dem klösterlichen Leben in

Vadstena so erbaut, daß er aus seinem eigenen Vermögen ein ähnliches Kloster bei Canterbury stiften wollte. Dasselbe kam zwar nicht zu stande, aber dafür stiftete König Heinrich V. (Shakespeares berühmter Prinz Hal), zum Dank für den glänzenden Sieg bei Azincourt, ein prächtiges Kloster gegenüber seinen eigenen Gärten bei Richmond, neben Vadstena wohl das bedeutendste des Ordens. Es hatte nahezu die volle Mitgliederzahl, welche die hl. Birgitta vorgezeichnet hatte (12 Priester, 5 Brüder, 56 Schwestern), besaß eine Bibliothek von 14 000 Bänden und stand noch in höchster religiöser Blüte, als Heinrich VIII. 1539 die Stiftung seines großen Vorfahren zerstörte. Der Prior P. Richard Reynolds und vier Mönche wurden grausam hingerichtet, die Nonnen vertrieben. Unter Elisabeth abermals verjagt, fanden sie erst nach langen harten Bedrängnissen einen Zufluchtsort in Lissabon, von wo 12 Schwestern im Jahre 1861 nach England wieder zurückkehren konnten. Ein anderes Kloster des Ordens in Portugal, Marvila, wurde 1859 aufgehoben.

In den Niederlanden bestand das Kloster Maria-Wasser bei Herzogenbusch (seit 1434), später nach Uden verpflanzt, Maria-Stern bei Kempen (seit 1457), Maria-Weingarten bei Utrecht (1461). Zu dem noch fortbestehenden in Uden gesellte sich 1843 noch ein neues in Weert.

In Belgien hatten die Birgittinerinnen Niederlassungen zu Dendermonde (seit 1464), Brüssel (1623), Hobocken bei Antwerpen (1652); in Frankreich zu Lille, Douai, Arras, Valenciennes, Armentières; in Italien zu Florenz (1394), zu Genua (1426), ein zweites zu Genua (1667) und ein Hospiz zu Rom, wo die hl. Birgitta lebte und starb. Die Gesamtzahl der Klöster stieg nach und nach auf siebenzig.

Die rasche und weite Ausbreitung des Ordens im Laufe des 15. Jahrhunderts bezeugt gleich so manch andern Erscheinungen die Neubelebung und Blüte des religiösen Lebens in dieser letzten, vielgeschmähten Periode des Mittelalters. Mit der religiösen Bildung ging aber die wissenschaftliche Hand in Hand. Die Klöster der hl. Birgitta wurden leuchtende Mittelpunkte des geistigen Lebens; Vadstena ersetzte vor der Gründung von Upsala einigermaßen eine kleine Universität und verschaffte sich 1490 die erste feste Buchdruckerei in Schweden. Die Bibliothek war überaus reich.

Birgitta selbst legt in ihren Offenbarungen nicht nur eine fromme Gemütstiefe an den Tag, welche an die schönsten Blätter der deutschen Mystik erinnert, sondern auch die vielseitigste Kenntnis der Heiligen Schrift, der kirchlichen Überlieferung, der Welt und des Menschenlebens. Sie steht mit ihren Anschauungen noch in jenen des Rittertums, als dessen Haupt sie Christus ansieht, und dessen rauhes Kampfesleben um des Glaubens willen sie gelegentlich selbst über das beschauliche Leben im Kloster stellt. Lebendige Vergleiche, die der Jagd, dem Krieg, dem Turnier entnommen, erinnern

daran, daß sie eines edlen Ritters Tochter war. Aber sie kennt auch das Leben des Volkes, des Landmannes und Fischers, des Kohlenbrenners und Müllers, des Schiffers und Handelsmannes. Mit innigem Gefühl folgt sie den Erscheinungen der Natur, den großen und gewaltigen wie den lieblichen und kleinen. Sie kennt die stille Einsamkeit des nordischen Waldes, kaum vom Rauschen eines Baches oder Wasserfalles unterbrochen, die weite Ebene, über die der kalte Nord dahinbraust, die vom Nordlicht erhellten Nächte, die mit Binsen überwachsenen Moore, die im Morgentau strahlenden Wiesen, den duftenden Rosenbusch, den Sang der Nachtigall, den Schrei der Eule im Kirchturm, die weißen Lämmer auf den Wiesen, den Bienenschwarm im hohlen Baum, die Spiele der Schmetterlinge und Vögel, die Möve, die über See und Meer dahinschwebt, den wilden Sturm, der über das Meer dahinfährt, den trüben Herbsttag, an dem die Blätter fallen. Alle diese Bilder finden sich da und dort verstreut, zwischen den gewaltigen Mahnrufen, die sie an die Könige und Völker, an die Päpste und an ihre schlichten Pflegebefohlenen richtet.

„Es giebt Thränen," sagt sie, „die gleichen dem strömenden Regen, wenn der Mensch seine zeitliche Not beweint; andere gleichen dem Schnee oder Hagel, wenn der Mensch nicht aus Liebe zu Gott weint, sondern mit eiskaltem Herzen aus Furcht vor der Hölle, und zufrieden wäre, wenn er nur ein Plätzchen hätte im Himmel oder auf Erden, wo er frei von Pein wäre und ewiglich nach seiner Lust leben könnte. Aber die Thränen, welche die Seele zum Himmel und den Himmel in die Seele tragen, gleichen dem Tau, der auf ein Rosenblatt fällt. Wenn ein Wunsch an unseres Herrn Liebe denkt und an seine harte, bittere Pein, da füllt sich das Auge mit Thränen, die lagern sich auf die Seele, wie Tautropfen auf die Blume, und machen sie fruchtbar und schließen Gott in sie ein.

„Die Welt ist ein Armenhaus; da ist es düster und dumpf, voll von Rauch — das ist die Weltliebe, welche die Seele umdunkelt, und voll von Ruß — das ist die Fleischeslust. Doch du bist eingeführt in die Gesellschaft hoher Leute, in das Haus, wo Schönheit ist sonder Makel, Wärme sonder Rauch, Süßigkeit sonder Leid.

„Deine Macht", so spricht sie zu Gott, „ist gleich dem flammenden Feuer, vor dem das Stärkste nur wie dürres Stroh ist. Deine Weisheit ist wie das Meer, das nie erschöpft werden kann, es flutet über die Thäler dahin und begräbt die Berge. So kann man auch deine Weisheit nicht begreifen, du, der du wunderbar allem Lebenden Leben giebst und nimmst, der du dem Unwissenden Weisheit schenkst und sie dem Hoffärtigen entziehst! Du durchschaust den Menschen, Leib, Gewissen, Herz; wie die Möve den Fisch sieht und die Tiefen, durch die er schwimmt, und acht giebt auf Sturm und Wogen, so weißt und siehst du aller Menschen Wege. Deine

Kraft ist wie der Sonne Licht, die am Himmel strahlt und die Erde erfüllt: so erfüllt sie alle Dinge. Wie der Magnet, der das Eisen an sich zieht, so ist deine Liebe. Du bist der Unerschaffene, der Längste, der Tiefste, der Breiteste, der in allem, außer allem, über allem ist. Und doch begehrst du, der du mit der Ewigkeit angethan bist, in deiner Liebe, von den Menschen bekleidet zu werden; du, der du der Engel und Menschen Brot bist, von den Menschen gespeist zu werden; du, der du des Friedens Schöpfer und Erneuerer bist, bittest die Menschenkinder um Frieden."

Mit derselben ergreifenden Innigkeit schildert Birgitta das Leben und Leiden des Erlösers. Ihre Bildersprache ist unerschöpflich reich und schön.

Peter Olai, Prior von Alvastra, schrieb die Offenbarungen der Heiligen nieder und übersetzte sie dann ins Lateinische; doch sind noch Bruchstücke davon in ihrer eigenen Handschrift erhalten. Sie wurden schon 1475 in Rom gedruckt und dann wiederholt neu aufgelegt. Magister Matthias, Birgittas zeitweiliger Beichtvater, der 1350 als Kanonikus zu Linköping starb, unternahm die erste schwedische Bibelübersetzung und vollendete selbst die fünf Bücher Moses. Die Bücher Judith, Esther, Ruth und die Bücher der Makkabäer übersetzte dann der Birgittinermönch Johann Budde in Gnadenthal bei Åbo um 1484. Das Buch Josue wurde von dem Klosterbeichtvater Nikolaus Ragvaldi in Vadstena übersetzt, der 1514 starb. Wer dann die Bücher der Richter und die Apokalypse übertrug, ist nicht bekannt, aber sehr wahrscheinlich ging diese Übersetzung aus demselbem Kreise hervor. An diese Übersetzungen der heiligen Bücher reihen sich zahlreiche Erbauungsschriften, Legenden, Predigten, teils unmittelbar schwedisch geschrieben, teils aus dem Lateinischen übertragen: so der „Seelentrost" (Siälinna tröst), der lange der hl. Katharina, Birgittas Tochter, zugeschrieben wurde, das Leben der hl. Birgitta (von Erzbischof Birger Gregorsson), der erste Teil des Diarium von Vadstena, die Homiliensammlung des Priesters Johannes, der als ein „zweiter Chrysostomus" galt. Zwei Nonnen, Karin Jonsdotter und Kirstin Hansdotter, übersetzten Susos Horologium aeternae sapientiae unter dem Titel Gudelika Snillid Väckiare. Die Äbtissin Margaretha Klausdotter schrieb Birgittas Leben auf Schwedisch. Der schon genannte Mönch Jens Budde übersetzte eine Menge geistlicher Schriften aus dem Lateinischen. Nächst den alten Gesetzbüchern bilden diese religiösen Werke die älteste Grundlage der eigentlichen schwedischen Litteratur. In den Klöstern hat die Sprache ihr ernstes Gepräge, ihre wissenschaftliche Ausbildung und den Grundstock ihres Reichtums erhalten. Als die Glaubenstrennung hereinbrach, war die wichtigste Arbeit schon gethan. Die Fundamente der Bildung waren tief und breit gelegt, eine ansehnliche weltliche Litteratur hatte sich bereits an der religiösen herangebildet, und der kirchliche Verkehr mit Rom, wie der lebendige Verkehr Vadstenas mit den Klöstern anderer

Länder, hätten eine weitere Entwicklung des litterarischen Geisteslebens ungemein begünstigt.

In Schweden selbst war Vadstena wegen seiner Verdienste um Religion und Wissenschaft so angesehen, daß Gustav Wasa lange nicht gewaltsame Hand daran zu legen wagte, sondern alles aufbot, erst Mönche und Nonnen zu der neuen Lehre herüberzuziehen. Ein hervorragender Mönch, Peder Månsson, erlag der Versuchung und ward zum Lohn seines Abfalles zum lutherischen Bischof von Vesterås ernannt. Ein anderer, Nikolaus Erichsson, der sich auf den Rat des Königs ein Weib genommen, erhielt dafür die Pfarrstelle in Vadstena. Einen Teil der Mönche verbannte Gustav nach dem Norden, unter dem Vorwand, daß sie dort die Lappen bekehren sollten. Zu den in Vadstena Zurückgebliebenen sandte er zwei Kommissare, welchen es zwar nicht gelang, dieselben zur Annahme des neuen Glaubens zu überreden, aber welche es mit Drohung eines grausamen Todes doch so weit brachten, daß sie sich wenigstens zum Scheine dazu bekannten. Eine heldenmütige Standhaftigkeit bewährten die Nonnen unter ihrer mutigen Äbtissin, Katharina Bengtsdotter. Alle Lockungen und Drohungen des Königs prallten an ihrer unbesieglichen Entschlossenheit und Geduld wirkungslos ab. Als sie keinen Beichtvater mehr hatten, beichteten die Sterbenden in ihrer schlichten Demut und Herzenseinfalt der Äbtissin, um über ihre Sehnsucht nach dem heiligen Sakrament, das ihnen entzogen war, und über ihre reuige Bußgesinnung keinen Zweifel übrig zu lassen. Acht Schwestern starben so dahin. Die Quälereien, welche sie zu erdulden hatten, waren unsäglich. Mit den Steinen des aufgehobenen Klosters Alvastra ließ der König in ihrer Nähe sich ein großes Schloß bauen. Da hauste sein halbwahnsinniger Sohn Herzog Magnus, schon mit 17 Jahren ein verworfener Wüstling und Unmensch, der an einigen der wehrlosen Nonnen die schändlichsten Frevel eines Nero verübte. Nach 42 Jahren eines fast beständigen Martyriums wohnten mit der heldenhaften Äbtissin noch 18 Nonnen in Vadstena. Johann III., der 1569 zur Regierung gelangte, bot alles auf, das Kloster in seinem früheren Glanze wieder herzustellen, und so bestand es noch bis fast zum Ende des Jahrhunderts fort. Erst unter Karl IX. kam der Protestantismus endlich zum vollständigen Sieg, und wurde durch den Reichstag von Söderköping (1595) die gänzliche Ausrottung der katholischen Religion beschlossen. Vadstena wurde aufgehoben, und die wenigen übriggebliebenen Nonnen fanden eine Zufluchtsstätte in Danzig. Gustav Adolf, der gefeierte Glaubensheld der deutschen Protestanten, verwandelte das leerstehende Kloster dann in eine Invalidenkaserne, welche Bestimmung es aber nur bis 1784 behielt. Nachdem es abermals längere Zeit verödet gestanden, wurde es 1816 in ein Korrektionshaus verwandelt, und nachdem dieses 1826 nach Stockholm verlegt worden war, benützte man die meist umgebauten und erweiterten

Räume für die weibliche Abteilung einer großen Irrenanstalt. Das aus den Trümmern des Klosters Alvastra gebaute königliche Schloß aber wurde 1738 in ein adeliges Fräuleinstift, 1753 in eine Tuchfabrik, 1830 in ein Getreidemagazin verwandelt. Seit 1876 steht es leer.

Aus ganz Schweden strömten einst fromme Pilger zum Grabe der hl. Birgitta. Manche setzten viele Tage, andere mehrere Wochen ein, an dieser ehrwürdigen Stätte zu beten. Diese Wallfahrten dauerten noch bis ans Ende des 16. Jahrhunderts fort. Dann erlosch das Licht, das diese Stätte zwei Jahrhunderte lang ausgestrahlt.

Der Bahnzug, der uns von Fogelsta nach Vadstena brachte, hatte außer uns kaum ein paar andere Passagiere. Die Gegend ist überaus einförmig: große Hafer- und Gerstenfelder, dazwischen weite, fast ebene Weiden. Den See bekommt man nur zuletzt für kurze Zeit in Sicht; das Städtchen aber stellt sich von weitem ansehnlicher dar, als es ist.

Die Station liegt in einem kleinen Park, der bis an den See reicht, ganz nahe am Schloß. Wir mußten nahezu durch das ganze Städtchen laufen, um den Glöckner aufzusuchen, ein artiges, sauberes Städtchen. Die alte Pfarrkirche ist abgebrochen bis auf ihren stattlichen Turm, neben dem sich jetzt ein kleiner Schulpalast erhebt: Allmänna läroverket. Von da gelangten wir zu der wohlerhaltenen Klosterkirche, die aber seit 1809 des Turmes entbehrt und deshalb nur den halben Eindruck macht, den sonst der schöne Bau hervorbringen müßte. Er ist dreischiffig mit reichem Netzgewölbe, von 18 schlanken gotischen Fenstern erhellt, 68 m lang auf 31 m Breite und 16 m Gewölbehöhe, aus blaugrauem Kalkstein gebaut und darum die „blaue Kirche" (blåkyrkan) genannt, im Gegensatz zu der früheren Stadtkirche, welche als Ziegelbau die „rote Kirche" hieß. Das herrliche, andächtige Gotteshaus ruft unwillkürlich die schönen Erinnerungen wach, welche sich daran knüpfen. Zahlreiche Grabmale kommen denselben zu Hilfe. Hier ruht Königin Philippa, die Tochter Heinrichs IV. von England und die Gemahlin Erichs von Pommern, gest. 1430; Königin Katharina, die zweite Gattin des Königs Karl II. Knutsson, der Ritter Birger Ulfsson, der älteste Sohn der hl. Birgitta, und mit ihm eine Menge von Rittern, Ratsherren, Würdenträgern des alten Schwedens, die sämtlich Wohlthäter des Klosters gewesen waren und sich dafür ihre letzte Ruhestätte in demselben ausbedungen hatten. Neben all diesen guten und frommen Leuten ruht hier aber auch der Wüterich und Kirchenschänder Herzog Magnus, der Lieblingssohn Gustav Wasas, in hohem, prunkhaftem Sarkophag mit 14 Säulen aus karrarischem Marmor; doch die Pracht desselben vermag die Schmach nicht auszulöschen, die an seinem Namen klebt. Er hat in elender Raserei zerstört, was eine ganze Reihe seiner Ahnen in großmütiger Liebe zu Gott und Menschen auferbaut.

Sein Denkmal drückt dem sonst so freundlichen Gotteshaus den Stempel der Entweihung auf.

Trostsuchend wandte sich mein Blick dem Hochaltar zu, einem prächtigen, geschnitzten und vergoldeten Flügelaltar aus der letzten Zeit des Mittelalters. Er war auffallend gut erhalten, und ich hielt ihn für den ursprünglichen Hochaltar. Erst später vernahm ich, daß er aus der alten Stadtkirche stamme. Man scheint an seinem durchaus katholischen Gepräge keinen Anstoß genommen zu haben. Erst bei der letzten Restauration der Kirche (1892—1893) ist er — wohl als zu papistisch — in das nördliche Seitenschiff verwiesen und durch einen neuen, künstlerisch ganz unbedeutenden Altar ersetzt worden.

Die dreißig Felder des alten Altars waren folgendermaßen verteilt:

Der glorreiche Christus.

<table>
<tr><td>St. Antonius.</td><td colspan="3"></td><td>Krönung Mariä.</td><td colspan="3"></td><td>St. Georg.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Eine hell. Jungfrau.</td><td rowspan="2">Ein Märtyrer vor dem Richter.</td><td>Hochzeit zu Kana.</td><td>Erweckung des Lazarus.</td><td rowspan="2">Petrus auf dem Meere.</td><td rowspan="2">Die eherne Schlange.</td><td rowspan="2">St. Cäcilia.</td><td rowspan="2">St. Sebastian.</td></tr>
<tr><td colspan="2">Die hl. Anna mit Christus und Maria.</td><td rowspan="2">Tod Mariä.</td></tr>
<tr><td>Eine heil. Jungfrau.</td><td>Kreuzigung eines Märtyrers.</td><td colspan="2">Maria eine Schar Mädchen segnend.</td><td>St. Katharina.</td><td>Ein heil. Märtyrer.</td></tr>
<tr><td>Christi Einzug in Jerusalem.</td><td>Christus säubert den Tempel.</td><td colspan="2">Der Auferstandene vor den Aposteln.</td><td>Das letzte Abendmahl.</td><td colspan="2">Christus im Ölgarten.</td><td>Gefangennehmung Christi.</td><td>Urteil des Pilatus.</td></tr>
<tr><td colspan="2">St. Ambrosius.</td><td colspan="2">St. Gregorius.</td><td>Christus.</td><td colspan="2">St. Hieronymus.</td><td colspan="2">St. Augustin.</td></tr>
</table>

Die Lieblingsandachten der hl. Birgitta und ihres Ordens sind in dieser reichen Tafel aufs sinnigste vereint und zu harmonischem Ausdruck gebracht. Den Mittelplatz zunächst am Altartisch hat Christus, dessen blutiges Opfer die heilige Messe unblutigerweise erneuert. Zwei Engel tragen seine Leidenswerkzeuge. Die vier großen lateinischen Kirchenväter, welche St. Birgitta in besonderer Weise verehrte, gemahnen in ihren Spruchbändern an den blutigen Opfertod Christi, das Grundgeheimnis der Erlösung.

St. Ambrosius: Noli tantum amittere beneficium.

St. Gregor d. Gr.: Passio Christi ad memoriam revocetur.

St. Hieronymus: Passio tua, Domine, singulariter est remedium.

St. Augustinus: Inspice vultum redemptoris.

„Laß eine solche Wohlthat nicht an dir verloren gehen!" „Rufe dir das Leiden Christi in deine Erinnerung zurück!" „Dein Leiden, o Herr,

ist ganz besonders ein Heilmittel!" „Schau in des Erlösers Angesicht!" Unmittelbar darüber entfaltet sich in sieben Hauptscenen die Passion, vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung, das heilige Abendmahl sinnig in der Mitte.

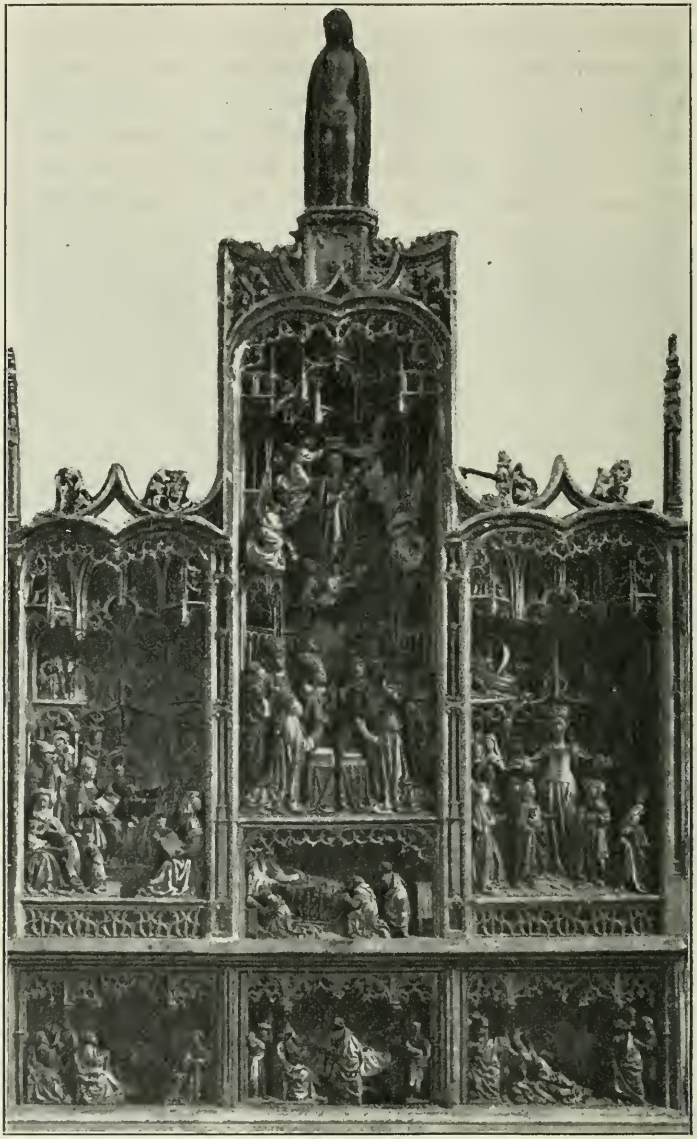
Der Orden der hl. Birgitta war aber speziell auch unter den Schutz Marias gestellt, und so tritt denn in den oberen Mittelfeldern der Tod und die Krönung Marias als Hauptmoment hervor; das Annabild verbindet diese Darstellung mit der Genealogie des Alten Bundes, das liebliche Votivbild gegenüber zeichnet den Segen, der fort und fort noch diesem Ge-

Klosterkirche zu Vadstena.

heimnisse entströmt. Darüber heben einige kleinere Bilder noch ein paar bedeutsame Momente aus dem Leben Christi hervor, während rechts und links die vorzüglichen Schutzheiligen von Vadstena den Bilderkreis umrahmen. Oben schließt endlich die glorreiche Gestalt des triumphierenden Heilandes das Ganze ab. Alles geht vom Welterlöser aus und führt zu ihm zurück. Seine Glorie im Himmel krönt siegreich und selig das Opferleben hienieden.

Auf einem andern Flügelaltar im nördlichen Seitenschiff nimmt das Bild der hl. Birgitta den Mittelraum ein, umgeben von Darstellungen aus ihrem Leben und ihren Offenbarungen. In der Sakristei zeigte man uns

ein altes Meßgewand mit fein gestickten Figuren, einen Überrest der frommen Kunstthätigkeit, die einst hier geübt worden sein mag. Es hängt hier auch

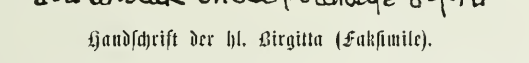


Altar in der Klosterkirche zu Vadstena (Mittelstück).

ein Bild der Heiligen, nach einem in Rom befindlichen Original. Sie trägt auf demselben nicht die Tracht des von ihr gestifteten Ordens, sondern eine schlichte Witwentracht.

All das ist nur ein schwacher Überrest des Schmuckes, den die Kirche einst besaß. Nach Ausweis des Diariums hatte sie außer dem Hochaltar noch einen Liebfrauenaltar, einen St.-Michaels-Altar, einen Altar des heiligen Johannes Baptist, 12 Altäre zu Ehren der 12 Apostel, eine St.-Anna-Kapelle und eine St.-Birgitta-Kapelle, beide mit schönen Altären ausgestattet.

Die hl. Birgitta.



Handschrift der hl. Birgitta (Faksimile).

fyrst vil iac þik sighia huru þik aeru andelik understandilse gifin.
Zuerst will ich dir sagen, wie dir wird geistliches Verständnis gegeben.
(Anfang der „Offenbarungen", nach Birgittas eigenem Entwurf in schwedischer Sprache.)

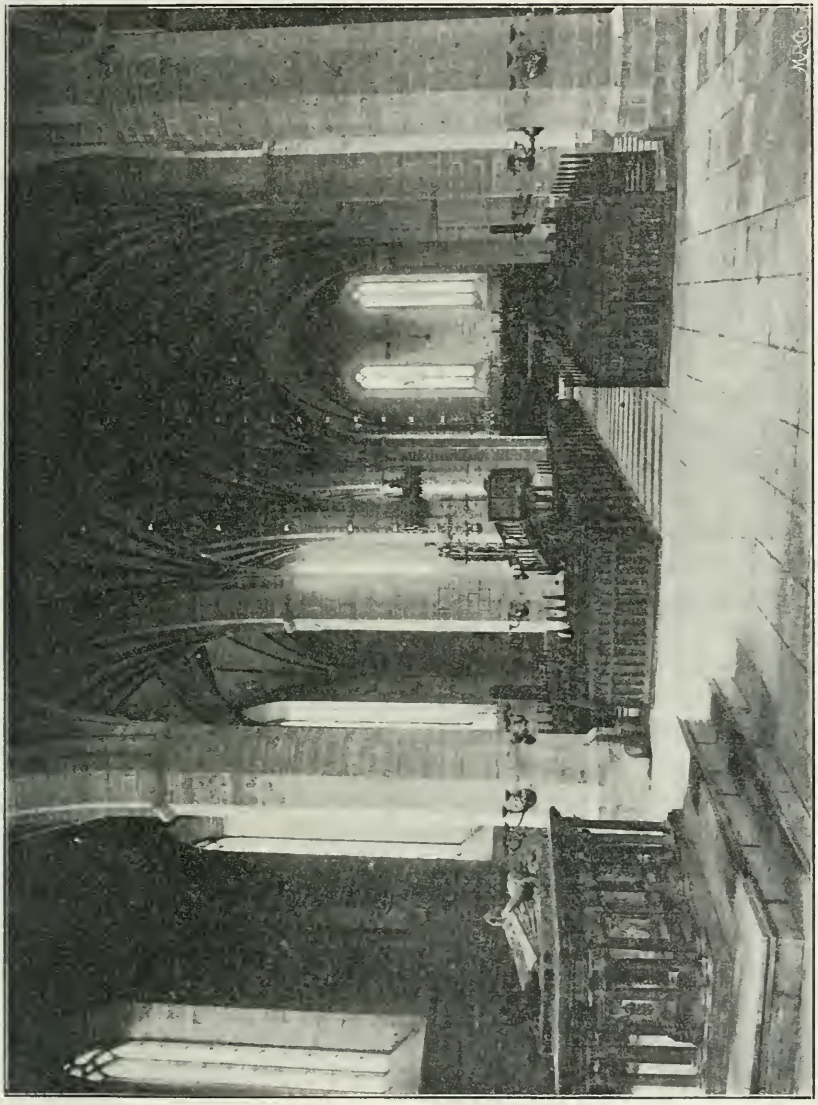
Genau, wie es im Bädeker und auch in schwedischen Reisebüchern zu lesen ist, wurden uns in der Sakristei „die Gebeine der hl. Birgitta und ihrer ebenfalls heilig gesprochenen Tochter Katharina in einem mit rotem Samt überzogenen Schrein" vorgezeigt. Der Schrein war mit vergoldeten Ornamenten geziert, unter anderem mit einem Wappen, das einen Eberkopf und ein Hirschgeweih führte. Um das Hirschgeweih stand der Spruch: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum. In dem Schrein lagen ohne

jedwede Fassung oder Zier zwei Schädel und einige Gebeine. Die Angabe der Reisehandbücher ist schon insofern unrichtig, als Katharina, die Tochter der hl. Birgitta, wohl vom Volk als Heilige verehrt, aber nie vom Papst förmlich „heilig gesprochen" worden ist. Was aber die Echtheit der Gebeine betrifft, so flößte mir alles die größten Bedenken ein. Einmal wird das Haupt der hl. Birgitta in Frankreich verehrt. Nach einem französischen Bericht hat Gaspard Coignet de la Thuilerie, Gesandter am schwedischen Hofe, es 1653 (also 58 Jahre nach dem völligen Untergang des Klosters) selbst aus ihrem Grabe erhoben (tiré par lui du sépulchre de la dite Sainte en l'abbaye de son nom de la ville de Vadstena). Da er aber bald nach seiner Rückkehr starb, übergab sein Sohn die Reliquie der Pfarrkirche zu Coursон bei Auxerre, und der Diözesanbischof Pierre de Broc gestattete, nach vorgängiger Prüfung ihrer Echtheit, die Verehrung derselben. Schon im Jahre 1806 aber veröffentlichte ein schwedischer Prediger, M. Pehr Kylander, einen kurzen „Bericht über St. Birgitta und St. Katharina wie auch über ihre in und nach der päpstlichen Zeit in Vadstena aufbewahrten Gebeine", der nicht erlaubt, an die Echtheit der in der Sakristei vorgezeigten zu glauben.

Die Gebeine der hl. Birgitta, 1374 durch ihre Tochter von Rom nach Vadstena gebracht, wurden 1393 feierlich auf den Altar erhoben und 1412 in einen kostbaren Silberschrein eingeschlossen. Die Überreste ihrer Tochter Katharina, die 1381 starb, wurden ebenfalls in einen prächtigen Reliquienschrein gefaßt: serico, argento et auro gemmisque fabrefactum. Beide Heiligtümer fanden bei dem ersten Klostersturm durch Gustav Wasa noch Schonung. Nachdem jedoch der Reichstag von Söderköping 1595 die völlige Ausrottung des Katholicismus beschlossen, ließ der lutherische „Erzbischof" Angermann 1596 bei einer Visitation die Gräber und Denkmale der hl. Birgitta, Katharina und Ingridis zerstören. Wo die kostbaren Schreine mit ihrem Inhalt hingekommen, darüber ist keine sichere Spur mehr vorhanden. Nach einer Überlieferung hätten die Ortseinwohner die Reliquien selbst verborgen, so daß König Sigismund nur die leeren Schreine zu sehen bekam, nach einer andern hätte Herzog Karl (IX.) die Gebeine 1599 an anderer Stätte anständig begraben lassen, nach einer dritten wären die Schreine mit den Reliquien nach Polen gerettet worden. Die zeitgenössischen Geschichtsquellen (so das Inventarium Ecclesiae Suevogothicae von Bazius 1643, die Geschichte der Könige Sigismund und Karl IX. von Werning, die Kirchenbücher von Vadstena) schweigen darüber. Dagegen vermerkt das Kircheninventar von 1695 „eine große Lade", mit der Randbemerkung: „daraus wurde eine Beinlade gemacht"; im Inventar von 1711 aber ist „eine Schublade für Gebeine" aufgeführt. Kylander folgert hieraus:

„Es scheint demnach außer Zweifel zu stehen, daß diese Überbleibsel aus dem Papsttum (die wirklichen Reliquien) im Jahre 1598 oder 1599

vollständig verschwunden, und daß die jetzt in Vadstena befindlichen sogen. St.-Birgitta- und St.-Katharina-Gebeine etwa gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts in dem Beinhause oder anderswo zusammengelesen wurden,



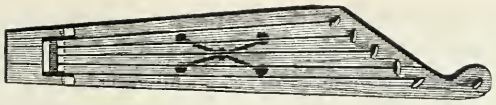
Inneres der Klosterkirche zu Vadstena.

zu dem Zwecke, den Reisenden in dem von den katholischen Zeiten her so berühmten Vadstena Überbleibsel aus dem Papsttum vorzeigen zu können."

Um in das Innere des einstigen Klosters und jetzigen Irrenhauses zu gelangen, bedurfte es der Erlaubnis des Oberarztes Dr. Göthling, welcher

selbige nicht nur bereitwillig erteilte, sondern mit größter Zuvorkommenheit selbst mitkam, um uns die ganze Anstalt zu zeigen. Sie ist nicht so ausgedehnt noch so glänzend, wie das wahrhaft fürstliche Irrenhaus Konradsberg bei Stockholm, aber ungemein zweckmäßig und schön eingerichtet. Der größere Teil des Gebäudes ist Neubau, der aber wegen Benutzung der alten Grundmauern etwas Klösterliches bewahrt hat. Die praktische Verteilung und Ausstattung der Räume, die Sorge für Wohnlichkeit, Reinlichkeit, Lüftung u. s. w. läßt nichts zu wünschen übrig, soweit nicht eben die ursprünglich klösterliche Anlage Licht und Behaglichkeit etwas einschränkte. Von den eigentlichen einstigen Klosterräumen sind aber nur zwei erhalten: der Kapitelssaal und die Zelle der Äbtissin. Der Kapitelssaal ist eine prachtvolle gewölbte gotische Halle, die leider aber sowohl durch einen erhöhten Bretterboden als durch Verschläge von ihrem Gesamteindruck verloren hat. Die Zelle der Äbtissin, eine Treppe höher, ist ebenfalls gewölbt, aber mit Malereien im Stile der Frührenaissance dekoriert. Unter den Bildern befinden sich Darstellungen der vier Evangelisten, ein Ecce-Homo, eine Verkündigung Mariä, mehrere Scenen aus dem Leben Christi, Bilder der hl. Birgitta und Katharina. Ein Schrein, der hier aufbewahrt wird, soll bei der Übertragung der Reliquien der hl. Birgitta von Rom gedient haben, was mir indes ziemlich unwahrscheinlich vorkam, da bei der Aufhebung und Plünderung des Klosters eine grimmige Rücksichtslosigkeit waltete. Die Zelle wird gegenwärtig nicht benützt, dagegen dient der einstige Kapitelssaal als Schlafstube für die armen irren Frauen. Es hat etwas Rührendes, daß die Stiftung der Heiligen wenigstens jetzt noch einem Werke christlicher oder doch menschlicher Barmherzigkeit dient. Aber wenn man die irrsinnigen Frauen mit verstörtem Blick in diesem heiligen Raume kauern sieht, wo die edelsten Töchter Schwedens einst sich an der Lesung der Schrift und der Kirchenväter erbauten, wo die religiöse Bildung und Litteratur Schwedens ihre mächtigsten Anregungen empfing, da kann man nur mit Schmerz einer Zeit gedenken, die im wirren Ringen nach sittlicher und religiöser Erneuerung gerade die ehrwürdigste Pflanzstätte religiös-sittlichen Lebens so unbarmherzig zerstörte.

Im Garten steht ein hoher Turm, in welchem das Wasser aus dem See hinaufgepumpt wird, um es durch einen Filtrierapparat trinkbar zu machen und so die Anstalt reichlich mit frischem Wasser zu versorgen. Hier hinauf geleitete uns der freundliche Oberarzt. Man hat hier die beste Aussicht über die Bucht von Vadstena und den Wettersee. Die Bucht ist recht idyllisch. Aber schon rund um das malerische Städtchen wird die Landschaft einförmig. Der Spiegel des Sees streift ins Unabsehbare, und es bedarf schon der berühmten nordischen Dämmerung oder eines herbstlichen Mondenscheins, um dem eintönigen Bilde wenigstens einen romantischen Farbenzauber zu verleihen.



Kantele. (Nach Retzius.)

24. Die Ålandsinseln.

Suomi oder Suomenmaa — so nennen die Finnen ihre Heimat. Es ist kein anziehender Name! Denn Suoma heißt Sumpf und Suomi deshalb Sumpfland. Auf der Karte reiht sich denn auch See an See zum wunderlichsten Netze. Sollten es wirklich Seen oder am Ende Sümpfe sein? Die Ortschaften sind dünn gesäet. Wo der See aufhört, fängt der Wald an. Im Norden läuft das Land nach Lappland aus, nach Westen ist es vom Bottnischen, nach Süden vom Finnischen Meerbusen begrenzt, und beide sind das halbe Jahr hindurch eingefroren. Unserem gewöhnlichen mitteleuropäischen Verkehre ist das Land fast ganz entrückt; in die gemeinsamen Geschicke Europas hat es niemals eingegriffen. Dazu noch eine Sprache, welche weder mit den germanischen noch mit den romanischen oder slavischen einen näheren Berührungspunkt hat. Yksi, kaksi, kolme, neljä, viisi, kuusi, seitsemän, kahdeksan, ykdeksän, kymmenen — das sind die ersten zehn Kardinalzahlen, und so ist es mit dem ganzen Wortschatz. Alles steht uns völlig fremd.

Kaum 300 Jahre war das Land christlich — es war der späteste Nachzügler der Zivilisation im Norden —, da ist es durch den Lutheranismus auch schon von der Kirche losgerissen worden, und nachdem sich weitere drei Jahrhunderte Schweden und Russen darum gestritten, ist es dem Scepter des russischen Allherrschers anheimgefallen. Wer ist da nicht versucht, sich unter dem Namen Finnland ein weit entlegenes, halb barbarisches Land zu denken, das ohne eigenes Recht, ohne eigene Kultur und Litteratur unter fremdem Joche schmachtet, von einigen häßlichen Festungen aus mit Knute und Kanonen regiert wird und von seiner älteren Zeit nichts gerettet hat als einige schwermütige Volkslieder und die fünfsaitige Zither oder Kantele, um sie noch schwermütiger zu begleiten?

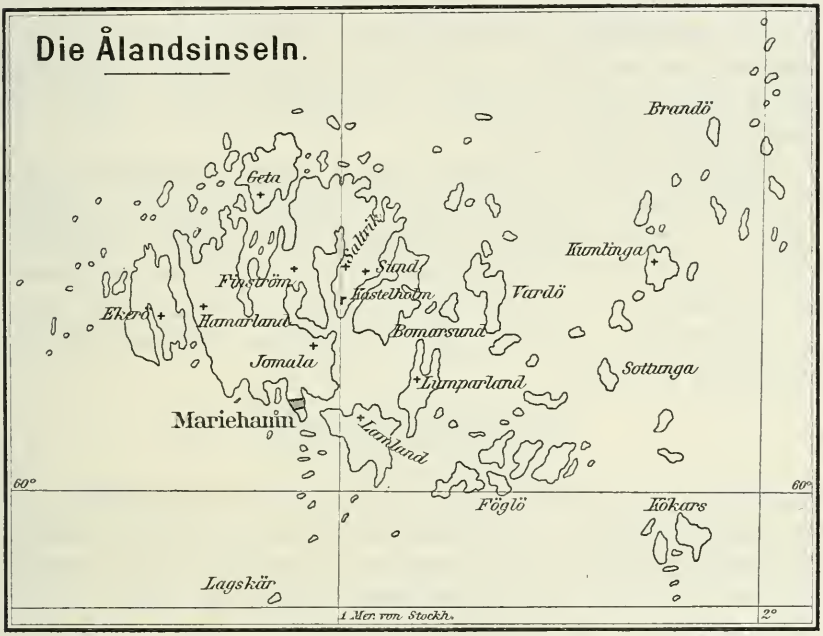
Ganz frei war ich von solchen Vorstellungen nicht, als wir Stockholm verließen, um zwischen den Ålandsinseln hindurch nach Finnland hinüberzufahren. Ich war in Stockholm zu sehr mit Schweden und Skandinavien beschäftigt, um mich darüber näher aufzuklären. Um so angenehmer war die Enttäuschung, welche die Fahrt selbst mit sich brachte.

Das Schiff, ein finnischer Dampfer, war ein stattliches, prächtig eingerichtetes Salonschiff, weit schöner und bequemer als die englischen, norwegischen und dänischen Passagierschiffe, in denen ich mich auf der Nordsee hatte schaukeln lassen. Der Kapitän, ein richtiger Finnländer, war ein überaus höflicher, zuvorkommender Mann. Das Yksi und Kaksi brauchte man nicht, es wurde in schwedischem Gelde bezahlt. Der Butterbrottisch verkündete schon beim ersten Mahle die Herrschaft schwedischer Sitte. Man bekam wohl Finnisch und Russisch zu hören, aber die vorherrschende Sprache war das Schwedische, und mehrere Passagiere sprachen auch deutsch, englisch und französisch. Unsere Pässe mußten wir allerdings gleich beim Besteigen des Schiffes dem Kapitän überliefern, der sie während der ganzen Fahrt bei sich behielt. Das war aber auch das einzige, was an die Oberhoheit des Czaren erinnerte. Sonst hätte man sich noch vollständig in Schweden glauben können.

Es war Nacht, als das Schiff die Anker lichtete. Alle Hauptlinien der Stadt waren durch Gasflammen bezeichnet, während rundum eine Menge anderer Gasflammen leuchteten, ein wahres Meer von rötlichem Lichte. Denn am Hafen selbst verbreiteten einige elektrische Apparate ihren blendendweißen Schein, so daß auf dem Spiegel der Saltsjö helle Streifen und rötliche Reflexe durcheinander flimmerten. Staden mit dem Königsschloß, der Mosebacken und die Nordstadt ließen sich deutlich unterscheiden. Gespenstisch schwarz starrten die vielen Dampfer und Segelschiffe mit ihrem Takelwerk in die wundersame Beleuchtung hinein. Der Anblick hatte etwas Magisches. Nicht weniger phantastisch war es, als die Schraube sich endlich in Bewegung setzte, der Dampfer in die düstere Meerstraße hinausfuhr, das Bild der Stadt langsam in einen undeutlichen Lichtschimmer zerfloß und rechts und links von den Gestaden eine Menge vereinzelter Lichter noch herübergrüßten, bis auch diese abnahmen und nur noch Signallichter den Pfad hinaus aufs Meer bezeichneten.

Am folgenden Morgen befanden wir uns in den Ålandsinseln; der einzige längere Arm offenen Meeres, der den Bottnischen Busen mit der Ostsee verbindet — das sogen. Ålands-Meer —, war bereits durchfahren. Ich hätte fast geglaubt, noch bei Stockholm, am Mälar oder an dem äußeren Schärengürtel zu sein. Über 300 Inseln, Klippen und Schären, davon etwa 80 bewohnte, sind um die Hauptinsel Åland in den verschiedensten Zwischenräumen und Figuren dahingestreut. Der gesamte Flächeninhalt derselben ist nicht so groß wie jener der Faröer. Er beträgt nur 1211 qkm. Nur selten aber wird man durch eine freiere Sicht daran erinnert, daß man sich auf wirklichem Meere befindet. Wie Traumgestalten zogen diese zahllosen Eilande an uns vorüber: jetzt kahle Felsriffe, von Wogen und Sturm zerpeitscht, kaum von etwas Moos kümmerlich bekleidet; jetzt schwimmende

Tannenwälder, nur wenig über den granitenen Boden emporragend; jetzt romantische Felshügel, in unregelmäßigen Terrassen aufsteigend, mit Birken, Eschen und Fichten wie mit zierlichen Parkgebüschen garniert; jetzt größere Eilande mit Wald, Feld und Häusern, dann noch bedeutendere mit Vorgebirgen und Buchten, waldigen Hügeln und stillen Weideplätzen; plötzlich eine engere Straße, in welcher Fels und Wald sich fast bis an den Dampfer hinandrängt; dann wieder ein weiter, spiegelheller Sund, von fernen, bläulichen Hügeln umfangen: endlich ein kleines Stück offenen Meeres, wo die Wogen stattlicher in den Archipel hineinrauschen, während in der Ferne goldenes Licht auf der weiten, blauen Flut zittert. Dieser Wechsel ist be-



zaubernd schön. Allerdings fehlen hier die Schlösser, Villen, Ortschaften, welche den Mälar beleben. Die Elemente der Landschaft sind einfacher: immer Fels, Wald, Meer, dazu freundliche Gehöfte, Fischerhütten, Wiesen und kleine Flecke bebauten Landes. Doch der Wechsel der Zeichnung ist herrlich. Ich kann mir keine bessere Stätte denken, um über die wunderliche Kosmogonie und die endlosen Zaubereien der Kalevala zu träumen, als diese Meeresheide, in welcher ein Stück Urwald und Urgebirge, zerrissen und halb überflutet, sich ins Meer verirrt zu haben scheint.

Auf das weite Meer ward nach der finnischen Göttersage Ilmatar hinausgetrieben, die erste der Frauen, die früheste der Mütter — ensin emä itseloitä — des höchsten Gottes Ukko, des „Alten", Tochter und Dienerin,

die schönste Jungfrau, einsam weilend in dem weiten Reich der Lüfte, als es noch weder Erde noch Sonne, weder Mond noch Sterne, sondern bloß Licht und Wasser gab. Keusch, heilig und jungfräulich, wohnte sie in dem strahlenden Raum. Da empfand sie Überdruß an der ewig einsamen Öde. Sie ließ sich herab zum Meer, und es kam der Wind und trieb sie dahin auf des Meeres dunkeln Wogen. Da ward sie Mutter durch den Wind, aber nur zur namenlosen Qual; denn neun Mannesalter, 700 Jahre, ward sie umhergescheucht auf dem Meere, ehe ihre Stunde kam; eisige Kälte schüttelte ihre Glieder, und bitter klagte sie sich der Thorheit an, nicht oben im reinen, schönen Reiche der Lüfte geblieben zu sein, anstatt jetzt auf dem Meer umherzuirren. Jetzt schuf sie die Welt; aber umsonst rief ihr Kind Wäinämöinen im Mutterschoße die Sonne, den Mond und den Großen Bären um Befreiung an. Erst lange nachher gebar sie ihr Kind endlich auf dem Meere und langte nach abermaliger langer Irrfahrt mit ihm an einem Urgebirge an.

Nach einem andern der alten Lieder oder „Runen" befreite Wäinämöinen sich selbst, nachdem er 30 Sommer und 30 Winter im Schoße der Mutter gelebt. Er geht zur Schmiede, schmiedet sich einen leichten, erbsenstengelgleichen Hengst, um ins Land Pohjola zu reiten. Die Haine von Wäinölä ritt er entlang und die Heiden Kalevalas und dann ans Meer und weiter an dessen Buchten. Da lauerte ihm ein schiefäugiger Lappe auf, der alten Groll wider ihn hegte —

An dem Wasserfall voll Feuer,
An des heil'gen Flusses Wirbel,

spannte seinen Bogen und schoß auf ihn. Ihn selbst traf er nicht, aber sein erster Pfeil traf das Himmelsgewölbe, der zweite den Schoß der Erde, der dritte den Hengst, auf dem Wäinämöinen ritt und der nun schutzlos auf dem Meere trieb. Die erste Welt war verdorben. Es mußte eine neue gezimmert werden. Die finnische Volksphantasie war darum ebenso wenig verlegen als unsere deutschen Philosophen, obwohl Wäinämöinen vom Ich und Nicht-Ich, vom Absoluten, von Welt, Wille und Vorstellung noch nichts wußte.

Hier nun zählt der Mann die Meere,
Übersieht der Held die Wogen;
Wo er seinen Kopf emporhebt,
Schafft mit Worten er ein Eiland;
Wohin er die Hände wendet,
Da erzeugt er eine Spitze;
Wo der Fuß den Grund berühret,
Gräbt er Gruben für die Fische;
Wo das Land dem Land sich nähert,
Segnet er die Netzzugsstellen;

Wo er auf dem Meere weilet,
Läßt er kleine Klippen wachsen,
Schafft er Riffe in dem Wasser,
Wo die Schiffe oft zerschellen,
Wo der Männer Leben endet [1].

Man kann die Scenerie nicht schöner beschreiben. Es müssen wunderbare Zaubermächte gewesen sein, die Festland und Meer so seltsam durcheinander gewürfelt haben. Während Wäinämöinen aber am Inselbauen ist — sieh! da schwingt sich auf mächtigem Fittich ein Adler aus Turja-Land herbei, fliegt ab und zu und kreist in weitem Bogen, um sich einen Platz zum Nisten auszuspähen. Wäinämöinen, der Riese, hebt da sein Knie aus dem Meer, das aussieht wie ein schön begrünter Wiesenhügel. Er gefällt dem Adler; derselbe baut sein Nest darauf, legt sieben Eier und bebrütet sie. Nun wird aber Wäinämöinen das Knie zu warm; er bewegt es; die Eier fallen auf den Meeresgrund und zerschellen. Aber das schadet nichts. Jetzt hat Wäinämöinen das nötige Baumaterial, um eine neue Welt zu schaffen. Aus den Trümmern der sieben Adlereier gestaltet er Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne und spricht dabei:

Munasen alanen puoli
Alaseksi maaemäksi!
Munasen ylänen puoli
Yläseksi taivoseksi!
Mi munassi valkiata,
Se päiväksi paistamahan!
Mi munassa ruskiata,
Se kuuski kumottamahan!
Munasen muruja muita
Ne tähikoi taivahalle!

Aus des Eies untrer Hälfte
Soll die Erdenwölbung werden!
Aus des Eies obrer Hälfte
Soll entstehn der hohe Himmel!
Was im Ei sich Weißes findet,
Strahle schön als Sonn' am Himmel!
Was im Ei sich Gelbes findet,
Leuchte hold als Mond am Himmel!
Aus des Eies andern Stücken
Werden Sterne an dem Himmel!

Und nun beginnt die Ausstattung der Erdenwohnung und die erste Kultur. Ganze Scharen von Göttern werden aufgeboten zu dem wichtigen Werke: Pellervoinen, um die Erde mit Kräutern und Bäumen zu bepflanzen;

[1] Übersetzung von A. Schiefner.

Ahto, der Meereskönig, und seine Frau Wellamo, die Wasseralte, um Gewässer und Fische in Ordnung zu halten; die Wellamo-Jungfrauen, um dem Fischer beizustehen und dem Wanderer über Flüsse und Stromschnellen dahinzuhelfen; Maan Emo, die Erdenmutter, um allen Gewächsen Leben und Triebkraft zu verleihen; Nyrkkes, um dem Jäger Eichhörnchen zuzutreiben; Hittavainen, um ihm Hasen zu verschaffen; Käreitär, um ihm Füchse herbeizuholen; dann Tuometar, die Schutzgöttin der Traubenkirsche; Hongatar, die Patronin der Tanne; Katajatar, die schöne Jungfrau, die Beschützerin des Wachholderbaumes, und Pihljatar, das kleine Mädchen, die Hüterin der Ebereſche; vor allem aber der greise Waldgott Tapio, in dessen Lob die Sage unerschöpflich ist, der ehrwürdige Waldgreis mit seinem dunkelbraunen Barte, dem Pelzrock aus graugrünem Moose und der spitzen Mütze aus Fichtennadeln, der Hügelgreis, der Waldkönig, der Wirt des Tapiohofes, der Erderhalter, der Gabenspender, der König der Wildnis, von dem es in der Rune heißt:

Dunkelbärt'ger Greis des Waldes,
Goldner König in dem Walde,
Gürte mit dem Schwert die Wälder,
Händ'ge Klingen ein den Hainen;
Kleid' in Leinwand du die Haine,
Du in Tuchgewand die Wälder,
Kleid' in Wolle du die Espen,
Schmücke du mit Gold die Fichten,
Föhren du mit Kupfergürteln,
Schmück' mit Silbergürteln Tannen,
Birken du mit goldnen Schellen.

Nicht weniger wohlthätig als der Greis Tapio aber ist seine Frau Miellikki oder Mimerkki, die Wirtin des Tapiohofes, die wachsame Herrin, des Waldes honigreiche Mutter, des Waldes liebe Gabenmutter, ein stattliches, herrliches Weib, gut, mild und schön, mit goldenen Spangen an den Händen, goldenen Ringen an den Fingern, goldenen Kränzen auf dem Haupte, goldenen Binden im Haare und Perlen um die Augenbrauen. Ihrem goldenen Schlüssel ist die Schatzkammer des Waldes anvertraut und der Honig, das Bier des Waldes, und die zahllose Schar der durch Wald und Feld irrenden Tiere. Ein ungezähltes Gesinde unterstützt sie dabei, Tapios Söhne und Tapios Mädchen, von denen besonders Nyyrikki mächtig ist, dem Jäger zu helfen, und die freundlichen Waldeshirtinnen Tellervo und Tuulikki, die das Wild des Waldes hüten. Luonnottaret heißt die zahllose Schar der Waldnymphen, um deren Hilfe die Ilmari-Wirtin zu Tapio fleht:

Sende von der Schöpfung Töchtern
Eine, um mein Vieh zu hüten,
Um die Herde zu beschützen!

Hast der Mädchen ja gar viele,
Hunderte, die dir gehorchen,
In der Lüfte Räumen leben,
Wunderschöne Schöpfungstöchter.

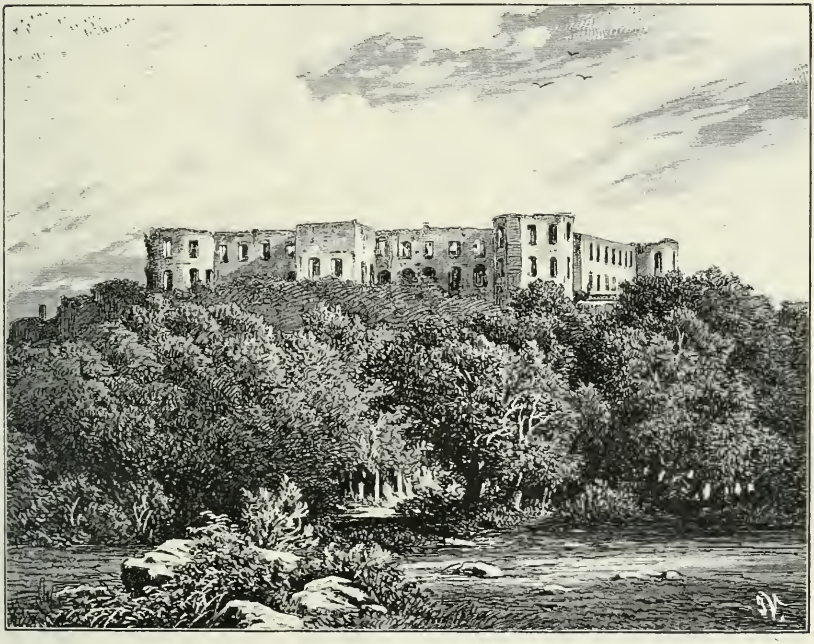
Wohl im ganzen Bereiche der Weltlitteratur ist das stille Leben des Waldes nie so poetisch, reich, anmutig geschildert worden als in den Liedern der Kalevala. Aber auch des ersten Ackerbaues ist gar schön gedacht, und wie in dem Waldhaushalt Tapios zuletzt alles von einem ehrwürdigen, väterlichen Greise gelenkt wird, so steht hinwieder die gesamte bunte Götterwelt, in der sich die Naturkräfte verkörpern, unter einem gemeinsamen, höchsten Gotte, Ukko, dessen Vorstellung derjenigen einer allgemeinen Vorsehung sich nähert. Nachdem der weise Held Wäinämöinen seine Saaten auf der neugegründeten Erde gepflanzt, vermag er nicht, ihnen Gedeihen zu spenden; er muß zu Ukko rufen:

Ukko, du, o Gott dort oben,
Du, o Vater, in dem Himmel,
Der du in den Wolken walleſt
Und die Wölklein alle lenkeſt!
Halte Rat du in der Wolke,
Guten Rat du in den Lüften,
Schick' aus Osten eine Wolke,
Laß aus Nordost sie erscheinen,
Sende andre her aus Westen,
Schneller welche aus dem Süden,
Segne Regen aus dem Himmel,
Laß die Wolken Honig träufeln,
Daß die Saaten munter rauschen.

Paßt auch die Beschreibung des Kalevalalandes am besten zu der südlichen Umgebung des Ladogasees, so gehört doch die Südküste von Finnland nebst den Ålandsinseln mit zu dem Kreise, welchem jene seltsame, phantastische Sagenpoesie entsproßte. Am frühesten aber ward der finnische Volksstamm von den Ålandsinseln verdrängt. Schon unter Erich dem Heiligen wanderten Schweden aus Helsingland ein. Birger Jarl, der Gründer Stockholms, soll dann auch hier den ersten befestigten Platz angelegt haben — das Schloß Castelholm, von dem jetzt noch Ruinen übrig sind. Öfters schlugen hier schwedische Könige ihren Sitz auf. Im Jahre 1507 wurde das Schloß von den Dänen genommen und verbrannt; sobald aber 1521 Gustav Wasa die Herrschaft in Schweden an sich gerissen hatte, sandte er einen seiner tüchtigsten Offiziere, Hemming von Brockenhaus, auf die Ålandsinseln, dieselben wieder zu erobern. Um Menschenleben zu schonen, boten er und der dänische Feldoberst Lydr Frismann sich einen Zweikampf an. Brockenhaus fiel. Die Schweden gaben indes den Kampf nicht auf,

und es gelang ihnen, die Dänen für immer zu vertreiben. In den langen Kämpfen, welche Schweden und Rußland um den Besitz Finnlands führten, blieben die Inseln in schwedischen Händen. Als die Russen sich derselben im Frühjahr 1808 zum erstenmal bemächtigten, hielten die Insulaner anfänglich jeden Widerstand für unmöglich und ergaben sich in ihr Schicksal. Der General Buxhövden, welcher Südfinnland bereits occupiert hatte, sandte ein Korps von 120 Mann auf die große Insel Åland, ein zweites von 500 Mann auf die Insel Kumlinge und kleinere Posten von Kosaken auf verschiedene andere Punkte des Archipels. Als indes der General am 3. Mai plötzlich, unter Androhung der Verbannung nach Sibirien, den Befehl erließ, die Einwohner sollten innerhalb 24 Stunden alle größeren Schiffe seetüchtig an einem der Haupthäfen abliefern, da erwachte in den Insulanern der Mut der Verzweiflung. Die Ausführung des Befehls war geradezu unmöglich, weil die Sunde zwischen den Inseln noch zugefroren waren, und nicht daran zu denken war, in so kurzer Zeit überall das Eis zu brechen und die Wasserstraße frei zu machen. Einer der Vorsteher der Inseln, der Länsman Erich Arén, und der Pastor Gummerus berieten sich, was zu thun. In der Nacht des 7. Mai sandten sie Eilboten an alle Kirchspiele ab und forderten die Bauern zu bewaffnetem Widerstande auf. Die bisherigen Beamten wurden für abgesetzt erklärt, weil sie sich den Russen unterworfen hätten, die Republik wurde ausgerufen und Arén und Gummerus zur provisorischen Regierung ernannt. Der russische Befehlshaber bekam Wind und versuchte zu entkommen. So schlecht die aufständischen Bauern aber bewaffnet waren — die meisten nur mit eisenbeschlagenen Stöcken, Sensen und Knütteln —, so gelang es ihnen doch, die russische Besatzung auf Åland zu überwältigen. Auch der flüchtige Befehlshaber fiel ihnen, nachdem er ein paar Tage umhergeirrt, in die Hände, und Erich Arén hatte die Freude, ihn und seine Leute als Gefangene nach Stockholm zu bringen. Auf der Insel Kumlinge wurden am 10. Mai die Bauern gleichfalls Meister; der russische Offizier Buitsch lieferte ihnen seinen Degen ab und ließ sich mit seiner Mannschaft von dem Pastor Gummerus nach Stockholm führen. Die Inseln waren frei; denn die noch übrigen Kosakenposten waren bald überwunden. Leider wußte der König Gustav IV. Adolf den Mut und die Treue dieser wackeren Unterthanen weder gebührend zu schätzen noch nachzuahmen. Einige Monate später gab er Finnland mit den Ålandsinseln den Russen preis. Diesen entging die strategische Bedeutung der Inseln nicht, welche einerseits den Schlüssel des Bottnischen Meerbusens bilden, anderseits Kronstadt und Sveaborg, die Bollwerke der russischen Hauptstadt, um ein drittes am Eingange des Finnischen Meerbusens vermehrten. Sie legten 1830 in Bomarsund gewaltige Befestigungen an, die fast unbesieglich zu werden versprachen. Während des

Krimkrieges erschien jedoch im August 1854 ein französisch-englisches Geschwader unter dem Admiral Charles Napier und dem General Baraguay d'Hilliers und schoß die ungeheuren Basteien zusammen. Am 16. August kapitulierten die Russen, und am folgenden Tage führten die Sieger 2000 Gefangene, Finnen, Russen und Kosaken, mit sich fort. Im Pariser Frieden verpflichtete sich Rußland dann, die Festungswerke zu schleifen und die Ålandsinseln nicht mehr zu befestigen. Die Trümmer der Befestigung wurden vollends zerstört und verkauft, und so ist denn auf den Inseln nichts Kriegerisches mehr zu sehen.



Ruinen des Schlosses Castelholm.

Etwa 18 000 Einwohner hausen jetzt auf den 80 bewohnbaren größeren und kleineren Eilanden, zum geringeren Teil mit Ackerbau und Viehzucht, mehr mit Handel und Schiffahrt, Jagd und Fischerei beschäftigt, ein kräftiges, mutiges, freiheitsliebendes Völklein, an das Meer und dessen Launen gewöhnt, abgehärtete, kühne Seeleute. Nur ein paar der Ortschaften werden von den zwischen Schweden und Finnland fahrenden Dampfschiffen berührt, die andern sind auf Segelschiffe und Ruderboote angewiesen und erfreuen sich deshalb noch patriarchalischer Abgeschiedenheit. Eigentlich große Ortschaften giebt es überhaupt nicht; die einzige, welche Stadtrechte besitzt, Mariehamn, an der Südspitze der Hauptinsel, hat nur gegen 500 Einwohner. Sie ist

sonderbarerweise ziemlich weit vom Hafen weg angelegt; da nun noch die vermöglicheren Leute ihre Einkäufe in Åbo oder Stockholm machen, so ist wenig Aussicht, daß sie sich sehr stark entwickeln wird. Es ist indes ein überaus artiges Plätzchen, und wenn ich als Insulaner leben sollte, so möchte ich denn doch viel lieber in Mariehamn als etwa in Thorshavn, Reykjavik oder auf den Hebriden oder Orkneys zu Hause sein. Åbo ist mit dem Dampfer in einem halben Tage, Stockholm in etwa 18 Stunden zu erreichen. Von dem schönen, bequemen Hafen, der von bewaldeten Schären gedeckt ist, führt eine vortreffliche Straße durch malerisches Gehölz in die Stadt hinein, die zum Teil aus sehr ansehnlichen, wenn auch hölzernen Häusern besteht. Diese liegen weit auseinander, so daß jedem Licht, Luft und für den Sommer auch etwas Schatten belassen ist. Ich hatte ganz den Eindruck eines kleinen Villenstädtchens, wo gemütliche Leute, fern dem tollen Treiben der modernen Industrie, im behaglichen Frieden sich ihres Lebens freuen. Der weise Wäinämöinen würde sich ohne Zweifel sehr wundern, wenn er all den netten Komfort sähe, den sich die Einwohner aus dem Lande Pohjola und aus andern Ländern zu verschaffen wußten, um sich für Winter und Sommer ganz freundlich einzurichten. Die Zeit der Birkenrindekultur ist vorüber, und die Frauen, welche wie die Holländerinnen wegen ihrer tadellosen Reinlichkeitsliebe berühmt sind, wissen zwar nichts mehr von den Hexereien der Pohjola-Wirtin, aber um so mehr von aller nützlichen und praktischen Hausindustrie der neueren Zeit. Ganz Mariehamn ist noch neu, erst 1859 angelegt; dagegen besitzt die Sundsgemeinde, etwa 20 Werst weiter noch Nordost gelegen, noch eine alte Steinkirche aus katholischer Zeit, deren Altar mit den Bildern des Weltheilands, der allerseligsten Jungfrau und der zwölf Apostel geschmückt ist. Den Glockenturm ließ die Königin Katharina Jagellonica bauen, welche, seit 1562 mit Johann III. vermählt, im Jahre 1583 starb, die eifrigste Beförderin der Wiedervereinigung Schwedens mit der katholischen Kirche, eine der edelsten Frauen, welche je den schwedischen Thron zierten. Ein Stein vor dem alten Gotteshaus wird noch jetzt als „Stein der Königin" gezeigt, weil sie hier vom Pferde gestiegen sein soll, um zur heiligen Messe zu gehen.

Als wir uns Åbo näherten, wurden die Küsteninseln etwas höher und bedeutender; die Wasserstraße dagegen verengerte sich zu dem Flusse Aura oder Aurajoki. Bald zeigte sich ein großes, weißes Gebäude, das ich anfänglich für eine Kirche hielt. Es war aber das Schloß, ein massiger Bau, aus zwei parallel laufenden Flügeln bestehend, welche an den Enden durch zwei mächtige viereckige Türme verbunden sind. Es hat gar keinen Schmuck, nur wenige Fenster, und sieht daher schrecklich finster aus, wie ein grimmiges Kastell aus alter Zeit. Den Grund dazu soll schon der hl. Erich gelegt haben. Hinter dem düstern Bau breitete sich die Stadt aus zwischen freund-

lichem Grün, aber weiterhin von ziemlich kahlen Höhen umgeben. Größere Seeschiffe müssen an der Mündung des Flusses, an dem Sunde von Runsala, vor Anker gehen. Wir fuhren weiter den Fluß hinauf, bis nahe an die erste Brücke, welche die beiden Teile der Stadt verbindet. Unterwegs stiegen Zollbeamte ein und revidierten unser Gepäck. Da sie keine Waffen bei mir entdeckten und an Litteratur nur eine Tauchnitz-Ausgabe von Dickens' David Copperfield, so ließen sie mich in Frieden. Wir durften ans Land steigen und hatten einen ganzen Nachmittag vor uns, um die Stadt zu besichtigen.

Schloß Åbo.

25. Åbo.

Selten hat mich eine Stadt so freudig überrascht, ja gerührt wie diese. Wie kaum je anderswo, glaubte ich hier allen katholischen Erinnerungen entrückt zu sein, und siehe da! nach wenigen Schritten standen wir auf einem großen, freien Platze; vor uns ragt auf einer mit schönen Bäumen bepflanzten Terrasse ein majestätischer Dom empor, und er trägt den Namen eines katholischen Heiligen — Sankt Heinrich —, eines Bischofs von Upsala und des ersten Bischofs von Åbo und von Finnland überhaupt. Martyrerblut hat auch diesen Boden geheiligt, eine bischöfliche Hand hat auch hier das Kreuz gepflanzt, und mit dem Namen des ersten Bischofs ist die Zivilisation des Landes für immer verflochten.

Von Geburt ein Engländer, wie der große Bonifatius, regierte der hl. Heinrich von 1152—1157 die Kirche von Upsala, weihte am 15. August 1156 die von dem heiligen König Erich Jedwardsson erbaute Kathedrale daselbst ein und stand diesem ausgezeichneten Fürsten in der Befestigung und Ausbreitung des Christentums mit Rat und That zur Seite. „Als aber das Volk von Finnland," so meldet die Legende, „damals ein blindes und grausames Heidenvolk, den Bewohnern Schwedens schweren Schaden zufügte, da nahm der heilige König Erich den seligen Bischof Heinrich von Upsala mit sich, sammelte ein Heer und zog wider die Feinde des christlichen Namens zu Felde. Mit mächtiger Hand unterwarf er sie dem Glauben und seiner Herrschaft, ließ viele taufen, gründete Kirchen in jenen Gegenden und kehrte dann sieg- und ruhmgekrönt nach Schweden zurück. Der selige Heinrich aber betrachtete sich als den von Gott gesetzten Hüter jenes Weinberges, berufen, die noch zarten Pflänzchen der Neubekehrten mit dem Regen

himmlischer Lehre zu befruchten und die Verehrung Gottes in jenen Landstrichen zu befestigen, und blieb deshalb mutvoll zurück. O, welch ein Eifer des Glaubens, welch eine Glut der göttlichen Liebe hatte den goldenen Altar des frommen Bischofs entflammt, daß er auf allen Reichtum und alle Pracht, auf den Trost seiner Freunde und auf den erhabenen Sitz der Kirche von Upsala verzichtete, daß er für die Rettung weniger armer Schäflein sich tausendfachem Tode aussetzte — das Beispiel jenes Hirten nachahmend, der die 99 Schäflein in der Wüste ließ, um dem einen verirrten nachzugehen und, nachdem er es gefunden, es auf den eigenen Schultern zur Hürde zurückzutragen!"

Der gute Hirt ließ wirklich sein Leben in Erfüllung seiner Hirtenpflicht. Ein entmenschter Bauer, Lallo mit Namen, über den er wegen seiner Verbrechen schwere Kirchenbuße verhängt hatte, fiel ihn selbst an und mordete ihn grausam hin. Wunder verherrlichten indes alsbald den treuen Martyrer seiner Pflicht. Das Volk widmete ihm die innigste Verehrung; der Glaube, den er mit seinem Blute bezeugte, faßte weithin feste Wurzeln, und Adrian IV. kanonisierte Heinrich schon im folgenden Jahre 1158, indem er Åbo zugleich zum Bischofssitze erhob. Die neue Kathedrale wurde dem hl. Heinrich geweiht, seine Reliquien feierlich darin ausgestellt und sein Fest am 19. Januar, später am 18. Juni begangen. So ist Åbo die erste Stadt Finnlands, der Ausgangspunkt seiner Kultur und seines Geisteslebens geworden und ist es geblieben bis in dieses Jahrhundert hinein.

Das Bistum blieb indes ein vorgeschobener Posten, stets bekämpft und gefährdet. Wiederholt mußten selbst die Päpste, so Alexander III. und Gregor IX., zum Kreuzzug gegen die noch heidnisch gebliebenen Finnen auffordern, welche nicht nur das Christentum mit Feuer und Schwert von sich wiesen, sondern noch unaufhörlich die Ruhe des christlich gewordenen Schwedenreiches bedrohten. Stadt und Kathedrale wurden während des 13. Jahrhunderts wiederholt von den Russen erobert und geplündert, bis endlich der Friede von Nöteborg 1323 ruhigere Zeiten herbeiführte und die Stadt ungestört emporblühen konnte.

Von den späteren Bischöfen ragen besonders Hemming (1338—1366), der persönliche Freund der hl. Birgitta, und Magnus Tawast (1412—1450) hervor. Der erstere gründete zu Åbo eine Bibliothek und ordnete durch Statuten die kirchliche Verwaltung, der andere erweiterte den Dom, hob die Domschule, mehrte die Zahl der Landkirchen und machte einen Pilgerzug ins Gelobte Land mit. Gegen das Ende des Mittelalters besaß Finnland sechs Klöster: zwei Dominikanerklöster (in Åbo und Wiborg), drei Franziskanerklöster (in Wiborg, Raumo und Kökar auf den Ålandsinseln) und das Brigittinerkloster Nådendal, das bedeutendste von allen. Jedes der Klöster hatte seine eigene Schule, nebst der Domschule zu Åbo, von der

begabtere Jünglinge zu weiterer Ausbildung ins Ausland, besonders nach Prag und Paris, gesandt wurden. Der Bischof Magnus Tawast, dessen Grabmal noch in der Corpus-Christi-Kapelle des Domes zu sehen ist, war in Prag gebildet. Die Städte Åbo und Wiborg hatten Spitäler und zahlreiche Bruderschaften. Viele Dorfkirchen entstanden durch das ganze Land hin, und die kirchliche Kunst des Mittelalters drang bis an die entlegenen Seen und Wälder des inneren Finnlands.

Da die Christianisierung Finnlands sich von Schweden aus vollzog, geistige und materielle Bildung von hier aus in die halbbarbarische Urbevölkerung drang, das Land unter Schweden blieb, die Städte von hier aus gegründet wurden, der Küstenhandel hauptsächlich den Hanseaten gehörte, so begreift es sich, daß die alte Landessprache zurückgedrängt werden mußte, ohne daß die schwedischen Eroberer oder gar die christlichen Missionäre dies ausdrücklich beabsichtigt hätten. Sowohl die Tawastländer im mittleren Finnland als die Karelen im östlichen Finnland waren übrigens die hartnäckigsten Götzenanbeter von der Welt und setzten dem Fortschritte des Christentums jahrhundertelang den blutigsten Widerstand entgegen. Ihre alten Göttersagen, welche aufs innigste mit ihrer Stammessprache zusammenhingen, konnten deshalb für die ersten Verkündiger des Christentums nicht als ein harmloses poetisches Phantasiespiel erscheinen, wie uns heute die Lieder der Kalevala; diese selben Sagen standen ihnen als ein abergläubischer, nichtswürdiger Götzendienst gegenüber, der sich gegen die reinere Lehre Christi mit dämonischer Zähigkeit wehrte. Das erhellt aus dem Abriß, den noch 1551 der Lutheraner Michael Agricola von denselben gab.

„Manchen Abgöttern", so sagt er, „diente man vormals hier nah und fern. Diese verehrten die Tawastländer, sowohl Männer als Weiber. Tapio war aus dem Walde den Fanggeräten günstig, und Ahti brachte aus dem Wasser die Fische. Änimäinen (Wäinämöinen) schmiedete Lieder, Rahkoi erteilte Finsternis dem Monde. Liekiö gebot über Kräuter, Wurzeln und Bäume und anderes dergleichen. Ilmarinen machte Ruhe und Wetter und führte den Wanderer weiter. Turisas gab Beute aus dem Kriege. Kratti trug Sorge um den Reichtum. Tontu lenkte den Gang des Hauses, wie Piru (der Teufel) manchen irre führte. Die Kapeet fraßen ihnen den Mond auf, die Kalevalasöhne mähten die Wiesen u. dgl.

„Aber die Abgötter, welche die Karelen verehrten, waren diese: Rongoteus gab Roggen, Pellonpekke begünstigte das Wachstum der Gerste, Wirankannos hütete den Hafer, sonst war man ohne Hafer. Egres schuf Erbsen, Bohnen, Rüben, brachte Kohl, Flachs und Hanf hervor. Köndös besorgte die Rodungen und Felder, wie es ihrem Aberglauben erschien; und wenn die Frühlingssaat gesäet wurde, wurde Ukkos Schale getrunken. Zu der Zeit wurde Ukkos Korb gesucht, so die Magd und die Frau berauscht. Dann

wurden viele Schandthaten verübt, die man sowohl hören als sehen konnte. Wenn Rauni, Ukkos Weib, lärmte, tobte auch Ukko gar gründlich. Er gab dann Wetter und neue Ernte. Käkri vermehrte das Wachstum der Herden. Hiisi gönnte Beute aus den Wäldern; Weden emä führte die Fische ins Netz. Nyrkkes gab Eichhörnchen aus dem Walde, Hittavanin brachte Hasen aus dem Gebüsch. Ist dies Volk wohl ohne Bethörung, welches an sie glaubt und sie anbetet? Damals brachte der Teufel (Piru) und die Sünde sie dazu, daß sie dieselben verehrten und an sie glaubten. Man brachte in die Gräber der Verstorbenen Speise, man klagte, heulte und weinte darin. Auch die Menningeiset erhielten ihre eigenen Opfer, weil die Witwen und Weiber dafür sorgten. Auch diente man vielem andern, Steinen, Baumstümpfen, der Sonne, dem Monde."

Es liegt auf der Hand, daß die ersten christlichen Glaubensboten und deren Nachfolger kein Interesse hatten, Volkspoesien zu erhalten und aufzuzeichnen, welche mit einem solchen götzendienerischen Aberglauben zusammenhingen. Der religiöse Unterricht durch Predigt und Katechese wurde mündlich erteilt. Die Sprache der Kirche und der Wissenschaft war das Lateinische. So blieb die Gründung einer finnischen Litteratur einer späteren Zeit vorbehalten, als das Land, gleich Schweden, bereits von der Kirche abgefallen war. Daß letztere dafür keinen Tadel trifft, gesteht der finnische Gelehrte E. G. Palmén unumwunden zu. „In mancher Hinsicht", sagt er von der katholischen Kirche, „näherte sie sich dem Volke und zeigte sich voll Eifer für dessen Wohl sowohl durch Unterricht als durch die Ausübung einer durch und durch christlichen Liebe und Wohlthätigkeit."

Mit der Protestantisierung Schwedens durch Gustav Wasa war auch diejenige Finnlands entschieden. Man ließ dem Volke die heilige Messe und den katholischen Ritus, so daß es den Abfall kaum empfand und dem Einziehen der geistlichen Güter, der Aufhebung der Klöster und geistlichen Ämter keinen Widerstand entgegensetzte. Ohne Murren sah es zu, wie die Kirchenschätze von König und Adel geplündert, ja selbst die Glocken eingeschmolzen und „nützlicher" verwendet wurden, alle Stiftungen und Schulen verfielen. Einen mächtigen Förderer erhielt der Lutheranismus an Peter Särkilasti, Kanonikus von Åbo, welcher die Anschauungen Luthers in Deutschland selbst angenommen hatte und dann in Åbo predigte. Von acht Jünglingen, die darauf zu weiterem Studium der neuen Lehre nach Wittenberg gesandt wurden, that sich besonders Michael Agricola hervor. Er übersetzte erst das Neue Testament ins Finnische, schrieb dann ein ABC-Buch, einen Katechismus, ein Gebetbuch, ein Meßbuch, ein Psalmenbuch, übertrug auch einen Teil des Alten Testamentes und wurde so der Begründer der finnischen Litteratur. Denn für all diese Arbeiten hatte er keine Vorlagen, sondern er mußte sich den Wortschatz aus der Volkssprache selbst zusammenholen.

Er wurde 1554 zum ersten lutherischen Bischof von Åbo ernannt, starb aber schon 1557. Als in demselben Jahre Gustav Wasa seinen Lieblingssohn Johann zum Herzog von Finnland machte, leuchtete zum letztenmal der Kirche ein Hoffnungsstrahl in diesem Lande. Er liebte Finnland und wurde durch seine katholische Gemahlin Katharina Jagellonica lebhaft für die alte Kirche eingenommen. Die Zeit, da das Fürstenpaar zu Åbo Hof hielt, war wohl die glänzendste, welche die Stadt je gesehen. Sie dauerte jedoch nicht lange. Bald wurde Johann Gefangener im Schlosse von Åbo und dann in Gripsholm, und als er 1568 selbst König von Schweden wurde, da hatte er keine Zeit mehr, sich viel mit Finnland zu beschäftigen, und nach dem Tode seiner ausgezeichneten Gattin erlosch auch sein Eifer für die alte Religion. Als Johann starb, fiel Finnland den größten inneren Unruhen anheim. Die Bauern erhoben sich zu einem allgemeinen Aufstande, dem sogen. Keulenkrieg, der wie der deutsche Bauernkrieg für die Bauern einen sehr unheilvollen Ausgang nahm, über 11 000 Menschen das Leben kostete und die übriggebliebenen Bauern zwang, sich verarmt und widerwillig dem Machtgebot des Adels und der Herren zu fügen. Unter Gustav Adolf hob sich das Land wieder etwas, und ein großer Teil des finnischen Adels, so die Horn, Stålhandske, Wittenberg, Munk, Kijk, Gyllenbrook u. s. w., nahm an seinen „evangelischen Ritten" in deutschen Landen teil.

Eine glänzendere Epoche aber brach für Åbo erst unter Königin Christina und unter dem Statthalter Peter Brahe an. Dieser gründete 1640 an Stelle der einstigen Domschule eine Universität, die man zuerst zwar nur mit Schweden besetzen konnte, an der aber auf Brahes Wunsch auch die finnische Sprache eifrige Pflege fand. Die Finnen Hoffmann, Stodius und Favorin vollendeten 1642 gemeinsam mit dem Schweden Eskil Petræus die Übersetzung der gesamten Bibel. Letzterer gab auch eine Grammatik der finnischen Sprache heraus. Åbo erhielt eine Druckerei, und die finnische Litteratur nahm rasch einen blühenden Aufschwung. Auf politischem Gebiete drängte indes das schwedische Element das finnische immer mehr zurück. Bald sank die finnische Sprache, welche Peter Brahe für „eine Ehre des Landes" erklärt hatte, in den Augen des Adels zu dem Range eines bäuerischen Kauderwelsch herab. Nach dem großen Kriege von 1700—1721 war das Land völlig verwüstet, die Universität verödet, die finnische Sprache in die Hütte der Bauern verwiesen. In dem Friedensschluß zu Nystadt 1721 rissen die siegreichen Russen erst ein kleineres Stück von Finnland ab, in demjenigen zu Åbo 1743 fast die Hälfte; in demjenigen zu Fredrikshamn endlich 1809 fiel das ganze Land in die Hände des Zaren, doch durchaus nicht als eine dem rücksichtslosesten Absolutismus überantwortete Helotenprovinz, sondern als selbständiges Großfürstentum mit konstitutioneller, oder besser gesagt, ständischer Verfassung, nur durch Personal-Union mit

dem russischen Weltreich verbunden. Alt-Finnland, oder das Gouvernement Wyborg, das teilweise schon seit Peter dem Großen mit Rußland verschmolzen war, wurde an das neue Großfürstentum zurückgegeben und erlangte die mannigfachen Vorteile der neuen Verfassung, welche der schwedischen nachgebildet ist.

„Das Volk von Finnland", so erklärte Alexander I., „steht fortan auf der Rangstufe der europäischen Nationen." Er eröffnete persönlich am 27. Mai 1809 den ersten finnischen Landtag in Borgå und bestätigte „die Religion und die Grundgesetze des Landes, sowie die Vorrechte und Gerechtsame, welche jeder Stand im besagten Großfürstentum insbesondere, und alle seine Bewohner überhaupt, höhere wie niedere, bis dahin der Verfassung gemäß genossen". Und die Finnen nahmen dieses Kaiserwort mit ungeheurem Jubel auf. Bald nachher, und zwar bis 1863, vergaßen jedoch die „Großfürsten", den Landtag einzuberufen, der die Rechte der vier verfassungsmäßigen Stände — Adel, Klerus, Bürger, Bauern — zur Geltung bringen sollte. An Stelle des finnischen Konseils, das, drei Mann stark, in St. Petersburg die Interessen des Landes beim „Großfürsten" vertreten sollte, begnügte sich dieser von 1826—1857 mit einem Minister-Staatssekretär. Der Senat, anfänglich aus 14, jetzt aus 20 Mitgliedern bestehend, erhielt bereits 1816 das Prädikat „kaiserlich". An der Spitze desselben steht der Generalgouverneur, der zugleich die oberste Polizei- und Militärgewalt in seinen Händen hat.

Åbo blieb vorläufig Hauptstadt, Sitz des Generalgouverneurs und des Senats, Sitz des lutherischen Erzbischofs und Sitz der Universität. Schon 1817 wurden indes die höchsten Regierungsbehörden nach Helsingsfors verlegt, 1827, nachdem ein ungeheurer Brand die Stadt verwüstet hatte, auch die Universität. Nur der Erzbischof ist geblieben, und die günstige Lage am Kreuzungspunkt des Bottnischen und Finnischen Meerbusens mit dem Baltischen Meer hat es der schwergeprüften Stadt möglich gemacht, sich wieder zu einem ansehnlichen Handelsplatz emporzuarbeiten.

Der Dom von Åbo, in seiner ersten Anlage romanisch, später gotisch ausgebaut, unzähligemal geplündert und geschädigt, im Geschmack verschiedener Zeiten dann wiederhergestellt, aufgeflickt und verbaut, seit dem Brande von 1827 wohl renoviert, aber nicht von Grund aus stilgerecht erneuert, ist kein architektonisches Meisterwerk wie die Dome von Throndhjem und Upsala, aber doch immer ein imposanter Bau, wie jene das Grabdenkmal eines Nationalheiligen, die ehrwürdige Stamm- und Mutterkirche eines ganzen Landes. Seines alten Schmuckes ist er freilich längst beraubt, und von dem neueren erinnert nur weniges daran. Fresken im Chor stellen den hl. Heinrich dar, wie er an der Quelle Kuppis die Finnen tauft, aber gleich gegenüber den Michael Agricola, der Gustav Wasa die Übersetzung

des Neuen Teſtamentes überreicht. Die Gräber der 23 katholiſchen Biſchöfe, die von 1157—1522 zu Åbo walteten, ſind verſchwunden. Könige und Fürſten gab es hier keine zu begraben, und ſo ſind die Seitenkapellen an Chor und Schiff zu einem Mauſoleum des ſchwediſchen und finniſchen Adels geworden. Da ruhen die Tott, Stålhandske, Horn, Kurki, Fincke, Munk, Kijk, Birckholtz, Gyllenbrook u. a. neben lutheriſchen „Biſchöfen“ und „Erzbiſchöfen“. Auch der armen Korporalstochter Karin Månsdotter, welche der irrſinnige König Erich XIV. 1567 als Gemahlin zu ſich auf den Thron erhob und welche nach höchſt tragiſchen Schickſalen 1612 zu Linkſiala in Finnland ſtarb, wurde hier 1865 ein prächtiger Sarkophag errichtet. Ob ſie dieſe Ehre mehr ihrem romantiſchen Lebenslaufe dankt, oder ihrem Tod auf finniſchem Boden, oder dem Umſtande, daß ſie durch ihre Tochter Sigrid mit dem gräflichen Hauſe der Tott verſchwägert wurde: das weiß ich nicht zu ſagen.

Mehr als die gräfliche Herrlichkeit der Chorkapellen mit ihren Wappenſchilden und den Jahreszahlen: 1631 Breitenfeld, 1632 Lech, 1632 Nieder-Ulm, 1632 Lützen, 1633 Hameln, 1636 Wittſtock, 1638 Perleberg, 1640 Schönau u. ſ. w., welche an die vollſtändige Niedertretung Deutſchlands durch die „Goten“ und „Finnen“ erinnerten, intereſſierte mich ein Denkmal, das nahe am Domplatz unter ſchönen Bäumen ſtand. Ein ernſter Mann ſaß da in Bronze auf granitnem Poſtament, eine Rolle in der Linken, den Griffel in der Rechten, und die Inſchrift lautete:

Aeternae memoriae
viro
Henrico Gabrieli Porthan
patria memor.

Suomen maan Suomen kansan
Arvohon asetta jalla
Tähän kaikki Suomen kansa
Muistopatsahan panetti.

Das heißt: „Dem Manne, der ewiges Andenken verdient, Heinrich Gabriel Porthan, das dankbare Vaterland. — Demjenigen, der die Ehre Finnlands und des finniſchen Volkes erhob, errichtete das finniſche Volk dieſe Statue.“

Er war ein ſchlichter, ſtiller Gelehrter, dieſer Mann. Er hat niemand totgeſchlagen oder totſchlagen laſſen. 1739 geboren, ward er frühe Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität von Åbo und wirkte da bis zu ſeinem Tode 1804. Obwohl er auf Lateiniſch und Schwediſch ſchrieb, ſo war er es doch, der nach einer langen Periode des Verfalls die Finnen wieder an ihre eigene Nationalität, Sprache, Litteratur und Geſchichte erinnerte. Von einem Agitator hatte er gar nichts; aber das trockene Material, das er über finniſche Geographie, Geſchichte und Volkskunde ſammelte, zündete

in seinen Schülern mit blitzartiger Gewalt. Sein Werk De poësi fennica hatte eine ganze Litteratur im Gefolge. Schon 1776 wurde der erste Anlauf zur Gründung einer finnischen Zeitung gemacht, die zwar nicht lange bestand, aber von 1820 an acht Jahre lang aushielt und endlich doch den Erfolg hatte, daß neben 25 Zeitungen in schwedischer Sprache Finnland heute 30 Zeitungen in seiner alten Landessprache besitzt. Von Porthans Schülern

Der Dom von Åbo.

erforschten Tengström und Alopäus die vaterländische Geschichte, Ganander und Lenquist die alten Sprachschätze und Sagen; sein Kollege Calonius, in Schweden hoch angesehen, widmete sich der einheimischen Rechtsgeschichte und verbesserte die finnische Übersetzung der Rechtsbücher. Als Finnland 1809 an Rußland kam, war die finnische Sprache zwar noch nicht wieder so gut zu Ansehen und zur Herrschaft gelangt, daß man sich getraut hätte, sie als offizielle Sprache vorzuschlagen. Die höheren Stände waren fast ausnahmslos

noch schwedisch gebildet; der Dichter Franzén, ein Freund und Schüler Porthans, wurde sogar schwedischer Klassiker. Wollte man nicht die größte Zwistigkeit und Verwirrung hervorrufen, so mußte man entweder die Sprache des neuen Landesherrn, das Russische, annehmen oder vorläufig beim Schwedischen bleiben. Die tüchtigsten Patrioten entschieden sich für das letztere, und der offizielle Verkehr im Lande selbst, wie mit dem Zaren und seiner Regierung, wurde fortan in schwedischer Sprache geführt. Damit erlosch jedoch die von Porthan angeregte Bewegung nicht, ihre Wellenschläge wurden vielmehr unter der folgenden Generation immer weiter und mächtiger. Um den hochbegabten Arzt und Sprachforscher Elias Lönnrot, den Dichter Joh. Ludwig Runeberg und den Philosophen Joh. Wilh. Snellmann sammelte sich im Laufe der dreißiger und vierziger Jahre eine ganze Schar talentvoller Jünglinge, welche dieselbe Begeisterung für heimische Sprache und Volkstum vereinigte. Im Jahre 1831 wurde die finnische Sprachgesellschaft gegründet, durch welche das gemeinsame Streben feste Organisation gewann. Im Jahre 1835 lag schon die bahnbrechende Publikation bereit, durch welche das Finnische seinen bedeutsamen Platz in der Weltlitteratur einnehmen sollte: das Volksepos „Kalevala oder die karelischen Runen des alten Finnland".

Das finnische Wort „Runo" bezeichnet nicht wie das schwedische „Runa" die altskandinavischen Buchstaben, sondern einen aus acht Silben bestehenden Vers, und dann auch übertragen ein Lied, einen Gesang. Eine Menge solcher Lieder lebten im Volke fort und wurden, vom Ladogasee hinauf bis ans Eismeer, zur Kantele, einer fünfsaitigen Zither, gesungen. Bereits durch Porthan und Ganander war das Interesse der Gebildeten für diese Gesänge wachgerufen worden. Lönnrot, als Sohn eines Schneiders 1802 zu Sammati im Distrikt Helsingfors geboren, hatte sich vom Apothekerlehrling und Apotheker 1832 zum Doctor medicinae emporgearbeitet, dabei aber die Liebe zum Volkslied bewahrt, die er in früherer Jugend in sich aufgenommen hatte. Er verfiel auf den glücklichen Gedanken, nicht nur die Sammlung der bisher bekannten Stücke zu erweitern, sondern auch dem Zusammenhang nachzuspüren, den sie einst gehabt haben könnten. So wanderte er denn, teils zu Fuß, teils auf Booten, von See zu See und von Gehöfte zu Gehöfte, vom Finnischen Meerbusen bis an den Ladogasee und von da hinauf nach Archangelsk, ließ sich in den rauchigen Kotas (Hütten) die alten Lieder singen und sagen und schrieb sie auf. Die Litteraturgesellschaft wußte um seine Forschungsreise; niemand hatte jedoch eine Ahnung von dem Umfang der Sammlung, welche er im Laufe von etwa drei Jahren zusammenbrachte, zeitweilig noch durch die Cholera gestört und genötigt, monatelang sich ausschließlich dem ärztlichen Berufe zu widmen. Um Weihnachten 1833 ergaben die Lieder, welche sich auf Wäinämöinen, den Heros der altfinnischen Poesie, und seine Genossen bezogen, allein schon 16 Gesänge

mit etwa 5000 Versen. Nachdem er dann noch ein Jahr weiter geforscht, wuchs das Gedicht auf 32 Gesänge mit 12000 Versen an. Im November 1835 erschien es im Druck. Man hatte aber nur 500 Exemplare abzuziehen gewagt, so wenig rechnete man noch auf ein allgemeines Interesse. Wirklich fehlte es auch nicht an Stimmen, welche Lönnrot für einen zweiten Macpherson hielten und ihn anklagten, daß er zwar wirkliche Volksgesänge zur Grundlage genommen, aber ein gut Teil der Verse selbst geschmiedet und nach eigenen Ideen zum Ganzen verschmolzen habe. Die Klage mußte indes bald vor dem allgemeinen Beifall verstummen. Die besten Kenner der finnischen Sprache und des finnischen Volkes waren in der Sprachgesellschaft vereinigt, und hier herrschte über Lönnrots Arbeit nur eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung. Die Gesellschaft wandte sich an ihn um einen genauen Plan, nach welchem die noch übrigen Schätze der Volkslitteratur der Vergessenheit entrissen und zum Ansatze einer neuen nationalen Litteratur gemacht werden könnten. Kalevala selbst wuchs durch weitere Sammlung alter Lieder auf 50 Gesänge mit 22793 Versen an, welche 1849 in einer zweiten Ausgabe der Dichtung einheitlich und geordnet erschienen.

Die Hauptheldeu der Kalevala sind drei Götterſöhne oder Heroen: Wäinämöinen, der Erfinder des Liedes und der Kantele, der finnische Apoll und Orpheus, dessen lieblichem Gesang Meer und Land, Menschen und Tiere wie bezaubert lauschen; Ilmarinen, der finnische Vulkan oder Wieland, der durch seine Schmiedekunst im Feuer die herrlichsten Schmucksachen und die wunderbarsten Zauberdinge hervorbringt, und endlich Lemminkäinen, der finnische Mars und Paris zugleich, ein kampflustiger, übermütiger Geselle, der allen Weibern den Kopf verdreht und mit allen Männern Händel bekommt, mit tollen Streichen die vorsichtigen Pläne Wäinämöinens durchkreuzt und schließlich mit Zauberei sich überall wieder aus der Klemme hilft, ja sogar einmal, nachdem er schon getötet und in Stücke geschnitten worden, von seiner Mutter wieder zusammengesetzt und neu belebt wird.

Alle drei Helden wohnen in Kalevala, d. h. nach der Erklärung Castréns in Kalevaheim, einem Dorfe oder einer Landschaft, in der jeder von den dreien seine eigene Hütte hat. Manche Züge der Beschreibung weisen auf die Beschreibung des Ladogasees, andere jedoch haben mythologischen Charakter, so daß das Kalevaheim dem Ásgard der nordischen Göttersage entspricht. Von Kalevala ziehen sie aus auf Abenteuer nach dem Lande Pohjola oder Pohja, womit die heutigen Finnen das nördliche Finnland bis hinauf nach Lappland bezeichnen. In diesem dunkeln Lande Pohjola gab es nun ein strahlendes Licht, eine schöne Jungfrau, die weit und breit über Land und Meer gefeiert war. Nachdem der alte Wäinämöinen vergeblich um die Schwester des jungen Joukahainen gefreit, diese sich ins Meer gestürzt, um

ihm zu entgehen, nachdem er dann vergeblich sich gemüht, sie wieder aufzufischen, entschließt er sich zur Brautfahrt nach dem Lande Pohjola. Unter vielen Abenteuern wird er zuletzt von einem Adler dahingetragen. Die Wirtin von Pohjola, Louhi, eine mächtige Zauberin, will ihm aber ihre schöne Tochter nicht geben, wenn er ihr nicht den Sampo schmiede — ein Zauberwerkzeug, das man mit der Handmühle Grotti in der skandinavischen Sage verglichen hat. Es ist aber ein noch viel wunderbareres Ding. Aus einer Schwanenfeder, einem Gerstenkorn, der Wollflocke eines Sommerschafes und der Milch einer trächtigen Kuh geschmiedet, ist es der allgemeine Talisman für irdisches Wohlsein, für den Segen der Jagd, des Ackerbaues und der Viehzucht zugleich.

Wäinämöinen vermag den Sampo nicht zu schmieden; er schickt aber den Schmied Ilmarinen nach Pohjola. Diesem werden die sonderbarsten Kunststücke auferlegt; dann soll er die schöne Tochter bekommen. Er soll ein Pferdehaar mit einem Messer ohne Spitze spalten, er soll eine Schlinge um ein Ei legen, ohne daß man die Schlinge merkt, er soll Rinde von einem Stein schälen, Zaunstangen aus Eis schlagen und aus einem Spindelstück ein Boot zimmern und ins Meer stoßen, ohne Hand und Fuß dabei zu gebrauchen. Alles gelingt, nur das letzte nicht.

Nun kommt Lemminkäinen an die Reihe, dem die leichtsinnige Kyllikki untreu geworden und der deshalb eine andere Frau wünscht. Auch er leistet im Lande Pohjola die unerhörtesten Wunderdinge: er fängt Hiisis' rasches Elentier ein, bändigt Hiisis' Feuerroß; aber als er den Schwan im Tuonelafluß schießen will, da wird er selbst von einem blinden Hirten, dem finnischen Hödur, zu Tode getroffen und in Stücke gehauen.

Abermals fährt nun Wäinämöinen gen Pohjola; aber der Schmied Ilmarinen hört davon, kommt ihm zuvor, verrichtet wieder die tollsten Zauberkünste, schmiedet den Sampo und erhält wirklich die Tochter der Wirtin von Pohjola zur Frau. Die Hochzeit wird glänzend gefeiert. Lemminkäinen, den unterdessen seine Mutter wieder ins Leben zurückgerufen, ergrimmt darüber, erschlägt den Vater der Braut und muß fliehen. Die Braut selbst wird von dem kecken Kullervo umgebracht. Ilmarinen schmiedet sich eine neue aus Gold und Silber; aber diese befriedigt ihn nicht, und er beschließt, sich eine lebendige Braut im Lande Pohjola zu holen.

Es folgt nun eine gemeinsame Fahrt der drei Kalevala-Helden, um den Sampo aus dem Lande Pohjola zu entführen. Der Plan gelingt; doch die Pohjola-Wirtin regt jetzt einen fürchterlichen Sturm auf. Dabei geht aber nicht nur die Harfe Wäinämöinens, sondern auch der Sampo in Stücke. Die Wirtin von Pohjola bringt nur den Deckel des Sampo nach Hause zurück.

Deshalb ist in Pohja Jammer,
Fehlet es an Brot in Lappland.

Furchtbar rächt sich die beraubte Zauberin aus Pohjola — erst mit Krankheiten, die aber Wäinämöinen als Arzt vertreibt, dann mit einem Bären, den Wäinämöinen als kühner Jäger erlegt. Um die Seele des getöteten Bären zu beschwichtigen, hält er ein Fest und singt dabei so schön, daß Sonne und Mond sich zur Erde herniederneigen, um zuzuhören. Doch da kommt die Hexe aus Pohjola, stiehlt Sonne und Mond und raubt selbst das Feuer aus Kalevala. Der höchste Gott, Ukko, schafft zur Aushilfe einen neuen Mond und eine neue Sonne; doch Wäinämöinen erobert nicht nur das Feuer zurück, sondern befreit auch nach gewaltigem Kampfe die wahre Sonne und den wahren Mond aus ihrem Gefängnis.

Wäinämöinen erlebt es noch, daß „von der Jungfrau Maria, der Mutter" (neity Maria emonen), das Christkind geboren wird. Ein Greis sollte es taufen, aber erst nachdem ein Richter entschieden haben würde, ob es am Leben bleiben sollte. Wäinämöinen wird zum Richter auserkoren und entscheidet sich für den Tod des Kindes. Doch da fing das Kind zu reden an und warf dem Richter seine Ungerechtigkeit vor. Nun tauft der Greis das Kindlein, und es wird König über Karelien. Wäinämöinen aber ergrimmt und fährt auf einem Kupferboot davon zu einem Orte zwischen Himmel und Erde. Nur seine Harfe läßt er dem finnischen Volk zu ewiger Freude zurück.

Doch zurück ließ er die Harfe,
Ließ das schöne Spiel in Suomi
Zu des Volkes ew'ger Freude,
Schönen Sang den Suomikindern.

Das ist in einigen kurzen Zügen der Inhalt dieses seltsamen Volksepos, das in der Phantastik seiner Zaubermären bei weitem die skandinavischen Sagen, ja fast die griechische Mythologie und die Märchen von Tausend und eine Nacht übertrifft. Manche Bestandteile gehören offenbar der alten schamanischen Götterlehre an, welche die Finnen mit sich aus Asien gebracht; andere hat die weiterträumende Phantasie des Volkes hinzugedichtet, wieder andere weisen auf den Einfluß skandinavischer Sagen hin; endlich hat auch wohl der Einfluß des Christentums manches an der älteren Fassung der Sagen geändert.

Die Stadt Åbo ist von der Wiedererweckung der finnischen Litteratur natürlich nur wenig berührt worden, nachdem die Universität nach Helsingfors übergesiedelt war. Das Gebäude der letzteren steht übrigens noch und schmückt eine Seite des Domplatzes. Außer der Wohnung des Län-Gouverneurs befindet sich darin die Briefpost, die Staatsbank, das Obergericht, das Archiv und verschiedene Bureaus. Ebenfalls am Domplatz steht das Rathaus, das alte Haus des Erzbischofs und das Lyceum. Der Platz wie die Straßen in der Nähe waren jedoch still und leer. Die alte Herr-

lichkeit der Stadt ist vorüber. Keine Könige halten hier mehr Hoflager, und keine akademische Jugend belebt die Stadt mit ihrem frohen Treiben. Das Observatorium, hoch auf einem Felsenhügel, wo noch Professor Argelander von Bonn manches Nordlicht beobachtete, ist jetzt in eine Navigationsschule umgewandelt, der Felshügel selbst aber in einen herrlichen Park. Von der Höhe sieht die Stadt übrigens sehr ansehnlich und malerisch aus. Sie ist weit auseinander gebaut und hat sehr stattliche Neubauten aufzuweisen, so das Gymnasium, die russische Kathedrale, das Theater und das Phönix-Hotel am Nikolaiplatz, das Stadtspital und eine große Kaserne an der Esplanade und das palastähnliche Strafgefängnis Kakola vor der Stadt. Der Aurajoki, der die Stadt mitten durchströmt, bietet mit seinen Schiffen und Nachen, Landungsplätzen und Werften, Brücken und Quais immer ein belebtes Bild dar, aber nicht mehr das einer alten Metropole, sondern einer ganz modernen Kauf- und Handelsstadt.

Um auch von der Umgegend eine Idee zu bekommen, fuhren wir zu der St.-Marienkirche hinaus, die an dem rechten Ufer des Aurajoki etwa eine Stunde von der Stadt entfernt liegt. Wir wurden hier ziemlich enttäuscht. In der Stadt selbst und um dieselbe fehlt es nicht an Alleen und schönen Bäumen, so daß das Gesamtbild vom Observatorium herab ein sehr freundliches war. Sobald wir jedoch die Stadt verlassen hatten, fing eine zwar leidlich bebaute, aber höchst einförmige Gegend an. Der Wagen war unbequemer als ein norwegisches Skyds, der Weg barbarisch schlecht. Wir wurden in ausgefahrenen Geleisen unbarmherzig hin und her gerüttelt. Der Kutscher wußte selbst den Weg nicht genau, da sich die gewöhnlichen Reisenden nicht viel um Kirchen zu kümmern pflegen; er fuhr in die Irre und mußte dann wiederholt fragen, um uns ans Ziel zu bringen. Wir kamen durch eine kleine, ärmliche Landschaft, die mit dem kulturellen Prunk des Nikolaiplatzes den schärfsten Kontrast bildete. Eine Prügelei zwischen zwei Männern hatte eben einen Haufen Leute in der Nähe der Straße zusammengelockt, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren schlecht gekleidet und sahen struppig aus, nichts weniger als einnehmende Gestalten. Es dunkelte schon, als wir die Kirche erreichten, die auf einer niedrigen Hügelwelle stand, für eine Dorfkirche ein ansehnlicher Backsteinbau, aber ebenso einfach und schmucklos wie die Fassade des Domes von Åbo. Über der Kirchthüre ein Fenster mit Rundbogen, darüber drei kreisrunde kleine Fensterchen, eine zugemauerte Rosette und nahe am First eine aus weißen Steinen bestehende Kreuzfigur. Auf dem Giebel selbst ein schmuckloses Kreuz. Das war nach alten Berichten die erste Kirche, welche der hl. Heinrich bauen ließ. Hier ruhten seine Gebeine, bis 1300 die Kathedrale in Åbo selbst vollendet war. Der vernachlässigte Bau in der traurig einförmigen Landschaft machte einen melancholischen Eindruck. Und doch, es war eine Lieb-

frauenkirche! Auch hier verkündete einst die Glocke den Gruß des Engels und beugten sich fromm die Kniee bei der Erinnerung an das erhabene Geheimnis der Menschwerdung!

Eines gewissen poetischen Zaubers entbehrt auch die einförmige Landschaft nicht. Wie die Heide ladet sie zum Träumen ein, und das zerklüftete Gestade, die einsamen Seen und Flüsse und die weiten, dunklen Forste haben nicht weniger begeisterte Sänger gefunden als die Fjorde, Felsenspitzen und Gletscher von Norwegen. So singt Ludwig Runeberg, der berühmteste von Finnlands neueren Dichtern, seiner Heimat zu:

Mein Land, mein Land, mein Heimatland,
Schall hoch in aller Mund!
Es ragt kein Berg zum Himmelsrand,
Es grünt kein Thal, kein trauter Strand
Uns lieber weit im Norden rund,
Als unsrer Väter Grund!

Mein Land ist arm, wohlan! es sei,
Für den, der Gold begehrt,
Der Fremdling fahre stolz vorbei;
Uns, die wir's lieben fromm und treu,
Ist es, von Berg und See verklärt,
Das reichste Goldland wert.

Der Ströme mächt'ger Donnerklang,
Der Quellen sanft Getön,
Des Waldes Rauschen, ernst und bang,
Der Sommerabend, träum'risch lang,
Das Sternenlicht ob stillen Höh'n,
Ach, all das ist so schön!

O Land, der tausend Seen Land,
Wo Liebe wohnt und Treu',
Das Meer uns freundlich schirmt den Strand,
Der Vorzeit Land, der Zukunft Land.
Dein' Armut macht mir keine Scheu,
Sei froh, getrost und frei!

Finnische Pörte mit Badehaus. (Nach Retzius.)

26. Helsingfors.

Erst nach Mitternacht, als wir schon längst friedlich in unsern Kojen träumten, fuhr das Schiff von Åbo ab. Es ging langsam, nur mit halber Kraft, da es erst einen Teil des Aurajoki zurückfahren mußte und dann nicht ins offene Meer hinaussteuerte, sondern sich zwischen den Schären der Küste hielt. Das war für die Schlummernden sehr angenehm. Wir blieben so von dem Seegang verschont, der draußen ziemlich hohe Wellen schlug, von dem Inselgürtel aber gebrochen, in den schmalen Sunden sich kaum bemerkbar machte. Am Morgen hielten wir bei Hangö, einem bedeutenden Hafenplatze an der Südwestspitze von Finnland. Von hier ist Eisenbahn nach Hyvinge und Riihimäki, und von letzterem Knotenpunkt dann weiter in den Norden nach Uleåborg, in den Osten nach St. Petersburg und südlich nach Helsingfors. Die Russen hatten in Hangö wie auf den Ålandsinseln Befestigungen angelegt, die aber nach dem Krimkrieg geschleift werden mußten. Dafür entwickelte sich der Platz zu einer kleinen Stadt, die jetzt etwa 1000 Einwohner zählt. Sie ist eine Hauptstation für den Verkehr zwischen Stockholm und St. Petersburg, da Schiffe direkt hierher gehen, ohne Åbo zu berühren, und man die russische Hauptstadt von hier mit der Bahn in etwa 20 Stunden erreichen kann. Am Hafen selbst ist nicht viel zu sehen, als einige Faktoreien, und weiter außen, auf einem einsamen Felsen, der Leuchtturm Hangö-Udd, d. h. das Auge von Hangö.

Unser Dampfer trug den Namen „von Döbeln", zu Ehren eines finnischen Generals, der in dem letzten Entscheidungskampfe, welchen Schweden und Rußland um den Besitz Finnlands führten, sich durch bedeutende Waffenthaten auszeichnete. Es ist diese Zeit überhaupt die patriotische Glanz- und Ruhmeszeit der Finnen, im Liede wie in der Geschichte reich verherrlicht,

ähnlich den Waffenthaten der Tiroler in ihrem Freiheitskriege und dem Widerstande der schweizerischen Urkantone gegen die Söldlinge der französischen Revolutionsarmee. Fast unversehens rückten im Februar 1808, als noch die größte Winterkälte herrschte, die Russen in Finnland ein, mit zwei Armeen, denen die Finnen nicht einmal halb so viele Krieger entgegenstellen konnten. Und doch hielten sie nicht bloß dem ersten Anprall Stand, sondern warfen die Russen aus ihren günstigsten Positionen im Norden bis an den Saimasee zurück und trotzten über anderthalb Jahre der immer neu sich ergänzenden Übermacht. Es wurden Überfälle bei mehr als 30 Grad Frost ausgeführt, und weder Eis noch ausgetretene Flüsse vermochten die Heldenscharen aufzuhalten, die, meist in kleine Trupps aufgelöst, in tollkühnen Angriffen die russischen Armeen aus den glücklichsten Stellungen verjagten. Was Napoleon I. einige Jahre später so schrecklich mißglückte, das haben diese Tapfern ausgeführt, den nordischen Winter zu ihrem Bundesgenossen zu machen und die Macht des Zarenreiches an dessen Grenzen zurückzudrängen. An ihnen lag es nicht, daß nicht völliger Sieg ihr Unternehmen gekrönt und Finnland der schwedischen Krone gerettet hat. Aber sie wurden von Stockholm aus schmählich im Stiche gelassen, und die Hauptfestung des Südens wurde durch Verrat dem Feinde geöffnet.

In diesem verzweifelten Kampfe spielte der General v. Döbeln eine der hervorragendsten Rollen. Er war an der Spitze der Björneborger mit dabei, als am zweiten Ostertag, dem 18. April 1808, dem bereits siegreichen Feinde die Kirche von Siikajoki, an der Bucht von Uleå, wieder abgerungen wurde. Es folgte dann der mutige Schlag von Rewolaks, bei welchem der General Bulutow mit 400 Russen in die Hände der Finnen fiel, und nun wurden die Russen unaufhaltsam von Stadt zu Stadt in den Süden bis nach Kuopio zurückgedrängt. Auch als Sweaborg, der Schlüssel des Finnischen Meerbusens, durch schmählichen Verrat fiel, ließen sich die Helden der Landarmee nicht entmutigen. v. Döbeln selbst drang im Laufe des Juli und August bis in die Gegend von Tammersfors vor, und als die unglückliche Schlacht von Orawais beide Armeen zugleich beinahe aufgelöst hatte, entwarf er den kühnen Plan, um jeden Preis sich weiter nach Tawastehus durchzuschlagen, während der Schwedenkönig Gustav IV. im Süden landen und so die Russen vom Rücken her angreifen sollte. Der Plan wurde durch die Erfolglosigkeit der schwedischen Landungen völlig durchkreuzt. Am 30. Dezember wurde ein Waffenstillstand geschlossen, den Schweden wenig benützte, während Kaiser Alexander schon im März drei große Truppenkörper in Finnland einmarschieren ließ, einen nach Torneå, einen zweiten nach Umeå und den dritten, 16000 Mann stark, nach den Ålandsinseln. Auf dem noch eingefrorenen Bottnischen Meerbusen stand ihnen zum letztenmal der wackere Döbeln mit dem Rest seiner Getreuen gegenüber.

Doch seine Truppen waren diesmal der Übermacht nicht mehr gewachsen. Er sah sich gezwungen, sich über das Eis an die schwedische Küste zurückzuziehen, von der russischen Reiterei bis nach Grislehamn verfolgt. Daß Gustav jetzt abgesetzt wurde, konnte nicht mehr helfen. Die Widerstandsfähigkeit der finnischen Truppen war gebrochen. Im September kam der Friedensschluß in Fredrikshamn zu stande, durch welchen Finnland an Rußland gelangte. Finnland hat jedoch seine beherzten Verteidiger nicht vergessen, welche so lange für Vaterland und Freiheit Blut und Leben wagten und wenigstens den einen großen Erfolg erzielten, daß Rußland eine rasche Russifizierung nicht zu unternehmen sich vermaß, sondern dem eroberten Lande eine gewisse Selbständigkeit zugestand. Die Namen der kühnen Heerführer sind noch heute in aller Mund, wie derjenige von Andreas Hofer in Tirol.

Noch volkstümlicher als Döbeln ward übrigens ein gewisser Oberst Sandels, ein origineller Haudegen, durch Kriegslist wie persönliche Tapferkeit gleich ausgezeichnet, der den Russen unzählige Streiche spielte und den Krieg noch lustig weiterführte, als die anderen Heerführer bereits vom Schauplatz abgetreten waren und russische Heere seine kleine Schar von Norden und Süden zugleich bedrängten. In unerwarteten Überfällen hob er oft mehrere Hunderte von Feinden auf, im Laufe eines Monats schlug er die Russen um 50 Meilen zurück, tötete oder fing über 1000 Mann und brachte die reichsten Proviantvorräte in seine Gewalt. Einen seiner berühmtesten Handstreiche vollbrachte er im August 1808, kurze Zeit vor dem Erfurter Kongreß, als der Zar bereits seine Hauptstadt verlassen hatte, um in persönlicher Zusammenkunft mit Napoleon zu unterhandeln, und der russische Minister Araktschejew den Augenblick benützte, um den mit Finnland geschlossenen Waffenstillstand sofort abzubrechen. Der Oberst Sandels stand damals mit nur 1400 Mann in der Gegend von Jisalmi an dem Westufer des Koljosflusses in einem verschanzten Lager; ihm gegenüber an der andern Flußseite lagerte der russische General Tatschkow und der Fürst Nikolai Dolgoruki mit 6000 Russen. Auf Mittag den 27. August kündigte Tatschkow die Wiederaufnahme des Kampfes an. Sandels, ein überaus pünktlicher Taktiker, verließ sich genau auf die Uhr und benützte die letzte Stunde des Waffenstillstandes, um sich durch ein tüchtiges Mahl im Pfarrhofe zu Pardala auf den nahen Kampf zu stärken. Doch Tatschkows Uhr ging — sei es durch List oder Zufall — um eine Stunde vor. Die Brücke, welche die beiden Flußufer verband, war noch nicht völlig abgebrochen, und die russische Übermacht drang ans jenseitige Ufer, bevor Sandels ihr den Übergang wehren konnte. Die Vorhut der Finnen war bald auseinander gesprengt, und die Russen rückten alsbald auf die Verschanzungen des finnischen Lagers selbst los. Es war ein kritischer Augenblick. Doch Sandels, der unterdessen

herbeigeritten, verlor das kalte Blut nicht, er wartete ruhig ab, bis sich die russische Linie an den Verschanzungen etwas zerteilt hatte, und ließ dann durch Oberst Fahlander einen Bajonnetangriff auf sie machen. Die Linie wurde durchbrochen und das russische Heer über den Fluß zurückgeworfen. Über 700 Russen fielen, darunter der Fürst Dolgoruki, der Tatschkows Nachfolger hätte werden sollen. In seinen volkstümlichen „Erzählungen des Fähndrichs Stål" hat Runeberg diese Waffenthat folgendermaßen gezeichnet:

Sandels, der saß zu Pardala wohl,
Frühstückte behaglich und fein.
„Kömmt's heute zum Schlagen, ich denk', es soll
An der Virtabrücke sein.
Herr Pastor! Willkommen! Da sind wir ja hier!
Ein bißchen Forellen, die schmeckten mir!

„Ich denk', Ihr bleibet bei mir wohl heut',
Das ist mein Wunsch — ja Pflicht.
Ihr kennt die Landschaft weit und breit;
En'r Meinung hat Gewicht.
Getrost! Wir lassen fließen kein Blut!
Ein Gläschen Madeira — das thut schon gut.

„Tatschkow sandt' heute mir Botschaft früh:
‚Wir beginnen wieder den Strauß.' —
Laßt's schmecken Euch! Noch etwas Brüh'!
Nach dem Essen reiten wir aus.
Man nimmt, was man findet, und hält sich froh;
Vielleicht beliebt Euch ein wenig Bordeaux?"

Da stürmt ein Bot', ein Eilbot' heran:
„Gebrochen ist unser Vertrag!
Brusin ist weg mit seinen Mann',
Daß die Brücke zerstören man mag.
Die Glocke bei uns schlug Mittag nur,
Eins schon die russische Uhr."

Sandels saß da, ließ wohl sich sein,
Als wäre nichts los auf der Welt:
„Zum Wohl, Herr Pastor! Noch ein Gläschen Wein!
Das Essen dann besser gefällt. —
Das ist Dolgoruki, der hat wieder Hast;
Ein Glas ihm zu Ehren, verehrtester Gast!"

Der Bote indes: „Herr General,
Soll ohne Befehl ich zieh'n?" — —
„Nun — sag Fahlander, die Brücke ist schmal,
Und er hat ja acht Batterie'n.
Ein Stündchen, ein halbes noch, hält er sich nett! —
Herr Pastor! noch ein Kalbskotelett?"

Kaum fort ist der Bote, im schnellsten Lauf
Naht wieder ein Reitersmann,
Wie ein Blitzstrahl saust er zum Hause hinauf,
Ein Sprung — und die Treppen hinan!
Jung war er und fein, ein schmucker Lieutenant,
Es war Sandels Adjutant. —

Er stürmt ins Zimmer mit hastiger Wut,
Da steht er mit flammendem Blick:
„General! Es flossen schon Ströme von Blut
Und fließen im Augenblick.
Wohl Mut hat das Heer, doch es hätte noch mehr,
Wenn sein Führer ein Stündchen ihm näher wär'."

Zerstreut hört Sandels des Kommenden Gruß:
„Potz! Bist du noch hitzig und jung!
Müd' bist du vom Ritte; doch jetzt 'mal zu Fuß,
Setz dich und thu dir genung.
Essen mußt du und trinken und ruh'n;
Ein Gläschen Genever wird gut dir thun."

Da droht der Lieut'nant: „Der Kampf wird hart,
Bedroht ist die Brücke schon;
Um unsre Vorhut in Kaupila starrt
Ein ganzes Bataillon.
Verwirrt sind die Scharen. Leib gilt es und Seel'.
General! drum entscheidet und gebt uns Befehl!"

„Befehl? — Sei ruhig und setz dich hin
Und stell dein Gedeck dir zurecht,
Und hast du's, dann iß mit behaglichem Sinn,
Und trink eins, sonst schmeckt es dir schlecht,
Und hast du getrunken, iß weiter in Ruh':
Das ist mein Befehl und die Losung dazu!" —

Da lodert im Auge des Jünglings empor
Zorn und das grimmigste Weh:
„General! Nun muß die Wahrheit hervor!
Euch verachtet die ganze Armee!
Ein Feigling seid Ihr, wie keiner entehrt
Unsern Namen und unser Schwert!"

Jetzt fiel die Gabel aus Sandels Hand;
Laut lachend sprang auf er im Hui.
„Feig? Sandels? Herr! seid Ihr bei Verstand?
So sagt man beim Heere? — Pfui!
Mein Pferd! Laßt satteln! Hinaus! hinaus!
Herr Pastor! Ihr bleibet getrost zu Haus!"

Und es stürmt und es kracht und es tost an dem Strand,
Wo die Sandelsschen führen die Wehr'.
Rauchwolken umhüllen Wasser und Land,
Und der Blitz zuckt hin und her,
Und der Himmel aschenfahl, leichengrau
Starrt traurig über der blutigen Au.

Da stand an der Brustwehr der Finnen Schar,
Sah trotzig dem Tod ins Gesicht;
Doch von Rotte zu Rotte zu hören war
Dumpf murmelnd der Klagebericht:
„Fort ist er wieder, auf und davon,
Es zeigt sich kein Führer — es ist ein Hohn!" — —

Doch sieh! er kommt! In der vordersten Schar
Steht hoch er über dem Troß,
Und sein Aug' ist froh, seine Stirne ist klar,
Hell strahlt er auf schimmerndem Roß,
Den Tubus in unbeweglicher Hand,
Beherrscht er die Brücke, beherrscht er den Strand.

Weithin ist Roß und Reiter zu seh'n,
Für Tausende gälte sein Fall;
Verdoppelt brüllt der Kanonen Gedröhn
Herüber vom feindlichen Wall;
Die Kugeln zischen ums Haupt ihm dicht,
Doch seine Miene verzieht sich nicht.

Fahlander, der tapfere, er droht nicht mehr;
Hin zu der Redoute er sprengt.
„Herab, General! Bei Leben und Ehr'!
An Euch das Schicksal hängt." —
„Herab, General!" ruft donnernd die Schar.
„Herab! Denn uns alle trifft deine Gefahr!"

Sandels rührte sich nicht vom Fleck,
Er sprach mit stolzem Sinn:
„Was schreit das Volk? Ist behext es vor Schreck?
Wankt es, ist alles dahin.
Doch wohlan, ein Versuch! Seid zum Schlagen bereit,
Zur Minute ruft euch der Streit."

Das Häuflein, das bei Kaupila stand,
Von tausend Feinden umdrängt,
Es hatte gestritten mit kühner Hand,
Jetzt naht es, zur Flucht gezwängt,
In der Eile der Not, mit verworr'nem Geschrei
Stürmt es an der eigenen Schanze vorbei.

Er rührt sich nicht, er regt kein Haar,
Es stört ihn kein Geschoß,
Und sein Aug' ist froh, seine Stirne ist klar,
Hell strahlt er auf schimmerndem Roß,
Und er maß das Heer, das in siegendem Lauf
An die Brustwehr drängte hinauf.

Er sah sie kommen, stets näher her,
Er achtet nicht der Gefahr.
Ihn suchten von Hunderten jedes Gewehr;
Es schien, er nähm' es nicht wahr.
Er sah auf die Uhr und harrte der Zeit,
Als säß' er in Frieden und Heiterkeit.

Doch nun schlägt die Stunde, erharrt zum Streich!
Er sprengt zu Fahlander, dem Freund:
„Sind die Leute bereit, sich selbst wieder gleich?
Es gilt, zu durchbrechen den Feind!
Ich ließ ihn beim Sturm sich zerstreu'n. Wohlan
Zersprengt sie nun wie ein Mann!

Und gesagt und gethan — und mit jauchzendem Schall
In freudiger Kampfeslust,
Sechshundert Krieger stürmen vom Wall
Auf die Feinde, Brust an Brust,
Und jagen zurück sie, Reihe um Reih':
Umlagert von Leichen, die Brücke ist frei.

Im Galopp kommt Sandels herangesprengt
Zu dem Strand, wo die Seinen gesiegt.
Da sein weißer Renner, mit Blut besprengt,
An den Reihen vorübersliegt,
Und der Feldherr mit wonnetrunkenem Blick
Die Seinen grüßet und wünschet Glück.

Da rauschet kein Murren von Glied zu Glied,
Kein Klagen dumpf und bang:
Ein Jubelsturm, ein Freudenlied
Durch alle Reihen drang.
Aus seligem Munde scholl's tausendmal:
„Hurra! dem tapferen General!"

Die Fahrt von Hangö durch den Schärengürtel der Südküste war überaus angenehm. Man genoß die köstliche, erfrischende Meerluft, ohne irgend eine Gefahr, von den Launen Neptuns belästigt zu werden. Großartige Felspanoramen, Berge oder gar Gletscher, wie an der norwegischen Westküste, bekommt man hier nicht zu Gesicht. Die Uferscenerie gleicht mehr jener des

Mälar oder der Ålandsinseln. Wie da, ist der nächste Ausblick immer niedlich, anmutig, träumerisch, und an Wechsel der Zeichnung läßt es der mannigfaltig gestaltete Felsenkranz nicht fehlen. Von allen finnischen Landschaften giebt darum die Volksstimme und ihr Stimmführer, der Dichter Zacharias Topelius, dieser Inselandschaft entschieden den Vorzug. „Ich habe genug gehört", so läßt er den tapfern Feldherrn sagen, dem der König zum Lohne seiner Tapferkeit anbietet, sich eine der acht finnischen Landschaften zu wählen; „wie soll ich unter ihnen wählen, da eine jede sich als die beste anpreist? Ich will den König bitten, mir eine Klippe im Schärengarten von Åland zu schenken, und da baue ich mir ein Haus. Da will ich mir dann meinen Baumeister von Österbotten holen, mein Brot von Nyland, meine Butter von Savolaks, meinen Fisch von Åland, meine Äpfel aus dem eigentlichen Finnland, mein Pferd aus Karelen, meinen Flachs aus Tawastland, mein Eisen aus Satakunta, meinen Pelz aus Lappland und meine Freunde aus allen Landschaften. Hab' ich recht gewählt?" Gewiß! Wenn die Freunde darob nur nicht eifersüchtig werden und sich um den Feldherrn streiten.

Den eigentlichen Zauber dieser landschaftlichen Schönheit zu analysieren, ist schwer. Licht, Luft, Meer, Fels und Wald tragen dazu bei. Die Elemente bleiben immer dieselben, und doch wird man nicht müde, diese meist von Wald gekrönten und von dunklem Wald umfangenen Eilande anzuschauen, die wie ein schwimmender Park am Auge vorüberhuschen — jetzt ein verwetterter Felsblock, von sturmzerzausten Tannen überragt, die siegreich auf die im Sonnenlicht strahlende Meerstraße herabschauen — jetzt eine schattige, spiegelglatte Bucht, deren Baumterrassen mit all ihren dunkelgrünen Wellenlinien sich im Wasser verdoppeln — jetzt eine zerklüftete kahle Felsenburg, auf der nur zwerghafte Birken und niedriges Gestrüpp die einzelnen Stockwerke, Klüfte, Risse und Adern bezeichnen — jetzt ein von der Brandung umzischtes langgestrecktes Riff, das wie der Rücken eines gewaltigen Seeungeheuers dunkel aus den Wogen emporstarrt — jetzt ein freundliches Bauerngut mit Haus, Scheuer und Ställen, Garten und Weideland, von dunklem Busch umsäumt und ins Meer hinaus versetzt — jetzt wieder hoher Tannenwald, von demjenigen am Ufer nur durch die helle Meerstraße getrennt. An der Küste selbst wechseln prächtige Wälder mit bebautem Land und öden Felswüsteneien. Buchten ziehen sich weit ins Land hinein, und von bläulicher Ferne her grüßt dann und wann eine Ortschaft mit ihrem Turm den vorüberrauschenden Dampfer mit seiner bunten Einwohnerschaft. Da und dort öffnet sich auch wohl eine weitere Sicht auf das Meer, das sich nach Süden hin für das Auge unbegrenzt ausdehnt, und verstärkt den Eindruck einer schönen, aber doch etwas schwermütigen Natureinsamkeit.

Stark bevölkert ist Finnland auch an der Südküste nicht. Während in den industriellen Kantonen der Schweiz bis zu 170 Seelen und darüber

auf einen qkm kommen, kommen in den belebtesten Teilen von Südfinnland nur 14—16 Seelen darauf. Die Ortschaften sind dünn bevölkert und liegen weit auseinander. Der größere Handelsverkehr beschränkt sich auf einige wenige Häfen. Einer dieser Küstenorte, Ekenäs, ist merkwürdigerweise hauptsächlich durch die Fabrikation von Handschuhen berühmt — eines Luxusartikels, der allerdings im Norden sich so allgemein eingebürgert hat, daß man ihn kaum mehr zum Luxus rechnen kann. Die Kota, der altfinnische Wigwam, kegelförmig aus Baumstämmen errichtet, mit dem Kesselhaken in der Mitte, ist längst in den noch unwegsamen Norden zurückgedrängt; ebenso die Pörte, das alte schlichte Blockhaus, und das altfinnische Gehöfte, das aus einem ganzen Komplex von kleinen Blockhäusern, dem Wohnhaus, dem Badehaus, der Darre, dem Vorratshaus u. s. w. besteht. Was wir von Wohnungen zu Gesichte bekamen, war meist schon von der heutigen allgemeinen Kultur beleckt und trug keinen eigenartigen Charakter.

Wirklich eigenartig ist dagegen das Gepräge der waldigen und felsigen Küstenlandschaft, wie man sie nur in einem Teil von Schweden wiederfindet. Sie versetzt ganz in jene Stimmung, welche den größeren Teil der finnischen Lyrik beherrscht — die träumerische Melancholie eines Volkes, das die Armut seines Bodens wohl fühlt, aber mit dem innigsten Gefühl der Liebe daran hängt und, an die Naturerscheinungen sich anklammernd, auch das Kleine und Unbedeutendste zu verklären weiß.

Eig'ner Sang ist all mein Wissen,
Meine Kunst zog ich vom Flusse,
Herzensglut aus grünem Walde.
Singen lehrte mich die Heide,
Meine Weisen lieh der Busch mir,
Als ich, klein noch, ging zur Weide,
Kind noch, mit den Lämmern lebte
Auf den honigreichen Matten
Und den sonnbestrahlten Hügeln.
Redefülle gab der Wind mir,
Tausend Worte führt' er mit sich,
Und wie Wasserfälle strömten
Sie im Sang, wie Wogenbrausen.

Selbst seine fünfsaitige Zither, die Kantele, faßte der Finne nicht als ein Instrument der Freude, ungetrübter Heiterkeit und sorglosen Jubels auf, sondern als den Begleiter der sanften Klage, in welcher sein Herz und sein Lied die mannigfaltigsten Schmerzen dieses Erdendaseins trauernd ausströmen ließ.

Sorge formte die Kantele,
Kummer fügte ihre Teile,
Schwere Tage sind ihr Boden,
Herzensqualen sind ihr Rahmen,

Bittere Schmerzen ihre Saiten,
Unglück schmiedet ihre Schrauben.
Darum klinget die Kantele
Nicht in wildem Freudentaumel,
Daher können Jubellaute
Nicht von ihren Saiten tönen,
Weil von Sorge sie gebildet
Und von Kummer ihre Teile.

Gegen 3 Uhr nachmittags, nach etwa zwölfstündiger Fahrt, erreichten wir die Festung Sveaborg und fuhren eine Weile unter ihren Kanonen dahin. Denn sie nimmt eine ganze Kette von Felsinseln ein, welche sich von der weiten Bucht von Helsingfors bis zu dem Vorgebirge Ulrikasborg hin erstreckt. Statt freundlicher Tannen- und Birkenwälder starren uns aber von diesen Inseln lange Felsterrassen, Mauern, Wälle, Magazine, Kasernen, Befestigungswerke aller Art entgegen. Gewaltige Geschütze richten ihre Mündung drohend auf die See. Zuerst passieren wir Gustavsvärd, das stärkste Fort der ganzen Seefeste, dann Vargö mit der noch größeren Insel Svartö, endlich West-Svartö und Lilla Svartö. Sämtlich durch Brücken verbunden, bilden diese Inseln einen imposanten Gesamtkomplex. Nördlich und südlich zeigen sich auf kleinern Inseln noch isolierte Befestigungen. Im ganzen sind die Wälle mit etwa 900 Kanonen versehen. Die Garnison beträgt in Friedenszeiten 6000—8000 Mann, in Kriegszeiten kann sie 10000 beherbergen, während der Hafen 100 größere Kriegsschiffe aufnehmen kann. Es war die größte Seefestung, die ich noch gesehen, und ich kann nicht verhehlen, daß mich bei ihrem Anblick ein gewisser Grusel überkam. Von hier ist die Welt nun russisch bis an den Kaukasus und nach Afghanistan, an die Beringsstraße und an die Kurilen hin. Die 900 Kanonen stehen nicht umsonst da: 100 Millionen Menschen stehen dahinter, die der Wink eines Herrschers lenkt. Was kann die finnische Landesvertretung anfangen, wenn der Zar nicht will? Die Hauptstadt, wo sie sich versammelt, läßt sich von Sveaborg aus zusammenschießen.

Schweden hatte sich diese Meeresfeste angelegt, nachdem es im Frieden von Åbo 1743 auf alles Land östlich vom Kymiflusse hatte verzichten müssen. Es galt nun wenigstens, den westlichen Teil Finnlands sicher zu stellen. Der schwedische Feldmarschall Ehrensvärd und der Architekt Thunberg unternahmen die Befestigungen im Jahre 1746. Im Laufe von zwölf Jahren wurde das jetzt noch stärkste Fort Gustavsvärd vollendet, bis zum Jahre 1770 dann die Befestigung der übrigen Eilande. Das Ganze kam auf 25 Millionen Riksdaler zu stehen. Sveaborg, d. h. Schwedens Burg, wurde das stolze Werk genannt. Aber es ist nicht lange eine Schwedenburg geblieben. Während zerstreute finnische Heerestruppen im Binnenland Wochen und Monate lang der russischen Übermacht trotzten, ja glänzende Siege über

sie erfochten und mit Recht einen Triumph der finnisch-schwedischen Sache erwarten ließen, übergab der Admiral Cronstedt am Anfang Mai 1808 ohne Handstreich, auf die lumpigsten Befürchtungen seines feigen und bestochenen Kriegsrates hin, die fast uneinnehmbare Festung mit 2000 Geschützen, 110 Kriegsschiffen und 6000 Mann Besatzung in die Hände der Russen und entschied damit über das Schicksal Finnlands. Die Russen haben seither die Festung noch bedeutend erweitert und verstärkt. Der englisch-französischen Flotte, welche 1855 die Befestigungen in Bomarsund zusammenschoß, gelang es zwar, durch ein Bombardement die Gebäude im Innern der Insel zu zerstören; aber den eigentlichen Festungswerken vermochte sie nichts anzuhaben, und ein Landungsversuch auf den Inseln Drumsö und Sandhamn(en) mißglückte. Sveaborg ist nächst Kronstadt das gewaltigste Bollwerk der Russen am Finnischen Meerbusen geblieben und den Fortschritten der modernen Kriegsmarine entsprechend noch immer weiter befestigt und verstärkt worden.

Nun öffnete sich aber nordwärts ein ganz herrlicher Prospekt. Auf den Felshügeln und Vorgebirgen einer weiten, vielzackigen Bucht trat zwischen kleinen Inseln und zwischen vielen Schiffen, die uns begegneten, Helsingfors in Sicht, eine glänzende, moderne Stadt, welche sich gleich in ihrer ersten Erscheinung als neue Hauptstadt meldete. Da ist kein altes Kastell, keine mittelalterliche Kathedrale wie in Åbo. Lauter große, palastähnliche Neubauten und zwei mächtige Kuppelkirchen beherrschen das Bild. Die eine, mit einer großen Hauptkuppel, mit vier kleineren Kuppeltürmen und hohem Peristyl überragte majestätisch den Mastenwald des Hafens und die dahinter sich weit ausdehnenden Gebäude — ein St. Peter in kleinerem Maßstabe. Sie dominierte einfachhin. Denn schon die Vorhalle mit ihren Säulen ragte über alle Dächer empor, und die Kuppel stach nicht so sehr durch ihre Größe hervor, als durch die schönen Verhältnisse zu dem ganzen Bau. Man hätte die Stadt für katholisch halten mögen; aber rechts auf einer Landzunge, Skatudden genannt, auf einem etwas niedrigen Hügel, strahlte die zweite Kuppelkirche, aus rötlichem Stein, mit vier weißen Kuppeln, zwölf weißen kleinen Türmchen, mit reichem goldenem Schmucke in den tiefblauen nördlichen Himmel hinein — es konnte kein Zweifel mehr sein, wir waren bei den Moskowiten! Sie erhob sich nicht zu derselben Höhe, wie die lutherische Nikolaikirche, aber mit ihren seltsamen, schreienden Farben, ihrer schöngegliederten romanischen Apsis, ihrer phantastischen, echt griechischen Architektur stach sie weit lebhafter hervor. Sie gab dem Bilde sein fremdes, eigentümliches Gepräge. Das war einmal etwas ganz anderes, als Bergen oder Throndhjem, Stockholm oder Åbo, obwohl die Stadt sonst ihrem Charakter nach doch noch vorwiegend schwedisch ist und unter ihren 81 000 Einwohnern sich über tausend Deutsche befinden. Nicht finnische Überlieferungen, nicht schwedischer Handelsfleiß hat diesen Platz zur Hauptstadt erhoben,

Helſingfors.

sondern der Wille des mächtigen Zaren Alexander I. Åbo lag zu nah nach Schweden hinüber: es war durch zu viele alte Beziehungen damit verkettet. Die Finnen sollten „in den Schoß des Vaterlandes“ zurückkehren, wie das kaiserliche Manifest vom Juni 1809 sagte. Und so ward denn das früher ganz unbedeutende Helsingfors 1819 Sitz des Gouverneurs und 1827 Universitätsstadt. Zwei Landzungen, welche sich weit ins Meer hinausrecken, eine breitere und eine schmälere, boten weite Bauplätze dar, während von den drei größeren Buchten dazwischen zwei sich zu trefflichen Häfen gestalten ließen. Und so schmückte sich denn die kahle Schärenlandschaft mit granitenen Quais, weiten Straßen, Alleen, Parks, Palästen, Kirchen und geschmackvollen Anlagen.

Der geräumige Südhafen „Södrahamn(en)“, in welchem die Passagierdampfer und Handelsschiffe landen, ist auf allen Seiten von stattlichen Quais eingefaßt. An der Nordseite stößt ein großer freier Platz daran, der Salutorg (Handelsmarkt), auf dem ein Obelisk von rotem Granit den ersten Besuch einer Zarin, der Kaiserin Alexandra Feodorowna, im Jahre 1833 verkündet. Gleich dahinter liegt das Societetshuset, das erste Hotel der Stadt, ein palastähnlicher Bau, mit Säulenfront und Fries in der Mitte, wie an den beiden Enden. Unfern davon, nach Skatudden hin, erhebt sich das kaiserliche Palais, in ähnlichem Stil, aber mit kürzerer Front und mit Vorbauten zu beiden Seiten. Diese Gebäude mit dem weiten, belebten Platz unmittelbar am Hafen und einigen Zeilen stattlicher Häuser den letzteren entlang, genügen schon, den Eindruck einer vornehmen, reichen Stadt hervorzurufen. Aber weit mehr stieg noch meine Verwunderung, als wir von dem Salutorg einen Blick auf die Esplanade warfen, wo zwischen ansehnlichen Häusern eine vierfache Reihe von Ahornbäumen sich zum schwedischen Stadttheater hinzieht, der schönste moderne Boulevard, als wir dann in die Unionsgatan einbogen, welche von Süd nach Nord die ganze Stadt schneidet, eine durchaus großstädtische Straße, und uns nun auf dem Senatstorg oder Senatsplatz befanden — einem Platze, der den größten Residenzstädten zur Ehre gereichen würde. Südlich reicht das Rathaus daran und einige der glänzendsten Häuser der Stadt, östlich das Senatsgebäude, ein Palast von 110 m Länge, westlich gegenüber fast mit derselben Zeichnung und sogar derselben Fensterzahl ein ebenso imposanter Palast, die Universität, und nördlich endlich steigt in der ganzen Breite des Platzes (über 100 m) eine Riesentreppe aus Granit 50 Stufen zu der Terrasse empor, auf welcher majestätisch die Nikolaikirche thront. Die prachtvolle Vorhalle, deren Fries sechs korinthische Säulen tragen, würde an die Akropolis erinnern, wenn nicht rechts und links Renaissancethüren sich ihr angliederten und über dem Fries die hellblaue Hauptkugel mit goldenem Kreuz noch hoch emporragte. Das Ganze macht einen feierlich imposanten

Eindruck — den Eindruck weltlicher Majestät und religiöser Würde zugleich. Religion, Staat und Wissenschaft sind in diesen mächtigen Quaderbauten wirklich grandios und prachtvoll repräsentiert. Man muß es dem Zarentum lassen, daß es alles mit Glanz und Größe zu umgeben weiß. Denn ohne seinen Wink und seine Unterstützung hätte sich das finnische Luthertum wohl kaum diese kleine „Peterskirche" auf den Granitfelsen getürmt, und wohl noch weniger hätte sich die „freie" Wissenschaft entschlossen, sich zu ihren Füßen gegenüber dem Palaste der Zarenregierung niederzulassen. Daß sich das alles so freundlich und so prächtig zusammenfand, das war lediglich eine Wirkung der ebenso klugen als humanen Politik Alexanders I. Auf der prächtigen Kuppel prangt das Zeichen der Welterlösung, und rund herum von dem Fries der vier Vorhallen schauen die zwölf Apostel segnend auf Stadt, Land und Meer hernieder.

Die Aussicht von der Kuppel ist natürlich prächtig. Sie ist der höchste Punkt der Stadt, das Wahrzeichen der Schiffer. Dagegen entspricht das Innere der Kirche nicht recht dem glänzenden Außenbau. Der Altar ist zwar mit einer schönen „Grablegung Christi" von Neff geschmückt; einige Nischen sind mit den Riesenstatuen Luthers, Melanchthons und Michael Agricolas, des finnischen Bibelübersetzers ausgefüllt; die mächtigen Pilaster, welche die Kuppel tragen, sowie die Wände der vier gleichlangen Kreuzflügel sind tadellos geweißt; Bänke und Orgel befinden sich wie Sonntagskleider in geziemender Ordnung: aber der Schmuck ist viel zu karg, um die mächtigen Hallen würdig auszustatten.

Ganz bezaubernd wirkte auf mich, nach sothaner Ernüchterung, das Innere der griechisch-russischen Kirche, deren Außenbau und Lage mich schon sehr angezogen hatte. Die Risse und Unregelmäßigkeiten des Granitfelsens, auf welchem die Kirche steht, sind durch große Substruktionen ausgeebnet, von dem Strande aber führt eine teilweise gedeckte Treppe mit einem reich ornamentierten Eingangsturm zu der Terrasse empor. Das Innere schmücken gewaltige Monolithe von schwärzlichem, fein poliertem Granit. Die schmalen Fenster sind nicht zahlreich, und so dringt nur gedämpftes Licht in den feierlichen Raum. Um so glänzender aber strahlte das Ikonostas hervor, d. h. die große Bilderwand, welche in der griechischen Kirche das Schiff vom Chor zu trennen pflegt. Es reichte bis in das Gewölbe hinein, und nur drei Thüren mit reichvergoldetem Gitterwerk gewährten Zulaß ins Chor. Die Seitenthüren waren geschlossen, die mittlere durch einen violettseidenen Vorhang verdeckt. In reiche Goldrahmen gefaßt und auf Goldgrund gemalt, erhoben sich drei Reihen Gemälde übereinander bis ins Gewölbe hinauf. Wie bei manchen Flügelaltären standen die einzelnen Bilder nicht gerade in engster Beziehung, doch entsprachen sie sich einigermaßen symmetrisch als Gegenstücke. Über dem Mittelthor war das „letzte Abendmahl" dargestellt,

darüber „Christi Himmelfahrt", an der Evangelienseite „Maria mit dem Jesuskinde", an der Epistelseite „Christus als Lehrer der Welt". An das Bild der „Himmelfahrt Christi" reihten sich rechts und links die vier Evangelisten, an diese dann links (Evangelienseite) übereinander die hl. Helena und Konstantin (bei den Griechen als Heiliger verehrt), rechts der hl. Georg und der Großfürst Wladimir. Endlich schlossen sich noch folgende Gegenbilder an:

an der Evangelienseite:		an der Epistelseite:	
St. Barbara.	Der hl. Paulus.	Der hl. Petrus.	St. Katharina.
St. Nikolaus.	Geburt Mariä.	Tod Mariä.	Alexander Newskij.

Ich weiß, es ist heute ziemlich allgemein beliebt, nicht nur die griechische Kirche für ein riesiges Petrefakt zu halten, sondern auch alle ihre Erscheinungsformen von vornherein als „byzantinisch", „verknöchert", „erstarrt", „automatisch", „versteinerte Typen" u. s. w. abzuweisen. Bis zu einem gewissen Grade entbehren solche Vorstellungen und Urteile gewiß nicht ihrer Berechtigung. Die russisch-griechische Kirche hat ihren Lebenszusammenhang mit der kirchlichen Einheit verloren, sie ist Staatskirche geworden und hat unter dem eisernen Scepter der Zaren wie unter der willenlosen Unterwürfigkeit ihrer Diener unsäglich gelitten. Aber bei alledem darf man doch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Von allen Glaubensgemeinschaften, welche sich von der Kirche Christi losgesagt haben, hat keine so viel altes Erbgut mit aus dem Vaterhause fortgenommen und bewahrt, als die griechisch-russische. Sie ist, wenn auch widerwillig, ein weit ins Altertum emporreichender Zeuge für nahezu alle Lehren des katholischen Glaubens. Sie hat mehr mit jenen furchtbaren Wirrsalen gemein, welche einst im 14. und 15. Jahrhundert die ganze abendländische Christenheit spalteten, als mit der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts, welche an allen Lehren und Grundlagen des Glaubens rüttelte und das gesamte Gebäude der Glaubenslehre bis auf einige Pfeiler und Mauerreste zerstörte.

Nie habe ich das so empfunden, wie vor diesem Ikonostas, welches im Grunde ja nichts war als ein zur Wand erweiterter, prächtiger Flügelaltar, dessen Darstellungen auch eine katholische Kirche hätten schmücken können. Das große Mittelthor, das auf den Altar ging, wies ja nicht bloß auf den Schleier des Geheimnisses hin, mit welchem der Ritus der ältesten Kirche das heilige Meßopfer umgab, sondern auch auf dieses Opfer selbst und auf die eucharistische Gegenwart, von welcher der ganze Gottesdienst Leben, Würde und Weihe erhält.

Um das Mittelthor, d. h. um den Altar, gruppierten sich dann zunächst die Geheimnisse des Lebens Christi — seine Geburt aus der Jungfrau, sein Walten und Wirken als Lehrer, sein Priesteramt am letzten Abendmahl, die Krönung seines Erlöseramtes in der Himmelfahrt.

Als Zeugen umgeben ihn die vier Evangelisten, die Apostel Petrus und Paulus. Mariä Geburt und Mariä Tod vergegenwärtigen die groß-

Russische Kirche in Helsingfors.

artige Wirksamkeit, welche die Gottesmutter im Leben der Kirche entfaltete. In weiterem Kranze endlich umgeben den Altar Heilige aus den verschieden-

sten Zeitaltern der Kirche, Blüten der Heiligkeit, die aus ihr hervorgegangen, Zeugen der Wahrheit, die sie gelehrt, Beschützer und Fürbitter der Gläubigen, die demütig dem Throne und Altar des menschgewordenen Wortes sich nahen!

Von diesen Heiligen stehen fast alle auch in unserem Kirchenkalender: Helena, die lieberfüllte Verehrerin des Kreuzes; Katharina, die Patronin der christlichen Philosophie; Barbara, die Fürbitterin um einen gottseligen Tod; Georg, der Patron der christlichen Ritterschaft; St. Nikolaus, das Vorbild eines heiligen Bischofs und das Musterbild christlicher Wohlthätigkeit für jedermann. Konstantin der Große hat in früheren Jahrhunderten so hohe Verehrung genossen, daß die Bollandisten es für angemessen hielten, ihn als „Heiligen" in ihrem großen Werke zu behandeln. Von den beiden russischen Großfürsten Wladimir und Alexander Newskij aber wird der erste († 1015) mit Gutheißung des Apostolischen Stuhles auch von den unierten Griechen verehrt, der letztere aber, welcher um das Jahr 1263 oder 1281 im Kloster starb, gehört einer Zeit an, wo das russische Schisma noch nicht seinen heutigen, scharf ausgesprochenen Charakter hatte, und die ihm gewidmete Verehrung drückt die Ehrfurcht aus, welche das russische Volk seit uralten Zeiten für die Entsagung aller weltlichen Größe und das Opfer seiner selbst im Ordensstande empfand, sollten auch die ihm später zugeschriebenen Wunder eine strenge Kritik nicht bestehen.

So stellte das ganze Ikonostas denn einen gar lieblichen und lebendigen Kranz christlicher Wahrheiten dar, und die Ausführung war nicht ernster, strenger oder steifer als auf einer Menge Flügelaltäre aus dem Mittelalter. Der Goldgrund und die ernste Haltung gab den Bildern dieselbe Weihe und Feierlichkeit; manche derselben, so die Madonna mit dem Jesuskind, die Geburt und der Tod Mariä, waren sichtlich nach frommen mittelalterlichen Mustern entworfen und ausgeführt, und die Gesichter besaßen eine liebliche, innige Frömmigkeit, die jeden Beschauer erfreuen und erbauen mußte.

Außer diesen zwei Hauptkirchen hat Helsingfors übrigens noch mehrere andere: eine ältere russische und eine ältere lutherische, eine neue lutherische, eine deutsch-lutherische — und sogar eine katholische. Um zu dieser zu gelangen, mußten wir die ganze lange Unionsstraße bis zu dem Astronomischen Observatorium hinaufgehen, das von einem Hügel aus, ähnlich wie die Nikolaikirche, die Stadt beherrscht, und von da weiter hinab an den Eingang des Brunnsparks, welcher mit seinen schönen Anlagen das ganze Vorgebirge Ulrikasborg einnimmt.

Da wo die Parkgatan, die Badhusgatan und die Paulsgatan zusammentreffen, erhebt sich der bescheidene, aber schmucke Bau in modern-gotisierendem Stil, im Jahre 1860 vollendet. Auch das Innere war recht artig ausgestattet. Auf zwei ganz neuen Kirchenfahnen waren die zwei großen Apostel des Nordens, der hl. Heinrich von Åbo und der hl. Ansgar, gemalt. Ihre

Gründung dankt die Kirche dem Umstand, daß sich unter den russischen Regimentern, welche in Finnland stationiert sind, stets zahlreiche Polen befinden. Diese polnischen Soldaten eingerechnet, zählt Finnland zwischen 2000 und 3000 Katholiken, bürgerliche aber nur etwa 700. Wie die Kirche auf Kosten der Militärverwaltung erbaut wurde, so wird sie auch auf deren

Katholische Kirche in Helsingfors.

Kosten erhalten. Der Pfarrer wird im Einverständnis mit der Regierung von dem katholischen Erzbischof in St. Petersburg ernannt und ist zunächst Militärgeistlicher. Als solcher hat er zwar sein fixes kleines Pfarrhaus neben der Kirche in Helsingfors, hat aber die Verpflichtung, regelmäßig die Militärstationen auf der Festung Sveaborg, in Åbo u. s. w. zu besuchen und die dortigen katholischen Soldaten zu pastorieren.

Der Militärgeistliche, Hr. Ruczinski, der uns sehr freundlich aufnahm, war selbst von Geburt Pole, aus Wilna, hatte aber seine Studien in St. Petersburg und Minsk gemacht und dann in St. Petersburg die heiligen Weihen erhalten. Er sprach nicht nur finnisch, polnisch, litauisch, russisch, sondern auch französisch, italienisch und deutsch und schien sich seiner beschwerlichen Missionsthätigkeit mit vielem Eifer zu widmen. Wie er uns sagte, bleiben die polnischen Soldaten, trotz all der Versuchungen und Verlockungen, welche ihren Glauben bedrohen, durchweg demselben treu. Aber ein Priester reicht nicht aus, um so viele Stationen zu versehen und zugleich die Missionspfarre in Helsingfors voranzubringen. Dazu wird den Katholiken nicht genug freier Spielraum gewährt. Unter dem Generalgouverneur Graf Nikolai Adlerberg, der Finnland von 1866—1882 verwaltete, hatten sie eine eigene Schule erhalten; unter seinem Nachfolger, Graf Heyden, wurde dieselbe jedoch wieder aufgelöst; die Räume standen leer, und die aus verschiedenen Ländern, auch aus Deutschland zugeflossenen Unterstützungen wurden ihrer Bestimmung entfremdet. Die wenigen Katholiken müssen ihre Kinder in die lutherischen Schulen schicken, und so ist die Gewissensfreiheit, mit der die Protestanten so gerne prahlen, auch hier ein völlig inhaltloses Wort. Wenn es jemand einfallen sollte, katholisch zu werden, dann steht es noch schlimmer. Er muß dann ein offizielles Gesuch an den Senat einreichen; dieser verordnet ihm einen Prädikanten, um ihn über den verhängnisvollen Schritt aufzuklären und besser im Glauben zu unterrichten, und erst, wenn er nach einer Probezeit von acht Monaten unverbesserlich bei seinem Entschluß beharrt, kann er allenfalls die Erlaubnis vom Senat erhalten. Eine solche achtmonatliche Quälerei und die Aussicht, damit öffentlich kompromittiert zu sein, übt natürlich eine sehr abschreckende Wirkung aus. Denn wenn die „Inquisition" auch niemanden verbrennt, so kennt sie doch keinen Spaß.

Die großen öffentlichen Profanbauten von Helsingfors sind, wie schon bemerkt, sehr stattlich; doch haben vier derselben, nämlich das Senatsgebäude, die Universität, das kaiserliche Palais und das Societätshaus, ja auch noch ein fünftes, die Kaserne der finnischen Garde, nahezu dieselbe Zeichnung, und das sieht doch schließlich etwas polizei- und uniformmäßig aus. Das Stadttheater und die Post bieten in ihrem Äußeren wenigstens etwas Abwechslung. Ein wirklich prächtiger, geschmackvoller Bau, wohl der schönste der Stadt, ist das von dem finnischen Architekten Chiewitz erbaute Ritterhaus, ein italienischer Palazzo, der aber an einer Seitenstraße sich befindet und nur ein kleines Square vor sich hat. Hier halten von den vier Kammern der finnischen Ständeversammlung zwei, nämlich die Ritterschaft und die Geistlichkeit, ihre Sitzungen. Die „Bürger" dagegen müssen im Rathaussaal der Stadt tagen, und die Abgeordneten der „Bauern" haben nicht

einmal ein bestimmtes Sitzungslokal: sie müssen zusehen, wie sie sich für die jeweilige Session irgend einen größeren Saal in der Stadt mieten. Der Versammlungssaal des Adels ist ein glänzender Rittersaal, geschmückt mit den Wappen sämtlicher adeliger Familien, unter deren mir meist fremden Namen ich auch den in katholischen Kreisen bekannteren der Klinkowström gewahrte. Ein großes Gemälde im Vorsaal stellte die Eröffnung des Landtages von 1863 durch Alexander II. dar, rechts von dem Zaren Bischöfe, Geistliche und Doktores, links eine von Ordenssternen funkelnde Generalität und Adelsgesellschaft. Man sieht gleich, daß es mit dem finnischen Landtage eine ganz andere Bewandtnis hat, als etwa mit dem isländischen Althing oder mit dem norwegischen Storthing, wo wackere Bauern mit dem königlichen Gouverneur oder mit den Ministern und Bischöfen al pari verhandeln können: hier ist es der Allherrscher und der Adel, die noch ziemlich uneingeschränkt die erste Rolle spielen.

Die große Frage, welche Stadt und Universität Helsingfors, wie Finnland überhaupt, im Laufe dieses Jahrhunderts am meisten und lebhaftesten beschäftigt hat, ist die Sprachenfrage.

Von den 2176421 Einwohnern, welche Finnland im Jahre 1880 zählte, hatten 1756381 das Finnische zur Muttersprache, 294876 das Schwedische, 4195 das Russische und 1720 das Deutsche. Die herrschende Hauptsprache ist also das finnische, und zwar in weit höherem Grade, als etwa in der Schweiz das Deutsche. Wie sonderbar wäre es nun aber, wenn in der Schweiz das Französische zur ausschließlichen offiziellen Geschäftssprache geworden wäre, wenn an den höheren Schulen nur auf französisch vorgetragen würde, wenn die höheren Stände sich in ihrem Verkehr nur der französischen Sprache bedienten und die begabtesten Schriftsteller fast ausnahmslos französisch geschrieben hätten! In diesem sonderbaren Fall befindet sich Finnland in Bezug auf die schwedische Sprache. Während der gemeine Mann nämlich mit zäher Treue an der Nationalsprache seiner Väter festhielt, ist das Schwedische die vorherrschende, zeitweilig die ausschließliche Sprache der Gebildeten geworden, es ist noch jetzt offizielle Regierungssprache, und einige der bedeutendsten neueren Dichter und Schriftsteller haben schwedisch geschrieben. Erst durch die 1831 gegründete Finnische Litteraturgesellschaft hat das Finnische neben dem Schwedischen im praktischen Leben Sitz und Stimme erhalten und hat sich allmählich eine finnische Litteratur gebildet. Von der Litteraturgesellschaft selbst sind bis zum Jahre 1881 außer den 34 Bänden der Zeitschrift „Suomi“ 63 verschiedene Werke herausgegeben worden.

Nicht wenig interessierte es mich, aus dem Verzeichnis derselben zu ersehen, daß nicht „Kalevala“, wie ich geglaubt hatte, überhaupt nichts Finnisches diese Publikationen eröffnete, sondern Joh. Heinrich Zschokkes

Volkserzählung „Das Goldmacherdorf", welche, 1817 zu Aarau erschienen, trotz ihrer rationalistischen Nüchternheit in der Schweiz wie in Deutschland eine beliebte Volkslektüre ward und lange blieb. Sie wurde als „Kultala" ins Finnische übersetzt, 1834 in 2500 Exemplaren gedruckt und 1851 noch einmal in 2000 Exemplaren aufgelegt. Erst 1835 folgte das von Lönnrot gesammelte Nationalepos „Kalevala", das man aber vorläufig nur in 500 Exemplaren, nach 14 Jahren dann in 1250 Exemplaren und 1866 wieder in 1000 Exemplaren drucken ließ. Es vergingen also über 30 Jahre, ehe das berühmte Nationalgedicht annähernd die Verbreitung von Zschokkes schweizerischer Bauernnovelle erreichte. Der „Kanteletar", d. h. die auf Lönnrots Anregung veranstaltete Sammlung der alten Volkslieder, kam in den 30 Jahren nicht einmal so weit.

Noch merkwürdiger war es mir, unter den frühesten Publikationen der Gesellschaft auch eine katholische Volksschrift zu finden, nämlich „Pyhä Eustakius", d. h. die Geschichte des hl. Eustachius, wie sie Christoph von Schmid so schön für Jugend und Volk beschrieben. Das Komite wollte dieselbe zwar anfänglich als zu „unbedeutend" verwerfen; allein die Übersetzung war so trefflich, daß man die Schrift 1848 in 1000 Exemplaren drucken ließ. In drei Jahren war die Auflage erschöpft, während „Kalevala" für nur die Hälfte derselben 14 Jahre brauchte, und 1851 ward „Eustachius" abermals in 2500 Exemplaren gedruckt.

Mir kam dabei unwillkürlich der Gedanke, ob nicht eine echt katholische Volkslitteratur überhaupt — und namentlich, wenn sie sich an die mittelalterliche Landesgeschichte angelehnt hätte — den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes weit mehr entgegengekommen wäre, als die altheidnischen Sagen und Mythologien. Gewiß war „Kalevala" für Geschichte und Litteraturgeschichte eine höchst bedeutsame Eroberung, für Finnlands Dichter und Sprachforscher ein Quell der lebensvollsten Anregung. Aber das Volk? Was soll das Volk mit Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemmikäinen anfangen? Wird es aus all diesen tollen Abenteuern etwas Gutes lernen? Wird es daraus wirklichen Trost und Freude in seinem mühevollen Dasein schöpfen? Wird nicht der ungeheuerliche Zauberspuk seine Neigung zum Aberglauben bestärken? Welch eine Fülle von Belehrung und der tiefsten Poesie zugleich böten dagegen Volksschriften, wie sie Alban Stolz in seinem Kalender, seinem Leben der hl. Elisabeth, seinem „Sternhimmel" geliefert hat!

Das deutsche Element fand ich übrigens in dem Verzeichnis auch noch durch eine andere kleine Volksschrift Zschokkes, „Die Branntweinpest" (1844), Stöckhardts Chemie (1864), den Geschichtsleitfaden von Pütz (1865—1869), Schödlers Buch der Natur und Grubes Charakterbilder aus der Geschichte (1864—1880), einige Stücke von Schiller, Lessing, Körner und Fritz Reuter

vertreten. Eine deutsche Grammatik (Saksan Kielioppi) erschien 1861 von Geitlin, ein deutsch-finnisches Wörterbuch 1873 von Godenhjelm.

Im ganzen genommen flößen die Leistungen der Finnischen Litteraturgesellschaft Staunen und Bewunderung ein. Noch im Jahre 1830 existierte im Grunde genommen keine finnische Litteratur — nur Ansätze und verstreute Bausteine zu einer solchen. Das Interesse fast aller Gebildeten wandte sich noch Schweden zu, von wo das Land sechs Jahrhunderte lang regiert worden war, von wo Gesittung und Bildung zu ihm gedrungen. Dem russischen „Großfürsten" wäre wohl nichts angenehmer gewesen, als wenn die Jugend des Landes, wenigstens ein begabterer Teil derselben, sich in russische Sprache und Litteratur hineingelebt und so das Geistesleben Finnlands mit jenem Rußlands verschmolzen hätte. Und doch! unter anscheinend so ungünstigen Verhältnissen ist es einer Schar talentvoller und ebenso patriotischer Männer gelungen, im Laufe von 50 Jahren nicht bloß das Russische von sich abzuwehren, sondern auch die verachtete Nationalsprache, welche nur kümmerliche Denkmäler besaß, welche fast nur mehr der Bauer sprach und sang, zu einer dem Schwedischen ebenbürtigen Schriftsprache zu erheben, ja ihr einen ehrenvollen Platz in der Weltlitteratur zu erobern. Das haben Lönnrot und seine Freunde zu stande gebracht!

Neben Homer und der Edda wird in der Zahl der merkwürdigsten Volksepen auch „Kalevala" genannt. Die im „Kanteletar" enthaltene Sammlung der finnischen Volkslyrik übertrifft an Reichtum, Gemütstiefe, Schönheit, Eigentümlichkeit alles, was man etwa nach den Proben erwarten könnte, die Herder in seinen „Stimmen der Völker" von esthnischer Volkspoesie mitgeteilt. Es ist ein „Wunderhorn", wenn auch kein so lautes und fröhliches wie jenes, das Arnim und Brentano gesammelt haben. Es wurde dann wenigstens zum Teil der Schatz der Sprichwörter, der Rätsel, der kleineren Volkssagen und Erzählungen gehoben. Lönnrot fand noch einen ganzen Cyklus von Gesängen, welche, als Episode des Kullervo, die Kalevalalieder ergänzten. Endlich begann Reinholm auch die Melodien der alten Lieder, wie sie zur Kantele gesungen wurden, aufzuzeichnen. Die ursprüngliche Poesie eines ganzen Volksstammes war gerettet, und zwar in dem kritischen Augenblick, wo die äußeren politischen Verhältnisse sie mit völligem Untergange bedrohten. Das war das Werk der ersten 20 Jahre, das in den folgenden Jahrzehnten noch durch manche kleinere Beiträge ergänzt wurde.

Daß man die ersten prosaischen Schriften für Volksbildung von Zschokke und Schmid entlehnte, kann nicht befremden. Es lagen auf diesem Gebiete gar keine einheimischen Vorarbeiten und Muster vor. Auch hier strebte man indes Selbständiges an. In seinem „Buch der Natur" lieferte Topelius 1860 eine mustergültige Leistung. Das Buch verbreitete sich als Schul- und Hausbuch zugleich bis zum Jahre 1878 in 33000 Exemplaren. Die religiöse

Seite der Volksbildung überließ die Gesellschaft dagegen der lutherischen Geistlichkeit und Privaten, welche, bei der vorherrschenden pietistischen Strömung, das Land mit einer Flut kleiner Erbauungsschriften überschwemmten.

Wahrhaft glänzend waren aber die Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte, vorab der nationalen Geschichte und der mit ihr zusammenhängenden Fächer. Der ersten, kurzgefaßten Geschichte Finnlands von Cajan (1844) folgten bald die eingehenderen Studien Reins, Akianders, Tengströms, Rabbes, Gyldens, Ahlquists, Collans und Yrjö Koskinens (Forsmans). Die linguistischen Studien A. Castréns machten Aufsehen in ganz Europa. Mathematik, Naturgeschichte, Physik, klassische Philologie, nach und nach alle Fächer des mittleren und höheren Unterrichts wurden in finnischer Sprache bearbeitet. Es folgten Grammatiken und Wörterbücher der wichtigsten Sprachen, — Schwedisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Ungarisch, Lateinisch, Griechisch. Die schwedisch geschriebenen Rechtsbücher wurden sorgfältig übersetzt. Die Zeitschrift „Suomi", die seit 1841 erschien, förderte vor allem die historischen Studien, gewann aber auch statt des erst vorwiegend schwedischen Textes immer mehr Beiträge in finnischer Sprache, während an die Stelle des einzigen Blattes, das 1836 erschien, „Mehiläinen" (die Biene), nach und nach 30 andere Blätter in finnischer Sprache erstanden. Das verbreitetste derselben, „Uusi Suometar", hat über 5000 Abonnenten. Bereits 1850 wurde an der Universität Helsingfors ein eigener Lehrstuhl für finnische Sprache gegründet, den erst der berühmte Sprachforscher Castrén, später Lönnrot bekleidete. Im Mai 1869 betrat zum erstenmal ein finnisches Stück die Bühne zu Helsingfors; 1872 wurde ein finnisches Theater und das Jahr darauf auch eine finnische Oper gegründet. Und so ist die Sprache, welche dem Untergang geweiht schien, jugendkräftig in alle Kreise des Lebens gedrungen. An der Universität Helsingfors, der einzigen des Landes, ist zwar das Schwedische Unterrichtssprache geblieben; aber an 10 Gymnasien unter 23, an 12 Realschulen unter 20, an 431 Volksschulen unter 576 wird der Unterricht finnisch erteilt. Nur in den Höheren Mädchenschulen hat das Schwedische die Oberhand behalten. Von 2818 „höheren Töchtern" wurden im Schuljahr 1879/80 2200 auf schwedisch, nur 352 auf finnisch, 266 merkwürdigerweise auf deutsch unterrichtet. Auch von den Gymnasien ist eines mit 63 Schülern deutsch. Die Mittelschule ist also wenigstens zur Hälfte, die Volksschule schon bis auf ein Viertel der alten Landessprache zurückerobert. Das ist eine im Zeitalter der modernen Zentralisation ganz einzig dastehende, wirklich überraschende Erscheinung!

Noch mehr wird man staunen müssen, wenn man an all die Schwierigkeiten denkt, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten. Der Mühsale, unter welchen Lönnrot die ersten Sammlungen finnischer Volkspoesie zu-

sammenbrachte, habe ich schon früher gedacht. Eine noch opferreichere, mühseligere Pionierarbeit aber hatte Castrén zu bestehen, als er das ganze europäische und asiatische Rußland bis an die Beringsstraße durchwanderte, um die mit dem Finnischen zusammenhängenden ural-altaischen Sprachen zu lernen, grammatisch zu fixieren und durch diese neue Eroberung der vergleichenden Sprachwissenschaft seiner heimatlichen Sprache ein bleibendes Interesse zu sichern. Kein Fürst, kein mächtiger Mäcen, keine Universität unterstützte die ersten Anfänge des großen Unternehmens. Lönnrot war ganz auf sich selbst angewiesen; erst als er die Hälfte seiner Arbeit zu stande gebracht, bot ihm die finnische Litteraturgesellschaft zur Förderung seines Unternehmens 300 Rubel an, die er aber nur leihweise annahm. Kaum war „Kalevala" erschienen, so erhob sich von seiten derjenigen, welche das Schwedische beibehalten wollten, der größte Widerspruch, selbst Herabsetzung und ungerechte Verunglimpfung. Ein anderer Teil der Gebildeten zeigte sich völlig gleichgültig. Wie Lönnrot auf sich selbst angewiesen, durchpilgerte Castrén zuerst zu Fuß ganz Lappland und Finnland von Norwegen bis hinüber nach Sibirien und vom Weißen Meere bis herab ans Finnische Meer, und als er dann um 1840 Kalevala ins Schwedische übersetzte, war es nur wieder die Litteraturgesellschaft, die mit ihren freiwilligen Beiträgen die Veröffentlichung dieser Arbeit ermöglichte. Dann erst erhielt er zu weiteren Forschungen staatliche Unterstützung. Kaum war indes der finnischen Sprache ein eigener Lehrstuhl an der Universität Helsingfors erobert, da bedrohte der Rückschlag der Revolution von 1848 die Litteraturgesellschaft selbst und deren Wirken mit dem Untergang. In Finnland selbst erhoben sich Stimmen, welche der Gesellschaft einen politisch gefährlichen Charakter beimaßen. Die russische Regierung blieb solchen Befürchtungen nicht unzugänglich. Die Gesellschaft wurde eingeschränkt, mußte ihre Statuten zur Prüfung einliefern und dann abändern und ward schließlich am 8. April 1850 von einem Ukas betroffen, der alle weitere Wirksamkeit abzuschneiden drohte:

„Von allen Publikationen, von was immer welcher Form und Größe, dürfen auf finnisch nur diejenigen reproduziert werden, welche, an sich den Vorschriften der Zensur entsprechend, durch ihren Geist und Stil der religiösen Erbauung dienen oder von ökonomischen Fragen handeln; durchaus verboten sind dagegen in finnischer Sprache alle politischen Neuigkeiten, alle Nachrichten über Verbrechen, die in andern Ländern begangen worden, und alle Romane, Originalromane und Übersetzungen, selbst diejenigen, welche die Zensur in einer andern Sprache approbiert hat."

Damit war die religiöse Litteratur der Willkür der Zensur preisgegeben, Publizistik und eigentliche Litteratur völlig unterbunden. Die Strenge ging so weit, daß 1853 sogar die Druckbewilligung für eine finnische Übersetzung

des Cornelius Nepos verweigert wurde: „denn er gehöre nicht zu der Zahl der Bücher, welche ins Finnische übersetzt werden dürften."

Um diese Zeit raffte der Tod nicht bloß den unermüdlichen Forscher Castrén mitten in der Blüte seiner Jahre dahin, sondern auch die tüchtigen Schriftsteller Collan und Kellgren. Der Orientkrieg vernichtete für längere Zeit den finnischen Handel, und die Gesellschaft wurde dadurch auch materiell geschädigt. Mit Recht vergleicht sie indes Palmén mit dem armen finnischen Bauer Paavo, wie ihn Runeberg in einem seiner schönsten Gedichte geschildert hat, der, wenn auch von den härtesten Schicksalsschlägen getroffen, doch Gottvertrauen und Mut nicht verliert, sondern ungebeugt weiter arbeitet, so viel an ihm liegt.

Hoch an Saarijärvis Heiden wohnte
Auf gar frost'gem Hof der Bauer Paavo,
Grub die Erde um mit fleiß'gen Armen,
Doch vom Herrn allein hofft' er Gedeihen.
Und er wohnte da mit Weib und Kindern,
Aß im Schweiß sein knappes Brot mit ihnen,
Grub die Gräben, pflügte um und säte.
Frühling ward's, es schmolz der Schnee im Felde
Und riß fort der Aussaat ganze Hälfte;
Sommer ward's und Hagelschauer fielen,
Und der Ähren Hälfte stand zerschlagen;
Herbst ward's und die Kälte nahm, was übrig.
Paavos Weib, ihr Haar zerraufend, sagte:
„Paavo, Paavo, unglückselʼger Alter!
Greif zum Stabe, Gott hat uns verstoßen;
Schlimm ist betteln zwar, doch hungern schlimmer."
Paavo griff des Weibes Hand und sagte:
„Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen.
Mische du ins Brot zur Hälfte Rinde,
Ich will doppelt viele Gräben graben;
Doch vom Herrn will ich Gedeihen hoffen."
Halb aus Rinde buk ihr Brot die Hausfrau,
Doppelt viele Gräben grub der Alte,
Kaufte Roggen um sein Schaf und säte.
Frühling ward's, es schmolz der Schnee im Felde,
Nichts von dannen riß er von der Aussaat;
Sommer ward's und Hagelschauer fielen,
Und der Ähren Hälfte stand zerschlagen;
Herbst ward's, und die Kälte nahm, was übrig.
Paavos Weib schlug sich die Brust und sagte:
„Paavo, Paavo, unglückselʼger Alter!
Laß uns sterben, Gott hat uns verstoßen!
Hart ist's sterben, aber härter leben!"
Paavo griff des Weibes Hand und sagte:
„Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen.
Mische doppelt Rinde in die Brote,

Ich will doppelt größ're Gräben graben,
Doch vom Herrn will ich Gedeihen hoffen."
Doppelt Rinde buk ins Brot die Hausfrau,
Doppelt große Gräben grub der Alte,
Kaufte Roggen um sein Korn und säte.
Frühling ward's, es schmolz der Schnee im Felde,
Nichts von dannen riß er von der Aussaat;
Sommer ward's, es fielen Hagelschauer,
Aber keine Ähren schlug er nieder;
Herbst ward's, doch die Kälte, fern dem Acker,
Ließ die goldne Saat des Schnitters harren.
Da fiel Paavo auf sein Knie und sagte:
„Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen."
Und sein Weib fiel auf die Knie' und sagte:
„Gott will prüfen uns, doch nicht verstoßen."
Aber fröhlich sprach sie dann zum Alten:
„Paavo, Paavo, gehe froh ans Schneiden!
Jetzt ist's Zeit, uns lust'ge Tag' zu gönnen,
Jetzt ist's Zeit, die Rinde wegzuwerfen
Und aus Roggen rein das Brot zu backen."
Paavo griff des Weibes Hand und sagte:
„Frauchen, Frauchen, der nur trägt die Prüfung,
Der des Nächsten Not sich nimmt zu Herzen;
Misch zur Hälfte nur das Brot mit Rinde,
Denn erfroren steht des Nachbars Acker!"

Wie für das finnische Volk nach manchen harten Prüfungen, so kamen auch für seine Litteratur wieder bessere Tage, als der Zar Alexander II. 1855 den Thron bestieg. Die Litteraturgesellschaft erhielt wieder freiere Hand, der Zar unterstützte sie sogar mit Staatssubsidien, und 1860 wurden ausdrücklich jene lächerlichen Preßverbote zurückgenommen, die selbst den unschuldigen Cornelius Nepos getroffen hatten. Einer der tüchtigsten Führer und Publizisten, Wilhelm Snellmann, wurde erst zum Universitätsprofessor und dann zum Senator ernannt. Neue Schwierigkeiten erhoben sich indes schon im Laufe der sechziger Jahre, als ganz naturgemäß der Wunsch auftauchte, das Finnische als Unterrichtssprache in den Schulen und als offizielle Geschäftssprache bei den Gerichten und Verwaltungsbureaux einzuführen. Die Sprachenfrage gestaltete sich nun zur tiefgreifendsten des Landes, und die Nation schied sich immer deutlicher in zwei sich bekämpfende Parteien: die Fennomanen und die Svekomanen. Da zu letzterer hauptsächlich der Adel, die Geldaristokratie und die Beamtenwelt rechnete, und sie die Schule wie das offizielle Geschäftsleben einigermaßen als ihren alten Besitz betrachten mochte, so nahm die erstere infolge dessen den Anschein einer emporstrebenden, demokratischen Volkspartei an. Dank der umsichtigen Leitung, welche die Fennomanen an Snellmann, Lönnrot und andern angesehenen Männern

fanden, spitzte sich dieser eigentlich politische Gegensatz nicht schärfer zu. Die finnische Sprachpartei legte es durchaus nicht darauf ab, agitatorisch von unten auf sich geltend zu machen, sondern durch Pflege und Förderung der Litteratur das Interesse und die Achtung der höheren Stände zu gewinnen, unter ihnen selbst festen Fuß zu fassen und die höheren Schulen (Universität und Gymnasium) an sich zu bringen. Dieses Ziel wurde mit unermüdlicher Standhaftigkeit verfolgt und ist insoweit erreicht, als die finnische Sprache an den Gymnasien völlige Gleichstellung mit dem Schwedischen erreicht hat. An mehr als der Hälfte der Gymnasien ist das Finnische Unterrichtssprache geworden, an den andern muß es wenigstens gelehrt werden, da niemand seiner Kenntnis mehr entraten kann; an der Universität ist finnische Sprache, Litteratur und Geschichte zur nationalen Ehrensache geworden, und die meisten Studenten gehören der Partei der Fennomanen an.

Und welche der Parteien hat nun eigentlich recht?

Es ist schwer zu sagen!

Was die litterarische Seite der Frage betrifft, so wird sich sicherlich jeder Litteraturfreund darüber freuen, daß durch dieses merkwürdige Wiederaufleben einer erlöschenden Sprache so herrliche Dinge wie Kalevala und die finnischen Volkslieder gerettet worden sind. Aber wer sich nun fragt, was eigentlich Neues geschaffen worden, der wird bald finden, daß die neuere Produktion noch nicht entfernt an den alten Volksliederschatz oder an die gleichzeitige schwedische Dichtung heranreicht. Was Kivi und Suonio geleistet, wird bei weitem von den Dichtungen Ludwig Runebergs übertroffen, d. h. der genialste finnische Dichter hat es, bei der tiefsten Innigkeit seines Patriotismus, für naturgemäßer befunden, in schwedischer Sprache zu dichten, wie vor ihm der gemütliche Franzén. Wären die übrigen poetischen Talente seinem Beispiel gefolgt, so wäre dem Volk ein großer Aufwand an Zeit, Mühe und Arbeit erspart geblieben, es wäre wieder in lebendigeren und ungeteilteren Kontakt mit der schwedischen Litteratur gekommen, und seine Sprache hätte sich dabei in Sinn und Geist, ja selbst im Kolorit, ebenso selbständig gestalten können, wie etwa die heutige norwegische sich unabhängig von der dänischen entwickelt hat. Das Finnische hätte sich dabei als Gegenstand der Sprachforschung und Litteraturgeschichte erhalten und auf die neuere Litteratur einwirken können, so gut wie das Altnordische in den drei skandinavischen Reichen. Jetzt ist das Werk der Spracherneuerung dagegen noch keineswegs abgeschlossen, der Bau einer neuen Litteratur ist kaum begonnen, und eine Menge der besten Kräfte erschöpfen sich seit den letzten drei Jahrzehnten darin, die Schranken, welche das Finnische dem Geistesleben notwendig zieht, durch Übersetzungen aus allen Sprachen und Fächern weniger fühlbar zu machen.

Die Frage hat jedoch auch ihre politische Seite, und ich glaube, nach dieser Richtung hin ist sie noch komplizierter. Dem russischen Eroberer

Finnlands war es selbst nicht klar, was seinen Interessen eigentlich mehr entspräche, das Finnische oder das Schwedische. Er hat wiederholt eine andere Politik eingeschlagen. Obwohl die schwedische Sprache ein mächtiges Band bildete, das Finnland noch mit Schweden verknüpfte, so versuchte der Zar doch nicht, dasselbe zu zerschneiden. Er ließ den Finnen das Schwedische als hergebrachte Landessprache und nahm es sogar als offizielle Geschäftssprache an. Beim ersten Wiederaufleben des Finnischen verhielt sich die Regierung ziemlich gleichgültig, unterstützte einige Gelehrte, welche dasselbe förderten, und ließ es als Unterrichtsfach an der Universität aufkommen. Nach dem Jahre 1848 aber änderte Nikolaus I. völlig sein Verfahren und erließ Verfügungen, welche auf die Dauer die finnische Sprache wieder völlig zurückdrängen mußten. Alexander II. endlich gewährte dem Finnischen wieder die vollste Freiheit der Entwicklung und unterstützte sogar seine Pflege.

Es liegt auf der Hand, daß die ungeteilte Erhaltung des Schwedischen einer etwaigen Wiedervereinigung Finnlands mit Schweden günstig gewesen sein würde. Anderseits setzte das Finnische für sich der Russifizierung eine ebenso starke Schranke entgegen als das Schwedische, wenn das ganze Volk wie ein Mann dafür einstände. Doch das ist in Wirklichkeit nicht der Fall und wird vielleicht nie der Fall werden. Finnland hängt durch Geschichte und Kultur, Lage und Verkehr zu innig mit Schweden zusammen, um dessen Sprache völlig über Bord werfen zu können. Im Volk lebt noch das Andenken an den General von Döbeln, an den Oberst Sandels und an all die Tapfern, welche, ohne Fennomanen zu sein, am Anfang des Jahrhunderts das Land mit der staunenswertesten Umsicht und dem größten Heldenmut gegen die Russen verteidigten. Die „Geschichten des Fähndrichs Stål“, in welchen Runeberg diesen Heldenkampf besang, sind das Schönste und Volkstümlichste, was Finnland an neuerer Poesie hervorgebracht. Der erste Teil derselben ist 1848, der andere 1860 erschienen. Nun mag die jüngere Generation der Fennomanen so verächtlich wie sie will von dem Schwedischen als von einer „fremden“ Sprache reden, sie wird dadurch das Schwedische nicht zu einer fremden Sprache machen. Viel besser würde sie wohl thun, da nun beide Sprachen einmal eingebürgert sind, beide friedlich weiter zu pflegen, den Streit darüber aber nicht weiter zu schüren.

Die Eremitage in St. Petersburg.

27. St. Petersburg. Der Admiralitätsteil.

Um 4 Uhr in der Frühe verließen wir Helsingfors. Das Schiff steuerte jetzt aus dem Schärengürtel der Küste hinaus auf die offene See, über welche ein frischer Ostwind schon fast etwas winterlich dahinblies. Alles mummte sich ein. Pelzkappen und Pelzröcke erschienen ziemlich zahlreich auf dem Verdeck. Während die Gesellschaft erster Klasse noch ganz international war, zeigten sich unter derjenigen zweiter Klasse vorherrschend russische und finnische Gesichter. Man hörte die beiden Sprachen nun auch mehr als auf dem Wege bis Helsingfors. Ein schwedischer Kaufmann erzählte mir von seinen wiederholten Fahrten nach Nishnij Nowgorod, Kasan und Tobolsk, wo er ganz zu Hause zu sein schien. Ich wurde so mühelos von der skandinavisch-finnischen Welt in die russische übergeleitet, die mich als etwas ganz Fremdes und Neues mit den gespanntesten Erwartungen erfüllte. Von den beiden Küsten des Finnischen Meerbusens blieb uns jedoch die nördliche wie die südliche in ahnungsvoller Ferne. Das einzige Land, das wir im Laufe des Tages deutlicher zu Gesicht bekamen, waren die Inseln Hogland (finnisch Suursaari) und Lavansaari, die erstere ein ziemlich ausgedehntes Felseneiland von Porphyr, Granit und Diorit, von etwa 1000 Menschen bewohnt und durch eine Seeschlacht berühmt, welche sich Russen und Schweden im Jahre 1788 in ihrer Nachbarschaft lieferten.

Kronstadt erreichten wir leider erst, als es schon völlig Nacht geworden war. Ich verzichtete schon auf das Vergnügen, die berühmte Festung zu sehen, welche im Grunde zu St. Petersburg gehört und zugleich den Haupthafen und das Hauptbollwerk der Zarenstadt bildet. Denn größere Schiffe

können nicht bis in die Newa vordringen; dazu ist die Kronstadter Bucht zu seicht. Bei Nacht können aber auch kleinere Dampfer nicht durchkommen, da die engen Fahrstraßen, welche ein jedes Schiff bis unter die Kanonen der Festung drängen, noch nicht genügend mit Signallichtern versehen sind. Wir mußten also auf der Rhede von Kronstadt Anker werfen. Mit einer prächtigen Rakete, die prasselnd in den nächtlichen Himmel emporfuhr, kündigte der Kapitän ergebenst unsere Ankunft an. Und nicht lange währte es, da drehte sich auf der Insel der Refraktor eines elektrischen Apparates unserem Dampfer zu und überflutete die ganze Rhede mit blendendem Lichte. Es war eine bezaubernde Vision! Wie auf einen Zauberschlag trat aus dem tiefen Dunkel die gewaltige Meeresfeste hervor, mit ihren ungeheuren Bollwerken, Forts, Plattformen, Kasematten, schwimmenden Batterien, — in langen Reihen die mächtigen Festungsgeschütze über und zwischen den granitenen Quadermauern, dazwischen ein ganzer Mastenwald und dahinter die Türme der Stadt. Je greller das Licht war, desto schärfer und schwärzer starrten das Takelwerk und die Masten der vielen Schiffe aus dem Meere auf, welches in weiten Silberstreifen das künstliche Meteor zurückstrahlte. Der Anker war schon bereit gemacht und rollte nach einigen Minuten knarrend in die Tiefe. Bald darauf erlosch das Licht, und das großartige Meeresbild entschwand wie ein wundersames Phantasiespiel in den Schatten der Nacht.

Zeitig am Morgen befanden wir uns auf dem Hauptarme der Newa, der sogen. Bolschaja (großen) Newa, an den Granitquais der Basiliusinsel, Wassilij Ostrow, vor uns die Nikolausbrücke, gegenüber ebenso lange und stattliche Quais, mit weit sich dehnenden Häuserlinien, darüber verschiedene goldene Kuppeln und Türme, über welche majestätisch sich die gewaltige Goldkuppel der Isaakskathedrale in den düstern nordischen Himmel erhebt. Der Charakter des ganzen Bildes ist groß, imposant, fürstlich. Die Kaufleute mögen es bedauern, daß die Newa noch keine Themse geworden ist. Dem Handelsverkehr muß das natürlich zum Nachteil gereichen. Doch dafür sind die beiden Ufer vorläufig schöner und vornehmer geblieben. Man würde sich in einer der feinsten modernen Städte glauben, wenn die goldenen Kuppeln nicht wären. Zu solchem religiösen Luxus ist die westeuropäische Welt nicht mehr aufgelegt.

Die Zollrevision war eine viel glimpflichere, als ich erwartet hatte. Der pelzbemützte Beamte, welcher meinen Reisesack untersuchte, zog zwar gleich den Tauchnitzer „David Copperfield" hervor, den ich obenauf gesteckt hatte, um mich dem Verdachte des Jesuitismus zu entziehen. Er traute auch richtig dem Buche nicht; er blätterte darin nach vorn und nach hinten und muß wohl auf einen der staatsgefährlichen Briefe des Mr. Micawber gestoßen sein, worin so oft die Hoffnung ausgesprochen ist, that something

Iswoschtschik.

might turn up. Genug, er reichte das verdächtige Buch dem Oberkontrolleur, der neben ihm stand. Dieser sah auf den Titel, warf dem Fragenden einen verächtlichen Blick zu, als wollte er sagen: „Dummer Junge! Mach keinen Unsinn!“ Darauf steckte der Unterbeamte das Buch so rasch als möglich wieder in den Sack und ließ mich in Frieden ziehen. Da waren wir nun auf dem Boden von Ingermanland.

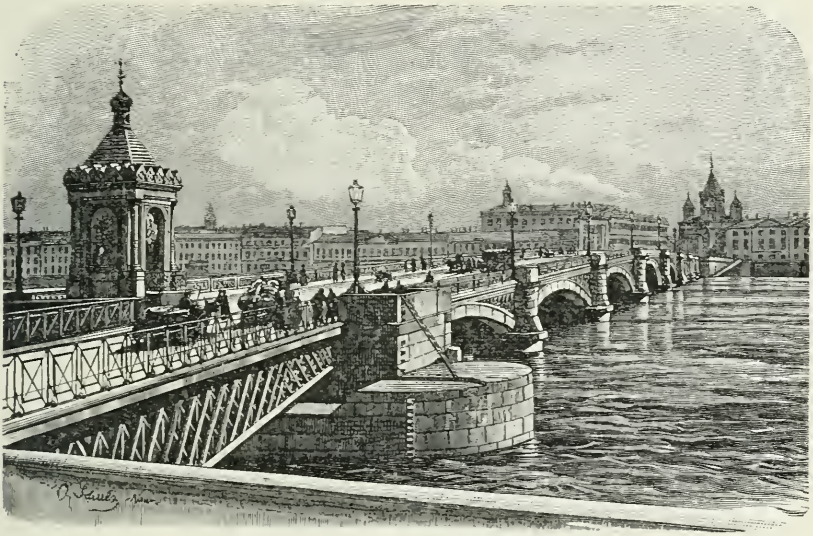
Droschken standen nur einige wenige bereit, so klein und eng, daß zwei Mann kaum bequem nebeneinander sitzen können, doch dafür auch fast so leicht wie ein norwegisches Karriol. Viel fremdartiger als das Fahrzeug ist der Kutscher, der daneben steht: der Iswoschtschik. Eine klassische Gestalt, die man sonst nirgends trifft. Der dunkelblaue Leibrock reicht wie eine Soutane bis auf die Füße und wird um die Hüften von einem breiten Gürtel derselben Farbe oder einem schwarzen Ledergurt zusammengehalten. Dazu ein niedriger, mützenartiger Hut mit seitwärts aufgestülpten Krämpen, und das Gesicht meist mit dunkelm Vollbart umrahmt. Alles ungemein feierlich, einfach fast wie eine geistliche Tracht.

Doch sehr geistlich ist der Iswoschtschik nicht. Obwohl ihm und seinen Brüdern die Duma, d. i. Stadtverwaltung, längst, wie in andern Großstädten, eine bestimmte Droschkenordnung mit fixem Tarif vorgeschrieben hat, so kehren sich die dunkelblauen Brüder nicht viel daran. Sie markten mit den Leuten wie in der guten alten Zeit, für jeden einzelnen Fall. Mein Iswoschtschik merkt gleich, daß ich ein Fremder bin, und fordert einen Rubel für eine Fahrt, für die ein Stadteinwohner höchstens 30 Kopeken zahlen würde. Ich sage: „Njät!“ Er sagt auch: „Njät!“ Wir drehen uns den Rücken, aber nur, um uns gleich wieder umzuwenden; wir knüpfen diplomatische Unterhandlungen an. Er ging auf 90 Kopeken herab, dann auf 80, 70, 60. Weiter war er nicht zu bringen. Unterdessen drängten andere Fremde herbei. Es war keine Wahl, wenn wir nicht

Quaßverkäufer.

zu Fuß gehen wollten. Die übrigen Droschken waren schon besetzt. Also eingestiegen und voran!

So flott wie in St. Petersburg wird aber in keiner Stadt Europas gefahren. Es war eine Freude! Ich glaubte mich nach Norwegen zurückversetzt. Nur war hier alles eben und hielt kein plötzlicher „Backen" die rasche Fahrt auf. Im Nu waren wir an der Nikolausbrücke oder, wie sie hier heißt, „Nikolajewskij Most", der letzten Brücke, welche die große Newa vor ihrer Mündung überspannt, ein Prachtbau von Granit und Eisen, der auf sieben großen Pfeilern ruht und mit 22 gewaltigen Kandelabern geschmückt ist. Aber schau! was ist das? Vorn an der Brücke, da steht



Die Nikolausbrücke in St. Petersburg.

kein langweiliges Denkmal, kein Zeitungskiosk, kein Liqueurbuffet, wie in so vielen modernen Städten, sondern eine allerliebste Kapelle in russischem Stil, völlig neu, dem Patron der Brücke, dem hl. Nikolaus, gewidmet, den alle braven Kinder so lieb haben. Und da bleiben die frommen Gedanken nicht sechs Tage lang hinter Schloß und Riegel verwahrt und sorgfältig beim Küster und dessen Ehehälfte aufgehoben. Nein! die Kapelle ist den ganzen Tag offen. Den ganzen Tag brennen Kerzen und schöne Ampeln vor dem Mosaikbilde des Heiligen, das von einem der tüchtigsten Maler Rußlands, Neff, entworfen wurde. Den ganzen Tag kommen Leute herbei und treten in die Kapelle und empfehlen sich und ihre Angelegenheiten dem hl. Nikolaus. Wer dazu nicht Zeit hat, der schlägt beim Vorübergehen wenigstens ehrerbietig ein Kreuz. Auch die vornehmen Leute in ihren Kutschen, die

Bauern auf ihren Karren, die Iswoschtschiks — jedermann schlägt sein Kreuz. Und das geschieht nicht verschämt und schluderig, wie man das anderswo bisweilen sieht, sondern mit leichter Kopfverneigung, langsam, andächtig und ehrfurchtsvoll.

Ich kann nicht sagen, wie freudig und freundlich mich das berührte. Unwillkürlich schlug auch ich mein Kreuz und empfahl mich dem hl. Nikolaus. Jetzt öffnete sich aber der Blick nach Osten hinauf, wo die Newa sich zusehends wie zu einem See erweitert. Entferntere Stadtteile sahen wie von einem entlegenen Ufer dunstig und undeutlich zu uns herüber. Unmittelbar vor uns aber dehnte sich der lange englische Quai und der Admiralitäts-Quai aus mit unendlichen palastartigen Fronten, der Admiralität, dem Winterpalast, der Isaakskathedrale und der Kirche Mariä Verkündigung mit ihrem vergoldeten Turm. Nach allen Seiten Gebäude von ungeheurer Ausdehnung, einfacher Größe, fürstlicher Pracht. Man hat eine Weltstadt vor sich. Nur in der Nähe von Westminster bietet London ein so vornehmes, glänzendes Bild dar. Erst bei der weiteren Fahrt wird man aber recht inne, wie groß diese nordische Hauptstadt ist, wie die Höhe ihrer stattlichsten Bauten durch die Weite der Straßen und die ungeheure Horizontalausdehnung zusammenschmilzt, wie immer neue Stadtteile auftauchen, wenn man an ein Ende gekommen zu sein glaubt, und wie kaum einer dieser Stadtteile der imposantesten Gebäude entbehrt. Die Straßenscenerie aber entsprach Puschkins Beschreibung:

Schon Petersburg beim Trommelschalle
Erwacht zu neuem Tagwerk nun.
Kaufleute und Hausierer gehen
Vorbei; auf ihren Plätzen stehen
Die Droschken schon; der Milchfrau Schritt
Durchkracht den Schnee, auf den sie tritt;
Die Läden glitzern schon und gleißen;
Des Morgens heit'rer Lärm erwacht,
Dampf wirbelt auf in blauer Pracht;
Der deutsche Bäcker mit der weißen
Nachtmütze schob zum Brotverkauf
Schon oft sein Ladenfenster auf.

An Einwohnerzahl steht St. Petersburg weit hinter London, Paris, Berlin, Wien zurück, aber an räumlicher Ausdehnung weicht es bis jetzt nur London. Die Stadt bedeckt einen Flächenraum von 92 qkm (ein Drittel von London), ihr Umfang wird auf 37 km geschätzt. Nichtsdestoweniger ist es ganz leicht, sich darin zurechtzufinden.

In weitem Bogen vom Ladogasee daherströmend, fließt die Newa in der Nähe der Stadt zuletzt von Süden nach Norden, wendet sich dann in fast rechtem Winkel westwärts und bildet endlich, sich teilend, ein zweites

niedriges Stromdelta. Die Teilung erfolgt allmählich, erst in zwei größere Arme, von denen der südliche den Namen Newa beibehält, der nördliche Newka heißt. Bald teilt sich die Newa in weitere zwei Arme: „Bolschaja Newa“ und „Malaja Newa“, d. h. Große und Kleine Newa. Ganz entsprechend zweigt sich aus der Newka die Große und Kleine Newka ab. Endlich teilen sich all diese Arme, mit Ausnahme der Großen Newa, noch einmal, und so entsteht ein Netz von sieben größeren und etlichen kleineren Inseln. Auf diesen Inseln und auf den sie einfassenden Ufern der Newa breitet sich die Stadt aus.

Die südlichste der Inseln ist die Basilius-Insel, ein großer Rhombus zwischen der Großen und Kleinen Newa, dann folgen nordöstlich die schmale lange Petrowskij-Insel, die breite Peterburgskij-Insel und nördlich davon die halbmondförmige Apothekers-Insel. Zwischen der Großen und Kleinen Newka endlich dehnen sich die Krestowskij-Insel, die Kamennüj-Insel und die Jelagin-Insel bei geringer Breite von Osten nach Westen aus.

Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts waren bekanntlich all diese Inseln, auf welchen jetzt prachtvolle Parke die stolzesten Paläste umrahmen, noch trostloses Sumpf- und Moorland, nur von Seegevögel und Wassertieren bewohnt. Als Peter der Große im Jahre 1703, nach der Einnahme von Nyenschanz, den kühnen Plan faßte, den Schwerpunkt seines Reiches aus dem unnahbaren Moskau an die Ostsee zu verlegen und durch einen großen bewaffneten Handelshafen sein isoliertes Rußland dem Einfluß und der Bildung des Westens zu öffnen, wählte er sich für seine Gründung die Südspitze der Peterburgskij-Insel, dem Trennungspunkt der Großen und der Kleinen Newa gegenüber. Hier führte er 1703 die erste Peter-Paulsfeste in Holz auf, 1706 dann in Stein. Hier erstand die erste hölzerne Kirche der neuen Zarenstadt, um welche Peter für sich, Menschikow und andere Freunde behagliche holländische Häuser bauen ließ. Von hier aus vollzog sich jene ungeheure Umwälzung, durch welche Rußland eine der leitenden Großmächte Europas und nächst England die einflußreichste Weltmacht wurde.

Wie die kleine Festung Peters indes in der Folgezeit bald ihre Bedeutung verlor, indem das viel wichtigere Kronstadt an ihre Stelle trat, so entwickelte sich auch die Stadt weniger auf der zuerst von Peter besiedelten Insel, als vielmehr ihr gegenüber auf dem Süduser der Großen Newa. Da entfaltete sich die neue Residenz, welche an Pracht und Aufwand mit den alten Höfen Europas zu wetteifern suchte.

Dieser südliche Teil der Stadt erinnert in seiner Anlage etwas an Amsterdam, die mächtige See- und Handelsstadt des 17. Jahrhunderts, in welcher Peter selbst als lernbegieriger Schüler See- und Handelswesen, Schiffsbau, Kanalbau und Wasserbauten der verschiedensten Art studiert hatte. Wie Amsterdam von vier fast konzentrisch im Halbkreis laufenden Kanälen,

dem Singel, der Heerengracht, Keysersgracht und Prinzengracht, jetzt auch noch dem Buiten-Singel, in ebenso viele ringförmige Quartiere geteilt wird, so besitzt auch Petersburg ein ähnliches Kanalsystem. Um den Kern der Stadt, wo an der Großen Newa die Admiralität, der Winterpalast, die Eremitage, das Generalstabsgebäude und das Senatsgebäude, das Gebäude des heiligen Synods und die Isaakskathedrale beisammenstehen — ganz entsprechend dem Stadthaus (Paleis), der Börse und der Nieuwe Kerk in Amsterdam —, gürtet sich in weitem Bogen der erste der Kanäle, die Moika, dann in unregelmäßiger Schlangenlinie der Katharinenkanal, in viel weiterem Bogen und bedeutend breiter die Fontanka, und endlich ganz im Süden der Nowo-Obwodnijkanal. Die St. Petersburger Kanäle sind indes lange nicht so regelmäßig angelegt wie die Amsterdamer; sie sind auch nicht beiderseits mit Baumreihen begrenzt wie die so malerischen Amsterdamer Grachten; dagegen sind die zahlreichen Brücken (die mit denjenigen über die Newa und zwischen den Inseln auf 150 kommen) meist viel stattlicher und schöner, von Granit und Gußeisen und in derselben Ebene wie die zugehörigen Straßen.

Eine Anzahl der bedeutendsten Straßen laufen den Kanälen mehr oder weniger parallel; die drei größten Verkehrsadern aber gehen von dem Mittelpunkt des Kanalsystems, der Admiralität, deren nadelförmige goldene Turmspitze weithin sichtbar ist, wie Radien in gerader Linie nach Süden, Süd-Ost und Osten: der Ismailowskij-Wosnessenskij-Prospekt, die Gorochowaja (Erbsenstraße) und der Newskij-Prospekt. Letzterer ist 5 km lang und 35 m breit, eine der größten Straßen der Welt. Beim Moskauer Bahnhof biegt er sich etwas mehr südlich und läuft dann noch ein paar Kilometer weiter bis zum Alexander-Newskij-Kloster am südöstlichen Ende der Stadt.

Durch die Arme der Newa, die Kanäle und Hauptstraßen wird die ungeheure Stadt in 13 Regionen (Tschassti) geteilt. Südlich von der Newa liegen ihrer neun: 1. Admiralteiskaja, 2. Kasanskaja, 3. Spasskaja, 4. Kolomenskaja, 5. Narwskaja, 6. Moskowskaja, 7. Liteinaja, 8. Roschdestwenskaja, 9. Alexandro-Newskaja. Auf den Inseln liegen: 10. Wassiljewskaja, 11. Peterburgskaja; am rechten Ufer der Newa endlich erstrecken sich: 12. Wiborgskaja, 13. Ochtenskaja, wobei immer das Wort „Tschassti" zu ergänzen ist. Es sind fast ebenso viele Städte, von denen jede mehr oder weniger ihre eigene Physiognomie hat. Ein Gesamtbild ist nicht möglich, ohne erst etwas bei dem einzelnen zu verweilen.

Der „Admiralitätsteil" ist in gewissem Sinne das Westminster der russischen Hauptstadt. Der Eindruck ist ein ähnlicher, wie wenn man vom Trafalgar Square zum Parlamentshaus oder von der Westminsterabtei zum Buckingham Palace wandert. Eine Abtei, welche noch ins Mittelalter zurückreicht, giebt es hier freilich nicht — kein Grab eines Heiligen, wie dasjenige

Eduards des Bekenners; da ist nicht einmal ein Poets-Corner, wie ihn das merkantile Albion wenigstens im Tode seinen vielen Dichtern gegönnt hat. St. Petersburg ist ein Kind der Neuzeit und entbehrt deshalb des Glanzes, welchen die Geschichte langer Jahrhunderte auf die Gegenwart zurückwirft. Aber was das Zarentum seit zwei Jahrhunderten aufgeboten hat, um sich vor dem eigenen Volke wie vor den Nationen des Westens eine möglichst glänzende Repräsentation zu verschaffen, das ist hier wirklich in hohem Grade vereinigt.

Ihren Namen hat diese Stadtregion von dem sogen. Admiralitätsgebäude, das sich, der Ostspitze der Basilius-Insel gegenüber, am südlichen Strand der Newa ausdehnt. Es ist ein Parallelogramm von 420 m Länge (um 140 m länger als das Parlamentsgebäude zu London) und 180 m Breite. Ich bin wiederholt die ganze Länge auf und ab gegangen. Respekt! Man muß indes den Bau nur mit den ungeheuren Dimensionen Rußlands in Beziehung bringen, und dann wird man sich eher wundern, daß er nicht noch länger ist. Denn hier haust die oberste Marineverwaltung des ganzen Reiches, das seine Flagge nicht bloß auf dem Eismeer, dem Schwarzen und Kaspischen Meer wehen läßt, sondern auch auf den fernsten Ozeanen der andern Halbkugel. Die Seekadettenschule befindet sich hier unmittelbar unter den Augen des Marineministeriums; ein nautisches Museum und eine große Bibliothek steht ihr in den weiten Räumen zur Verfügung. Was Peter der Große eigentlich im Sinne hatte, war, hier eine mächtige Seefestung zum Schutze der Stadt und der Flotte zu errichten. Allein die ersten Befestigungen von Holz und Pallisaden wichen bald solchen von Fachwerk, diese einer steinernen Burg, und als die Hauptverteidigungslinie nach Kronstadt hinausrückte, da ward die beabsichtigte Festung zum Palaste, und Gräben und Wälle verwandelten sich in den Alexandergarten, den schönsten Park der Stadt. Weiße Säulenreihen unterbrechen geschmackvoll den hellgelben Bau, Statuen und Gruppen schmücken das Gesimse, und der 75 m hohe Turm, dessen Kuppel in eine spitze Nadel ausläuft, ist eines der Wahrzeichen der Stadt.

Die prächtigen Gartenanlagen münden ostwärts auf den Alexandersplatz, der von allen Ansichten St. Petersburgs am meisten durch Bilder bekannt ist. Von Osten begrenzt ihn die Admiralität mit ihrem Garten, von Süden in weitem Halbkreis das Generalstabsgebäude und die Ministerien der Finanzen und des Auswärtigen, abermals ein dreistöckiges Riesengebäude mit 768 Fenstern in der Fronte, nach Norden endlich der Winterpalast, 137 m lang, ein zwar etwas schwülstiger, überladener Barockbau, der aber, fein gegliedert, mit seinen Statuen und Ornamenten doch den Eindruck imposanter Pracht macht. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich die Alexandersäule, welche Kaiser Nikolaus im Jahre 1835 seinem Vorgänger errichtete — unten ein Granitblock von 8 m Höhe, darauf ein Monolith aus rotem,

finnischem Granit, 25 m hoch, darüber endlich eine goldene Kugel und über ihr ein Engel, der mit dem Fuße eine Schlange zertritt, in der linken Hand ein Kreuz trägt, die rechte aber feierlich zum Himmel hebt. Am Fuße der Säule hielt ein Gardist mit Bärenmütze Schildwache, ein wahrer Riese, der mich mit grimmigem Blicke musterte, während ich die Inschrift las: „Alexander dem Ersten das dankbare Rußland."

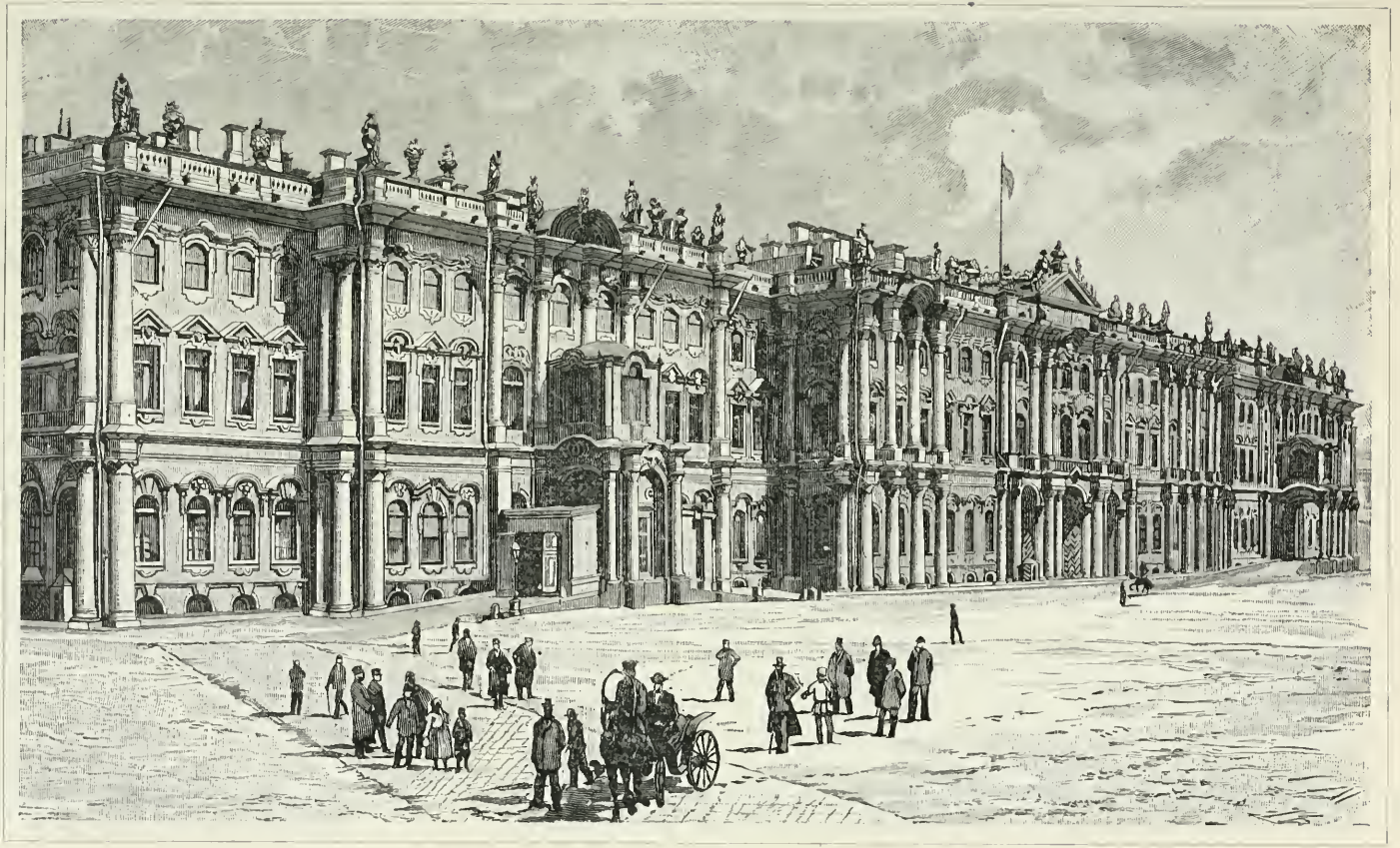
Fürst Wjazemskij treibt diesen Dank in einem Epigramm noch weiter, indem er sagt:

Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner wert ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Zar!

Ich konnte mich diesem Dank nicht recht anschließen! Denn Alexander I. war es gerade, der unsere Gesellschaft im Jahre 1820 aus Rußland auswies, nachdem sie ein halbes Jahrhundert lang daselbst ein Asyl gefunden hatte. Gegen die katholische Kirche überhaupt war der Sieger über Napoleon und der Führer der heiligen Allianz nicht feindlich gesinnt; er baute in Petersburg eine ruthenisch-katholische, in Zarskoje-Sselo eine lateinische Kirche; ja es sprechen sogar nicht ungewichtige Zeugnisse dafür, daß er vor seinem Tode in den Schoß der römischen Kirche zurückgetreten ist.

Der Platz ist majestätisch, wie gemacht zur Dekoration eines glänzenden kaiserlichen Festzugs. Die Farbentöne sind gelb und rötlich, die seitwärts liegende Admiralität ganz hell, das Generalstabsgebäude etwas mehr gesättigt, der Winterpalast schon in Orange hinüberspielend, mit rotem Blechdach. Die Farben nehmen sich gegen den meist etwas dunkelgrauen oder dunkelbläulichen Himmel vortrefflich aus. Die Zeichnung versetzt in die Glanzzeit Katharinas II. zurück. Unter ihr wurde der Winterpalast im Jahre 1754 vollendet. Hier empfing die nordische Semiramis den Besuch Diderots und die schriftlichen Huldigungen Voltaires. Die Prachtliebe jener genußsüchtigen, im Grunde ideenarmen Zeit schwebt über dem kostbaren Gebäude, gemildert von der ernsten Größe der übrigen Umgebung.

Die innere Pracht des Palastes zu schauen, mit seinen herrlichen Sälen, seinen Porträts, Schlachtenbildern, Statuen, Kunstschätzen und historischen Merkwürdigkeiten, war mir nicht vergönnt. Vergeblich erkundigte ich mich links und rechts, wie man denn Erlaubnis zum Eintritt erlangen könnte; vergeblich rief ich einen hochstehenden Diplomaten um Hilfe an; vergeblich drang ich endlich durch das Hauptthor in die Pförtnerloge und trug einem von Rot und Gold strotzenden Portier und etlichen andern Palastbedienten meinen Wunsch vor. Überall hieß es: Es wird eben im Palaste gebaut, und es ist strengste Ordre, niemand hereinzulassen. Die Ereignisse noch nicht



Das Winterpalais in St. Petersburg.

sehr entfernter Jahre ließen mich diese Vorsichtsmaßregeln durchaus begreiflich finden, und ich gab endlich den fruchtlosen Wunsch auf.

Um so mehr aber machte ich mir die Freiheit zu nutze, welche dem kunstliebenden Publikum gewährt ist, die an den Winterpalast stoßende Eremitage fast täglich vier Stunden lang zu besuchen. Der Bau ist würdig, Nachbar der glänzenden Kaiserwohnung zu sein. Er ist sogar umfangreicher als diese, 156 m lang, 113 m breit, mit zwei großen inneren Höfen. Wie der Winterpalast hat die Eremitage eine glänzende Fassade nach der Newa hin, eine aber noch imposantere von der Millionaja her, welche an der Ecke des Winterpalastes auf den Alexandersplatz einmündet. Zehn Riesengestalten, sogen. Atlanten, von dunkelgrauem Granit (6 m hoch), tragen Sims und Decke des breiten Vestibüls, 16 Säulen aus rotbraunem Granit die weite und hohe Vorhalle, über 100 Säulen stützen und zieren das Innere des Palastes, der durch die einfache Hoheit des streng durchgeführten griechischen Stiles zugleich Wohlgefallen und eine Art Ehrfurcht erweckt. Da ist nichts von moderner Ziererei, von gesuchten Schwindeleffekten, von erlogener Prachtdekoration. Da ist alles echt und kostbar. Die mannigfachsten Arten von Granit wechseln mit Marmor, Porphyr, Malachit, Jaspis, Manganit und andern teuren Gesteinen, und das köstliche Material ist mit dem feinsten Geschmack, was Zeichnung und Farbe betrifft, zum Schmuck der herrlichen Räume herangezogen. Alle diese Pracht aber ist nur das Gehäuse und die Einfassung zu den Kunstschätzen, welche kaiserliche Munifizenz und Prunkliebe hier seit anderthalb Jahrhunderten aufgespeichert hat. Freilich mag man dabei an Puschkins Spruch denken:

„Mein ist alles!“ sprach das Gold;
„Mein ist alles!“ sprach der Stahl.
„Alles kauf' ich!“ sprach das Gold;
„Alles nehm' ich!“ sprach der Stahl.

Die ägyptisch-orientalische Sammlung, welche man zuerst betritt, ist gegen ähnliche zu London, Paris, Leiden u. s. w. klein zu nennen, aber sehr gewählt und charakteristisch. Die größeren assyrischen Basreliefs wurden 1861 von ihrem Entdecker Sir Henry Layard selbst erworben. Wir treffen da den lieben König Assurbanipal mit seinem steifgeringelten Bart und den iranischen Lichtgott Ahuramazda, die geflügelten Sturmgötter oder Maruts der Inder und den Baum des Unsterblichkeitstrankes Soma. Das Göttergesindel Ägyptens, Isis und Anubis, Thot und Neith, Chnum und Mut, Ra und Set, Ammon und die katzenköpfige Liebesgöttin Pacht, sind, nebst den heiligen Tieren des Nillandes, in ziemlich vollständiger Gesellschaft beisammen, dazu gewaltige Sarkophage, Holzsärge, Papyrusrollen, Schmucksachen und andere Proben ägyptischer Kultur. Ungleich anziehender sind

die sieben Säle, in welchen die hellenisch-römische Kunst ihren Zauber entfaltet. Die Statuen, Statuetten, Büsten und Basreliefs mehrerer ansehnlichen Sammlungen (Schuwalow, Lyde-Brown, Demidow, Laval u. a.) haben sich hier zu einem reichen Ganzen zusammengefunden; aus der Campana-Galerie zu Rom allein 43 Kolossalstatuen. Welch eine Versammlung der herrlichsten Köpfe ist da beisammen! Cäsar, Alexander d. Gr., Antoninus Pius, Scipio Africanus, Marcellus der Jüngere, Agrippa, Marc Anton, Claudius Marcellus, Sallust, Vergil, Herodot! Dazwischen die Büsten einer Juno, Athene, Niobe, Sappho, Ariadne — oder stolze Römerinnen, wie Plotina, die Tochter Trajans, Julia, die Tochter des Titus, Faustina die Jüngere, Didia Clara. Dann wieder der meisterlich idealisierte Kopf eines Zeus, eines Hermes, eines Bacchus, eines Mars, eines Silen, eines Achilles! Da sitzt der Vater der Götter und Menschen, Jupiter Nikephoros — eine imposante Kolossalstatue, von einer Würde und Majestät, die einen jeden bezaubern muß. Dort thront Augustus, der Zeus dieser Erde, in dem Selbstbewußtsein seiner Imperatorwürde, hier wieder ein Demosthenes — das Bild ist wohl eine seiner olynthischen Reden, mit oder ohne Anmerkungen, wert. Dort stehen Marius, Cäsar, Sokrates, Hadrian, Marc Aurelius — je ein ganzes Stück Weltgeschichte, in eine gewaltige sprechende Marmorfigur zusammengedrängt. Hier thront Agrippina die Ältere und Faustina die Ältere, prachtvolle Gegenbilder zu den Kaisergestalten. Die neun Musen haben ihre eigene Galerie, wo die Poeten sie alle einzeln anrufen können.

Doch weiter! Da ist noch der ganze Saal von Kertsch zu sehen, die glänzendste Sammlung griechischer und altskythischer Kleinkunst, die es überhaupt in der Welt giebt. Die zahllosen Schmuckgegenstände, deren Beschreibung ein Prachtwerk von drei großen Bänden füllt, wurde teils in Kertsch, dem Pantikapaion der Alten in der Krim, teils in den Ruinen von Phanagoria, Theodosia, Chersones und Olbia, teils im alten Tanais, an der Mündung des Don, gefunden. Von den 2000 verschiedenen Gegenständen sind über 1000 von Gold. Einige stammen, wie die dabei gefundenen Münzen ausweisen, aus der Zeit Alexanders d. Gr., andere gehören noch früherer Zeit an. Hier erst sieht man im vollen Umfang, wie die hellenische Kunst die ganze Industrie des häuslichen Lebens mit dem Zauber ihrer harmonischen Schönheit umgeben hatte, wie sie von Griechenland aus hinüberdrang an die entlegensten Küsten des Schwarzen Meeres, und die Gestade erfreute, an denen Ovid seine Trauerlieder sang, wie die Skythen aber auch ihre eigenen Kunstideen hatten und an Prachtliebe kaum hinter den feingebildeten Hellenen zurückblieben. Man hätte hier Tage lang genug zu schauen und zu studieren. Aber man wird unerbittlich weiter gedrängt. Da sind noch zwei Säle mit einer auserlesenen Kunstbibliothek, vier Säle, gefüllt mit den schönsten Vasen und Amphoren, eine Sammlung der merk-

würdigsten antiken Silberarbeiten, Bronzen und Terrakotten, eine Sammlung von nahezu 12000 Handzeichnungen berühmter Künstler und endlich eine Kupferstichsammlung von 200000 Nummern. Auch nur einen geringen Bruchteil solcher Sammlungen wie im Fluge zu durcheilen, hat etwas Betäubendes, fast Schmerzliches und Verzweifeltes. Man meint zu ertrinken. Denn man kann ja unmöglich alles sehen, noch viel weniger alles gründlich sehen. Dennoch halte ich einen solchen Rundgang durchaus nicht für verlorene Zeit. Alles ist heute monographisch und spezialistisch geworden, und je länger und einseitiger man sich auf irgend einen eng abgegrenzten Gegenstand einheckt, desto leichter läuft man Gefahr, alles von diesem engen Kreise aus zu beobachten und zu beurteilen. Wenn man aber so auf einen Schlag sich Hunderten von Künstlern, den mannigfachsten Kunstgebieten, ja Jahrhunderten und Jahrtausenden menschlicher Kunstentwicklung gegenübersieht, erweitert sich der Blick, und es erstirbt der Wunsch, alles nach den eigenen Ideen regeln und messen zu wollen. Die Geschichte giebt der Philosophie ein heilsames Gegengewicht. Man fühlt, daß man doch nur ein Atom ist gegen die Tausende und Millionen, die vor uns dagewesen, gegen all das Große, was frühere Jahrhunderte geschaffen, gegen die wunderbare Vielseitigkeit des Menschengeistes, der aus unscheinbaren Anfängen in langen Stufenreihen zum Höchsten emporringt, dasselbe Streben so mannigfaltig gestaltet und selbst in seinen Abirrungen eine Fülle des Belehrenden darbietet.

Eine Prachttreppe, mit modernen Statuen und Vasen geziert, führt aus dem Erdgeschosse hinauf in den ersten Stock der Eremitage, welcher die Gemäldegalerie, eine der bedeutendsten von ganz Europa, beherbergt. Sie enthält etwa 1700 Gemälde, wird also an Zahl von einigen andern Galerien übertroffen. Aber wenn man bedenkt, daß erst vor einem Jahrhundert (1765) Katharina II. diese Sammlung begründete, daß der jetzige Bau durch den Münchener Architekten Leo von Klenze erst 1852 vollendet ward, so wird man über den Reichtum staunen müssen, den das Gold und die Kunstliebe der Zaren, der Geschmack und die Gewandtheit ihrer Diener in diesen Räumen gesammelt hat. Nur das Louvre übertrifft an Bedeutung die französische Sammlung der Eremitage; an spanischen Meisterwerken steht sie nur hinter Madrid zurück; die vlämische Kunst ist so gut repräsentiert wie an den besten andern Galerien; für holländische Malerei aber nimmt sie unbestritten den ersten Rang ein. Ihre einzige Achillesferse ist die deutsche Malerei und die Malerei des späteren Mittelalters (14. und 15. Jahrhundert) überhaupt.

Gerade das Jahr zuvor hatte ich den Haag, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen gesehen und dabei die Vorurteile überwunden, die ich mir früher aus Kunstbüchern gegen den niederländischen Realismus eingetrichtert hatte. Potter und Wouwermann, die beiden Teniers und Camphuysen,

Ruysdael und Cuyp, Brouwer und die beiden Ostade, Maes und Ter Borch, Franz Mieris und Gerard Dow, Mierevelt und Rombouts, Franz Hals, Metsu und van der Helst, vor allem aber Jan Steen und Rembrandt waren mir herzlich lieb geworden. Ich spintisierte jetzt nicht mehr darüber, was sie etwa hätten malen können, wenn die Niederlande spanisch oder wenigstens katholisch geblieben wären, sondern dachte daran, was sie unter den gegebenen Verhältnissen wirklich geleistet haben. Was konnten sie dafür, daß Philipp II. und seine Statthalter durch ihre unglückliche Politik, Wilhelm von Oranien und der mit ihm verschworene Adel durch gewaltsamen Aufstand ihre Heimat aus den Fugen der bisherigen Staatsordnung gerissen hatten, daß die alte Kunst von ruchloser Hand zertrümmert zu Boden lag, daß der starre Calvinismus die Lebensquellen idealer Kunst mit dem völligen Untergang bedrohte? Was blieb ihnen übrig, als ihr republikanisches Staats- und Bürgertum, ihr Seewesen und ihren Handel, das Volksleben in all seinen bunten Erscheinungen künstlerisch zu erfassen und zu verklären, zur Natur zu flüchten, in welche der mörderische Religionskonflikt nicht dringen konnte, an Landschaften, Tieren, Blumen sich zu erfreuen, und das Licht, den Quell aller Farbenwirkungen und Farbenharmonie, zum Lieblingsgegenstand ihres Studiums zu machen? Und was haben sie in dieser Hinsicht zu stande gebracht! Welch unerschöpflicher, köstlicher Volkshumor lebt in den Gestalten eines Jan Steen! Welche Poesie der Natur quillt in den Schöpfungen eines Ruysdael und Potter! Und welch anderer Maler hat gleich Rembrandt den Zauber des Lichtes der Natur selbst abgelauscht! Welch eine freudige Überraschung war es mir, hier im fernen St. Petersburg die ganze gemütliche Gesellschaft beisammen zu treffen, vollständiger als in ihrer Heimat, die einzelnen durch die auserlesensten Leistungen vertreten, Rembrandt allein durch eine ganze Galerie von mehr als 30 kostbaren Gemälden!

Sich ganz ungestört der holländischen Gemütlichkeit zu überlassen, wie etwa in dem herrlichen neuen Rijksmuseum von Amsterdam, das war hier nicht wohl möglich. Zwei russische Säle und ein großer französischer forderten auch ihr Recht. In wieder einen andern Saal lockten Rubens und van Dyck, in einen noch größeren Murillo, Velasquez, Coello, Ribera, Zurbaran. Den größten aller Säle aber und acht Kabinette hatten die Italiener inne, neben Sandro Botticelli, Andrea del Sarto, Sebastiano del Piombo, Tintoretto, Tiepolo und Canaletto die gefeiertsten von allen: Lionardo, Correggio, Tizian und Raffael. Eine lange Seitengalerie ist überdies mit einer Nachahmung der Loggien des Vatikans geschmückt, die schon Katharina II. hatte herstellen lassen. Man kann also von dem extremsten Realismus emporsteigen bis zu der höchsten Idealität, zu welcher sich die Kunst der Renaissance erschwang. Hier hält jedoch die Stufenreihe inne. Vier Jugendbilder Raffaels

— ein hl. Georg, den Drachen tötend — die berühmte Madonna aus dem Hause Albani — eine andere Madonna mit dem Jesukind — und das Porträt eines Greises — erinnern durch die Innigkeit des Ausdrucks und die herrliche Farbengebung an die Schule, aus der er hervorgegangen. Doch die eigentliche Blüte mittelalterlicher Kunst, Fra Angelico mit den Seinen, Rogier van der Weyden, die beiden van Eyck, die älteren Schulen Deutschlands sind merkwürdigerweise in dem sonst so reichen und allseitigen Kunstpalast nicht vertreten. Viel kunstgeschichtliche Pragmatik dürfte sich aber hieran wohl nicht knüpfen lassen. Man richtete sich in den Anschaffungen offenbar nach dem an andern Höfen und Museen vorherrschenden Geschmack.

Die ältere russische Kunst fehlt in der Sammlung ebenfalls. Rußland hat keine „Reformation", Revolution und Säkularisation erlebt. Kirchen und Klöster sind noch im Besitz ihrer alten heiligen Bilder, an denen sich — hauptsächlich in den Klöstern — die kirchliche Kunst mit ihrer typischen Strenge weitergebildet hat bis auf den heutigen Tag. Der Profanmalerei haben sich die Russen erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu widmen begonnen. An diese Anfänge erinnert ein Porträt Peters d. Gr. von A. Matwejew. Eine größere Fruchtbarkeit entwickelte sich jedoch erst vom Ende des Jahrhunderts und namentlich von den vierziger Jahren des gegenwärtigen an. Die religiöse Historienmalerei tritt dabei ziemlich zurück, da sie von kirchlicher Seite keine Unterstützung, sondern nur Schwierigkeiten fand. Schöne Ansätze dazu bilden indes Lossenkos Wunderbarer Fischfang, eine Heilige Familie und eine Geißelung Christi von Jegorow, Christus und Magdalena von Iwanow, die Kreuztragung von F. A. Moller. F. A. Brunis Eherne Schlange ist ein ungeheures Kolossalbild, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, aber nicht genug von jener inneren Weihe durchdrungen, die allein die Typik des Alten Bundes voll beleben kann. Mit viel Glück wurde die Profanhistorie gepflegt, in der sich der originelle Volksgeist freier und leichter geltend machen konnte. Für den Fremden haben diese Bilder den Reiz des Neuen und Ungewohnten — die Belagerung von Kiew von A. J. Iwanow, Marfa Possadnitza von D. J. Iwanow, Dmitri-Donskoj auf dem Schlachtfeld von Kulikowo von Ssasonow, die Einnahme von Kasan und die Thronbesteigung des Michael Feodorowitsch Romanow von Ugrjumow. Von Brylow findet sich das große Werk, das ihm seine europäische Berühmtheit verschaffte: Der letzte Tag von Pompeji. Ein Meisterstück von Porträtmalerei ist das Bild Thorwaldsens von O. Kripenskij, den man nicht ohne Grund mit van Dyck vergleicht. Von den russischen Landschaftern haben sich einige mit Vorliebe dem Ausland zugewandt. So trifft man von Schtschedrin eine prächtige Ansicht von Rom, von F. M. Matwejew den Lago Maggiore und die Umgebungen von Bern. Von Alexejew dagegen findet sich die durch ihr glänzendes Kolorit ausgezeichnete Ansicht des Kreml,

von Aimasowskij, dem berühmten Seemaler, die nicht minder vorzüglichen Ansichten von Odessa und vom Schwarzen Meer. In neuerer Zeit hat, wie überall, die Genremalerei überhand genommen und den Aufschwung zurückgedrängt, den Brylow und andere Meister den höheren Aufgaben der Malerei verliehen hatten.

Man kann sich aber, bei aller Tüchtigkeit des Geleisteten, dem Eindruck nicht entziehen, daß man in dieser neueren russischen Malerei nicht wie in der niederländischen ein tiefwurzelndes, völlig selbständiges, lebensvolles Produkt der Volksseele vor sich hat, sondern nur ein von außen her eingeführtes, mit künstlicher Wärme gezogenes Treibhausgewächs. In den andern Sälen kann man zum Teil die Vorbilder sehen, an denen die Künstler sich gebildet. Aber zwischen ihnen und ihren Vorbildern steht keine langsame, naturgemäße Entwicklungsreihe. Zwischen der gewaltsam durchgeführten Kultur des neueren Rußland und zwischen der Bildung des alten Hellas und Rom liegt eine unausgefüllte Kluft. Die großen katholischen Überlieferungen fehlen ihm. Als es in die Reihe der entscheidenden Nationen trat, waren die Glanzzeit des Mittelalters und die besten Tage der Renaissance schon vorüber, die Revolution dämmerte heran. In dem Wirrwarr der furchtbaren Gärung, zwischen dem Widerspruch der entgegengesetztesten Richtungen fehlte der Kunst jener triebkräftige Boden, den ihr nur eine religiöse, harmonische Bildung gewähren kann. Unwillkürlich wird man an die ergreifende Klage des Dichters Michael Lermontow erinnert, wie sie uns Bodenstedt meisterlich verdeutscht hat:

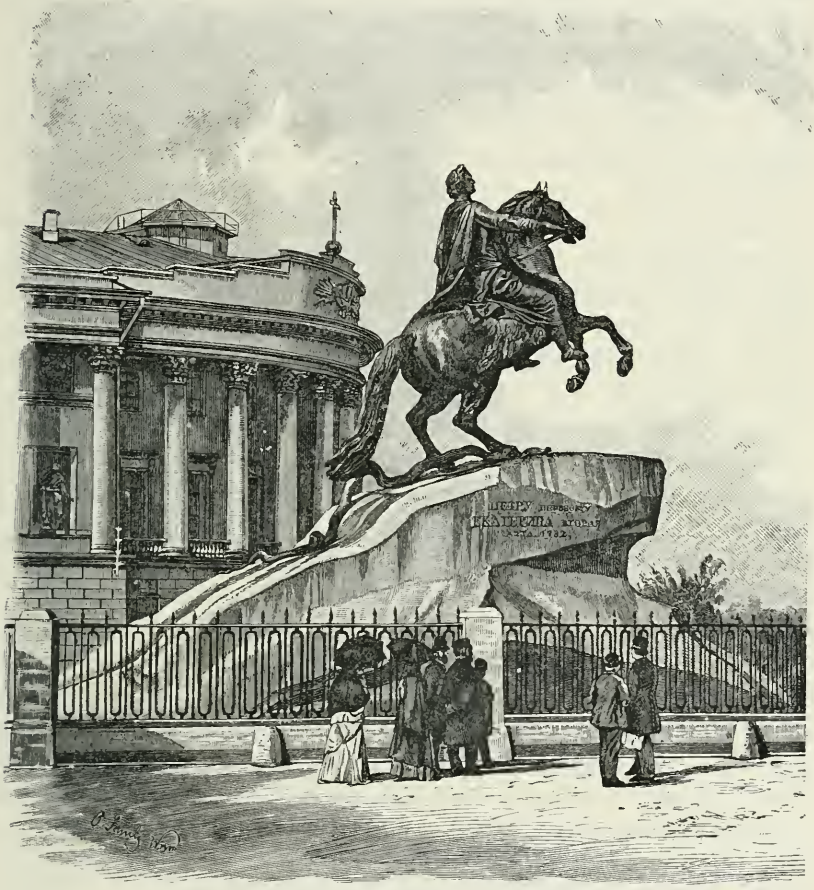
Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
Der Dichtung Träume und der Kunst Gestalten,
Und des Gesanges weihevolle Töne
Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
Wir suchen ängstlich in uns festzuhalten
Die Reste des Gefühls vergangner Zeit.

Das Gute keimt in unsrer Brust vergebens,
Früh streift sich von uns ab der Blütenstaub des Lebens;
Wir bergen unsre Gaben nutzlos, still,
Und lieben, hassen, wie's der Zufall will.
Kalt bleibt die Seele, das Gemüt,
Derweil das Blut in unsern Adern glüht.

Wir lächeln ob der Väter derber Lust,
Seh'n spöttelnd in die alte Zeit zurück,
Dieweil wir selbst, uns keines Ziels bewußt,
Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.
So leben, sterben wir, geräuschlos, unbewundert,
Und spurlos durch die Welt eilt unser Fuß,
Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Denkmal eines Genius.

Nun ist noch die erste Eremitage zu besuchen, welche zwischen dem Winterpalast und der neuen Eremitage liegt, und dann die sogenannte zweite Eremitage, welche von der ersten aus den Strand der Newa entlang läuft. Die letztere ist ein für sich abgeschlossener Palast, der eigentlich für den Großfürsten Thronfolger hergerichtet wurde, dann aber meist nur hohen, in St. Petersburg weilenden Potentaten als Wohnung diente: so dem Prinzen von Wales, dem Kaiser von Österreich, dem persischen Schah, dem deutschen Kronprinzen. Durch seine Gemälde — vorzugsweise französische — hat er aber auch den Wert einer kostbaren Galerie. Die erste Eremitage aber ist eine Art historischer Schatz-, Raritäten- und Reliquienkammer der Zaren, von einer Pracht und einem Wert, der zugleich in den Orient und Occident versetzt. In ihrem Pfauenkabinet und in der Galerie der Kostbarkeiten sind zahllose Schmucksachen aus allen Ländern und Zeiten versammelt, die einen für die Kulturgeschichte, die andern für die Kunstgeschichte von hohem Interesse; in der Romanowschen Galerie kann man mit allen Großfürsten und Zaren aus dem Hause Romanow, von ihrem Stammvater, dem Patriarchen Nikititsch, bis herab auf Kaiser Nikolaus I. und dessen Kinder, in großen Porträts Bekanntschaft machen; in der Galerie Peters d. Gr. endlich sind Hunderte von Andenken und Reliquien vereinigt, welche die Geschichte dieses merkwürdigen Herrschers gleichsam aufs neue lebendig machen. Da sitzt er in Wachsfigur unter einem Thronhimmel, da sind seine Totenmasken und verschiedene Porträts von ihm, da liegt die hellblaue Kleidung, in welcher er am 7. Mai 1724 sich krönen ließ, mit den roten Strümpfen, mit den feinen aus Spitzen gefertigten Manschetten, da ist sein Jagdmesser, da stehen seine Spazierstöcke, seine Reiseapotheke, seine Droschke, das Modell seines Häuschens in Zaandam, da hängt ein elfenbeinerner Kronleuchter, den er selbst gedrechselt, da sind Fernrohre, durch die er geschaut, chirurgische Scheren und Messer, mit denen er operiert, sogar Zähne, die er eigenhändig ausgezogen. Von den Wänden schauen aus alten Bildern seine Vorfahren hernieder, — dann das Soldatenmädchen, das er als Katharina I. mit sich auf den Thron erhob, — dann sein unglücklicher Sohn Alexei, den er selbst dem Tode überantwortete, — seine Freunde Menschikow, Gordon, Dolgorukij, Scheremetjew u. s. w. Wie lebendig steht Peter vor uns, eine der rätselhaftesten Gestalten der Weltgeschichte, der Schöpfer des neuen Rußlands, der Gründer St. Petersburgs, — der gemütliche Drechsler und Schiffszimmergesell, der mit den holländischen Theerjacken auf „Du" lebte, und der unerbittliche Wüterich, der für seine Krone Ströme von Blut fließen ließ, — der kühne, geistreiche Zivilisator, der alles moderne Wissen selbst lernen und seinem Volke vermitteln wollte, und der Barbar, der sich nach grausen Metzeleien in Schnaps betrank, — der geistige Riese, der dem ganzen Lauf der europäischen Geschichte eine neue Wendung gab, und der launen-

hafte Alltagsmensch, in dem ein verkommener Aufrührer das Bild der eigenen Leidenschaften wiederfinden könnte, — der Zar, der seine Stadt dem hl. Petrus weihte, und der Zar, welcher der Kirche des hl. Petrus das alte orientalische Schisma auf neuer Basis, einem mit Knute und Kanonen bewaffneten Cäsareopapismus, gegenüberstellte, — der Gründer all der Pracht und Herrlichkeit,



Denkmal Peters des Großen in St. Petersburg.

welche stundenlang uns geblendet, uns in die höchsten Regionen menschlicher Kunst emporgeführt, aber auch ein Bild jener zerstörenden, unheimlichen Kräfte, die, auf kein höheres sittliches Prinzip gestellt, alles mit Vernichtung bedrohen, was sie schaffen.

Wie betäubt von dem bunten Wirrsal all der verschiedenen Eindrücke verließ ich das erste Mal die Eremitage und schritt an die Newa hinab, die sich hier breit wie ein See in drei Arme teilt. Der Paläste ist noch kein

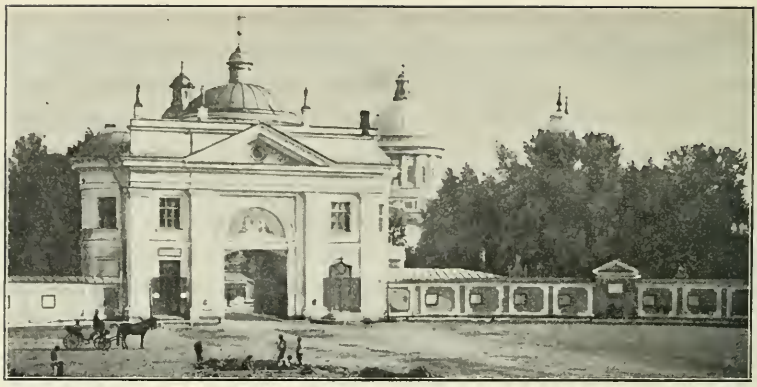
Ende. An die große Eremitage reiht sich ostwärts, nur durch einen Kanal geschieden, das zu ihr gehörige Theater, etwas weiter der Palast des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch und der Palast des Großfürsten Michael Nikolajewitsch. Wenden wir uns die Newa hinab. Die Front der Eremitage, des Winterpalastes und der Admiralität mißt zusammen allein mit den nicht sehr großen Zwischenräumen einen Kilometer. Mit den andern genannten Palästen und dem westlich sich anreihenden Senatsgebäude aber dehnt sie sich zur Länge des römischen Corso (1500 m) aus. Man kommt hier an einem der Hauptthore des Winterpalastes vorbei, dem sogen. Jordaneingang, mit der prachtvollen Paradetreppe, über welche jeweilen am Epiphaniefest der Kaiser mit dem Hofe zur Newa herabsteigt, um der feierlichen Wasserweihe beizuwohnen.

Am westlichen Ende der Admiralität tritt der Alexandergarten bis an die Newa heran; dem weitläufigen Marinegebäude gegenüber erheben sich die in ernstem strengen Stil gehaltenen Gebäude des Senats und des heiligen Synods, durch einen großen Thorbogen verbunden; hinter dem Garten aber ragt die größte Kirche der Stadt auf, der „Isaakewsky Ssobor", die Kathedrale des hl. Isaak von Dalmatien. Wieder stehen wir an einem Platz, der seinesgleichen nur in den größten Residenzen der Welt findet. In ihrer Bauart erinnert die gewaltige Kathedrale an St. Peter in Rom. Auf einer Basis von 105 m erhebt sie sich 102 m in die Lüfte, ein majestätischer Bau, der den Eindruck der benachbarten Paläste nicht wenig verstärkt. Besonders gegen Abend, wenn die mächtige Kuppel in den letzten Strahlen der Sonne schimmert, ist der Anblick bezaubernd schön. In dem Garten, zwischen dem Senatsgebäude und der Admiralität, ziemlich nahe gegen die Newa hin, steht hier die Reiterstatue, die Katharina II. dem Gründer der Stadt errichten ließ, mit der kurzen, aber vielsagenden Inschrift: Petro primo Catharina secunda MDCCLXXXII. Das Denkmal stellt den Kaiser vor, wie er einen steilen Felsen hinansprengt. Sein Haupt ist mit einem Lorbeerkranz umwunden, sein Antlitz der Newa zugewandt; mit der ausgestreckten Rechten weist er nach der Petersinsel hinüber, wo er sich einst selbst sein Haus gezimmert und damit den Grund zu der jetzigen Weltstadt gelegt. Die Vorderfüße des Pferdes schweben frei wie zum Sprung, das ganze Gewicht der bronzenen Statue ruht darum auf den Hinterfüßen des Tieres, um dessen Hufe sich eine zertretene Schlange ringelt. Der Granitblock, der den Felsen darstellt, ist ein Monolith, 14 m lang, 6 m breit und 5 m hoch. Er wurde mit ungeheurer Schwierigkeit 12 Werst weit aus dem karelischen Dorfe Lachta hergeschleppt. Das Modell der Statue rührt von dem französischen Bildhauer Falconet her, das des Kopfes aber von Marie Collot, die später einen Sohn Falconets ehelichte. Es ist ein prächtiges Bildwerk, voll Kraft und Leben. Der Platz dazu könnte nicht

schöner gewählt sein als hier an dem Strom, dem Peter seine erste geschichtliche Bedeutung gab, zwischen dem heiligen Synod und dem Senat, der Isaakskirche und der Admiralität, gleichsam den Pfeilern des großen Reiches, zu dem er den Grund legte. Es ist eine glänzende, stolze Sicht!

Aber ach! was ist die Isaakskirche! Ein St. Peter ohne Papst! — — Was ist der heilige Synod? Nicht ein kraft apostolischer Sendung wirkender, auf apostolischer Überlieferung ruhender Senat, sondern eine von Zarenwillkür errichtete Geschäftskommission, aus zwei Metropoliten, zwei Erzbischöfen und einem Exarchen launenhaft zusammengewürfelt und im Namen des Zaren von einem Laien regiert, der Wirklicher Geheimrat ist und den Titel eines Generalprokurators führt. Die Zaren selbst haben von diesem Kirchenregiment wenig Segen, wenig Frieden geerntet. Das russische Volk hat unsäglich darunter gelitten. Alle Pracht des Winterpalastes, alle Kunstherrlichkeit der Eremitage macht die Klagen nicht verstummen, die Lermontow im Namen der russischen Jugend, gleichsam aus ihrer Seele heraus, erhoben hat:

„In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntnis Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wüst.
Zum Guten wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen.
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von unsrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben, wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, teilnahmslose Gäste;
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken. —
Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift,
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick." —



Alexander Newsky-Kloster.

28. Russische Kirchen und Klöster in St. Petersburg.

Dem Reisenden, welcher von Skandinavien herkommt, muß die Menge, Größe und Pracht der Kirchen auffallen, welche der russischen Hauptstadt teilweise ihr Gepräge geben.

In Island und Norwegen kann man Stunden, ja halbe Tage weit reiten, ehe man wieder auf eine dürftige Holz- oder Steinkirche trifft. Diese sind noch meist so ärmlich und kahl als möglich, kaum mehr wert als ein ansehnlicher Bauernhof. Im südlichen Norwegen, in Schweden und Dänemark ist es mit den Kirchen etwas besser bestellt. Wie die Dome von Throndhjem, Upsala und Lund, so stammen indes auch die meisten anderen bedeutenderen kirchlichen Bauwerke noch aus katholischer Zeit und waren bis vor wenigen Jahrzehnten ziemlich vernachlässigt. Stattliche neuere Kirchenbauten sieht man nur selten, und diese erreichen weder den materiellen noch den Kunstwert der früheren Leistungen. Durch das Luthertum ward die Religion aus der großen sozialen Öffentlichkeit eben mehr oder weniger ins Gemeindeleben, ins Privathaus, ins Herzenskämmerchen zurückgedrängt und mußte da noch oft genug mit einem Schmollwinkel vorlieb nehmen. Der äußere Kultus beschränkte sich auf den Sonntag, die Sonntagsfeier aber auf Predigt, Gesang und Abendmahl. Denn Taufen und Hochzeiten werden wohl auch noch vielfach auf den Sonntag verlegt. Die Begräbnisse sind mit wenig Feierlichkeit verbunden. Der Konfirmandenunterricht wird in Schule oder Pfarrhaus gehalten. So viel religiöser Sinn auch noch bei den Skandinaviern herrschen mag (im allgemeinen wird sehr über dessen Abnahme geklagt), im bunten Treiben des Alltagslebens und der materiellen Interessen dringt wenig von dem unsichtbaren Christentum an die sichtbare Oberfläche.

In St. Petersburg war das alles ganz anders. Obwohl die Stadt erst zwei Jahrhunderte nach der sogen. Reformation, im Zeitalter des modernen Spinozismus, Voltairianismus, Pantheismus und Materialismus, gebaut worden ist, beherrschen die äußeren christlichen Kultusformen noch das ganze Leben. Die Kapelle an der Nikolausbrücke steht nicht vereinzelt da. An mehreren der belebtesten Punkte der Stadt begegnet man ähnlichen neuen, prächtigen Kapellen, welche den ganzen Tag offen stehen, von den Vorübergehenden ehrfurchtsvoll mit einem Kreuzzeichen begrüßt und von vielen kürzere oder längere Zeit besucht werden. Kostbare Lampen und Leuchter brennen da beständig vor den nicht minder kostbaren Heiligenbildern. Man sieht Popen und Mönche in ihrer schönen, feierlichen Tracht, Votivbilder, brennende Kerzen, Reliquien. Die Kirchen stehen auch an Wochentagen offen, und da es außer dem Sonntag eine Menge anderer Feste giebt und die meisten Geistlichen mehrmals in der Woche die „Liturgie" (Messe) feiern, so wird die ganze Woche hindurch da oder dort Gottesdienst gehalten. An jeder Straße begegnet man beinahe einer oder mehreren Kirchen. Die meisten Vorübergehenden entbieten auch diesen ihren Gruß. Neben 5 römisch-katholischen, 2 anglikanischen, 2 armenischen und 44 protestantischen Gotteshäusern zählt die Stadt gegen 350 griechische Kirchen und Kapellen, darunter 10 große Kathedralen. Die größte derselben, die Isaakskathedrale, gehört zu den imposantesten Kirchenbauten der Welt. Ihr Bau hat über 25 Millionen Rubel gekostet, und wie sie sind auch die meisten anderen Kirchen mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgestattet. Zar, Adel und Volk sind dabei reichlich beteiligt. Die Reichen und Mächtigen machen den Kirchen noch heute ansehnliche Geschenke, und der weniger Begüterte kauft sich wenigstens beim Besuch des Gottesdienstes seine Votivkerze, wodurch in den stärker besuchten Kirchen große Summen zusammenströmen.

Peter d. Gr. war halb, Katharina ganz ungläubig, beide im höchsten Grade sittenlos. Dennoch vermochten weder sie, die Gründer der Stadt, noch die späteren Zaren sich von der Überlieferung des russischen Volkes loszureißen, in dessen Anschauung das alte, orthodoxe, von Byzanz überkommene Kirchentum den wesentlichsten Hort und Bestandteil des Reiches bildete. Nur die religiöse Würde und Weihe konnte dem Zarentum seine Macht und seinen Einfluß erhalten. St. Petersburg mußte Moskau ähnlich werden, wenn es in den Augen des Volkes der Würde der Zaren entsprechen sollte. Neben den Palästen mußten sich Kirchen erheben, die an Pracht mit jenen der älteren Hauptstadt wetteiferten. Alle Aufklärerei, aller Skeptizismus, alles Liebäugeln mit westeuropäischer Irreligiosität scheiterte an der Macht der alten Volksüberlieferung, die, bei aller Oberflächlichkeit der Begriffe, doch mit der tiefsten Zähigkeit des Gefühls an dem alten, äußeren

Kultus hing. Dieselbe Kaiserin Katharina, welche mit ihren encyklopädistischen Freunden in Paris und Berlin über alle Religion spöttelte, spielte zu Hause die Rolle einer St. Helena, baute Kirchen und stattete sie mit verschwenderischer Pracht aus, ehrte Bilder und Reliquien und machte mit peinlicher Genauigkeit alle Zeremonien mit, welche das Herkommen von einer Zarin erforderte. Derselbe Adel, der in seinen Lebensgewohnheiten dem Paris Ludwigs XV. nacheiferte, blieb mit seiner Kaiserin den ererbten Formen der orthodoxen Kirche treu, ließ sich segnen und absolvieren, fastete und verehrte Bilder, und gab riesige Summen, um nach dem frivolsten Leben in einem Kloster begraben und mit dem prunkendsten Trauergottesdienst beehrt zu werden. Abgetrennt von dem Lebensodem der wahren Kirche, mußten die kirchlichen Formen auf diese Weise natürlich vielfach zum Zerrbild, zur leeren Formel, zur konventionellen Gewohnheit herabsinken. Und doch ist es schwer, ihnen jeden Wert, jede Bedeutung abzusprechen. Sie blieben ein Band, das den Einzelnen wie die Gesellschaft noch mit der einstigen christlichen Ordnung verband. Namen, Gebete, Riten, Zeremonien, Sakramente und Sakramentalien, Feste, Andachten, Gesetze und Gebräuche erinnerten unaufhörlich an die meisten Fundamentallehren des Christentums — an die heilige Dreifaltigkeit, an die Gottheit Christi, an seine Menschwerdung und an seinen Erlösungstod, an die Sündenvergebung und Buße, an ein ewiges Leben und an die Gemeinschaft der Heiligen. Selbst der Cölibat und die Ordensgelübde blieben wenigstens prinzipiell anerkannt, und wenn die Lehre von der Kirche auf irre Bahn geriet, so entschwand der Begriff einer Kirche und eines kirchlichen und sakramentalen Lebens doch lange nicht in jenem Grade wie im Protestantismus. In vielen Gemütern erhielten die äußeren Kultformen selbst einen Rest des Geistes und Sinnes, aus dem sie einst hervorgegangen. Viele mochten sich in besseren Augenblicken daran anklammern und einen tröstenden, erhebenden, vielleicht rettenden Gedanken darin finden. Jener blinde Haß gegen alles Religiöse, welcher die Encyklopädisten und deren Anhänger charakterisiert, gelangte unter den Russen, selbst in Katharinas Tagen, nicht zu allgemeiner Herrschaft. Spätere Zaren haben eine ernste Religiosität an den Tag gelegt. Weit entfernt, Unglauben und Freidenkerei zu begünstigen, suchten sie vielmehr das ihnen unterworfene Kirchenwesen zu befestigen und die Kirche von Rom, wenigstens im äußerlichen, nachzuahmen.

Dieser letztere Gedanke hat sich in dem glänzendsten Bauwerk der Kaiserstadt, der Isaakskathedrale, einigermaßen verkörpert. Sie erinnert unwillkürlich an die Peterskirche zu Rom, und die Zaren Alexander I. und Nikolaus hatten sicherlich im Sinn, der größten Weltkathedrale am Grabe des Apostelfürsten etwas Ebenbürtiges gegenüber zu stellen. Das ist nun nicht geglückt. Schon der ganze Platz, auf dem die Stadt ruht, war dazu ungünstig ge-

ſtaltet. Ein Wald von Maſten mußte erſt in den lockern Moraſtboden gerammt und ein ganzer Roſt von künſtlichem Fachwerk in denſelben gelegt werden, um nur einen Halt für die Fundamente zu gewinnen. Rieſige Summen verſchlang ſchon dieſe Vorarbeit, die während des Baues und noch nachher wiederholt ergänzt werden mußte. Die Idee des Planes aber wuchs nicht aus dem geiſtigen Leben einer ganzen Epoche heraus, ſie war beſtellt und wurde nach den Vorſchlägen eines franzöſiſchen Baumeiſters durchgeführt. So ward der Petersdom in keiner Hinſicht erreicht, wohl aber überflügelte

Die Iſaakskathedrale in St. Petersburg.

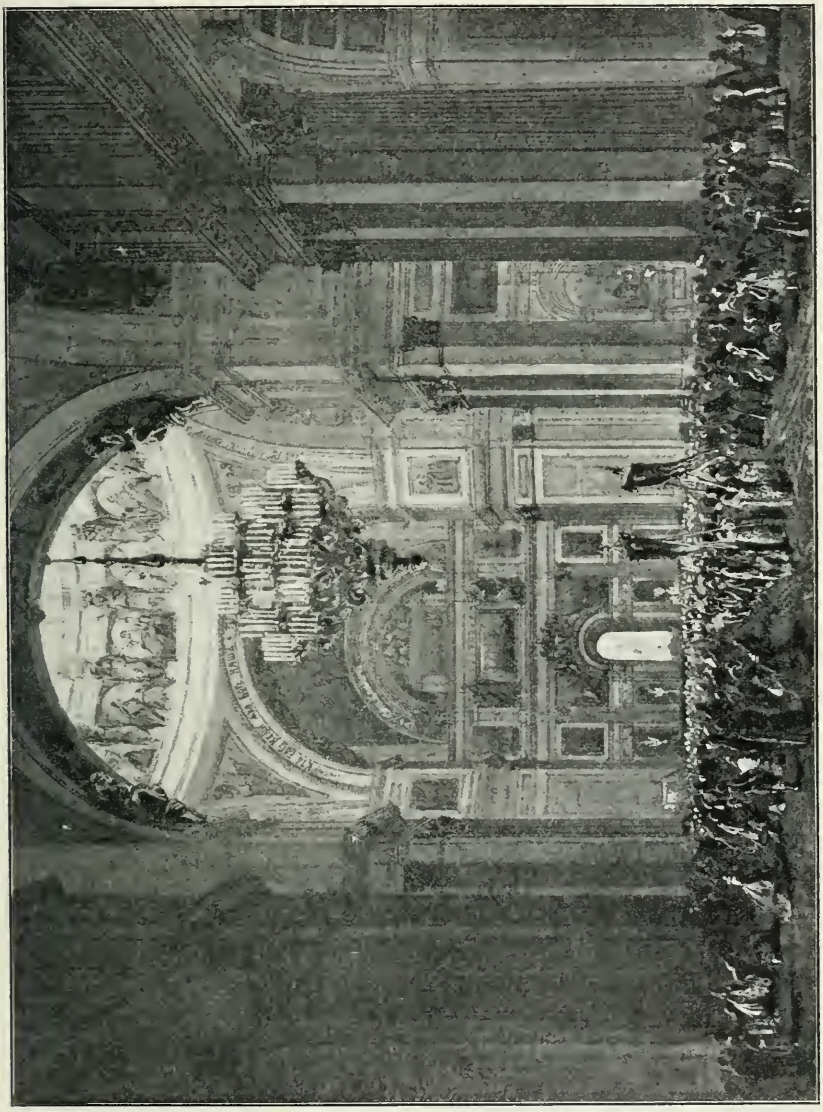
die ſtaatskirchliche Kathedrale an der Newa die ihr ähnliche am Themſeufer, St. Paul zu London, in den Verhältniſſen wie an Reichtum des Materials und Schönheit der Ausführung.

Gleich St. Peter erſcheint ſie auf den erſten Blick kleiner, als ſie iſt. Von außen bewirken das die benachbarten Paläſte mit ihren koloſſalen Horizontalausdehnungen, von innen die Breite und Schwere der Pilaſter und die einfache Harmonie der Verhältniſſe. Man braucht aber nur etwas ins Detail zu ſchauen, zu vergleichen und langſam umherzugehen, ſo weicht die Täuſchung bald. Der eine Arm des griechiſchen Kreuzes, das ihren Grundriß bildet, iſt nur ein paar Meter kürzer als das Langhaus mitſamt

dem Chor des Kölner Doms, der andere Arm um 15 m länger als dessen Querschiff. Die innere Scheitelhöhe der Kuppel mißt 82 m, also ein Drittel weniger als jene der Peterskirche, aber 14 m mehr als jene der Paulskirche. Auch neben den Kölner Dom gestellt, würde also die Kathedrale noch etwas vorstellen. Die zwei gewaltigen Türme würden sie zwar um 50 m überragen; die zahllosen Türmchen, Spitzen, Bogen, Fialen, Strebebogen, Steinblumen, Baldachine, Statuen würden mit ihrem reichen Formenzauber triumphierend sich geltend machen. Doch groß, gewaltig, majestätisch würde nichtsdestoweniger auch die ernste griechische Kathedrale erscheinen, in wuchtigen Massen von dunklem Granit hoch aufgetürmt, an den vier Ecken des Kreuzes mit stolzen Säulenhallen gleich jenen des Pantheon geschmückt, an dem weiten Kuppelturm wieder mit mächtigen Säulen umgürtet, endlich von der goldschimmernden Kuppel gekrönt, über welcher ein großes Kreuz weit in den Himmel hineinstrahlt. Etwas abgeschwächt wird der Eindruck durch die vier Glockentürme, welche sich an den Ecken der zwei Hauptfassaden bis zum unteren Rande der Kuppel erheben; dieselben gliedern sich jedoch ziemlich harmonisch in das Gesamtbild ein. Die 48 Säulen an den Vorhallen, die 24 Säulen am Kuppelturm, die übrigen 40 Säulen an den Glockentürmen und an den Fenstern der zwei Hauptfaçaden sind lauter Schäfte aus einem Stück, von rötlichem finnischen Granit. Die ersteren, 17 m hoch und über 2 m dick, sind nächst der Alexander- und Pompejussäule die größten Granitmonolithe, die es giebt. Der ganze Säulenschmuck steht überhaupt in seiner Größe und dem Werte des Materials ganz einzig da. Ihm entsprechen die großen Bronzereliefs in den Vorhallen, die Bronzethüren, die Giebelfelder der Portiken, die Statuen an der Kuppel, alles wuchtig, schwer, von Bronze oder Erz mit reicher Übergoldung. Die dunkelgrauen, fast schwarzen Granitmauern und die rotbraunen Säulen kontrastieren grell zu dem goldenen Schmuck und der goldenen Kuppel. Die ruhigen, mächtigen Formen der Renaissance, von keinem kleinlichen Schnörkelwerk gestört, machen den Eindruck imposanter Würde, die goldschimmernde Kuppel jenen orientalischer Pracht.

Mit Staunen und Ehrfurcht, wie vor etwas Großem und Fremdartigem, betritt man das Innere und wird hier noch weit mehr überrascht. Denn alles strahlt hier von Gold und Marmor; Marmorarten, die man sonst schon für Altäre kostbar halten würde, bilden hier den Fußboden, die Wände, die Pilaster. Auf einem Parquet von abwechselnd grünen und grauen Marmorfliesen, das von einem breiten Porphyrrahmen eingefaßt ist, schreitet man durch die matt von der Kuppel aus erleuchteten Hallen. Die Wände sind hauptsächlich mit weißlichem Marmor bekleidet, mit dem aber in reichen Figuren rosafarbener, gelblicher, grünlicher und schwärzlicher abwechselt. Die Kapitäle und Sockel der Pilaster sind vergoldet, die Wände rundum mit

etwa 200 Gemälden geschmückt. Das gedämpfte Licht, das aus der Kuppel herniederströmt, vereint sich auf das Ikonostas, die Bilderwand, welche das Schiff vom „Allerheiligsten", dem Chorraum, trennt und bis fast in die



Inneres der Isaakskathedrale. (Nach dem Gemälde von Charlemagne.)

Höhe des Triumphbogens hinaufreicht. Aus der schimmerndweißen Marmorwand schauen 33 Gemälde, von Rußlands ersten Künstlern gemalt, in drei Reihen übereinander geordnet auf den Beschauer herab. Rahmen von Gold

und verschiedenen feinen Marmorarten umgeben jedes einzelne. Die Hauptpforte in der Mitte, welche während der Meßliturgie abwechselnd geöffnet und geschlossen wird, ist eine herrliche durchbrochene Arbeit aus Bronze; oben wird sie durch eine nicht minder schöne Gruppe aus Bronzeguß — Christus mit Maria und Johannes dem Täufer darstellend — abgeschlossen. Rechts und links von dem Thor stehen zwei 4 m hohe Säulen aus Lapis Lazuli, die allein fast 100000 Rubel kosteten. Daran reihen sich rechts und links je vier Malachitsäulen, 9 m hoch, im Werte von wenigstens 200000 Rubel, zwischen denen acht Mosaikbilder, auf mehr als eine Million Rubel geschätzt, hervorschauen. Die Figuren, rechts Christus, der hl. Isaak, der hl. Nikolaus und der hl. Petrus, links Maria, der hl. Alexander Newskij, die hl. Katharina und der hl. Paulus, sind über lebensgroß, prachtvoll ausgeführt, mit der ernsten Feierlichkeit, aber ohne die Steifheit der gewohnten typischen Bilder. Hinter dem Mittelthor befindet sich der Altar, aus dem feinsten weißen Marmor, und darauf das Tabernakel, ein aus gediegenem Silber gearbeitetes und reich übergoldetes Modell der ganzen Kathedrale. Der Kelch, die Patene u. s. w. sind aus reinem Gold. Auf den Einband eines Evangeliariums allein wurden 20 kg Gold verwendet, auf die Tabernakel der drei Altäre, Kandelaber und andere Ausstattungsgegenstände über 1100 kg Silber, während die Arbeit an letzteren auf ein paarhunderttausend Rubel kam.

Da die Bilder nach Art eines Flügelaltars symmetrisch und sinnig geordnet sind, so ist dem Auge, mitten in dem blendenden Überfluß von Gold, Silber und edlen Gesteinen, ein gewisser Ruhepunkt geboten. All der Glanz gruppiert sich schließlich auf das Mittelthor, das sogen. königliche Thor, durch welches der König der Ehren zu den Gläubigen einzieht; die ganze verschwenderische Feierpracht gilt der Eucharistie. Mit tiefem Schmerze fühlt man da, wie nahe uns die Anhänger dieses christlichen Bekenntnisses stehen, und wie doch eine Jahrhunderte alte, noch immer unausgefüllte Kluft uns von ihnen trennt. Alle Pracht der Gotteshäuser, alle Freigebigkeit der Zaren vermag das Wort Christi nicht zum Schweigen zu bringen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“

Eine Treppe von 540 Stufen führt aus der südlichen Vorhalle der Kirche zu der Galerie des Kuppelturms und dann bis in die Laterne hinauf. Kein Turm, den ich bestiegen, hat einen angenehmeren Aufstieg. Man bleibt im Inneren, ist vor Wind und Wetter geschützt und hat erst von der Galerie und dann von der Höhe die bezauberndste Überraschung. Während man von St. Paul zu London unmittelbar das prosaische Dächergewirr der City vor sich hat, entwickelt sich hier zunächst der glänzendste Teil der Hauptstadt mit seinen Palästen, dann die Newa mit ihren Inseln und Brücken und erst in weiter, dunstiger Ferne die weniger schönen Quartiere. Ich konnte

mich nicht satt sehen an dem reichen prächtigen Bild. Hat St. Petersburg auch keinen Kreml mit dem phantastischen Zauber der älteren russischen Architektur, so fehlen doch nicht Anklänge daran in den vielen Kuppeln, die blau, weiß, rötlich, golden neben gotischen, romanischen und grotesken Renaissancetürmen aus dem riesigen Häusermeer, seinen Palästen, Theatern, Kasernen und Prunkbauten hervorragen. Fast jede der größeren Kirchen hat fünf Kuppeln oder kuppelartige Türme, bald rund, bald zwiebelartig, in verschiedenen Farben, immer aber mit großen Kreuzen und viel goldenem Zierat. Die Türme der Peter- und Paulskirche und der Admiralität sind zwei spitze goldene Nadeln, wie man sie sonst nirgends sieht. Diese ungewohnten Formen, die ungeheure Ausdehnung der Bauten und der Fluß mit seinen vielen Armen, Inseln und Brücken geben der sonst modernen Großstadt ein durchaus eigenartiges Gepräge. St. Petersburg bildet schon einen Übergang von den westländischen Großstädten zu Moskau, wie dieses hinwieder zu der phantastischen Pracht der orientalischen Städte.

In nächster Nähe unter sich hat man außer der Admiralität, dem Senats- und Synodsgebäude das Kriegsministerium, die Manège und Kaserne der berittenen Garde, die deutsche Botschaft, das Denkmal des Kaisers Nikolaus und über der Moika den stattlichen Marienpalast oder Leuchtenbergischen Palast, den Kaiser Nikolaus 1844 seiner Schwester Maria, Herzogin von Leuchtenberg, erbauen ließ, weiter nach Westen hin den Palast des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch und die Kirche Mariä Verkündigung mit großem goldenem Turme, nach Nordosten aber den Winterpalast, das Generalstabsgebäude und die Kasanskathedrale mit bronzener Kuppel, jenseits der Großen Newa die Akademie der Künste, die Akademie der Wissenschaft, die Börse, die Peter- und Paulsfeste mit der gleichnamigen Kathedrale.

Wie die Isaakskathedrale verrät auch die Kasanskathedrale den Gedanken und Wunsch, die Peterskirche in Rom nachzubilden. Der Versuch ist zwar noch mehr mißglückt, aber etwas Schönes ist dabei doch herausgekommen. Nahe am Katharinenkanal öffnet sich plötzlich der breite Newskijprospekt nach Norden hin zu einem großen Platze, der gleich dem Petersplatz zu Rom von einer kreisförmigen Kolonnade eingerahmt ist. Während die römische Kolonnade aber aus 284 dorischen Säulen besteht, zählt die russische nur 132 korinthischer Ordnung. Da jedoch die Kirche mit ihrer Fassade und der mächtigen Kuppel den Verhältnissen der Kolonnade entspricht, so macht das Ganze einen sehr angenehmen, großartigen Eindruck. Einem Kardinal-Erzbischof würde sie als Kathedrale gar nicht übel anstehen, wenn auch für den Papst zu Rom schon besser gesorgt ist. In St. Petersburg selbst war sie geraume Zeit die vornehmste Kirche, bis die Isaakskirche vollendet ward.

Ihren Namen hat sie von einem wunderthätigen Muttergottesbilde, das sich im Mittelalter zu Kasan befand, 1339 auf Befehl des Zaren Iwan Wassilij nach Moskau gebracht wurde. Peter d. Gr. ließ es 1721 nach St. Petersburg bringen, wo es in der Dreifaltigkeitskirche verehrt wurde, bis es unter Alexander I. 1802—1811 in dem jetzigen Dome sein eigenes Heiligtum erhielt. Der Bau kam auf $2^1/_2$ Millionen Rubel zu stehen, wobei aber die reichen Geschenke nicht mitgerechnet sind, womit die nationale Andacht im Laufe des Jahrhunderts das Gnadenbild und die Kirche ausstattete. Als jenes 1811 in letztere übertragen wurde, stiftete ihm die Kaiserin Elisabeth und die Kaiserin Mutter Maria Feodorowna einen Schmuck im Wert von 50000 Rubel; eine neue Bekleidung vom reinsten Golde stieg auf denselben Wert; Graf Streganow schenkte der Kirche ein prachtvolles Tabernakel mit 16 Säulen aus Jaspis, Achat und Porphyr. Als dann der wachsende Übermut Napoleons, der sich halb Europa unterworfen hatte, auch die Selbständigkeit Rußlands bedrohte, da nahm das Volk inständig seine Zuflucht zu der hier verehrten Gottesmutter. Ehe der greise General Kutusow 1812 zum Entscheidungskampf gegen den korsischen Eroberer auszog, kam er, obwohl ein halber Voltairianer, um vor dem Gnadenbilde zu beten. Der Platz wird jetzt noch gezeigt. Am Vorabend der Schlacht von Borodino ließ er ein Madonnenbild auf einem der Hügel aufstellen, welche das Schlachtfeld beherrschten, und erschien selbst mit seinem Generalstab, um ihm seine Verehrung zu erweisen. Leo Tolstoi hat die seltsame Szene in einem seiner Romane geschildert: „In langem Rock auf seinem dicken, starken Leibe, mit gekrümmtem Rücken, den weißen Kopf entblößt, trat Kutusow mit wackelndem Gange in den Kreis und blieb hinter dem Priester stehen. Mit gewohnter Miene schlug er das Kreuz, langte mit der Hand bis zur Erde und senkte mit schwerem Aufatmen den Kopf. Hinter Kutusow stand Bennigsen und das Gefolge. Trotz der Anwesenheit des Obergenerals, der die Aufmerksamkeit aller höheren Offiziere auf sich zog, beteten Landwehrmänner und Soldaten, ohne ihn anzusehen, ruhig weiter. Nach Beendigung des Gebets trat Kutusow zu dem heiligen Bilde, indem er sich schwerfällig auf die Kniee niederließ, neigte sich zur Erde und erhob sich mit Mühe wieder, so daß sich sein Antlitz von der Mühe verzog. Die Generalität folgte seinem Beispiele, dann die Offiziere und, ihnen nachdringend, die andern Landwehrleute und Soldaten."

Bei Borodino erhielt Napoleons Macht den ersten unerwarteten Schlag, der in wenigen Monaten zu seinem furchtbaren Rückzug führte. Dankbar gedachte man nach der völligen Überwindung Napoleons der Madonna von Kasan. Kutusow, der russische Fabius Cunctator, „qui cunctando restituit rem", wurde nach seinem Tode 1813 in der Kasanskathedrale begraben, an der Stelle, wo er 1812 vor dem Auszug der Truppen gebetet hatte. Um

sein Grab wurden die Schlüssel von 28 in den Jahren 1812 und 1813 eroberten Städten und Festungen, der Feldherrnstab Davousts und eine Menge erbeuteter französischer Adler und Fahnen aufgehängt. Den Platz vor der Kirche schmücken die Denkmäler der zwei Generale Kutusow und Barclay de Tolly.

Die Madonna von Kasan.

Kutusow steht da mit bloßem Haupt und gezogenem Degen, zu seinen Füßen französische Banner mit gebrochenem Schaft. So vergegenwärtigt denn die Kirche einigermaßen als Votivheiligtum die Errettung Rußlands aus der Gewalt Napoleons, den Sieg russischer Waffen unter dem Schutze der Mutter Gottes. Sie wird noch heute von zahlreichen Wallfahrern besucht.

Es war ein gewöhnlicher Werktag, als wir zu der Kirche gingen, um sie zu besichtigen. Auf dem Newskijprospekt war das gewohnte bunte Gewimmel von Fußgängern und Wagen. Ziemlich viele Leute wandten sich der Kirche zu, andere standen in der Vorhalle und kauften sich Kerzen. Beim Eintritt sahen wir den großen Dom wohl zur Hälfte mit Andächtigen gefüllt; die meisten drängten sich um das wunderthätige Muttergottesbild. Ein Lichtmeer von Kerzen strahlte um sein goldenes Gewand, das von Edelsteinen und Perlen funkelte. Kerzen brannten auf den großen Kandelabern vor dem Ikonostas, das, von schwerem Silber, hoch in das Kuppelgewölbe aufragte, ein Geschenk Donscher Kosaken nach dem Feldzug von 1812. Auch die Balustraden vor dem Ikonostas sind von massivem Silber. Reichtum und Pracht übertrafen wieder alles, was man an katholischen Wallfahrtsorten zu sehen gewohnt ist. Durch die Reihen der Anwesenden wurden unaufhörlich neue Kerzen bis hin an den Festaltar gereicht, dort angezündet und an breiten Metallkandelabern aufgepflanzt. Sitz- und Kniebänke giebt es in den russischen Kirchen keine. Alles steht bunt durcheinander, wie man in die Kirche hereinkommt. Vornehme Herren, Offiziere und Bauern, Soldaten und Zivilisten, einfache Bürgersfrauen und elegante Damen drängten sich da in buntester Nachbarschaft, ohne Rang- und Standesunterschied. Im Benehmen der Leute wie auf den Gesichtern zeigte sich sanfter Ernst, Ehrfurcht und Andacht. Manche standen unbeweglich da, andere verneigten sich tief und schlugen mächtige Kreuze, von der Stirn zur Mitte der Brust und dann von rechts nach links. Gebetbücher sah man nicht, auch war kein Lispeln der Lippen zu gewahren. Ruhig und gesammelt sahen die Betenden zu dem heiligen Bilde auf oder nach dem Ikonostas mit den vielen anderen Gemälden oder auch vor sich hin. Auf seine Umgebung schien keiner zu achten. Am meisten frappierte mich ein höherer Offizier in sehr schöner Uniform, der hinter der Menge stand und ganz in Gebet versunken schien, eine prächtige, martialische Gestalt, voll männlichen Ernstes. An einem Kuppelpfeiler rechts stand der Thron des Kaisers von verschiedenem Marmor und mit grünem Samt behängt. Zwischen den rötlichen Granitsäulen, welche, 56 an der Zahl, einen Hauptschmuck der Kirche bilden, überwölbt von der hohen, in reichen Farben und Gold schimmernden Kuppel, nahm sich die dichtgedrängte Volksschar vor dem Madonnenbilde ungemein schön aus.

Während wir uns still die Seitenhallen, das Grab Kutusows und die vielen Trophäen ansahen, begann die Liturgie. Vor der Mittelthüre des Ikonostas erschien ein Diakon in reicher, goldgestickter Dalmatika, mit einer ebenso reich gestickten Art Stola, dem sogen. Orarium darüber, das wie die Stola um den Hals getragen wird, aber bedeutend länger ist. Das rechte Ende hielt er mit der Hand und schlug damit viele Kreuze, neigte sich bis zum Boden und sang dann Gebete in einem feierlichen, tiefen Choralton.

Er war eine prächtige Figur. Die langen, straffen Haare, mitten auf dem Haupte gescheitelt, bis auf die Schulter niederwallend, gaben dem ernsten Antlitz etwas vom Ansehen eines byzantinischen Christuskopfes, während der dichte dunkle Bart und die kostbaren Gewänder an die Priester des Alten Testaments erinnerten. Nachdem er geendigt, begannen zwei Sängerchöre rechts und links vom Ikonostas ihren mehrstimmigen Wechselgesang, der ungemein feierlich und andächtig tönte. Alles geschah mit der größten Würde und rief unwillkürlich die Erinnerung an das ehrwürdige Alter dieses Ritus wach. Gebete und Gesänge werden indes in russischer Sprache vorgetragen, und die Aussprache war eine so weiche und undeutliche, daß

Die Kasanskathedrale in St. Petersburg.

ich außer dem „Gospodi pumiloi" (Herr, erbarme dich unser) nicht viel davon erhaschen konnte. Wir verließen die Kirche, sobald wir deren Sehenswürdigkeiten genugsam betrachtet hatten.

Ihre Meßliturgie haben die Russen von der altgriechischen Kirche ererbt. Sie hat nicht jene wunderbar schöne Abwechslung der beweglichen Teile (Introitus, Oration, Offertorium, Sekret, Communio, Postcommunio), durch welche das römische Missale den wesentlichen Teil der Opferfeier fast jeden Tag mit einem neuen Kranze der herrlichsten Gebete umgiebt und so das Unveränderliche gleichsam täglich neu gestaltet. Sie hat nur zwei Formulare, die längere Liturgie des hl. Basilius und die kürzere des hl. Johannes Chrysostomus. Die erstere wird nur an zehn Tagen des Jahres gebraucht, nämlich am Feste des hl. Basilius (1. Januar), an den fünf Fastensonn-

tagen, am Donnerstag und Samstag der sogen. Marter- (oder Butter-) Woche, an den Vigilien des Weihnachtsfestes und der Epiphanie. An allen übrigen Tagen wird die Messe nach der Liturgie des hl. Johannes Chrysostomus gefeiert, welche übrigens von jener des hl. Basilius nur in nebensächlichen Dingen, durch den Ausfall verschiedener längerer Gebete und Psalmen und durch Einschiebung anderer kürzerer Gebete abweicht. Beide Liturgien zerfallen in drei Hauptteile: 1. die Proskomidie, 2. die Liturgie der Katechumenen und 3. die Liturgie der Gläubigen.

Die Proskomidie entspricht dem Gebrauche der älteren griechischen Kirche, nach welchem die Gläubigen selbst die Opfergaben, Brot und Wein, zu dem seitwärts stehenden Opfertisch, der Prothesis, herbeitrugen. So bringen heute noch Laien zum Andenken Lebender oder Verstorbener kleine ungesäuerte Brote von runder Gestalt zum Opfertisch heran. Dieselben haben in der Mitte ein Viereck eingeprägt mit einem Kreuz und den Buchstaben *IHC . XC . NIKA*, d. h. *Ἰησοῦς Χριστὸς νικᾷ*, „Jesus Christus siegt". Nachdem Priester und Diakon die Hände gewaschen und sich mit den heiligen Gewändern bekleidet haben, gehen sie an die Prothesis und bereiten hier die Opfergaben vor. Mit einem lanzettförmigen Messerchen, das an die heilige Lanze erinnern soll, schneidet der Priester den viereckigen Stempel, das sogen. Siegel (*σφραγίς*) heraus, legt dasselbe auf die breite und tiefe Patene und durchsticht es mit den Worten: „Ein Kriegsknecht öffnete mit der Lanze seine Seite u. s. w." Dieses Stück wird das „Lamm" genannt. Der Diakon schenkt hierauf Wein und zugleich Wasser in den Kelch. Der Priester aber nimmt ein zweites Brot, opfert es Gott zu Ehren und zum Gedächtnis der heiligen Jungfrau und schneidet ein dreieckiges Stück heraus. Ein drittes Brot teilt er in neun Stücke zu Ehren 1. des hl. Johannes des Täufers, 2. der Propheten, 3. der Apostel, 4. der Kirchenväter, 5. der Martyrer, 6. der Bekenner und Jungfrauen, 7. der hll. Kosmas und Damian, 8. der hl. Anna, des hl. Joachim und des Heiligen, dessen Tag gerade gefeiert wird, 9. des hl. Johannes Chrysostomus oder des hl. Basilius, dessen Liturgie man gerade folgt. Ein viertes Brot wird in so viele Stücke geschnitten, als man besondere Mementos für die Lebenden machen will, ein fünftes endlich wird den Verstorbenen gewidmet. Alle diese Stücke werden auf derselben Patene pyramidenförmig um die Hauptoblate, „das Lamm", aufgeschichtet — dann wird ein Metallgestell darüber gesetzt und die drei Tücher darüber gebreitet. Es folgen Räucherungen und Gebete, und die erste Darbringung der Gabe ist vollzogen.

Jetzt erst wird der Vorhang an der Mittelthür des Ikonostas hinweggezogen, und man erblickt Priester und Diakon an dem dahinter befindlichen Altar, der zur Darbringung des Opfers mit einem seidenen Tuch, dem Antimensium, worin Reliquien sich befinden, mit dem Kreuz und dem Evangeliar ausgestattet ist. Es findet aber kein Sündenbekenntnis statt,

noch folgt Kyrie und Gloria. Der Diakon bittet um den Segen, den ihm der Priester erteilt, und darauf hält der Diakon die große Ektenie — ein langes, allgemeines Gebet, worin ausführlich um Hilfe in allen Nöten des Leibes und der Seele gebetet wird. Der Priester schließt dieses Gebet mit der Lobpreisung der heiligen Dreifaltigkeit. Der Chor singt nun Antiphonen aus dem 92., 93. und 95. Psalm oder an deren Stelle dem 103. und 146. Psalm, welche in besonderer Weise als vorbildliche gelten. Daran knüpft sich die Anrufung Christi:

Russischer Pope.

„Eingeborener Sohn und Wort Gottes! Du bist der Unsterbliche und hast es nicht verschmäht, zu unserer Erlösung Fleisch anzunehmen von der heiligen Gottesgebärerin und ewigen Jungfrau Maria, bist unabänderlich Mensch geworden, bist gekreuzigt, Christe Gott, und hast den Tod durch den Tod überwunden, du, die eine Person der heiligen Dreifaltigkeit, der du mit dem Vater und dem Geiste gleichermaßen zu preisen bist — errette uns!"

Es folgt die sogen. kleine Ektenie, das Gebet des Schächers an Christus, und die Bergpredigt. Dann nennt der Diakon das Evangelium, geht unter Vortragung einer Kerze durch die nördliche Thüre vor das Ikonostas und dann durch die Hauptthüre in das Heiligtum zurück. Feierlich wird das Trisagion gesungen, das Evangelium gelesen und der Altar inzensiert. Wiederum Gebete für die Lebenden, die Verstorbenen und speziell für die Katechumenen beschließen diesen zweiten Teil der Messe.

Die eigentliche Hauptmesse, „die Liturgie der Gläubigen", hebt mit den wenig charakteristischen Worten an: „Ihr Gläubigen, lasset uns abermals im Frieden zu dem Herrn beten." Dieser Aufforderung wird in zwei Ektenien entsprochen und dann der sogen. Cherubimsgesang angestimmt, welcher unter Justinian in die Liturgie aufgenommen worden sein soll. Er lautet also:

„Im gegenwärtigen Augenblicke, wo wir geheimnisvoll die Cherubim vorstellen und der lebendigmachenden Dreifaltigkeit das dreiheilige Loblied singen, — lasset uns alle Sorgen um das Irdische ablegen, um den König

aller zu empfangen, den unsichtbar die Heere der Engel im Triumphe begleiten, Alleluja!"

Unter diesem Gesange werden die Opfergaben von dem an der Seite stehenden Opfertisch zu dem „Thron" oder eigentlichen Altar übertragen. Der Diakon trägt dabei die große Patene mit den Opferbroten auf dem Haupt und ein Rauchfaß in der Hand, der Priester den Kelch. Man nennt das „die große Prozession" im Gegensatz zu der vorausgehenden Abholung des Evangelienbuches, welche „die kleine Prozession" genannt wird. In früheren Zeiten war es Brauch, während der Übertragung alle diejenigen zu nennen, für welche das Opfer ausdrücklich dargebracht werden sollte; jetzt aber werden nur noch die durch Rang und Ansehen hervorragenden Kirchenmitglieder namentlich erwähnt. Nachdem die Gaben auf den Altar niedergelegt, folgen einige auf sie bezügliche Gebete. Dann ruft der Diakon: „Lasset uns einer den andern lieben und in einigem Sinne bekennen —" und die Gemeinde antwortet: „den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, die gleich wesentliche und unteilbare Dreifaltigkeit." An die alte Sitte, nur Gläubige zur Opferfeier zuzulassen, erinnert nun der Ruf des Diakons: „Die Thüren! Die Thüren! Lasset uns auf die Allweisheit merken!" Darauf wird der Vorhang von der königlichen Thüre weggezogen und das Credo gebetet; der Diakon mahnt nochmals zur Aufmerksamkeit auf das darzubringende Opfer, und mit dem „Sursum corda" leitet der Priester zur Präfation und zum Sanktus über. Nach einigen weiteren Gebeten schließt sich daran die Wandlung, indem der Priester die Einsetzungsworte spricht, die gegenwärtigen Gaben laut noch einmal Gott darbringt und dreimal segnet. Nach der Lehre der Griechen vollzieht sich die Wesensverwandlung kraft der Einsetzungsworte, und die darauffolgende Anrufung des Heiligen Geistes (Epikleſe) hat denselben Sinn wie eine ähnliche Anrufung in unserem Kanon.

Hierauf folgt die Kommemoration aller Chöre der Heiligen, eine längere Lobpreisung der Mutter Gottes, das Memento für den Kaiser, den heiligen Synod, den Metropoliten oder Bischof, alle Anwesenden, die Lebendigen und Verstorbenen, und das Vaterunser. Dann wird die königliche Thüre verhüllt, der Priester bereitet sich zur Kommunion vor und kommuniziert. Die Laien, welche kommunizieren wollen, werfen sich unterdessen vor den heiligen Bildern nieder und verneigen sich vor den übrigen Gläubigen. Die Mittelthüre öffnet sich wieder und der Priester bringt ihnen die Kommunion. Dann folgen Dankgebete; das Ite missa est spricht der Priester selbst: „In Frieden lasset uns von dannen gehen!" und ruft endlich den Segen des Herrn auf die Wohlthäter der Kirche, auf den Kaiser, das Heer und alle Menschen herab.

Diese Erteilung des Segens wird in längerem Gesange vom Diakon und Chore wiederholt, und dem Kaiser, dem kaiserlichen Hause, dem aller-

heiligsten Synod, dem Bischofe und allen Rechtgläubigen noch einmal ein langes Leben gewünscht. Endlich reicht der Priester den Gläubigen das Kreuz zum Kusse.

So sind denn nicht nur die Hauptteile der heiligen Messe, Offertorium, Wandlung und Kommunion, sondern auch das Gedächtnis der Heiligen, das Memento für Lebendige und Verstorbene, die Präfation, das Paternoster und andere Meßgebete bewahrt: die alte Einteilung in die Messe der Katechumenen und Gläubigen tritt noch schärfer hervor; aber mit dem dreimaligen Kaisergebet, dem Memento für den „allerheiligsten Synod" und das Heer ist in die ehrwürdige alte Liturgie, in das heilige Opfer des Friedens selbst der Grundgedanke des modernen Zarentums, die Herrschaft des Säbels über Kirche und Altar deutlich genug, wenn auch in scheinbar demütiger Form eingedrungen. Wie in keinem andern Lande ist die höchste geistliche, staatliche, militärische Macht in einer Person verbunden. Mit all den schönen, ehrwürdigen Formen der altchristlichen Vorzeit ist auch Religion und Kultus in den Dienst des Zaren getreten. Die verschwenderische Pracht, mit der er sie ausgestattet, fließt wieder auf ihn zurück, nicht bloß in den Segenswünschen, die das dienstbare Volk und der noch dienstbarere Klerus ihm täglich widmet, sondern weit mehr in der religiösen Verehrung, die dadurch ihm selbst zu teil wird. Als unabhängigster Herrscher über halb Asien und halb Europa steht er zugleich wie ein übermenschliches Wesen über den andern Sterblichen: er ist der auserwählte Liebling der Heiligen, die von jedem Ikonostas herabschauen, ein Repräsentant der göttlichen Macht selbst, der absolute Herr der Kirche, die täglich für ihn fleht, ihn segnet und sich in unbegrenzter Ehrfurcht vor ihm beugt.

In seltsamem, ja furchtbarem Gegensatze zu dieser Verherrlichung des Zarentums stehen die geschichtlichen Erinnerungen, denen man von Kirche zu Kirche begegnet. Auf dem Senatsplatze vor der Isaakskathedrale mußte Nikolaus 1825 auf die aufständischen Truppen schießen lassen, um sich den Zutritt zum Thron zu erzwingen. Im Winterpalast entgingen Alexander II. und Alexander III. nur um ein Haar schlau geplanten Attentaten. Alexander I., dessen Säule vor dem Palaste steht, starb fern von seiner Residenz, wie einige sagen, an unheilbarem Trübsinne, wie andere behaupten, als Opfer einer Verschwörung. Unfern der Kasanskirche, am Katharinenkanal, an dem Garten des großen, neuen Michailowschen Palastes, erhob sich das Sühneheiligtum an der Stelle, wo Alexander II. 1881 den ruchlosen Anschlägen der Nihilisten zum Opfer fiel. Da lag eine der großen Granitquadern, die mit seinem Blute getränkt waren. Etwas weiter nach der Fontanka hin steht das alte Michailowsche Palais, wo 1801 Paul I. erdrosselt wurde, und nicht fern davon die Dankkapelle an dem Platze, wo 1866 Karakasow auf Alexander II. schoß.

Vereinigt treffen sich all diese düstern Erinnerungen in der Peter- und Paulskathedrale auf der Festungsinsel, der kleinsten der Newa-Inseln, jenseits der Großen Newa, ungefähr dem Winterpalast gegenüber. Weithin sieht man die nadelförmige Turmspitze, die, ganz übergoldet, sich bis zu einer Höhe von 128 m erhebt, nächst einem Turm in Reval der höchste in ganz Rußland. Die Insel wird ganz von der Festung eingenommen, deren sechs Basteien ein längliches Sechseck bilden, mit noch einigen vorgeschobenen Werken. Um hinzukommen, muß man über die Troizkij- (Dreifaltigkeits-) Brücke bis nahe an die alte hölzerne Troizkij-Kathedrale, eine der ältesten Kirchen der Stadt, in welcher Peter I. sich mit Katharina trauen ließ. Unfern davon steht auch noch das hölzerne Haus, welches Peter sich 1703 selbst erbaute und von welchem aus er die ganze Anlage der Stadt befehligte. Von der Troizkij-Kirche führt dann eine Steinbrücke zur Festungsinsel hinüber und mündet in ein tiefes Festungsthor, das fast einem Tunnel gleicht und dem noch zwei ähnliche folgen. Schildwachen rechts und links, grimmige, bärtige Gestalten mit geschultertem Gewehre. Im Innern wieder Soldaten auf allen Seiten. Es ist eine furchtbare Mausfalle, in der keine polizeiwidrige Freiheitsgelüste geduldet werden. Lasciate ogni speranza voi ch' entrate! Wohl ist hier die kaiserliche Münze, aber gleich daneben der Sitz der Militärverwaltungen, das Arsenal, das Artilleriemuseum und die Staatsgefängnisse, die furchtbaren Kerker, welche schon so vielen als Vorzimmer zum Schafott oder zur Verbannung nach Sibirien dienten. Man wird an den Tower in London erinnert; doch während dessen blutgetränkte Plätze und Kerker längst zu einem friedlichen, historischen Museum geworden sind, waltet hier noch jene gewaltsame Justiz, die mit dem Nihilismus auf Tod und Leben ringt. Hier, um nur ein Beispiel zu erwähnen, schmachtete in gruftähnlicher Höhle monatelang der unglückliche Dostojewskij, einer der berühmtesten Novellisten Rußlands, als junger Mensch gedankenlos in eine Verschwörung mitverwickelt. Mitten im kältesten Winterfrost wurde er dann eines Tages nebst seinen Genossen bis aufs Hemd ausgekleidet, auf einen Wagen gepackt und so zu einem der St. Petersburger Märkte geführt, ohne daß jemand ihnen angekündigt hätte, was aus ihnen werden sollte. Da war ein Schafott errichtet, und, zitternd vor Frost, halb wahnsinnig vor Angst, sahen sie den Henker schon bereit stehen. Und das Todesurteil ward verlesen. Dann erst, als ihm Nacht vor den Augen ward, folgte die Begnadigung. Dostojewskij ward wieder kümmerlich bekleidet, auf einen Wagen gepackt und noch während des Januars und Februars nach Sibirien geführt. Das geschah noch im Jahre 1849, und die russische Justiz ist seither nicht viel milder geworden. Hunderte hat der Haß des schrankenlosen Absolutismus auf die unheilvollen Pfade der Rebellion und des Verbrechens gedrängt und dann als seine Opfer in diese feuchten Kasematten gebracht. Und wie

viele mögen schuldlos in dieser Bastille gelitten haben! Ich habe selbst einen katholischen Priester gekannt, der nichts begangen hatte, als daß er ein paar harmlose Briefe mit einem Jesuiten in der Fremde wechselte. Die Briefe wurden von der Polizei geöffnet und genügten, daß der Schreiber derselben als Staatsverbrecher nach Südrußland verbannt ward. Erst als Mühsale und Entbehrungen aller Art ihm das Augenlicht geraubt hatten, ward er als hilfloser Greis wieder begnadigt.

Mitten in dem unheimlichen Festungssechseck steht die Peter- und Pauls-kirche — die letzte Ruhestätte der Zaren. Säbel und Ketten rasseln auch noch an ihrem Grabe. Der Bau der Kirche wurde 1712 von Peter d. Gr. begonnen, 1733 vollendet. Von außen ist sie ein unschöner Renaissancebau mit unförmlich vorspringenden Gesimsen und Schnecken. Nur der sonderbare Turm giebt ihr einiges Ansehen. Das Innere, hell und licht, mit Blumen und Topfpflanzen geschmückt, gewinnt durch das prachtvoll vergoldete Ikonostas — eine Bildhauerarbeit von Moskauer Künstlern aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts — und 424 verschiedene Trophäen, türkische Roßschweife, französische Adler, schwedische und preußische Fahnen, die von den Pfeilern herabhängen, etwas von der prunkhaften Würde anderer Kirchen. In einem Anbau, von bärtigen Gardisten bewacht, sind die Zarengräber. Alle Zaren von Peter d. Gr. an ruhen hier, mit Ausnahme Peters II., der in Moskau starb und dort beigesetzt wurde. Die Särge selbst befinden sich unter dem Fußboden; über jedem derselben aber deutet ein einfacher Sarkophag aus weißem Marmor die Ruhestätte des betreffenden Zaren an: Peter I., Katharina I., Anna, Elisabeth, Peter III., Katharina II., Paul I., Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II. — dazu einige Zarinnen und Großfürsten. Die Sarkophage tragen außer dem goldenen Namen kaum einen Schmuck. Nur derjenige Alexanders II. war rundum reichlich mit frischen Kränzen, Blumen und Votivbildern geschmückt. Bauern in langen, grauen Kaftanen, die eben in die Kirche traten, knieten davor nieder, verneigten sich bis zur Erde und beteten, indem sie dabei öfter das Kreuz schlugen. Die Glücklichen wußten nichts von dem ungeheuren und melancholischen Stück Weltgeschichte, das hier seinen Abschluß fand. Sie sahen in Alexander II. nur den vom Volke vielgeliebten „Zarbefreier", der 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben und dem dafür so schlecht gelohnt ward, in den Zaren überhaupt nur die ihnen heiligste und ehrwürdigste Autorität auf Erden, im Leben wie im Tode von religiösem Nimbus umstrahlt. Denn über jedem der Gräber leuchtet eine Ampel und über jedem hängt ein kostbares Votivbild, von Gold und Edelsteinen schimmernd, ein Bild, das ihnen bei der Taufe mitgegeben wird, sie durchs Leben begleitet und nach dem Tode an ihrem Sarge prangt. Die Sitte ist wunderschön. Sie entspricht ganz der katholischen Lehre von dem Schutzheiligen, den wir in der heiligen

Taufe erhalten, dessen Namen wir tragen und der uns als Vorbild und Beschützer durch das ganze Leben geleiten soll. Doch was berichtet hier die Geschichte? Ist es nicht, als ob sich die Bilder der Heiligen selbst umdüsterten im Andenken des furchtbaren Kampfes, den die meisten dieser Herrscher gegen die Kirche Christi geführt haben, oft mit fast beispielloser Grausamkeit?

An Klöstern ist St. Petersburg nicht so reich, wie andere russische Städte. Als die Stadt gegründet wurde, hatte das Mönchswesen in Rußland schon bedeutend abgenommen. Unter dem Regimente Birons erging 1734 der Befehl, es dürften in den Klöstern nur noch verwitwete Geistliche und verabschiedete Soldaten eingekleidet werden. Kaiserin Elisabeth nahm zwar 1761 diese Einschränkungen wieder zurück; aber schon Katharina II. ließ wieder viele Klöster schließen. Von den 954 Klöstern, welche im Jahre 1762 noch bestanden, blieben nur 200 erhalten; doch mehrte sich die Zahl bis 1810 wieder auf 452 und bis heute auf etwa 600. Von diesen Klöstern besitzt St. Petersburg nur drei, die aber wenigstens der Größe des Baues nach der Kaiserstadt entsprechen: das Nowo-Djewitschij-Nonnenkloster im Süden, das Ssmolnij-Kloster und das Alexander-Newskij-Kloster, beide im Osten der Stadt, am linken Ufer der noch ungeteilten Newa.

Das Ssmolnij-Kloster liegt an einem noch freien, offenen Platze, nahe an der Stelle, wo die von Süden her fließende Newa sich westwärts wendet. Die vier Flügel, deren jeder über 150 m lang sein mag, weit länger als der Winterpalast, umschließen einen quadratförmigen Hof mit Gartenanlagen, in dessen Mitte sich die prächtige Kathedrale der Auferstehung des Erlösers erhebt. Die fünf hellblauen Kuppeln, mit goldenen Sternen übersät, sind weithin über die Stadt sichtbar. Der Bau des Klosters wurde 1748 unter Kaiserin Elisabeth begonnen und war für Waisenmädchen bestimmt. Der Kirchenbau wurde 1757 im Äußeren vollendet, durch die folgenden Kriegsläufte aber bis in dieses Jahrhundert hinein aufgehalten und erst 1835 zu Ende geführt. Die Kathedrale allein kam, wie die Kasanskathedrale, auf mehr als 2 Millionen Rubel. Außer ihr umschließt das Kloster aber noch drei andere Kirchen. Nach Anordnung der Kaiserin Katharina sollte dasselbe außer der Priorin von 24 Nonnen, 5 Geistlichen, 1 Diakon und 20 Dienern bewohnt werden, zugleich aber mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen aus dem Adel und Bürgerstande verbunden werden. Diese höhere Töchterschule, welche über 700 Schülerinnen zählt, nimmt den größten Teil des wahrhaft fürstlichen Palastes ein; ein anderer, kleinerer, beherbergt eine Anzahl adeliger Witwen. Von den Schülerinnen werden 500 auf Kosten der Krone erzogen.

Die Kathedrale gehört, dem Äußeren wie dem Inneren nach, zu den glänzendsten Kirchen der Hauptstadt. Zur Abwechslung fehlt hier einmal der finnische Granit. Alle Wände, Pfeiler und Bogen sind mit weißem

Gipsmarmor überzogen, der reiche Schmuck, Kapitäle, Sockel, die Ornamentik der Geſimſe aber vergoldet, der Fußboden dagegen aus ſchwärzlichem Marmor. Das macht ſich überaus fein und vornehm. Von den drei Altären iſt der mittlere dem Auferſtandenen, die zwei andern der hl. Maria Magdalena und der hl. Katharina geweiht. Der Vorplatz des Altares iſt von gelblichem uraliſchem Marmor, die Baluſtrade von geſchliffenem Kryſtall. Alle Kirchengeräte ſind von Silber; das Tabernakel, in Form einer Bundeslade, wird von 24 Jaſpisſäulen getragen.

Das Bild des Hauptaltares (6 m hoch), das ſchon beim Eintritt die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht und die Kirche ſehr harmoniſch abſchließt, ſtellt

Das Sſmolnij-Kloſter in St. Petersburg.

die Auferſtehung Chriſti dar. Ein anderes Gemälde iſt eine Art Votivbild. Die Madonna iſt auf einem Hügel ſtehend dargeſtellt, um welchen die Zöglinge des Inſtituts, je nach ihrem Alter in verſchiedener Farbe, weiß, blau, braun gekleidet, ſich gruppieren, während weiter im Hintergrunde die Faſſade der Kathedrale ſich zeigt. Die Hauptgönnerin des Inſtituts war die Kaiſerin Maria Feodorowna (geb. 1759, geſt. 1828), die Gemahlin des Kaiſers Paul I. und die Mutter der Kaiſer Alexander I. und Nikolaus, dieſelbe Fürſtin, welche Schiller in ſeiner „Huldigung der Künſte“ freundlich erwähnt und für welche Goethe bei ihrem Beſuch in Weimar (1818) einen ſeiner Maskenzüge anordnete.

Wie das Sſmolnij-Kloſter, ſo übertrifft auch das Alexander Newskij-Kloſter an Umfang das Durchſchnittsmaß unſerer Klöſter. Die eigentlichen

Hauptgebäude werden an Ausdehnung nicht stark verschieden sein; doch die zugehörigen Nebengebäude und Gärten schließen einen viel weiteren Raum ein, wohl 2—3 qkm. Mit den hohen Mauern und Wassergräben von allen Seiten sieht das Kloster einer kleinen eigenen Stadt oder Festung gleich. Es liegt am östlichen Ende der Stadt, gegen 5 km von der Isaakskirche ab. Man muß den ganzen Newskij-Prospekt durchwandern, um dahin zu gelangen. Vom Moskauer Bahnhof an werden die Häuserreihen schon weniger dicht. Rechts öffnet sich dann das weite Feld des Alexandrowskij-Platzes, links zieht sich einer der größeren Friedhöfe gegen die Newa hin. Man ist noch halb in der Stadt, halb draußen. Eine Brücke führt über den Umfangskanal, und nun wird es ganz still und klösterlich.

Alexander Newskij, dessen Namen das Kloster und die lange, dazu führende Straße trägt, war der zweite Sohn des Großfürsten Jaroslaw II. Im Jahre 1218 zu Wladimir geboren, wurde er nach dem Tode seines Bruders Großfürst von Nowgorod (1238), nach jenem des Vaters (1247) Großfürst von Kiew, erhielt ob eines an der Newa erstrittenen Sieges den Namen Newskij, gründete das Bistum Sarai an der Wolga, zog sich dann ins Kloster zurück und starb im Ruf der Heiligkeit als Mönch den 14. November 1263. Das war alles gut und schön; allein schlimm war, daß er den Unionsversuchen des Papstes Innocenz IV. lebhaften Widerstand entgegensetzte, und noch schlimmer, daß er, als Schutzpatron Rußlands verehrt, diesen Widerstand gewissermaßen verewigte.

Sein Sieg über die vereinigten Schweden, Dänen und Livländer, welchem er seinen Namen dankt, ist geschichtlich nicht bestätigt, galt aber in der Volksüberlieferung für eine ausgemachte Thatsache, und so verfiel denn Peter der Große, als er 1704 an der sumpfigen Ufergegend umherwandelte, auf den Gedanken, den beliebten Volksheiligen mit in das Interesse seiner neuen Stadt zu ziehen. Er ließ erst hölzerne, dann steinerne Zellen und eine Kirche an der Stelle bauen, wo der große Sieg stattgefunden haben sollte. Mit großer Feierlichkeit wurden die Reliquien Alexanders 1724 aus Wladimir herbeigeholt. Der Kaiser selbst fuhr ihnen entgegen, trug sie auf sein Schiff und dann unter einem Baldachin in die Kirche. Der ganze Hof und die Armee waren zugegen. Der Tag der Übertragung (30. August) wurde zum bleibenden religiösen Festtag erklärt. Wallfahrer strömten von nah und fern an dem Heiligtum zusammen. Peter entwarf zum Bau des Klosters selbst die Pläne und wies zu deren Ausführung aus seinem eigenen Vermögen jährlich 10000 Rubel an, dazu die Einkünfte der russischen Salzsiedereien und 9000 Rubel von andern Staatseinnahmen. Noch unter ihm wurde ein Flügel des Klosters mit vier Kirchen vollendet. Den Alexander-Newskij-Orden, den er gründen wollte, führte Katharina I. ein. Die Kathedrale, der heiligen Dreieinigkeit gewidmet, wurde unter Katharina II. 1779

bis 1790 ganz neu gebaut und in Gegenwart des kaiserlichen Hofes feierlich eingeweiht. Dem Beispiele Peters und Katharinas folgend, haben dann auch die folgenden Zaren nicht aufgehört, dem Kloster ihre Andacht durch die freigebigsten Spenden zu bezeugen. Jetzt umfängt der weitläufige Gebäudekomplex zwei Kathedralen, fünf andere ansehnliche Kirchen und noch eine Anzahl Kapellen, die eigentlichen Klosterräume, das geistliche Seminar, die geistliche Akademie und die Wohnung des Metropoliten, der zugleich eines der Mitglieder des „allerheiligsten" Synods ist.

Den seltsamen Eindruck, den ein Rundgang durch das Kloster machte, vermag ich kaum zu beschreiben. Die Bettler am Hauptthore und an den Kirchenportalen, die wohlgepflasterten weiten Höfe, die langgestreckten Flügel mit ihren regelmäßigen Fensterreihen, die stillen Klostergänge, der Kerzen- und Weihrauchduft, die zahllosen Kreuze und Heiligenbilder, der ernste, schon von fern entgegenklingende Gesang, die ehrwürdigen Gestalten der Mönche, die reichverschnörkelten Renaissancekirchen, die regelmäßigen, wohlgehaltenen Gärten — — all das erinnert an unsere großen Stifte, die, im vorigen Jahrhundert neu gebaut, die Revolution überlebt haben; man fühlte sich fast wie zu Hause darin. Doch die vielen Kirchen neben- und übereinander, der bunte, ins Übermaß gesteigerte Prunk, das die Augen betäubende Gewirre all der verschiedenen Heiligtümer mischt den freundlichen Eindruck mit Anklängen an orientalisches Mönchswesen, an eine Lamaserei oder Tempelstadt. In drei der Kirchen wurde gleichzeitig Gottesdienst gehalten und zwar mit der Feierlichkeit eines großen Hochamts; denn obwohl es sonst ein gewöhnlicher Wochentag war, so hatten die Mönche ein Fest.

An der Pforte, durch die wir eintraten, begann zu ebener Erde ein langer Klostergang, nach dem Hofe hin mit Glaswänden bis hinauf an die Decke. Wir gelangten durch denselben zur ersten Kirche, die nicht sehr groß, aber reich dekoriert war. Boden und Wände von Marmor. Das Ikonostas strotzte von Gold. Weihrauch erfüllte den Raum, und vom Heiligtum her tönte feierlicher Gesang. Die Thüre an der Evangelienseite öffnete sich, und langsam schritt der Diakon daraus hervor, eine Herkulesgestalt, mit Dalmatik und Orarium bekleidet, mit rabenschwarzen, auf die Schultern niederwallenden Haaren und gewaltigem Prophetenbart. Mit beiden Händen trug er über dem Haupte die große, schüsselartige Patene mit den aufgeschichteten Opferbroten. Ihm folgte der Priester, ebenfalls mit einem goldenen Kelche. Als sie erschienen, bemühte sich eine ärmlich gekleidete Frau, ihren kleinen, verwachsenen Knaben, der sich nur mühsam hinkend schleppte, an die Balustrade hinzubringen. Da kniete sie in tiefer Andacht nieder; der Priester hob den Kelch über das Haupt des armen Kindes und betete. Auch an einigen andern Andächtigen ward die Zeremonie vollzogen. Dann kehrten Priester und Diakon durch das Mittelthor ins Heiligtum zurück. Die Ornate waren

prachtvoll, die Haltung der Offizianten eine sehr würdige, und die anwesenden Gläubigen schienen von der tiefsten Andacht erfüllt. Nach einer Weile erschien der Diakon wieder vor dem Ikonostas, verbeugte und bekreuzte sich mit dem Ende der langen Stola, sang einige Responsorien, die von dem unsichtbaren Sängerchor beantwortet wurden, und dann die langen Segensgebete für den Zaren, den Synod u. s. w. Ein Küster führte uns unterdessen in die Krypten hinab, wo in getrennten, prachtvollen Grabkapellen viele Herren und Frauen des höchsten Adels ruhen. Sarkophage von den feinsten Marmorarten, Votivbilder mit Gold und Edelgestein, Schmuck aller Art in königlicher Fülle. Überall prächtige Ampeln, silbern und vergoldet, von den Mönchen aus reichen Stiftungen brennend erhalten. Beim Weiterwandern durch die weiten Korridore war es uns vergönnt, eine Mönchszelle zu sehen — im höchsten Grade ärmlich. Hinten ein einfaches Bett mit Gardinen, vorn ein Tisch mit einem Stuhle. In einer Ecke ein byzantinisches Madonnenbild mit brennender Ölampel davor. Auf dem Tische lag ein Notenheft mit kirchlichen Gesängen, aus dem der Mönch, ein schlichter, bäuerlich aussehender Mann in den Dreißigen, die Stimmen ausschrieb. Wir brauchten nicht gar weit zu wandern, da waren wir an einer zweiten, dritten, vierten Kapelle. Zu der einen ging es eine, zu der andern zwei Treppen hinauf, die dritte lag etwas ferner — eine Krypta, mit vielen Grabdenkmälern adeliger und berühmter Geschlechter. Hier war wieder Gottesdienst. Die Sänger, alle in schwarzer Soutane, die einen mit langem Haar und Bart und der zylinderförmigen Mönchsmütze, die andern junge Leute und barhaupt, standen hinter zwei Balustraden, rechts und links vom Ikonostas. Die älteren waren ganz frappante, orientalische Gestalten. Sie sangen recht rein und taktfest; die Gesänge aber klangen überaus ernst und weihevoll.

Diese Krypten sind eine Ergänzung zu der Gruft der Peter- und Paulskirche. Viele Großfürsten und Zarinnen ruhen hier, der berühmte Feldmarschall Suworow, die Feldmarschälle Trubetzkoi und Schuwalow, Fürst Besborodko, Fürst Wjazemskij, Graf Rasumowskij, Graf Galitzin, die Familie Scheremetjew. Kurz, ein großer Teil der russischen Kriegs- und Adelsgeschichte hat hier seinen Abschluß und sein Denkmal gefunden.

Seine höchste Pracht aber entfaltet das Kloster in der Kathedrale der heiligen Dreifaltigkeit. Wie in der Isaakskathedrale wird das Auge auch hier wieder von den köstlichsten Marmorarten, Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen förmlich geblendet. Das Ikonostas ist aus carrarischem Marmor, sein Schmuck von vergoldeter Bronze. Rechts von ihm, an der Epistelseite, steht das Hauptheiligtum der Kirche — die Reliquien Alexander Newskijs — auf einem 5 m hohen Katafalk aus massivem Silber, davor ein Pult mit Reliquienschrein und ein Kandelaber, ebenfalls von gediegenem Silber. Über

dem Sarge eine brennende Lampe mit einer aus Diamanten und Perlen bestehenden Quaste — auf dem Sarge ein Atlasschleier mit dem Bilde des Heiligen, wieder mit Diamanten und Perlen geschmückt — alles Weihegeschenke kaiserlicher Huld.

Auch hier war wieder Gottesdienst, was uns jedoch nicht hinderte, von der Seite her dem merkwürdigen Nationalheiligtum zu nahen. Der feierliche Gesang, Kerzenschimmer und Weihrauchduft erhöhten den Eindruck. Noch einmal sahen wir hier die Zeremonie des Segens, an der sich aber hier mehr Leute beteiligten. Eine vornehm gekleidete Dame, die mit ihrem Knaben den Segen empfangen hatte, führte ihr Kind zum Katafalk des Heiligen, betete eine Weile, ließ dann das Kind näher hinzutreten, um das Grab zu küssen, und küßte es selbst — alles mit einer herzlichen Andacht, die man sich ohne guten Glauben kaum denken kann. Wie leicht würde es doch dem russischen Volke sein, katholisch zu werden! Doch von den zwei Pfeilern dem Altar gegenüber schauen die Portraits Peters des Großen und Katharinas II. streng hernieder und gemahnen, daß es hier keine Freiheit des Glaubens giebt. Alexander Newskij ist wie Peter d. Gr. nur ein Ausdruck, eine Verkörperung des Zarentums. Der unheilige Zar hat sich nur deshalb unter den Schutz des heiligen Zaren gestellt, um selbst auch heilig zu erscheinen und desto sicherer Leib und Seele seiner Unterthanen in seinen Dienst zu nehmen.

Die Mönche leben noch ganz in diesen alten Ideen. Die Metropoliten und Bischöfe werden bekanntlich aus ihren Reihen genommen. Aber im Seminar und in der geistlichen Akademie ist schon etwas von modernem Wesen eingezogen. Das erstere entspricht ungefähr einem großen und kleinen Seminar mit den üblichen Gymnasialklassen, die Akademie dagegen ist eine theologisch-philosophische Fakultät mit einem Gesamtkurs von vier Jahren. Das Seminar hat etwa 250, die Akademie einige 120 Schüler. Da uns im Seminar der Zutritt verwehrt wurde, wandten wir uns zu dem eleganten Privathaus, welches der Direktor der Akademie bewohnt, und ließen uns bei ihm anmelden. Er ließ uns vor und empfing uns in einem prächtigen, rot möblierten Salon aufs freundlichste. Er war von hohem, edlem Wuchs und einnehmendstem Wesen, trug langen Vollbart und das Haar nach Weise der Griechen, dazu aber einen purpurfarbenen Talar und auf der Brust ein goldenes Kreuz an schwerer Kette. Als ich ihn fragte, ob er die bischöfliche Würde bekleide, verneinte er dies, mit der Bemerkung, er habe sich diesen roten Talar selbst freiwillig gewählt; das goldene Kreuz aber sei ein huldvollstes Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin, deren Kindern er Religionsunterricht zu erteilen gewürdigt sei. Welche Überraschung, den Hoftheologen der Kaiserin und ihrer Kinder kennen zu lernen! Etwas bange wurde mir aber doch, er möchte mit seinem offenbar feinen, welt-

männischen Blicke unser Incognito durchdringen. Das schien indes nicht der Fall zu sein; und als wir uns wie wißbegierige Touristen nach dem Gottesdienste und dem Mönchsleben im Kloster erkundigten, gab er uns die bereitwilligste Auskunft, ebenso über das Studium an der Akademie, an welcher er selbst die Moral dozierte. Der Lehrplan ist deutschen Mustern nachgebildet und umfaßt die gewöhnlichen theologischen und philosophischen Fächer. Von den Professoren haben die meisten zeitweilig im Ausland studiert oder Gelegenheit zu längeren Studienreisen erhalten; seit der Neuorganisation der Studien in den Jahren 1869 und 1870 wird alles in modernem Stile getrieben. Die Bibliothek war eben in einem hellen, geräumigen Neubau untergebracht, trefflich eingerichtet, geordnet und mit Zettelkatalog versehen. Zu meiner Verwunderung fand ich ganze Fächer voll deutscher Theologie, katholischer und protestantischer, u. a. die Theologie und Philosophie der Vorzeit von P. Kleutgen und das vierbändige Handbuch der Religion von P. Wilmers — den schlimmsten Jesuitismus, den man sich denken kann. Nachdem der Voltairianismus und alle übrigen Sorten modernen Unglaubens über ein Jahrhundert lang die höheren Schichten der St. Petersburger Gesellschaft beherrscht haben, sind die russischen Gelehrten endlich auf den guten Gedanken verfallen, ihre alten, stereotypen Überlieferungen genauer dogmatisch, historisch, philosophisch zu untersuchen und apologetisch zu verteidigen. Für das meiste finden sie in der katholischen Theologie und Fundamentaltheologie schon alles beisammen, wohl gruppiert und gründlich bearbeitet; für die wenigen Kontroverslehren nützen sie die Protestanten aus und verbinden damit eine eingehende Traditionslehre von Photius an, mit künstlichen Anklammerungsversuchen an die griechische Patristik. Für letzteres Studium bietet die Bibliothek reichliches Material durch eine der reichsten Handschriftensammlungen, die es in Rußland giebt. Außer den 3000 Handschriften, darunter prächtige griechische Codices, besitzt sie auch viele alte Drucke, einige der ältesten in russischer Sprache.

Als wir unserem zuvorkommenden Führer den Wunsch aussprachen, eine russische Mönchszelle zu sehen — eine hatten wir zwar schon gesehen, wollten aber gerne etwas vergleichen —, da erklärte er, dazu brauchten wir nicht wieder ins Kloster hinüberzuwandern, er habe eine Mönchszelle in seinem Hause und den Mönch dazu. Er führte uns durch ein paar komfortable Wohnzimmer, in deren größtem eine feingekleidete Dame an einem Stickrahmen arbeitete. Es war seine Gemahlin, der wir mit einigen Worten vorgestellt wurden. Dann ging es ins anstoßende Zimmer weiter, eine enge Kammer, kaum ein paar Schritt lang und breit, ohne Tapete, nur geweißt, genau wie die Mönchszelle, die wir im Kloster gesehen hatten. Wie dort bestand der ganze Schmuck aus ein paar Heiligenbildern, in der Mitte eines der Mutter Gottes, vor denen ein Öllämpchen brannte, die ganze

Ausstattung in einem einfachen Tisch, einem Holzstuhle und einem schlichten, fast ärmlichen Bette. Auf diesem saß in Mönchstracht, mit langem Barte, ein ganz zusammengeschrumpfter, ehrwürdiger, blinder Greis, der an einer Art von Rosenkranz betete. Unser Führer küßte ihm die Stirn, reichte ihm die Hand mit freundlichster Innigkeit und stellte uns dann in dem 84jährigen Greis seinen Vater vor. Derselbe war in seinen jüngeren Jahren Pope und als solcher verheiratet gewesen. Nach dem Tode seiner Frau war er dann ins Kloster gegangen, daselbst aber im Alter erblindet. Da er im Kloster nur sehr kümmerliche und unzureichende Pflege fand, nahm er das Anerbieten seines treuen Sohnes an, ihn in seinem Hause zu verpflegen; nur wünschte er, wie im Kloster eine ganz arme Zelle zu haben. Da betete er fast den ganzen Tag, hielt seine Andacht vor den Bildern und ließ sich dann und wann etwas Erbauliches vorlesen. Er hieß uns freundlich willkommen, sprach von dem schmerzlichen Zustand der Blindheit, von der treuen Güte seiner Kinder und von dem Wunsche, bald in den Himmel zu kommen. Als wir uns verabschiedet hatten und schon die Treppe hinunterstiegen, kam uns eine schlicht gekleidete Frauensperson nachgeeilt, die Schwester des Direktors, welche dieser nach dem Tode ihres Mannes, eines Popen, ebenfalls bei sich aufgenommen hatte. Sie brachte uns als Andenken von dem blinden Vater einen weißkörnigen Rosenkranz, der acht Gesetze mit je zehn Körnern hatte.

Die treue Familienliebe, der Frommsinn und die ungekünstelte Gutherzigkeit, die sich in alledem ausprägten, rührte mich sehr. Ich habe ähnliche Züge später noch öfter beobachtet. Es liegt etwas ungemein Gemütliches im russischen Volkscharakter. Ein Zug zur Frömmigkeit, zur Ehrfurcht, zum Gehorsam, zu freundlichem Wohlwollen ist ihm wie angeboren. Was hätte aus dem Volke werden können, wenn die Kirche frei unter ihm hätte walten können, wenn nicht der allgewaltige Cäsarismus mit Schwert und Knute jede Unionsregung niedergekämpft und die vielen Millionen des Reiches immer von neuem gewaltsam in die Irre gepeitscht hätte! Wenn ein Volk teilnehmende Fürbitte verdient, so ist es das russische. Kaum denkt man an die Millionen, welche das eherne Scepter der Gewalt, ohne Möglichkeit eines Widerstandes, an die verknöcherte Staatskirche fesselt; wir hören nur von den Greueln, welche diese an ihren katholischen Unterthanen verübt, und von den Unthaten, welche der durch Unglauben korrumpierte und zur Verzweiflung getriebene Volksgeist gegen seine tyrannischen Gebieter ersinnt.

Auf der gefrorenen Newa.

29. St. Petersburg. Stadt und Umgebung.

Die Hauptverkehrs- und Lebensader der russischen Hauptstadt ist nächst der Newa der Newskij-Prospekt. Er beginnt beim neuen Alexandergarten an der Admiralität, durchzieht die Stadt in nahezu östlicher Richtung bis zum Moskauer Bahnhof, biegt sich dann etwas nach Süden und endigt beim Alexander Newskij-Kloster. So hoch wie in den meisten neuen Quartieren moderner Städte sind die Häuser nicht, die Breite der Straße läßt sie noch kleiner erscheinen; doch reichen sie noch immer hin, ein großstädtisches Bild zu gewähren. Schon in kurzer Entfernung wird der Prospekt von der Malaja und Bolschaja Morskaja gekreuzt, vornehmen Straßen, wo Diplomaten und andere hohe Herren wohnen. Die letztere läuft zu dem großen Thorbogen hin, welcher die gewaltigen Flügel des Generalstabsgebäudes verbindet. Bald ist man an der Polizeibrücke über die Moika und sieht nun links die holländische Kirche mit Renaissance-Kolonnade und weiter in die Stallhofstraße hinab die reformierte und die lutherische Kirche mit ihren zwei schlanken gotischen Türmen. Dann erweitert sich rechts die Straße zum Platz, und die Kasanskathedrale zeigt sich mit ihrem Petersplatz en miniature. In ihrer Nähe führt die Kasansbrücke über den Katharinenkanal, und man hat rechts schon den Signalturm des Stadthauses, der Duma, vor sich. Ihr gegenüber ragt an einem seitlichen Platz die römisch-katholische Katharinenkirche empor mit stattlicher Kuppel, im vorigen Jahrhundert erbaut und innen wie außen reichlich ausgestattet. Dann zeigt sich nach derselben Richtung die armenische Kirche, von dem reichen Kaufmann Lazarew gestiftet, durch welchen Katharina in den Besitz des größten Diamanten in Europa gelangte. Endlich folgt rechts die kaiserliche Bibliothek und ein weiter prächtiger Platz, in der Mitte mit dem Denkmal Katharinas II. geschmückt, südwärts von dem Alexandertheater und ostwärts von dem Anitschkow-

Die Duma und der Newskij-Prospekt in St. Petersburg.

palaste begrenzt. Nachdem man die Anitschkow-Brücke überschritten, folgen keine öffentlichen Gebäude mehr bis an die weiße, mit fünf blauen Kuppeln und goldenen Kreuzen geschmückte Snamjenskaja-Kirche. Am andern Ende eines weiten Platzes liegt südwärts der Moskauer Bahnhof.

Einige Strecken, wie jene an der Kasanskathedrale und an der Bibliothek, sind sehr großartig und malerisch. Was aber den ganzen Prospekt am meisten auszeichnet, ist das bunte Leben, welches er den ganzen Tag über darbietet und welches in andern Städten kaum eine Straße im selben Maße besitzt. Wohl ein Dutzend Wagen können auf der 35 m breiten Straße bequem nebeneinander fahren. Ist das Gedränge nun auch nicht immer so dicht, so rollen doch beständig eine Menge Fahrzeuge nach beiden Richtungen hin, und zwar mit einer Raschheit, wie man sie sonst nirgends trifft. Tramwagen, Omnibusse, Gepäckwagen, feine Equipagen, zweispännige Mietwagen, echt russische Dreigespanne, kleine leichte Droschken, Reiter in Zivil und Militär jagen da fast zu allen Tagesstunden in buntem Gewirre aneinander vorüber. Selten tritt eine Pause ein, wo eine Strecke der unabsehbaren Straße einmal frei wird. An zahlreichen Plätzen stehen lange Reihen von Droschken bereit, deren man für die Stadt 25000 rechnet. Denn fast alles fährt, nicht bloß Geschäftsleute, die gerade Eile haben, auch Lehrer, Studenten, Köche, Dienstboten. Die Distanzen sind zu weit, als daß man sich immer den Luxus des Gehens gönnen könnte.

Daß die Iswoschtschiki oder Droschkenkutscher sich nicht an den Tarif halten, habe ich schon bemerkt. Auf Beredsamkeit geben sie gar nichts. Wer sich in lange Unterhandlungen mit ihnen einläßt, der ist verloren. Der richtige Petersburger ruft ihnen nachlässig den Bestimmungsort zu und die Zahl der Kopeken, die er geben will. Da schüttelt der Iswoschtschik wohl erst den Kopf oder schreit „Njät“; aber seine Kollegen haben es gehört; einer meldet sich, und sofort wollen alle um diesen Preis fahren. Für 15 Kopeken aber kommt man weiter und rascher fort, als in deutschen Städten um 60 Pfennig oder eine Mark. Eine ordentliche Rücklehne bietet das leichte Wägelchen allerdings ebensowenig als Federn und Spritzleder; der Iswoschtschik, meist nach Tabak und Branntwein duftend, sitzt einem unmittelbar vor den Knien; Püffe und Stöße giebt's in Menge, aber man saust voran wie der Blitz.

Der Newskij-Prospekt ist mit Holzpflöcken gepflastert, so daß es trotz der endlosen Menge der Fuhrwerke noch erträglich still darauf hergeht. Die Straße zu kreuzen, ist aber mitunter wirklich unangenehm, da das Wagengedränge von links und rechts kaum einen offenen Raum läßt.

Neben dem betäubenden Gewirre der Fahrzeuge drängt sich zu beiden Seiten auf den Trottoirs ein nicht weniger belebter Menschenstrom hin und her und in die Quere nach den Seitenstraßen und Plätzen hin, Offiziere

und Soldaten, Beamte und Livreebediente, vornehme Herren und Damen in elegantester Toilette, Bauern in Kaftan und Pelzmütze, Kindermädchen in der buntfarbigen russischen Bäuerinnentracht, Stutzer mit Monocle und weithin strahlenden Manschetten, Studenten und Kinder, Proletarier der verschiedensten Sorte, Staatsräte, Kaufleute, Dienstmädchen, Packträger, wohl auch reisende Engländer und Deutsche, polnische Juden, Griechen, Cirkassier und Georgier in ihrem phantastischen Nationalkostüm, Ausrufer und Verkäufer der verschiedensten Dinge, kurz ein Tohuwabohu, wie man es nur auf einem bunten Weltjahrmarkt trifft. Nur all diese Nasen zu beschreiben, welche da an einem vorüberfegeln, würde einen neuen Band zu Lavaters Physiognomie liefern — die herrlichsten Idealnasen vom Kaukasus und daneben Eskimonäschen, die man für Knöpfe an einem Schellenzug halten könnte, hellenische Götternasen, an denen man Schliemannsche Ausgrabungen prüfen könnte, und Stumpfnäschen, die eine japanische Prinzessin eitel machen dürften, orientalische Khalifennasen aus Tausend und Eine Nacht und Mopsnäschen aus finnischen Kindergeschichten, vielleicht auch die Nase des Kollegienassessors und Majors Platon Kowalow, von welcher Gogol erzählt, daß sie plötzlich ohne ihren Besitzer, in Uniform und mit dem Range eines Staatsrats, in ganz Petersburg herumfuhr.

Russischer Straßenhändler.

Und nun erst die Bärte! Die russische Geistlichkeit allein hat die Würde des Bartes gegen das kahl rasierte Europa Ludwigs XIV. mannhaft, nachdrücklich, offiziell, mit allen Mitteln der geistlichen Gerichtsbarkeit verteidigt. Der Bojar Scheremetjew wurde exkommuniziert, weil er es gewagt hatte, den Bart zu stutzen, der Fürst Kolzow-Mossalskij seines Amtes entsetzt, weil er sich nach ausländischer Weise frisieren ließ. Der Patriarch Joachim bedrohte 1681 nicht nur diejenigen mit dem Banne, welche sich rasieren ließen, sondern auch diejenigen, welche mit Rasierten Umgang pflogen. Sein Nachfolger Adrian erließ bei seinem Amtsantritt eine Encyklika gegen alle

Barbiere und Barbierten, worin er ausführte, daß das Rasieren den Anordnungen Gottes zuwider sei: nur gottlose Fürsten, wie Julian der Apostat, hätten das Bartscheren befohlen; ohne Bart sehe man nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Hund oder Kater aus; nur wer solchem Vieh ähnlich sehen und Ketzer werden wolle, dürfe zur Schere greifen; bei den Ketzern komme es vor, daß nicht bloß Weltliche, sondern auch Geistliche und Mönche sich rasierten und dann aussähen wie Affen; die Kirche habe von den ältesten Zeiten an den Bart als gottgewollte Zier des männlichen Antlitzes geachtet und das Bartscheren verboten. Peter der Große war es, der mit sultanischer Willkür den Bart beseitigte. Als er 1698 aus dem Auslande heimkehrte, schnitt er eigenhändig dem Feldmarschall Scheïn und andern Vornehmen den Bart ab. Im Jahre 1701 wurde eine Bartsteuer eingeführt und darauf sogar eine Bartquittungsmünze geprägt, d. h. eine Münze, welche als Quittung dafür galt, daß einer sich für schweres Geld die Erlaubnis des Barttragens erworben hatte. Die Leute zahlten gern 60, ja 100 Rubel und mehr, nur um einen Bart tragen zu dürfen. Der Bart blieb in Ehren, trotz all der Reformbemühungen Peters. Später kam auch aus Westeuropa ihm Hilfe zu, und so blüht denn der Bart in Rußland fast wie in alten Zeiten. In allen Formen und Stufen zeigt er sich auf dem Newskij-Prospekt, auch der richtige nationale Vollbart, den noch kein Barbier unter sein Joch gebracht. Zu den Bärten gesellen sich als malerisches Moment die Pelzmütze, Pelzmäntel, pelzverbrämte Röcke, die man schon im Herbste häufig trifft, die langen Kaftane und andere Stücke alter Tracht.

In dem bunten Menschengewirre ist es aber nicht so fischartig still wie in britischen Landen, wo einer am andern als einem zeitraubenden Hindernis vorüberjagt; da murmelt's und wispert's und lacht's und ruft's und schwätzt's in mancherlei Sprachen und Mundarten unaufhörlich. Mit lebendiger Geschäftigkeit waltet zugleich eine behagliche, lebenslustige Gemütlichkeit in dem sich drängenden Menschenschwarm. Militär und Polizei machen sich lange nicht so steif und anspruchsvoll auf Schritt und Tritt geltend wie in andern Militärstaaten. Das ganze Leben und Treiben ist so ungezwungen wie in Kopenhagen oder Stockholm. Einwanderung aus aller Herren Länder hebt beständig die großstädtische Verfeinerung, während ständiger Zuzug vom Lande und aus allen Teilen des Reiches der Stadt ebenso unaufhörlich noch urwüchsige, bäuerliche, halbbarbarische Nationalelemente zuführt. Auf dem großen Prospekt mischt sich darum die feinste Modekultur gar bunt und drollig mit Zügen von altfränkischem, provinzialstädtischem Wesen. Da werden Heiligenbilder und Bilderbogen ausgerufen, Stiefel und Schlafröcke, Milch, frische Milch, Fensterscheiben, Fleisch und Gemüse, Pastetchen, Thee und Honigkwaß! Es ist kalt im Norden und das Volk hat immer Appetit. Wie in den andern nordischen Städten wird auch hier eine Unmasse von

Gebäck und Kuchen aller Art vertilgt. In Zahl und Glanz der Schaubuden mag der Newskij-Prospekt hinter den großen Straßen anderer Städte zurückstehen: dafür giebt es aber eine Menge mittlerer und kleiner Geschäfte, die alle nebeneinander prosperieren und in ihrer Gesamtheit den Eindruck behäbigen Wohlstandes hervorrufen. Die meisten Häuser und Läden haben ein kleines Schutzdach, das auf Eisenstäben ruht und bis zum nächsten das Trottoir schirmt. Diese Dächer sind von verschiedener Höhe, wie auch die Häuser selbst nicht nach der Schnur abgezirkelt, sondern von der verschiedensten Höhe, Länge und Breite sind. An den Hausschilden trifft man neben den russischen auch deutsche, französische, italienische Namen, natürlich in großen russischen Buchstaben gemalt.

Das deutsche Element ist in St. Petersburg sehr stark vertreten. Man schätzt die Zahl der Ausländer anderer Nationen auf etwa 15 000, die deutsche Bevölkerung aber auf etwa 75 000 Seelen, was also eine größere Stadt als etwa Mainz, Augsburg oder Mülhausen repräsentiert. Die deutschredenden Katholiken sollen sich auf ungefähr 6000 beziffern. Die Deutschen sind zum größten Teil Kaufleute und Geschäftsleute, viele sind indes auch in der Armee, in verschiedenen Beamtungen, im Lehrfach und andern wissenschaftlichen Kreisen angestellt. In dreien der größten Theater wird deutsch gespielt, im Alexander- und Michaelstheater abwechselnd deutsch und französisch, im Marientheater abwechselnd deutsch und russisch; dagegen ist es der deutschen Oper nicht geglückt, sich neben der beliebten italienischen Bahn zu brechen. Deutsche Zeitungen giebt es einige 30, die wie die übrige periodische Presse unter strenger Zensur stehen.

Von den nicht-griechischen Bekenntnissen haben die Lutheraner drei Kirchen, die holländischen Reformierten, die französischen Reformierten, die deutschen Reformierten, die Schweden, die Finnen, die Esthen, die Letten, die Anglikaner, die amerikanischen Methodisten je eine, die Armenier ebenfalls eine, die Katholiken vier Kirchen und eine Friedhofkapelle.

Die älteste und größte der katholischen Pfarrkirchen ist die schon genannte Katharinenkirche am Newskij-Prospekt, zu welcher etwa 20 000 Seelen gehören, Russen, Polen, Deutsche, Franzosen, Italiener. Geschichte und Zustände dieser Pfarrei sind gleich seltsam und ungewöhnlich.

Peter der Große war, wie bekannt, auf die materielle und geistige Hebung des russischen Volkes nur so weit bedacht, als die Kultur nicht das religiöse Element betraf. Die Russen sollten sich nach westeuropäischer Weise rasieren, frisieren, kleiden, häuslich einrichten, Handel, Industrie, Wissenschaften und Künste treiben, aber dabei fein im Schisma bleiben, das ihm mit den ihm beliebten Reformen die bequemste Staatsreligion schien. Alle Ausländer, von denen die Russen etwas lernen konnten, waren ihm deshalb willkommen; er gönnte ihnen auch ihren eigenen Gottesdienst, nur sollten

sie mit diesem seine Unterthanen nicht behelligen. Die Jesuiten wurden daher schon in seinen ersten Reformjahren aus dem Reiche verbannt. Kapuziner ließ er zu, schränkte sie aber so ein, daß ihnen die gewöhnliche Pastoration der vorhandenen Katholiken sehr schwer, eine eigentliche Missionsthätigkeit unmöglich gemacht wurde. Jeder Schritt war unter bureaukratische Polizeiaufsicht gestellt. Die katholische Gemeinde wuchs zwar sowohl durch die Vermehrung der Familien als durch Zuzug von außen, gelangte indes nie zu freier Bewegung und Entwicklung. Kaiserin Anna schenkte ihr 1739 Grund und Boden zu einer Kirche an der Straße, die damals zwischen Gärten und Wald zum Alexander-Newskij-Kloster führte, aber es dauerte bis 1761, ehe der Bau begonnen werden konnte. Das nötige Geld mußten die Katholiken selbst zusammenbringen. Reichere Kaufleute, besonders Andreas Pierling, steuerten freigebig bei; auch aus Polen flossen reiche Beiträge. Der Grundstein wurde 1763 durch den Obern der Kapuziner, P. Paul, gelegt; die Kaiserin Katharina II. ließ sich dabei durch ihren Zeremonienmeister vertreten und gewährte der Kirche 1769 durch einen Ukas das Recht zur Abhaltung des Gottesdienstes, Steuerfreiheit und kaiserlichen Schutz. Die feierliche Weihe erfolgte am 7. Oktober 1783 durch den päpstlichen Nuntius Archetti, den Pius VI. eigens gesandt hatte, um dem ersten Erzbischof Stanislaus Siestrzencewicz das Pallium zu übergeben. Der neue Erzbischof war ein Günstling der Kaiserin, von ihren Winken weit mehr abhängig als von jenen des Papstes. Durch die neue Organisation gewährte sie der katholischen Kirche immerhin einigen Vorschub, einen viel bedeutenderen aber durch die Erhaltung des Jesuitenordens in Weißrußland. Ihre Minister Tschernischew und Potemkin nahmen sich sehr angelegentlich der Jesuiten an und schützten sie sogar gegen den neuen Erzbischof. Das Kolleg von Polozk blühte neu auf und erhielt viele Kinder aus russischen Adelsfamilien zur Erziehung.

Noch günstiger gestalteten sich die Aussichten unter dem neuen Kaiser Paul I., der von seinem Regierungsantritt an sich offen als Freund der Jesuiten zeigte, den Papst selbst in eigenhändigem Schreiben um Wiederherstellung des Ordens bat und den P. Gruber als seinen persönlichen Freund behandelte. Ohne sich um den Erzbischof zu kümmern, der bei ihm in Ungnade gefallen war, die kirchlichen Interessen übrigens sehr vernachlässigt hatte, wies der Zar am 10. Oktober 1800 durch einen Ukas die Seelsorge an der Katharinenkirche den Jesuiten zu: die Gebäude, worin der Erzbischof mit seinen Geistlichen gewohnt, sollten sofort geräumt und in ein Jesuitenkolleg verwandelt werden. Durch andere Ukase wurde gleichzeitig die Wiederherstellung des Kollegs zu Wilna verordnet und diejenige der andern Ordenshäuser und Institute in Litauen in Aussicht genommen. Kaiser Alexander, der 1801 seinem Vater folgte, führte zwar diese Anordnungen nicht aus.

Er verbot die Errichtung neuer Häuser und verlangte, daß die Jesuiten alljährlich dem katholischen Gemeindevorstand Rechnung über die Verwaltung der Katharinenkirche ablegen sollten. Doch bestätigte er sie im Besitz derselben. Bei einem Besuch in Polozk erschien er persönlich am Krankenlager des Generalvikars P. Kareu. Im Jahre 1803 erfolgte dann die Gründung eines Pensionats für Adelige in Petersburg und die Eröffnung neuer Missionen an der Wolga, in Astrachan, Odessa und Riga. Wie der sardinische Gesandte Joseph de Maistre nahmen sich auch viele russische Staatsmänner, so der Senator Ilinskij, die Minister Kotschubei, Loputschin und Tamara, und der Fürst Galitzin, Chef des Departement der fremden Kulte, mit vielem Eifer der Jesuiten an. Im Jahre 1815 zählten sie in ihren 6 Kollegien 1490 Schüler. Als Gouverneur von Wilna beschützte sie Kutusow, und der berühmte Graf Rostopschin wünschte, daß sie ein Konvikt für Adelige in Moskau eröffnen sollten. Sie zählten indessen auch viele und mächtige Gegner; die Zahl und Macht derselben mehrte sich während der napoleonischen Kriege. Fürst Galitzin wandelte sich in ihren erbittertsten Feind um, als ein Neffe von ihm zur katholischen Religion übertrat. Bald darauf störte die seelsorgerliche Thätigkeit eines Paters das sträfliche Verhältnis, das der Zar zu einer katholischen Polin unterhielt. Nun war es auch um die Gunst des Allherrschers geschehen. Am 20. Dezember 1815 zeichnete er den Ukas, der die Jesuiten aus St. Petersburg verwies. Noch in der Nacht vom 20. auf den 21. wurde die Botschaft dem greisen Ordensgeneral P. Thaddäus Brzozowski durch den Generalgouverneur der Stadt überbracht. Einen Tag und eine Nacht ließ man den Verbannten Zeit, um sich auf die Reise vorzubereiten. Am 22. früh erschien eine Schwadron Kosaken vor dem Kolleg, und eine ganze Reihe Schlitten. Zu zwei und zwei wurden die Ausgewiesenen in die Schlitten gepackt, auch der ehrwürdige Obere des Ordens, und je zwei Schlitten ward ein Soldat als Bedeckung beigegeben. Wohin es gehen sollte, wußten sie nicht bis zum Augenblicke der Abreise. Dann erst hieß es: nach dem Süden, d. h. nach Polozk. P. Brzozowski überlebte die Ausweisung noch vier Jahre. Bald nach seinem Tode, 1820, wurden die Jesuiten aus ganz Rußland verbannt. Wie vorher kam die Katharinenkirche wieder an russische Weltgeistliche, später an polnische Dominikaner, die aber, meist betagt und anderer Sprache nicht mächtig, kaum im stande waren, den Bedürfnissen der verschiedenen Nationalitäten zu entsprechen. Erst während der letzten zwei Jahrzehnte verstattete die Direktion der fremden Kulte, daß ein paar Ordensmitglieder anderer Nationen ihnen zu Hilfe kommen durften, so daß nunmehr für Predigt und Beichtstuhl in deutscher, französischer, polnischer und italienischer Sprache einigermaßen gesorgt ist. Doch reichen die vorhandenen Kräfte für den großen Umfang der katholischen Gemeinde, Pastoration, Schulen, charitative Anstalten u. s. w.

lange nicht hin. Dazu besteht noch die alte Einschränkung der Verwaltung durch den Kirchenrat, das katholische Kollegium und die Abteilung für fremde Kulte, welche mit Sperberaugen darüber wacht, daß ein regeres katholisches Leben, religiöse Freiheit und Einwirkung auf Andersgläubige unmöglich sei und bleibe.

Eine zweite katholische Pfarrkirche, in den Jahren 1823—1825 auf Kosten des genannten Erzbischofs Sieftrzencewicz von Mohilew gebaut, befindet sich im südwestlichen Quartiere der Stadt, dem sogen. Kolomna-Viertel. Sie ist dem hl. Stanislaus gewidmet und dient vorzugsweise den katholischen Polen, Litauern und Russen. Eine dritte Pfarrkirche steht nicht sehr weit davon an der Fontanka, in der Nähe der Ismailowbrücke. Mit ihr ist das Palais des Erzbischofs und des katholischen Kollegiums verbunden, eine sonderbare Mittelbehörde zwischen Staat und Kirche, die seit 1867 errichtet ist. Jede der sieben russischen Diözesen ernennt ein Mitglied, der Zar die drei übrigen. Alle Beschlüsse müssen aber ebenso wie alle Korrespondenz mit Rom der Abteilung für fremde Kulte im Ministerium des Innern vorgelegt werden und erlangen erst durch deren Gutheißung rechtliche Kraft. Verkehr mit Rom auf anderem Wege wird als Staatsverbrechen geahndet. Die geringsten Verordnungen müssen diesen Instanzengang durchmachen. Will z. B. ein Pfarrer eine besondere Andacht halten, so muß er sich erst an den Bischof und durch diesen an das katholische Kollegium wenden, welches seinerseits wieder den Vorschlag an die Abteilung für fremde Kulte zu berichten hat. Dort wird endgültig bejaht oder verneint. Der Bischof ist, wie in keinem andern Lande, in vinculis, der Papst eine auswärtige Macht, in den Augen des Ministeriums eine mehr oder weniger feindliche, der Katholizismus ein Übel, dessen Duldung die größte Vorsicht erheischt. Die Gebäude sind geräumig und schön — aber schließlich ein Kerker, über den weltliche Beamte und Angeber die Aufsicht führen.

Eine vierte katholische Kirche zum hl. Johannes, welche zu dem stattlichen Bau des Pagenkorps gehört, dankt ihren Ursprung dem Kaiser Paul I., der nach dem Fall der Insel Malta den Johanniterorden aufnahm und dafür zum Großmeister gewählt wurde. Divo Joanni Baptistae Paulus Imp. Hospit. Magister lautet die Inschrift der Fassade. Das Innere ist durch zwei Reihen Säulen aus gelblichem Marmor in drei Schiffe geteilt, deren mittleres nach Basilikenart in eine geräumige Apsis endigt. Der Herzog Max von Leuchtenberg, Schwager des Kaisers Nikolaus, ist darin begraben.

Außer diesen vier Kirchen haben die Katholiken noch eine Kapelle auf dem ihnen zugehörigen Friedhof.

Von den 13 Stadtteilen kreuzt der Newskij-Prospekt drei der inneren: den Admiralitätsteil, den Kasanschen und den Spaßschen, und trennt vier

der äußeren: die Moskauer von der Liteinaja-Tſchaſſt, und die Roſchdeſtwenskaja von der Alexandro-Newskaja.

Den Kasanſchen Stadtteil charakteriſiert außer der bereits beſchriebenen Kasanskirche das ungeheure Findelhaus, das mit ſeinen zugehörigen Nebengebäuden, Kliniken, Entbindungsanſtalt, Hebammeninſtitut, Haus für obdachloſe Frauen u. ſ. w., bis an die Große Erbſenſtraße reicht, jährlich 8000 bis 10000 Findlinge aufnimmt und ſo reich dotiert iſt, daß es bei einer Jahresausgabe von 1000000 Rubel noch immer Überſchuß behält. Alle Zaren haben ſich dieſes Inſtitutes angenommen, am meiſten aber die durch Wohlthätigkeitsſtiftungen aller Art ausgezeichnete Gemahlin Pauls I., Maria Feodorowna, welche ihm den jetzigen Platz anwies und an ſeiner Entwicklung den regſten Anteil nahm. Die Findlinge wurden ohne jede Nachfrage angenommen, numeriert, in Liſten eingetragen und dem Überbringer die Nummer zugeſtellt, ſo daß die Eltern eventuell die Kinder wieder zurückerhalten konnten. Sieben Wochen wurden die armen Kinder in dem Hauſe aufgezogen, die überlebenden (denn etwa 20 % ſtarben durchſchnittlich im Findelhauſe weg) wurden dann Ammen in den umliegenden Dörfern übergeben und endlich (vom 7. bis 11. Lebensjahr) in eigenen Schulen weitergebildet. Für die Knaben errichtete die Kaiſerin eine ſolche Schule in Gatſchina, für die Mädchen in der Stadt ſelbſt. Beim Tode der Kaiſerin (1828) ſtudierten 27 ſolcher geretteten Knaben an der Univerſität, 250 Mädchen waren als Gouvernanten untergebracht. Seither haben aber die Findlinge an den Waiſenkindern anderer Anſtalten ſtarke Konkurrenz bekommen. Auch der Taubſtummen nahm ſich Maria Feodorowna ſehr angelegentlich an und ließ für ſie in der Nähe des Findelhauſes ein Inſtitut errichten, für welches ſie einen der beſten Schüler des Abbé de Sicard aus Paris kommen ließ. Im nördlichen Teile der Kasanskaja-Tſchaſſt befinden ſich die Große und Kleine Stallhofſtraße mit der finniſchen, ſchwediſchen und lutheriſchen Peter- und Paulskirche, das Muſeum der kaiſerlichen Wagen und der kaiſerliche Marſtall, im weſtlichen Teile der große Theaterplatz mit zwei gewaltigen Theatern, dem ſogen. Großen Theater, das 3000, und dem Marientheater, das an 2000 Zuſchauer faßt. Das erſtere iſt zugleich Opernhaus und ſoll zeitweilig ein Balletkorps von 800 Perſonen beſchäftigen. Unfern von den zwei Theatern erhebt ſich wieder an einem anſehnlichen Platze die Nikolaikirche mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln und daneben noch ein freiſtehender Turm, 70 m hoch. Die Kirche beſteht aus zwei vollſtändig getrennten Kirchen übereinander, von welchen die untere im Winter, die andere im Sommer gebraucht wird. Beide entfalten in Altären, Bildern, Votivgeſchenken reiche Pracht, und freundliche Gartenanlagen heben von außen den würdigen Bau.

Könnte man den Kasanſchen Stadtteil als denjenigen der kaiſerlichen Equipagen, des Luthertums, der Findlinge und des großen Theaterlebens

bezeichnen, so drängen sich in dem angrenzenden Spaßschen zwischen dem Katharinenkanal und der Fontanka die großen Gärten, Märkte, Bank und Bibliothek, das katholische Element, die Stadtverwaltung und eine Palastregion zweiten Ranges hervor. Wenn man von der Nikolaikirche über die gleichnamige Brücke gekommen, befindet man sich schon auf der Großen Gartenstraße, Bolschaja Ssadowaja, die den ganzen Stadtteil bis hinunter zum Marsfeld durchzieht. Da gelangt man zuerst zu dem Jussupow-Garten, einem kleinen Prater, für alle möglichen Volksbelustigungen eingerichtet, dann an den Sjännaja-Platz oder Heumarkt, an den Apraxin-Markt, den drolligsten Trödelmarkt der Stadt, der das originelle Treiben der unteren Stände in den buntesten Bildern vor Augen führt. Gegenüber aber liegt ein mächtiger, hufeisenförmiger Bau von vornehmem, selbstbewußtem Ansehen, die kaiserliche Bank. An sie reiht sich der Gostinnüj Dwor, d. h. der größte Bazar der Stadt, mit zahllosen Kaufläden, nicht so glänzend, aber ebenso belebt als die Bazare anderer Großstädte, während gegenüber an schönen Gartenplätzen das Palais des Gardekorps mit der Johanniterkirche sich entfaltet. Noch vornehmer wird das Bild an der Anitschkow-Brücke, die man leicht an den vier kolossalen Bronzegruppen von Pferdebändigern kennt. Da erheben sich um einen weiten Platz die kaiserliche Bibliothek, das Alexandra-Theater und der Anitschkow-Palast, der seine eigene Kirche mit goldenen Kuppeln besitzt. Mitten zwischen diesen Herrlichkeiten thront auf ihrem Denkmal Katharina II., umgeben von den Großen ihrer Zeit, den Heerführern Potemkin, Rumjänzow und Suworow, den Admirälen Orlow und Tschitschagow, dem Dichter Derschawin und der Fürstin Daschkow, den Organisatoren Bedboroko und Betzkoi — ein ebenso prächtiges als bedeutsames und gut ausgeführtes Monument. Jenseits des Newskij-Prospektes gelangt man dann an der Katharinenkirche und an der Duma vorbei zu dem Michaelsplatz und zu dem Michailow-Palais, das wohl der schönste und nächst dem Winterpalast auch der glänzendste Palast der Stadt ist. An seine weiten und prächtigen Gärten reiht sich der Newa zu das Marsfeld, auf welchem die großen Paraden und um Ostern die Volksbelustigungen der sogen. Butterwoche gehalten werden; endlich der Ljätnij-Ssad oder Sommergarten, ein im Rokokogeschmack mit vielen Statuen gezierter Park, der bis ans Ufer der Newa reicht. Ein schönes Eisengitter schließt ihn ein, an dessen Haupteingang eine reich mit Gold ausgestattete Kapelle an Alexanders II. Errettung aus Karakasows Mörderhand (im Jahre 1866) erinnert. In diesem Sommergarten wurde früher am zweiten Pfingsttag die sogen. Brautschau gehalten. Die Mütter brachten ihre heiratsfähigen Töchter dahin, und Heiratsvermittler führten ihnen nach Verabredung den richtigen Mann zu. Die drollige Sitte ist aber jetzt abgekommen. Doch ist der Garten viel besucht, und um das ungemein artige Denkmal des Fabeldichters Krylow tummelt sich die jüngste russische Jugend,

die noch nichts von Panslavismus und Attentaten weiß, sondern noch alles Wahre, Gute und Schöne nach dem Prinzip der Eßbarkeit beurteilt.

Der nächste, östlich angrenzende Liteinaja-Stadtteil machte mir einen ernsteren Eindruck. Ich möchte ihn fast das Quartier der Kasernen und Krankenhäuser nennen. Zwar ragen auch hier einige bedeutende Kirchen empor, unter denen die Preobraschenskij-Kathedrale durch Pracht sich auszeichnet. Doch schon der Name hat einen militärischen Klang. Unweit davon sind auch die Kasernen und Ställe des berühmten Garderegiments, die Artillerie-Kaserne, die Gendarmerie-Kaserne, die Sappeur-Kaserne, das Artillerie-Departement und das alte Arsenal. Die Umfriedungsgitter der Kathedrale sind aus dem Erz erbeuteter Kanonen gegossen, Andenken an Türken und Franzosen; zwölf türkische Geschütze stehen noch auf ihren Lafetten da, und im Innern der Kirche verkündigen Roßschweife, persische und türkische Feldzeichen, „daß der Bien muß". Auch der Taurische Palast mit dem zugehörigen Garten war zeitweilig der Garde zugeteilt und dient jetzt vorzugsweise der Militärverwaltung und den Offizieren. Neben all den Burgen des Militarismus haben sich indes auch die christliche Wohlthätigkeit und die moderne Humanität einige palastähnliche Institute errichtet: so das große Marien-Hospital, wieder eine Stiftung der Kaiserin Maria Feodorowna, das Alexander-Hospital, das Pawlowskische Institut für Offizierssöhne, das Katharinen-Institut, die Augenklinik, das Gebäude der Menschenfreundlichen Gesellschaft u. s. w. Ähnliche Wohlthätigkeitsanstalten sind übrigens durch die ganze Stadt zerstreut. Wenige Städte können sich in dieser Hinsicht mit St. Petersburg messen. Es giebt keine Art von Elend und Not, für deren Linderung nicht menschenfreundliche Leute reiche Stiftungen gemacht hätten. Millionen von Rubeln werden in Saus und Braus verpraßt, Millionen verschlingt der Militarismus und die Bureaukratie, aber auch Millionen, ja wohl viele Millionen dienen religiösen und wohlthätigen Zwecken, schmücken all die prachtvollen Kirchen, die jedem offen stehen, ernähren Waisen, Witwen, Findlinge, Invaliden, kranke Matrosen, Sieche und Arme aus allen Klassen, Blinde, Taubstumme, verlassene Frauen, gefallene Mädchen, arbeitsunfähige Greise. Zu den staatlichen und städtischen Komitees, welche diese Anstalten leiten, gesellen sich viele private Hilfs- und Wohlthätigkeitsvereine. Während des Krimkrieges stiftete die Großfürstin Helena auch eine Art von Barmherzigen Schwestern, die sich in kurzer Zeit über das ganze Reich verbreiteten und viel Gutes stifteten.

Die übrigen äußeren Stadtteile im Osten und Süden, Roschdestwenskaja und Alexandro-Newskaja, Moskowskaja, Narwskaja und Kolomenskaja, haben gerade an ihren Außenlinien historische Monumentalbauten, welche sie bedeutsam mit dem Ganzen verbinden. Das Ssmolnij-Kloster, schon 1748 begonnen — das Alexander Newskij-Kloster, 1713 von Peter d. Gr. gegründet

— das Nowodjewitschij-Nonnenkloster und die Moskauer Triumphpforte, 1833—1839 zum Andenken an Siege in Persien errichtet — der Narwa-Triumphbogen, 1834 zum Andenken an die Siege über Napoleon an die Stelle eines früheren hölzernen Triumphbogens gesetzt, und endlich der Katharinenhof, ein Kasteel in holländischem Stil, 1703 von Peter d. Gr. selbst gebaut, bezeichnen nebst den großen Friedhöfen in weiten Zwischenräumen die äußere Peripherie der Stadt.

Die Quartiere zwischen dieser Außenlinie und der Fontanka haben noch ein paar schöne Kirchen aufzuweisen: so die griechische Dimitrij-Kirche unweit vom Moskauer Bahnhof, die Wladimir-Kirche an dem gleichnamigen Prospekt mit fünf goldenen Kuppeln und die Troizkij-Kirche oder Dreifaltigkeits-Kirche der Ismailowschen Garden mit fünf hellblauen, sternbesäten Kuppeln, von denen die mittlere 80 m hoch ist. Zwischen diesen Kirchen erstrecken sich in weiter Entfernung vier große Exerzierplätze, der Preobraschenskij-Platz, der Alexandrowskij-Platz, der Ssemenowskij-Platz und der Ismailowskij-Parade-Platz. Unendlich lange Prospekte verbinden die vier Bahnhöfe, welche nach dieser Seite hin liegen: den Moskauer Bahnhof, den Warschauer Bahnhof, den Baltischen Bahnhof und den Bahnhof für die Linie Zarskoje-Selo. Von der Admiralität, also dem Kern der Stadt, liegen all diese Bahnhöfe eine halbe Stunde weit oder mehr. Alles dehnt sich hier kolossal in die Länge und Breite. Paläste giebt es hier keine mehr zu sehen. Gewerbe und Großindustrie haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, und nur selten unterbricht ein charakteristisches, öffentliches Gebäude noch die unabsehbaren einförmigen Häuserreihen, die Fabriken, Arbeiterwohnungen, Magazine, mit den dazwischenliegenden Polizeistationen, Kasernen, Spitälern, Schulen u. s. w.

Als Industriestadt hat nämlich St. Petersburg dem älteren Moskau nicht weniger nachgeeifert als in seiner offiziellen Würde als kaiserliche Hauptstadt. Berühmt sind die Petersburger Fayence- und Porzellanwaren, Lederfabrikate, Metallfabrikate. Die Krystallschleiferei in der Nähe des Alexander Newskij-Klosters ist die größte der Welt. Die Bairdsche Eisengießerei und Maschinenfabrik besitzt einen eigenen Hafen und mehrere Dampfschiffe. In der Stearin- und Seifenfabrikation ist Petersburg den andern russischen Städten überlegen; in der Baumwollenspinnerei steht es hinter Moskau zurück; in der Möbel- und Bautischlerei kann es sich mit den ersten Industriestädten Europas messen. Es giebt kaum einen Industriezweig, der nicht lebhaft gepflegt wird. Von den 640 Branntweindestillationen, welche Rußland besitzt, und welche jährlich für etwa 42 Millionen Rubel Branntwein liefern, hat Petersburg die größten und meisten. Die ungeheure Masse Schnaps wird bis auf einen geringen Bruchteil in Rußland selbst vertilgt. Denn alle Welt trinkt Wodka. Er ist gewöhnliches Tischgetränk, wie es uns die Patres Possevin und Campan schon aus den Tagen des Iwan Was-

ſilſewitſch vermelden. Sie fanden den Brauch durchaus ſanitäriſch begründet[1]. Ein Gläschen wird ſchon vor der Suppe und eines nach der Suppe getrunken, das iſt allgemein verbreitete Nationalſitte. Wie der ſchwediſche Smörgastiſch kam mir das zuerſt wunderlich genug vor. Nachdem ich aber einmal in einem echt ruſſiſchen Reſtaurant oder Traktir die nationale Küche kennen gelernt, erſchien mir ein Gläschen Wodka durchaus nicht mehr befremdend. Das Eſſen fing mit einer Sauerkrautſuppe an, in die Rahm gerührt wurde; dann folgten fette Paſtetchen, in welche, neben Fleiſch und Speck, die verſchiedenſten Gemüſe gehackt waren, darauf Gurken, andere ſchwere Speiſen in ſo wunderbarer Zuſammenſtellung, daß ich ohne Wodka ſicher krank davon geworden wäre. In dem ſeltſamen Menu war aber ungefähr die Charakteriſtik der ruſſiſchen Kochkunſt gegeben. Erwägt man nun, daß das europäiſche Rußland über 94 Millionen Einwohner zählt, ſo ergiebt ſich, daß durchſchnittlich auf einen Einwohner kaum für etwa $^1/_2$ Rubel Branntwein kommt. Das iſt für ein gewöhnliches Tiſchgetränk nicht viel, und nur ein Temperenzler kann ſich an den 40 Millionen entſetzen. Sie reichen für den Bedarf nicht einmal hin.

Intereſſant iſt es, nach einigen Streifzügen durch die induſtriellen Quartiere den Katharinenhof zu beſuchen, eines der Andenken an Peter d. Gr. Man glaubt ſich an die Maas oder Waal verſetzt. Ein holländiſches Landhaus galt dem mächtigem Zaren damals als der Höhepunkt der Ziviliſation und Bequemlichkeit. Dieſelben Blumentapeten, dieſelbe Rokoko-Stuccatur an der Decke, dieſelben einfachen, zopfigen Kamine, dieſelben großen Fenſter mit verhältnismäßig viel Scheiben — der Luxus eines reichen Walfiſchfängers oder Gewürzhändlers in Amſterdam. Bilder aus Holland und China, Kleider, Schmuckſachen, Porträts, Karten, alte Möbel und eine Menge anderer Erinnerungen gemahnen indes an den kaiſerlichen Erbauer, an ſeine Wißbegier wie an ſeine Leichtlebigkeit. Ein Porträt von ihm zeichnet ganz ſeinen Charakter voll Heftigkeit und Sinnlichkeit. Der Mund iſt üppig, aber das Auge blitzt von Geiſt und Feuer. Das Schloß iſt leider ſchlecht erhalten, der Garten ziemlich verwahrloſt — in der Nähe ſind Färbereien, Zuckerſiedereien und andere Fabriken. Erſt in weiter Entfernung gemahnt der Narwa-Triumphbogen, ganz aus Granit, eine ſchöne Nachahmung der römiſchen Triumphbögen, an die Triumphe, die Peters Reich noch kein Jahrhundert nach ſeinem Tod über Napoleon errang. Von dem

[1] Potus illis cerevisia ex fruge macerata, aut medo (is miscetur ex aqua et melle), ex his deinde aquam vitae sive ardentem, ut vocant (gorelka), eliciunt vi ignis, eamque in conviviis vulgo solent praesumere ad avertendas inflationes, quas cibi potionesque regionis faciunt. P. Pierling, A. Possevini Missio Moscovitica (Parisiis 1882) p. 63.

Admiralitätsgebäude ist der Triumphbogen über 4, vom Alexander Newskij-Kloster etwa 7 km entfernt.

Während der südliche Außenring der Stadt schon den Charakter industrieller Vorstädte hat, kann man einen Teil der Inseln noch zur City rechnen. Das gilt besonders von dem Ostende der Basilius-Insel, welche dem Admiralitätsteil gerade gegenüberliegt. An der Strjälka, d. h. an der Spitze, an welcher sich die Große Newa in zwei Arme teilt, steht die Börse, ein antiker Tempel mit 44 ionischen Säulen. Vor der Hauptfassade nach dem Flusse hin erheben sich am Gestade zwei Granitsäulen mit metallenen Schiffsschnäbeln — eine Reminiszenz an die Rostra auf dem altrömischen Forum.

Nördlich von der Börse entwickeln sich die umfangreichen Gebäude des Zollamtes; südlich aber, an dem größten Arme der Newa, eine palastähnliche Front, welche den gegenüberliegenden öffentlichen Bauten, Admiralität u. s. w., ziemlich entspricht. Da reihen sich aneinander die Akademie der Wissenschaften mit Museum und Bibliothek, dann die Universität, das Historisch-philologische Institut, die Militärschule und, nur durch den Rumjänzow-Platz davon getrennt, die Akademie der Künste — kurz, das gelehrte St. Petersburg in einigen seiner Haupterscheinungen. Eine Menge anderer wissenschaftlichen Anstalten, die Rechtsschule, die Junkerschule, die Technische Schule, die Medizinisch-chirurgische Akademie, verschiedene Militärschulen und Gymnasien, sind durch die Stadt zerstreut. Weiter hinab an der Newa liegt die Bergakademie mit einer überaus reichen mineralogischen Sammlung, welche, wie keine andere, den ungeheuern Mineralreichtum Rußlands zur Anschauung bringt. Unter dem Hofe derselben ist ein künstliches Bergwerk angebracht, an dessen Stollen, Schachten, Rollwagen und Wasserleitungen die Schüler den theoretischen Unterricht mittels praktischer Anschauungen ergänzen können. Die großen Museen, welche zur Akademie der Wissenschaften gehören, stimmten bei näherer Besichtigung etwas die Erwartungen herab, welche der Anblick der ungeheuern Gebäude erweckt hatte. Gewiß sind diese Sammlungen sehr ansehnlich. Die zoologische allein füllt 14 Säle, und das artige Mammut daselbst mit seiner übrigen urweltlichen Gesellschaft werde ich nicht so leicht vergessen. Die größeren Säugetiere sind in malerischen Schaugruppen zusammengestellt, wie man sie für populäre Bilderbogen nicht besser wünschen könnte. Doch kam mir alles etwas altfränkisch und zum Teil vernachlässigt vor. Räume, Schränke, Anordnung schienen seit 20—30 Jahren wenig verändert und aufgebessert. Aus dem Ägyptischen Museum sind die besten Sachen in die Eremitage gewandert. Die Sternwarte, die früher mit der Akademie verbunden war, ist schon seit 1838 nach Pulkowa übergesiedelt. Die Bibliothek mit ihren 143000 Bänden kann sich an Umfang mit der großen kaiserlichen, die über eine Million Bände zählt, nicht mehr messen. Sehr wertvoll ist sie aber immerhin noch durch ihre

vielen asiatischen Handschriften. Eine Ergänzung dazu bietet das Asiatische Museum, das eine Menge chinesischer, tibetanischer und mongolischer Werke, Handschriften aus Japan und andern orientalischen Reichen enthält. Im Ethnographischen Museum findet man die bunte Tracht des weiten russischen Reiches vereint, im Botanischen die Herbarien der berühmtesten Sammler, welche das europäische und asiatische Rußland erforschten, wie Gmelin, Pallas u. a. Das Münzkabinett wurde schon von Peter d. Gr. angelegt; im Mineralogischen Kabinett erinnert ein Riesenglobus an die vieljährigen Arbeiten Eulers in der russischen Hauptstadt. Der Plan und die Statuten der Akademie rühren noch von Leibniz her; unter den ersten 15 Akademikern befanden sich 11 Deutsche; unter Katharina II. waren von 18 Mitgliedern wieder 10 Deutsche. Die Glanzperiode ihrer Geschichte ist mit jener der deutschen Wissenschaft aufs innigste verknüpft, und sie würde es wohl nicht zu bedauern gehabt haben, wenn dieses Band ein lebendigeres geblieben wäre. An glänzenden Mitteln fehlt es der Anstalt heute noch nicht, sie hat 300000 Rubel jährliches Einkommen.

Die Universität ist erst späteren Datums: der weitläufige Palast, in dem sie sich befindet, gegen 400 m lang, beherbergte früher die zwölf Reichskollegien und wurde ihr erst 1819 durch Alexander I. zugewiesen. Sie steht mit ihren 700 Schülern weit hinter den größeren Universitäten Deutschlands und Österreichs zurück und hat durch die verzweifelten Reformpläne Tolstois und Katkows wenig Aussicht gewonnen, sich freier und fruchtbarer entwickeln zu können.

Das schönste Gebäude auf dieser Seite der Newa und überhaupt eines der prächtigsten der Stadt ist die Akademie die Künste, ein Quadrat von je 130 m Länge, zweistöckig und oben von stattlichem Gesimse umgrenzt. Von dem mittleren Portikus, den oben eine Kuppel überragt, führt eine breite Treppe an die Newa herab, an der zwei gewaltige Sphinxe, 1832 aus Ägypten hergeholt, auf hohen Granitpfosten Wache halten. Neben großen Ausstellungssälen umfaßt das Innere die Wohnungen der Beamten, Professoren und Schüler. Die Sammlungen bieten eine höchst interessante Ergänzung zu jenen der Eremitage. Im Erdgeschoß befindet sich ein altchristliches Museum, das in seinen drei Sälen zwar keine vollständige Übersicht der byzantinischen und altrussischen Kunst gewährt, aber doch reichliches Material, um sich von deren Wesen eine Vorstellung zu bilden: Miniaturen vom 9. Jahrhundert an, Heiligenbilder vom 16. Jahrhundert an bis herab auf die neuere Zeit, Holzschnitzereien, Skulpturen, Modelle und Gipsabgüsse der verschiedensten architektonischen Details vom 10. Jahrhundert an. Ungleich reicher ist die Sammlung, welche in 15 Sälen des Hauptgeschosses die neuere russische Malerei und Skulptur entfaltet, und in welcher ungefähr alle berühmteren russischen Maler mit bedeutenden Werken vertreten sind.

Eine dritte Sammlung ausländischer Schulen ist am besten mit älteren Niederländern und Franzosen bedacht, weniger mit Italienern und Deutschen. Je starrer die altrussische Malerei an ihren hergebrachten byzantinischen Typen hing, desto ungebundener hat sich die neuere Profankunst von aller religiösen Überlieferung losgesagt; sie ist in ihren neuesten Repräsentanten wie Wereschagin bei einem Realismus angelangt, der alles Ideale und damit auch jede höhere Weihe der Kunst zu zerstören droht. Zwischen den äußersten Extremen liegt indes eine ansehnliche Reihe trefflicher Leistungen: Mollers „Johannes auf Patmos", Flowitzkis „Die letzten Augenblicke christlicher Martyrer" sind mächtig wirkende Bilder, und auch Wereschagin scheint nur stufenweise sich niederwärts entwickelt zu haben. Sein Bild „Gregor der Große, der einen Mönch wegen Verletzung der Armut an seinem Grabe exkommuniziert", ist tiefernst gedacht, wenn auch schon mit einer gewissen Übertreibung ausgeführt, die den religiösen Eindruck stört.

Der übrige Stadtteil der Basilius-Insel ist regelmäßiger als irgend ein anderer nach der Schnur gebaut. Drei große Prospekte schneiden die zahlreichen von Südost nach Nordwest parallel laufenden Straßen, die Linien genannt werden, von denen aber bloß die Hälfte ausgebaut, die andern erst begonnen sind. Die erste dieser Linien mündet auf die Tutschkow-Brücke, welche über die kleine Newa in den Petersburger Teil hinüberführt. Hier gewinnt man eine prächtige Aussicht auf die Basilius-Insel sowie die Kleine und Große Newa hinauf, eine Stadt- und Seelandschaft, wie sie Stockholm nur am Mälar bietet; zugleich beginnt aber eine wieder ganz verschieden geartete Region, in welcher Stadt, Vorstadt, Land und Fluß gleichsam bunt durcheinandergewürfelt erscheinen. Folgen wir der spitzen Goldnadel der Peter- und Paulskirche, so kommen wir an den weiten Park, der im Halbkreis von Norden her die unheimliche düstere Festung umgürtet. Einen Teil dieses Parkes nimmt der Zoologische Garten ein. Ein noch ziemlich dicht gebautes Quartier trennt denselben von dem nördlich gelegenen Botanischen Garten. Dann nehmen aber Park, Garten, freie Landschaft überhand, meist Birken- oder Tannenwald, wie auf den Inseln am Mälar. Der Winter in St. Petersburg ist hart. Das Frühjahr ist sehr ungesund und rafft immer eine Menge Leute dahin. Wie in Stockholm, so herrscht darum auch in der russischen Hauptstadt der Drang, sobald es die Jahreszeit erlaubt, aus der Stadt auf die Inseln hinauszuziehen und die wenigen schönen Monate mit ihren langen Tagen und kurzen Nächten im Freien zuzubringen. Die Inseln wie das nördliche Ufer der Newa sind deshalb mit Landhäusern wie übersäet, und zwischen denselben entwickeln Vergnügungsorte aller Art das fröhliche Leben eines Praters. Diese meist sehr einfachen Landhäuschen, große Holzhütten mit Bretter- und Riegelwänden, mit Veranden und Balkonen und schlicht verzierten Giebeln, gleich den Schweizerhäuschen,

werden „Datschen“ genannt, d. h. Gaben. Der Name soll daher rühren, daß Katharina II. ihren Günstlingen und Freunden solche Häuschen für den Sommer schenkte. Von Epheu, wilden Reben und andern Schlinggewächsen umrankt, von niedlichen Gärten umgeben, mit Bänken zum Plaudern vor der Thür, sehen sie allerliebst gemütlich aus. Oft stehen sie dicht beisammen, oft in größeren Zwischenräumen mit etwas Garten oder Park. Nachdem der Hof und die Großen das Beispiel gegeben, folgten bald reichere und angesehenere Leute ihnen nach. Nun wollte auch der Mittelstand seine Datschen haben, und endlich hielt es auch der gemeine Mann nicht mehr in der Stadt aus. Mit Kind und Kegel zog er hinaus, um einmal gründlich frische Luft zu schöpfen. Dem lustigen Schwarm folgten die Verkäufer von Viktualien und Delikatessen, die Frucht-, Gemüse- und Spezereihändler, die kleinen Handwerker, alle Musikanten, Bänkelsänger, Orgeldreher, große und kleine Wirte, Komödianten und Seiltänzer, alles leichtfertige Volk der Stadt und bevölkerte die zahllosen Buden, kleinen Theater und Plätze des Inselreviers. Das Landschaftsbild ist bei weitem nicht so malerisch wie im Tiergarten zu Stockholm oder Kopenhagen; aber das Leben und Treiben der Menge ist ebenso bunt und lustig. Entzückt auch kein feierlicher, alter Hochwald den Blick, so wechseln doch anmutige Gärten mit den reizendsten Lustwäldchen ab, und aus dem leichten, duftigen Birkengrün blinken das Ufer der Kleinen Newa entlang unzählige schmucke Landsitze, kleine italienische Palazzetti, holländische Kasteele, leichte gotische Schlößchen, Rokoko-Pavillons, Schweizerhäuschen, chinesische Pagoden, finnische Blockhäuser, umgeben von den farbenprächtigsten Blumenbeeten und dem üppigsten Gesträuche, großen Teichen und englischen Parkanlagen.

Eine geradlinige Straße, fast so lang wie der Newskij-Prospekt und sehr belebt, durchkreuzt die ganze Petersburger-Insel, die Apotheker-Insel und einen Teil der Kamennüj-Insel und giebt eine Vorstellung der großen Distanzen. Nach allen Seiten zweigen sich aber Waldwege ab und lassen in das labyrinthische Gewirre hineinschauen. An der Nordseite der Apotheker-Insel und auf der Kamennüj-Insel waltet das aristokratische Element vor. Auf der letzteren steht noch das Lieblingsschloß Pauls I., der als Johanniter-Großmeister auch hier dem hl. Johannes eine Kirche erbaute. Phantastisch blitzen ihre Goldkuppeln zwischen den reizenden Landhäusern aus dem dichten Grün hervor. Alle Inseln sind mit Brücken verbunden. Die letzte führt von der Kamennüj-Insel ans rechte Ufer des nördlichsten Newa-Armes hinüber. Da ist das Hauptquartier für den Kleinbürger und gemeinen Mann, „Staraja Derewnja und Nowaja Derewnja“, Altdorf und Neudorf geheißen. Hier drängen sich die Häuschen zu Hunderten, klein, eng, so leichtsinnig wie möglich gebaut, wahre Puppenhäuschen und Spatzennester; aber jedes hat seine kleine Altane, seinen Vorplatz zum Schwätzen und sein Gärtchen mit

Aussicht nach dem Flusse hin. Dazwischen stehen Traktirs, d. i. Wirtshäuser und kleine Läden mit den drolligsten Schildern, kunterbunt mit Zuckerstöcken, Trauben, Obst, Schinken, Würsten, Spezereien, Bretzeln und Nascherei aller Art bemalt — dann Sommertheater, Schaubuden, Kaffee- und Theehäuser, Spielplätze aller Art. Es ist ein Jahrmarkt im Grünen, voll liliputischer Heiterkeit. Man kann sich zu der granitnen Feierlichkeit der Hauptstadt keinen fröhlicheren Gegensatz denken als diese bunt angestrichenen Bretterdörfer, in welchen das Volk sich von den Plagen des nordischen Winters erholt.

Über die Jelagin-Brücke gelangen wir wieder auf die Inseln zurück und zwar auf die nördlichste derselben: Jelagin-Ostrow. Katharina II. hatte diese den Orlows geschenkt, aber Alexander I. kaufte sie 1817 für 350 000 Rubel zurück und ließ daselbst seiner Gemahlin einen Sommerpalast erbauen. Die ganze Insel ist seither kaiserlicher Park, aber dem Publikum zugänglich. Aus dem proletarischen Juchhe von Nowaja Derewnja ist man plötzlich in die würdevolle Stille der vornehmsten Anlagen zurückversetzt. Prächtige Eichen beschatten die sorgfältig gepflegten Plätze, und aus den feinen Bosketts schauen keine leichtsinnigen Datschen mehr heraus, sondern nur einige fürstliche Gebäude. Zu dem offenen Westende der Insel, der sogen. „Pointe", hält die vornehmste St. Petersburger Welt im Sommer ihre Corsofahrten ab. Man hat hier freien Ausblick aufs Meer — ein einsam stilles, melancholisches Bild.

Auf einem andern der freien Parkwege kommen wir zur Krestowskij-Insel, deren größter Teil mit Park und Wald bestanden ist. An der nördlichen Seite aber entwickelt sich ein zweites Nowaja Derewnja mit einer ganzen Menge von Traktirs, Buden, Spielplätzen, Rutschbahnen, Karussells und Spektakel aller Art, Wiesen und Wäldchen für Picknicks, ein anderer Prater comme il faut. In längeren und kürzeren Zwischenräumen setzt sich das auch auf der Peters-Insel fort, auf welcher Peter d. Gr. sich bereits ein Schloß nebst Park angelegt hatte. Das schlichte Gebäude steht noch, die ursprünglichen Anlagen aber sind bedeutend erweitert, und der Wirtschaften und Vergnügungsplätze ist kein Ende. Die Bavaria-Brauerei soll allein, wie man mir erzählte, in ihren weiten Gartenlokalen während des Sommers oft in einer Woche gegen eine Million Flaschen Bier auswirten. Sollte das übrigens auch zu hoch gegriffen sein, so ist nach der ganzen ethnographischen Anlage dieser fröhlichen Stadtquartiere kaum daran zu zweifeln, daß der slavische Durst hinter dem germanischen nicht zurücksteht.

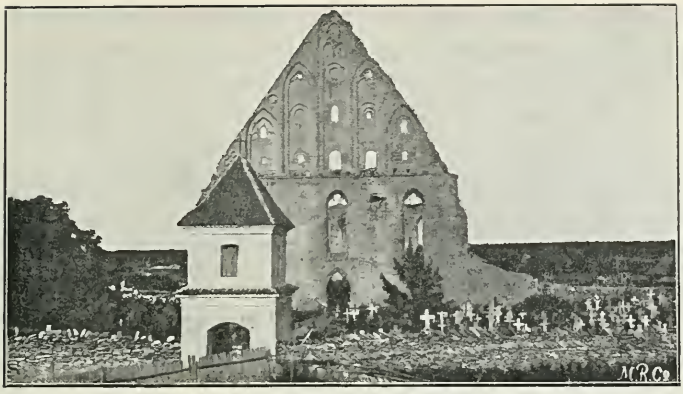
Die Sommerherrlichkeit von St. Petersburg währt übrigens kurz genug. Eigentlich schön ist fast nur die Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juni. Dann beginnt es schon gewöhnlich recht heiß zu werden, und die Hitze steigert sich bis in den August hinein. Nicht selten treiben aber bereits in diesem Monat andauernde Regengüsse die Bewohner in die Stadt zurück. Es folgt ein

langer, trübseliger Herbst mit bleiernem Himmel, seltenem Sonnenschein und reichlichem Ungemach. Der Winter ist noch länger; aber man ist darauf eingerichtet. Praktische Heizapparate wärmen nicht bloß die Zimmer, sondern auch Gänge und Treppen, das ganze Haus von der Eingangsflur an, wo allzeit der Pelz bereit hängt, schwer und dick genug, um der strengsten Kälte trotzen zu können. Die Ergänzung zum Pelz ist der Ssamovar, die große Theemaschine, die in den meisten Häusern fast immer bereit steht, um Punsch, Thee, Grog und alle andern heilsamen Getränke zu brauen, welche einen halberfrorenen Menschen neu zu beleben im stande sind. Aller Pelze und menschenfreundlichen Getränke unerachtet ist aber die Sterblichkeit in St. Petersburg größer als in den übrigen Weltstädten, und keine hygieinischen Maßregeln haben den mißlichen Umstand zu überwinden vermocht, daß Peter d. Gr. seine Zarenherrlichkeit in einen Sumpf hineingebaut hat.

Von den nächsten Umgebungen Petersburgs machte mir die nördliche Zone einen freundlicheren Eindruck als die südliche. Die finnische Bahn nach Wiborg führt geraume Zeit noch durch ein vielfach parkähnliches Revier mit vielen Gärten, Landhäusern und geringeren Datschen, wie wir es auf den Inseln gesehen. Südwärts dagegen ist die Gegend fast ganz entwaldet, sumpfig, ein melancholisches Flachland, über das sich nur die Höhen von Pulkowa mit der berühmten Sternwarte erheben, dem Greenwich von Rußland. Sehr belebt und anmutig wird die Gegend aber wieder in Zarskoje-Selo, dem „Kaiserdorf", einer Stadt von etwa 15 000 Einwohnern mit zwei großen kaiserlichen Schlössern, acht Kirchen und einem prachtvollen Park, von der Hauptstadt 20 Werst entfernt, die man in einer halben Stunde fährt. Auch hier hatte sich schon Peter d. Gr. sein Haus mit Anlagen und einem Tiergarten angelegt. Katharina II. baute dann das große kaiserliche Schloß, dessen Hauptflügel, 245 m lang, weiß und gelblich, mit reicher Rokoko-Ornamentik, mit zwei großen Seitenflügeln und dem weiten Halbrund von Nebengebäuden, die den Schloßplatz umgeben, an prunkhafter Größe den Winterpalast in St. Petersburg und den gewaltigen Kremlpalast in Moskau sogar übertrifft. Eine prächtige Kirche mit goldenen Kuppeln fehlt auch hier wieder nicht. Einst sollen alle Kapitäle und Sockel der Säulen, Gesimse, Vasen und Statuen, ja selbst das Dach — mit Aufwand von ein paar Millionen Dukaten — vergoldet gewesen sein. Dieser Schmuck ist von Wind und Wetter zerstört, doch der Palast ist auch ohne denselben noch glänzend genug. Endlose Prunksäle reihen sich im Innern aneinander, einer hauptsächlich mit Silber, ein anderer mit Lapis lazuli, der Ballsaal (43 m lang) mit Gold und Spiegelglas dekoriert. Im Chinesischen Saal wechselt Schwarz mit den reichsten phantastischen Goldfiguren, das Bernsteinzimmer ist ganz mit Bernstein getäfelt, das Schlafgemach der Kaiserin ist von weißem Porzellan mit dunkelblauen Säulen, der Parkettboden desselben

mit Perlmutter eingelegt. Andere Säle sind mit den schönsten Werken russischer Maler ausgestattet, einer stellt ein wertvolles Museum der besten niederländischen Gemälde dar. In der 82 m langen offenen Marmorgalerie sind die Bronzebüsten der berühmtesten Männer des Altertums aufgestellt. Man glaubt sich in die Zeit der altrömischen Cäsaren versetzt, deren Aufwand wohl kaum ein neueres Herrscherhaus mit solchem Prunke nachgeahmt hat, wie das der Romanow. Betäubt von der schimmernden Pracht sucht man das Freie; doch der Blick findet auch hier keine Rast. Marmorsäulen, Pyramiden, Obelisken, Triumphbogen, Statuen, Schwanenteiche mit zierlichen Brücken, Grotten, künstliche Ruinen, türkische Kioske, kleine Flüsse, ein chinesisches Theater, eine große Meierei, Pavillons im verschiedensten Stil, ein ganzes chinesisches Dorf, die herrlichsten Blumen- und Treibhäuser, ein Doppelsee, über dessen Kanalverbindung eine Marmorbrücke führt, kurz ein ebenso kostbares als geschmackvolles Phantasiespiel belebt in reizendster Mannigfaltigkeit die majestätischen Waldpartien, Schattengänge und Wiesen des weiten Parks. Zwischen mächtigen Eichen und Buchen ragt ein Ritterschloß in englisch-gotischem Stil empor, von Nikolaus I. gebaut — das sogen. Arsenal, ein Kunst- und Raritäten-Museum von mehr als bloß fürstlicher Pracht. Europäische Schmucksachen aus den verschiedensten Perioden gruppieren sich hier um persische und türkische Trophäen, indische Prachtrüstungen und die kostbarsten Geschenke orientalischer Herrscher. Die Waffen, Rüstungen und der Reitschmuck flimmern von Gold, Diamanten, Perlen und anderem Edelgestein, und der funkelnde Reichtum in seinen phantastischen Formen und Farben versetzt uns in die Zauberwelt alter orientalischer Höfe. Asien und Europa geben sich da ein Stelldichein.

Zarskoje-Selo hat aber noch einen zweiten, modernen Palast, den Katharina für ihren Enkel Alexander I. erbauen ließ. In Pawlowsk, nur 3 Werst entfernt, sind wieder zwei kaiserliche Paläste mit einem Park, welcher den von Zarskoje-Selo an Größe und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Nicht minder glänzend ist das weiter entlegene Lustschloß Peterhof, Kronstadt gegenüber, in dessen Park Katharina zu den übrigen Herrlichkeiten auch die Wasserkünste von Versailles nachahmen ließ. Nimmt man hierzu noch das Lustschloß von Strelna, die jetzige Hauptresidenz des Kaisers in Gatschina, die wundersamen Paläste des Kreml und diejenigen von St. Petersburg, so erhält man ein Gesamtbild, hinter dem wohl der Reichtum und Glanz der meisten andern Fürstenhöfe zurücktritt. Was ich davon gesehen — und es war lange nicht alles — kam mir wie ein Märchentraum irdischer Größe und Herrlichkeit vor. Als wir aber gen Gatschina fuhren und die ganze Bahn militärisch besetzt und überwacht war, fast wie im Kriege, da verlor der Märchentraum seine Zauberpracht.



Ruinen des Birgittenklosters Mariendal.

30. Reval.

Schau! Da wären wir ja schon wieder in Deutschland!

Das war mein Eindruck, als die vielen spitzen Türme von Reval vor unsern Blicken auftauchten und von der weiten Bahnkurve aus sich immer stattlicher entfalteten, noch mehr aber, als wir vom Bahnhof durch die leider nur dem Namen nach erhaltene Süsterenpforte in die merkwürdige alte Stadt hineinschritten. Man trifft da wohl neue oder modisch erneuerte Häuser, man sieht russische Inschriften in großen Buchstaben über den Hotels und Läden, man hört fremdartige Sprachen, Schwedisch, Russisch, Esthnisch an das Ohr klingen; aber die eigentliche Physiognomie der Stadt ist diejenige einer alten deutschen Reichsstadt. Die vielen, ansehnlichen Kirchen und Türme machten mich an das turmreiche Erfurt denken.

Die alte Umwallung des „Domes" und „Schlosses", der einstigen Citadelle, wie der Stadt ist an vielen erhaltenen Thoren, Türmen, Schanzen und Gräben, wie an der Richtung der Straßen und Häuserreihen noch deutlich erkennbar. Unter den vier Türmen des Schlosses ragt „der lange Hermann" hervor, ein gewaltiger Recke aus der Dänenzeit; die große Strandpforte, das Hauptthor von der Seeseite her, beherrscht eine massige, altersgraue Bastei, „die dicke Margaret" genannt; das Thor selbst ist von prächtiger Zeichnung, und hinter demselben erhebt sich die gotische St.-Olaus-Kirche mit ihrem riesigen, spitzen Turm (138 m, nach andern Angaben 145 m), dem höchsten im ganzen russischen Reiche, ehedem einem der höchsten Türme der Welt. Der Turm der Nikolaikirche hat keinen so hohen Helm, reicht aber in seinem kräftigen Unterbau ebenso hoch und ragt darum nicht minder maje-

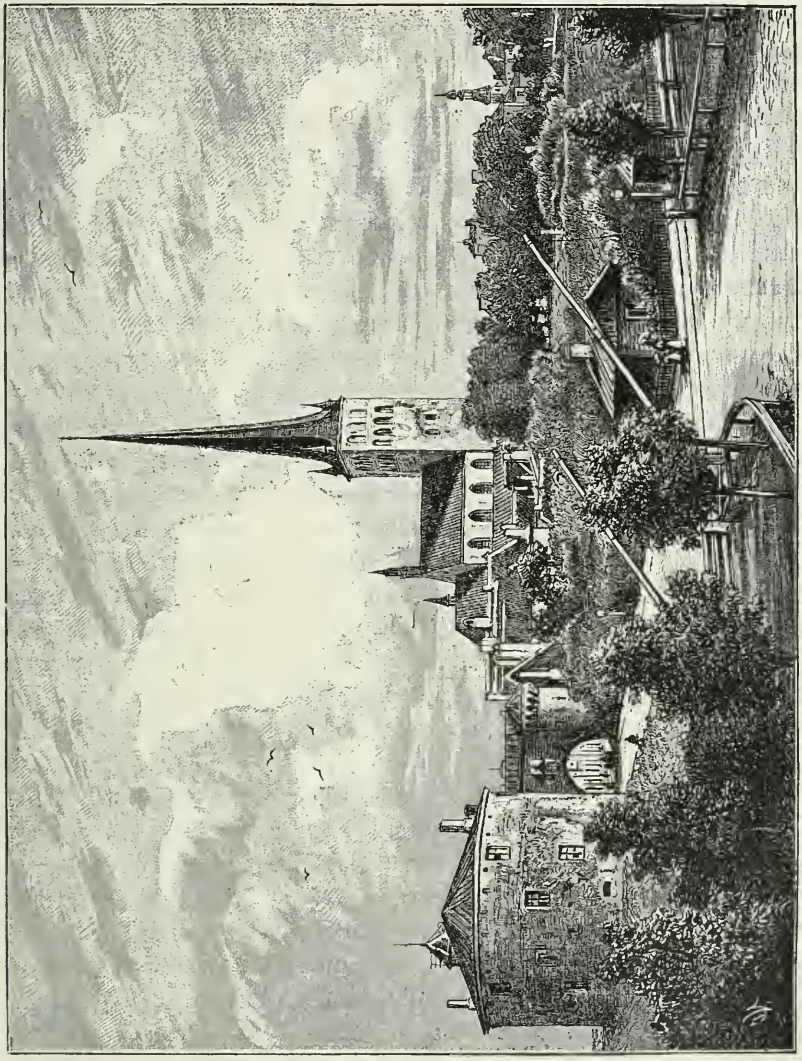
stätisch über die Stadt empor. Die Domkirche am Schloß ist bedeutend niedriger als beide; aber sie liegt auf dem Schloßhügel und kann darum im Gesamtbild mit ihnen wetteifern. Der würdige Genosse des „langen Hermann" und der „dicken Margaret" aber ist der „Kiek in der Koek" (Guck in die Küche), ein reckenhafter Rundturm der alten Befestigung, den neuen feinen Anlagen an der Ingermanland-Bastion gegenüber. Andere Türme hießen im Volksmund „Bremerturm", „Kampferbeckturm", „Teufels-Großmutter", „Mädchenturm", „Hinketurm", „Rosenkranzturm", „Pylsticker" (Pfeilsticker), „Stuir den Kerl" (Steure den Kerl) u. s. w. Die neueren Türme vermögen die Herrschaft der alten Recken nicht herabzustimmen, sie sehen nur pygmäenhaft zu ihnen empor, wie ein zierlicher moderner Leutnant zu einem geharnischten Ritter mittelalterlicher Zeit.

Nicht minder romantisch als die herrlichen Türme wirken die ehrwürdigen alten Giebelhäuser, welche Reval heute noch besitzt und die dem Gewirre der unregelmäßigen Straßen der Altstadt ein höchst malerisches Gepräge geben. Das ehrwürdigste ist das an einem freien Platz stehende, gotische Rathaus, das schon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt, später aber, 1665, wie auch die benachbarte Heilig-Geist-Kirche, frühere Ratskapelle, einen schlanken, minaretartigen Turm erhalten hat. Eine reich geschmückte Renaissancefassade besitzt das Haus der „Schwarzen Häupter", einer Kaufmannsgilde, welche in der Geschichte der Stadt eine hervorragende Rolle spielt und heute noch besteht. Malereien aus dem 15. Jahrhundert, die heiligste Dreifaltigkeit und die vier Evangelisten darstellend, zieren das sogen. Böcklersche Haus, in welchem einst der Bischof von Reval gewohnt haben soll; in seinem Hofraum befindet sich eine Kapelle mit einem noch wohlerhaltenen Altar. An dem gotischen Portal des Wrangelschen Hauses sieht man eine prachtvolle Thüre aus dem 16. Jahrhundert, ein Meisterstück von Tischlerarbeit, dessen Renaissance-Zeichnungen sich der reichen Profilierung des Thores ganz harmonisch anschmiegen. Am Portal des großen Gildenhauses erinnern noch zwei massive Thürklopfer mit schönen Löwenköpfen an die alte Zeit; der eine trägt die Jahreszahl 1430 mit dem Spruch: O Rex gloriae, Christe, veni in pace, der andere den niederdeutschen Segenswunsch: Got de ghebenediet al dat hus is un de noch komen sal. Wieder andere Häuser haben zwar keine Zier von hervorragendem Kunstwert, aber gewähren schon durch ihre Zeichnung einen malerischen Anblick, der längst entschwundene Zeiten wieder zurückruft.

Weit mehr wird aber die Achtung vor der einstigen Kunstthätigkeit Revals wachsen, wenn man die einzelnen Kirchen und merkwürdigen Profanbauten der Reihe nach besucht. Vieles Kostbare und Herrliche ist allerdings in den trüben Zeiten des Bilderstnrms untergegangen. Nachdem die Prediger alle Bilder für eitel Götzen erklärt hatten, fiel der Pöbel mit gieriger Zerstörungs-

wut über die ſchönſten Erzeugniſſe früherer Kunſt her, und die Prediger waren damit ganz einverſtanden. So meldet der livländiſche Chroniſt Rüſſow:

„Anno 1522. By diſſes Meiſters (Walter von Plettenberg) Regeringe, hefft dat Licht des hilligen Euangelii in den Lyfflendiſchen Steden angefangen



Reval.

tho lüchtende. Vnde alſe ydt de Lyde tho dem rechten vorſtande Göddlikes wordes vorlüchtet hadde, dat ſe des Paweſtes ſchendtlicken mißbruck vnde vorföringe ſehen vnde erkennen könden, Hebben ſe ſtracks mit den hölten Götzen einen krych angefangen, vnde de Kercken geſtormet, de Götzen daruth

gebannet, vnde dat Kerckengeschmyde wechgeföret, dat men nicht weth, wor ydt vorschwunden ys."

Einzelne Trümmer sind jedoch dem allgemeinen Schiffbruch entronnen. So ist in der sogen. Bremerkapelle der Olauskirche noch das Grabmal des Kaufmanns Hans Paulsen († 1513) erhalten, das in elf Reliefs die Leidensgeschichte Christi vorführt. In einer Seitenkapelle der Nikolaikirche steht noch deren alter Hauptaltar, ein Prachtwerk deutscher Schnitzarbeit (wahrscheinlich von Lübeck) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Völlig geöffnet zeigt der Altar mit seinen beiden Flügeln 68 Heilige in Hautrelief, reich polychromiert und vergoldet, während der Rücken der Flügel in Malerei die Legende des hl. Nikolaus und des hl. Viktor darstellt. Das glänzende Werk wurde früher Michael Wohlgemuth zugeschrieben, der baltische Kunstkenner K. E. v. Liphart hält es für eine späte Leistung der van Eyckschen Schule. In der Kirche selbst ist ein Totentanz aus dem Ende des 15. Jahrhunderts angebracht, ein Ölgemälde auf Leinwand (1,17 m hoch, 8 m lang), von dem 13 Darstellungen mit den zugehörigen niederdeutschen Versen noch wohlerhalten sind.

Das Altarblatt der Heilig-Geist-Kirche (1483) stellt die Ausgießung des Heiligen Geistes dar, auf den Seitenflügeln St. Elisabeth, St. Viktor, St. Olaf, St. Anna u. s. w. Als ungleich wertvoller gilt jedoch das Altarblatt, das in dem Gildehaus der Schwarzen Häupter aufbewahrt wird und das, nach der ältesten vorhandenen Nachricht, aus „Westen" über Lübeck nach Reval kam. Es gehörte wohl unzweifelhaft der van Eyckschen Schule an; eine Konjektur schreibt es sogar Hans Memling zu, bedarf indes noch der Untersuchung. Es besteht aus neun großen, auf Holztafeln gemalten Ölbildern, die teils auf Goldgrund ausgeführt sind, wahrscheinlich aber früher zu zwei verschiedenen Altären gehörten (einem Marienaltar und einem Dreifaltigkeitsaltar). Die verschiedenen Tafeln zeigen: Maria mit dem Jesukind, St. Viktor, St. Georg, die heiligste Dreifaltigkeit, die Geißelung Christi, St. Johann Baptist ꝛc. Der Ausdruck der Gesichter ist von innigster Frömmigkeit: man wird sie nicht ohne Rührung betrachten können.

Aber was sind diese Überreste gegen all die Schätze, die Reval einst besaß! In der heute völlig verödeten Olafskirche standen einst außer dem Hochaltar noch 24 Nebenaltäre. Die Nikolaikirche hatte außer dem erhaltenen Altar noch 16 andere Altäre, die Heilig-Geist-Kirche neben dem Hauptaltar noch 10 Altäre. Welchen Schmuck der Dom besaß, läßt sich nicht mehr bestimmen, da er 1684 völlig ein Raub der Flammen ward.

Die Kirche des einstigen Cistercienserinnen-Klosters, dem hl. Michael geweiht, wurde seit 1726 den Russen überlassen. Die Kirche der Predigermönche, der hl. Katharina geweiht, eine der schönsten der Stadt, wurde 1532 durch einen Brand zerstört; an ihrer Stelle befindet sich seit 1845 eine neue

Kirche für die wenigen Katholiken der Stadt. Ganz verschwunden sind eine St.-Barbara-Kirche, eine St.-Gertruden-Kapelle, eine St.-Antonius-Kapelle und eine kleine Hospitalkirche.

Soviel Reval auch von seiner einstigen Herrlichkeit verloren hat, so lassen die vorhandenen Denkmäler doch noch einigermaßen seine große frühere Bedeutung erkennen. Durch mehrere Jahrhunderte war es nach dem Nordosten Europas hin der äußerste Vorposten deutschen Bürgersinnes und deutscher Städtefreiheit, katholischen Glaubenslebens, abendländischer Bildung und Kunst. Wohl erstreckte sich der hanseatische Handel noch weiter nach Welikij Nowgorod am Ilmensee, „die größte Gewerbstadt im ganzen Reussen", wie der Freiherr Siegmund von Herberstein-Neipperg in seinen ‚Moskoviter wunderbaren Historien' sie nennt. „Deßhalb kam ein großer Hauffen Kauffleüt von allen Orthen dahin zusammen, namlich von Littauw, Poland, Schwedien, Dannmarck und Teutschem land, also daß die Burger und Einwohner von so viel Völkeren Ankunfft sehr reich worden. Es mögen auch noch auff diesen Tag die Kauffleüt auß Teutscher Nation ihre Factores oder Anwaldten daselben haben." Die zwei Gesandtschaftsreisen Herbersteins fallen in die Jahre 1516 und 1520. Nowgorod blieb indes bloße Handelsstation; die abendländische Kultur vermochte nicht Boden daselbst zu fassen. Wie von dem schwedischen Finnland aus die Festung Wiborg, so waren von Esthland her Reval und Narwa die äußersten Bollwerke gegen die halb oder ganz barbarischen Russen. Narwa wurde indes schon 1294 von den Nowgorodern von Grund aus zerstört und erlangte nie mehr die frühere Bedeutung; Reval dagegen hob sich zu einer Blüte und einem Glanz, daß es in Wohlstand und Kunstpflege mit Riga wetteifern konnte.

Auch Wiborg mit seinem gotischen Inselschloß auf Linaan-Saari und seinen andern malerischen Festungswerken, ebenso Narwa mit seinem Felsenschloß Iwangorodok und seinen altertümlichen Häusern, Wällen und Schanzen muteten mich höchst romantisch an und erinnerten mich lebhaft an den jahrhundertelangen Kampf, den Kultur und Barbarei an den Ufern des Finnischen Meerbusens geführt haben; aber so glänzende Bauten wie Reval hat keine dieser Städte aufzuweisen, einen solchen Frühling der Kunst wie Reval haben sie nie geschaut.

Einfachhin als deutsche Stadt darf man übrigens Reval nicht bezeichnen. Schon der Name des gewaltigen Olaussturms erinnert an skandinavischen Einfluß. St. Olaf hat indes nur als Flüchtling in Rußland geweilt. König Waldemar II. (Seir) war es, der 1219, von den deutschen Schwertrittern in Livland gegen die noch heidnischen Esthen zu Hilfe gerufen, den Grund zu Schloß und Stadt legte. Er stand damals schon auf dem Gipfel seiner Macht und beherrschte außer Dänemark Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Rügen, Pommern und einige Strecken in Preußen und

Kurland. Die Flotte, mit welcher er in der Bucht von Reval landete, soll aus 1400 Schiffen bestanden haben. Der Zug galt als Kreuzzug. Honorius III. schickte dem Heer seinen Segen und eine Fahne, rot mit weißem Kreuz, wahrscheinlich der Anlaß zu der Sage, daß die dänische Flagge, der Danebrog, mitten im Kampfgewühl der Dänen mit den Esthen vom Himmel herabgeschwebt sei, zum Zeichen des Sieges, wie einst das Kreuz Konstantins. Ein alter Volksspruch sagt:

Om Danebrog jeg véd,
Den faldt fra Himlen ned.

Andreas Sunnesön, Erzbischof von Lund, der Nachfolger Absalons und der Dichter des ‚Hexaëmeron', begleitete den König und die Flotte. Die Esthen zogen sich vor der Übermacht erst bestürzt zurück, versuchten dann aber, sie durch hinterlistigen Angriff abzuwehren. Verwirrung entstand wirklich unter den dänischen Reihen, aber der tapfere Fürst Witzlav von Rügen hielt ihnen stand, und mit besonderem göttlichen Beistand, wie die alten Berichte melden, erfochten die Dänen den glänzendsten Sieg. Ganz Esthland wurde nun unterworfen und die Einwohner gezwungen, sich taufen zu lassen. Die an der Bucht stehende Festung der Esthen, Lindanissa, wurde zerstört und statt ihrer eine neue erbaut, an der Stelle, wo noch heute das Schloß von Reval steht. Am Fuße des Hügels entstand rasch eine Stadt, die nach wenig Jahren, 1227, sich ihr eigenes Stadtrecht gab, um 1259 von der Königin Margaretha Samiria (wegen ihrer dunkeln Gesichtsfarbe Sorte Gret, d. i. die „schwarze Gret" genannt), Witwe Christophs I., die ersten Privilegien erhielt und schon 1284 als eine der bedeutendsten Städte dem Bunde der Hansa beitrat.

Auf dem Schloß residierten die dänischen Statthalter; von 1346 an aber, nachdem Waldemar III. Atterdag Esthland an die Deutschritter verkauft hatte, die Komture dieses Ordens. Die Stadt blieb aber freie Kaufstadt mit völlig unabhängiger Verwaltung, und im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelte sich mit dem wachsenden Handel auch das soziale Leben des Mittelalters in blühendstem Flor. In den Urkunden erscheint bereits 1326 eine Knutsgilde (wie solche in den größeren dänischen Städten bestanden), 1341 eine Olausgilde, bald darauf die „Große Gilde" (auch Kindergilde genannt), 1363 eine Tafelgilde für Hausarme, dann eine St.-Gertruden-Gilde, eine Schiffergilde und eine St.-Antonius-Bruderschaft für Pflege der Kranken. Das höchste Ansehen in der Stadt erwarb sich aber die um 1399 oder 1400 gestiftete Kaufmannsgesellschaft der sogen. Schwarzen Häupter, eine Bruderschaft, die, aus der „Kindergilde" hervorgegangen und auch fürder mit ihr in freundlichster Beziehung, in ihrer ersten Zeit einen vorwiegend religiös-kirchlichen Charakter trug. Die angesehensten Kaufherren und Kauf-

gesellen vereinten sich in dieser Bruderschaft sowohl zu gemeinsamer Pflege des religiös-sittlichen Lebens, als auch zur Förderung ihrer Geschäfte und zu gemütlicher Erholung und Geselligkeit. Ihren Gottesdienst hatten sie in der Katharinenkirche, der Ordenskirche der seit 1246 in Reval ansässigen Dominikaner, mit welchen sie auf freundschaftlichstem Fuße standen. Sie spendeten der Kirche goldene Kelche, schöne Altargemälde, kostbaren Altarschmuck, dem Kloster reichliche Almosen und Schutz und wurden dafür als

Das Gildenhaus der Schwarzen Häupter in Reval.

Wohlthäter zunächst in der Ordensprovinz Dänemark, später vom Generalmagister und dem ganzen Orden mit besonderen Gebeten und Seelenmessen bedacht. Für die Mitglieder wurde täglich in der Katharinenkirche eine Messe gelesen, an den Festen feierliche Hochämter, beim Tode eines Mitgliedes Trauergottesdienst gehalten. Wer zu spät zur Messe kam, hatte eine Strafe von drei Pfund Wachs zu erlegen. Einem verstorbenen Mitgliede gab die ganze Bruderschaft das Geleit; die Leiche wurde unter einem kostbaren Baldachin getragen, den man aus Nowgorod kommen ließ und auf

dem die vier Wappen der Gilde prangten. Neben der Frömmigkeit kam aber nach mittelalterlicher Art auch die Gemütlichkeit zu ihrem Recht. Außer den täglichen Versammlungen hatten die Schwarzen Häupter ihre zwei Haupt-Festversammlungen, die „Steven", an Weihnacht und an „Fastnacht". Ihnen gingen die sogen. „Drunken" voran, heitere Gesellschaftsabende, die von Weihnachten bis Epiphanie und dann wieder in der Zeit vor Fastnacht gehalten wurden. Die „Drunken" waren mit Musik, Spiel und Tanz gewürzt; feste Statuten mit ziemlich zahlreichen Geldbußen schirmten dabei gegen Ausgelassenheit; unwürdige Mitglieder wurden ausgestoßen. An Weihnachten wurde auf dem Marktplatz ein Reigentanz um einen Tannenbaum gehalten, dieser dann angezündet; am 1. Mai wurde unter frohen Volksfestlichkeiten ein Maikönig erkoren; anfangs Sommer war großes Vogelschießen der sogen. „Papagei". Der protestantische Chronist Rüssow zieht gegen diese Feste sehr griesgrämig zu Felde. Das katholische Mittelalter jedoch ärgert sich daran nicht. An dem Fronleichnamsfest, der herrlichsten Feier des Jahres, erschienen sämtliche Gilden im reichsten Schmuck; den Ehrenplatz hatte dabei der Maikönig mit seinem Gefolge und unmittelbar vor ihm die Schwarzen Häupter, zu denen außer den angesehensten Kaufleuten auch viele vom Adel gehörten. Von allen Vereinen der Stadt hat aber keiner so viel für Verherrlichung des Gottesdienstes und der religiösen Kunst gethan, als die Schwarzen Häupter. Sie standen durch ihre Handelsbeziehungen mit Hamburg, Lübeck und den Niederlanden im Verkehr und scheuten keine Kosten, um von daher sich die kostbarsten Gemälde, Schnitzereien, Stickereien und Gewebe kommen zu lassen. Solche Bestellungen reichen bis 1495.

Der schöne Einklang von Religion, Kunst und Leben ward jedoch sehr früh in Reval zerstört. Schon 1524 vernichtete der Bildersturm weitaus zum größten Teil, was die Andacht und Frömmigkeit der Bürger im Laufe von drei Jahrhunderten Großes und Schönes geschaffen hatte. Mit wahrem Ungestüm warfen sich gerade die Schwarzen Häupter der Neuerung in die Arme. Der Wohlstand und die Macht der Bürgerschaft hielt noch ein paar Jahrzehnte vor; doch brachen trübe Zeiten über sie herein. Pest und große Feuersbrünste suchten die Stadt heim; auch in Esthland erhoben sich die Bauern zu gewaltsamem Aufstand, und die Russen bedrohten immer ernster das Land. Mitten in den Wirren der Glaubenstrennung brach die mächtigste Stütze zusammen, welche der alte Glauben und mit ihm zugleich deutsche Kultur und deutsches Städtewesen in diesen Gauen gehabt: jener stets kampfbereite Orden der Deutschen Ritter, dem Kurland, Livland und Esthland ihre Blüte dankten. Der vorletzte Meister, Wilhelm von Fürstenberg (1557—1559), ein wackerer alter Degen, der an dem Glauben seiner Väter und an seinen Gelübden bis zum Tode unverbrüchlich festhielt, starb als Gefangener der Russen in Moskau; der letzte, Gotthard Kettler, gab

seinen Posten auf und nahm ein Weib. Als der greise Wilhelm von Fürstenberg im Triumph zu Moskau herumgeführt wurde, soll ihn ein ebenfalls gefangener Tatarenfürst angespieen und gesagt haben: „Euch deutschen Hunden geschieht recht. Denn ihr habt dem Moskowiter die Rute zuerst in die Hand gegeben, womit er uns gestrichen, und nun streicht er euch selbst damit.“ Ohne den inneren Zwiespalt, den die Glaubenstrennung in Deutschland und Polen gesät, wären die Russen nie zu jener Macht gelangt, mit welcher sie jetzt auf die Länder der Ostsee sich werfen konnten.

Trotz der alterprobten Tapferkeit der Bürgerschaft ward Reval für lange Jahre der Zankapfel grausamer Kriegszüge. Im Jahr 1561 stellte sich die Stadt unter schwedischen Schutz; 1569 ward sie durch dänische und lübische Kriegsschiffe bombardiert, 1570 sieben Monate lang, 1577 zwei Monate lang von den Russen belagert. Dann blieb sie mehr als ein Jahrhundert unter schwedischer Herrschaft, bis sie am 29. September 1710 sich dem siegreichen Peter dem Großen ergeben mußte. Während aus den Sümpfen der Newa-Mündung eine neue Kaiserstadt emporstieg, sank das alte Reval zur russischen Gouvernementsstadt herab. Peter d. Gr. kam zwar selbst in die Stadt und ließ sich sogar in die nunmehr lutherische Gesellschaft der Schwarzen Häupter aufnehmen. Aber seine alte Freiheit und Selbständigkeit hat Reval nicht wieder erlangt.

Etwa eine Stunde von der Stadt, am Meeresstrande, ragt noch eine merkwürdige Ruine empor, die lebendiger als die alten Türme und Festungswerke die vielen, schweren Leidenstage Revals ins Gedächtnis ruft. Es sind die Trümmer des großen Birgittenklosters Mariendal, das 1407 von drei reichen Kaufherren aus Reval: Heinrich Schwalberg, Heinrich Huxer und Gerlach Kruse, gestiftet wurde. Im Jahre 1411 erhielt es die päpstliche Bestätigung; im folgenden Jahre konnte es schon einige seiner Insassen abgeben, um in Mölln (bei Lübeck) das Kloster Marienwalde zu gründen. Die hohe Giebelfront der Kirche nach Westen, mit schöner gotischer Gliederung, ist noch erhalten, ebenso teilweise die andern vier Mauern und eine Wendeltreppe am Chor. Die Bogenfenster an letzterem zeichnen sich durch edles, einfaches Maßwerk aus. Vom Kloster sind nur niedrige Mauerreste übrig, meist von Busch und Gras überwachsen. Der Hofraum vor dem Westportal dient als Kirchhof.

Wie bei andern Klöstern hat skandalsüchtige Phantasterei auch diesem einen unterirdischen Gang nach der Stadt (von etwa 6 km Länge) und andere Schaudermären angedichtet, die einigen Novellisten „geistreich“, d. h. dumm und garstig genug waren, um sie in Romanen platt zu treten. Ernstere protestantische Forscher haben das „Märchen“ dahin zurückgewiesen, wohin es gehört, nämlich in das Reich klosterfeindlicher Fabeleien. Auch das Schauerbild, welches der Chronist Rüssow, Prediger in Reval, im

Jahre 1577 von der Entartung des Klosters malte, entbehrt der geschichtlichen Grundlage. Das Kloster Mariendal überlebte die Glaubensänderung der Stadt um ein halbes Jahrhundert und wurde erst 1577, im selben Jahre, wo Rüssow die Vorrede seiner Chronik schrieb, von den Russen zerstört. Wenn es Rüssow für unmöglich hält, „daß im Venusberge ein greulicher epikurisch Leben möge geführt werden, als hier auf diesem Ablasse und der Wallfahrt von den abgöttischen (d. h. noch katholischen) Bauern ist geführt worden", so spricht hier nur der Ärger eines unduldsamen Predigers, der es nicht verdauen konnte, daß das Kloster noch bestand und von der umliegenden Landbevölkerung als Wallfahrtsort besucht wurde, und daß der seit 50 Jahren schon lutherische Rat nichts gegen diese „Greuel" that. Unfug von seiten der katholischen Landbevölkerung ist nicht nachgewiesen, wohl aber von seiten der lutherischen Städter, die zur Feier des Johannisfestes nach dem Kloster hinauszogen und in der Nähe desselben tanzten, sangen und lärmten. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts liegen Briefe von Äbtissinnen vor, welche dem Rat von Reval das freundliche Ansinnen stellen, diejenigen Städter, die sich zur Kirchmesse am Johannistage nach Birgitten begeben, zu warnen, daß sich ein jeder fromm halte und keine Unlust daselbst anrichte. Viel Schutz ward den verlassenen Nonnen nicht zu teil. Im Jahre 1542 hatten sie nicht bloß über die erwähnten Störungen zu klagen, sondern über freche Erpressungen und Räubereien von seiten des schwedischen Kriegsvolks. Immer mehr wurden ihre Rechte und Privilegien mißachtet. Kinder zur Erziehung wurden ihnen keine mehr anvertraut; von einem weltlichen Verwalter elend hintergangen und ausgebeutet, lebten sie in der äußersten Dürftigkeit und konnten kaum mehr bestehen. Wiederholt (1561 und 1565) wandten sie sich um Schutz an König Erich XIV. von Schweden, aber vergeblich. Dennoch hielten die Birgittinerinnen mit unbesieglicher Standhaftigkeit in ihrem Berufe aus, bis russische Streifhorden im Jahre 1575 die ganze Gegend weit und breit bis unter die Mauern von Reval sengend und brennend verheerten. Am 30. Januar drangen sie in das Kloster ein, erschlugen einen Teil der Nonnen und führten die andern als Gefangene mit sich fort. Bei einem neuen Zug am 1. Februar 1577 zerstörten sie dann Kirche und Kloster.

Reval selbst hatte vom 22. Januar bis 13. März eine schwere Belagerung auszustehen. Die Russen wurden indes tapfer zurückgeschlagen, und in den nächsten Jahrzehnten gewann die schwedische Herrschaft nicht nur in Livland festen Fuß, sondern dehnte sich auch noch über Ingermanland aus. In dem Friedensschluß von Stolbowa (am 27. Febr. 1617) traten die Russen nach zehnjährigem Krieg Kexholm sowie die vier Festungen Iwangorod (Narwa), Jamborg, Koporin und Nöteborg, alle Ansprüche auf Livland, Ingermanland und Karelien an Schweden ab, und Gustav Adolf

konnte seinen Ständen triumphierend verkündigen, daß sie vorläufig nichts mehr von der Übermacht der Russen zu fürchten hätten: „Jetzt kann dieser Feind ohne unsern guten Willen mit keinem Boot in die Ostsee kommen; die großen Seen Ladoga und Peipus, der Fluß von Narwa, ein dreißig Meilen breiter Morast und starke Festungen scheiden uns von ihm. Von der Ostsee ist Rußland abgewehrt, und ich verhoffe zu Gott, daß es den Russen hinfüro schwer werden soll, über den Bach zu hüpfen (Och förhoppas jag til Gud, att det heräfter skall blifva Ryssen svårt öfver den bäcken att hoppa)!" An den Grenzen wurde ein Stein aufgerichtet, der mit den „Drei Kronen" Schwedens die Inschrift trug:

Huc regni posuit fines Gustavus Adolphus,
Rex Sueonum, fausto Numine duret opus.

Hier die Grenze des Reichs bestimmte Gustavus Adolphus,
Schwedens König, es mög' dauernd Gott schützen sein Werk.

Fast ein Jahrhundert lang blieb Schweden im Besitz beider Ufer des Finnischen Meerbusens, und das damalige Skandinavien dehnte sich weit über die Mündung der Newa aus. Da aber erschien Peter der Große, und die Russen „hüpften nicht nur über den Bach", sondern pflanzten die Hauptstadt ihres Weltreiches mitten zwischen die beiden Küsten des Finnischen Meeres, verwüsteten ganz Finnland und drangen schon 1714 zu den Ålandsinseln vor. Begnügten sie sich aber auch im Nystader Frieden (1721) vorläufig mit Kurland, Livland, Esthland, Karelien und der Wiborgs-Län, so blieben sie dabei nicht stehen, sondern holten sich am Anfang des folgenden Jahrhunderts auch das übrige Finnland und die Ålandsinseln als Beute.

Während Finnland noch harte Kämpfe durchzufechten hatte, bekam Reval, 1710 einmal russische Stadt geworden, ruhige, friedliche Tage. Wie Peter I., so haben auch Elisabeth und Katharina II., Alexander I. und Nikolaus die Stadt besucht, Kirchen, Schulen, öffentliche Anstalten daselbst gegründet. Sämtliche Zaren ließen sich nach dem Beispiel Peters I. in die Gilde der Schwarzen Häupter aufnehmen, und so begegnet man denn in dem merkwürdigen Gildenhaus nicht bloß zahlreichen Bildern schwedischer Herrscher (Gustav Wasa, Erich XIV., Gustav Adolf, Karl IX., Karl X., Karl XI. u. s. w.), sondern auch in einem andern Saale denjenigen der russischen Herrscher bis herab auf Alexander III. Ein älteres Zarenbild, in langem gelbgeblümten Rock, das Szepter in der Rechten, Kruzifix in der Linken, gilt als Porträt Iwans des Schrecklichen: Kaiser Nikolaus ließ es kopieren, da man sonst kein Porträt jenes Zaren hatte.

Die Einwohnerzahl Revals ist von 21 000 im Jahre 1860 auf 64 500 (im Jahre 1897) gestiegen. Bei der Volkszählung von 1863 befanden sich unter den 25 000 Einwohnern 13 000 Esthen, 8000 Deutsche, 800 Schweden,

die übrigen Russen, Letten u. s. w. Das Verhältnis dürfte sich seither nur wenig verändert haben. Da die Deutschen meist den höhern Ständen, die Esthen dagegen den dienenden und arbeitenden Klassen angehören, so hat die Stadt wie ehedem ein vorwiegend deutsches Gepräge bewahrt. Von den 14 Kirchen sind 3, darunter die zwei alten Hauptkirchen, die St.-Olaus- und St.-Nikolaus-Kirche, deutsch-lutherisch, 2 neue, die Johannis- und Karlskirche, esthnisch-lutherisch, die ältere St. Michaelskirche schwedisch-lutherisch, 6 andere Kirchen griechisch-russisch. Je eine kleinere Kirche haben die Reformierten und die Katholiken. An der katholischen Kirche ist ein polnischer Priester angestellt.

Die Zahl der russischen Kirchen hat sich seit 30 Jahren nicht gemehrt, und wenn die Lutheraner von Reval auf das blicken, was die Katholiken Rußlands im 19. Jahrhundert erduldet haben, so dürften sie im Grunde recht sehr mit ihrer Lage zufrieden sein. Weder das Luthertum noch das Deutschtum hat in den Ostseeprovinzen von einem wirklichen Martyrium zu erzählen. Die lutherischen Prediger, geachtet und gut besoldet, konnten frei ihres Amtes walten, soweit sie nicht durch unvorsichtige Propaganda sich selbst Ungelegenheiten von seiten der orthodoxen Kirche zuzogen. Der baltische Adel hatte Zutritt zu allen bürgerlichen und militärischen Ämtern im Reich bis hinauf zu den höchsten, erwarb sich nicht geringes Ansehen und bedeutenden Einfluß und genoß zu Hause seit der Regierung Alexanders I. friedlich seine alten Privilegien.

Die deutsche Bürgerschaft hatte, soweit sie sich dem Handel und der Industrie widmete, durch ihre Bildung, Einsicht und Rührigkeit sowie durch ihre Verbindung mit dem Westen einen großen Vorsprung vor den Kaufleuten und Industriellen des inneren Rußlands. An der 1802 wiedereröffneten Universität zu Dorpat fand deutsche Wissenschaft und Bildung einen freien, lebendigen Mittelpunkt, an dem sich die Jugend der Ostseeprovinzen durchaus selbständig für alle Zweige ausbilden konnte. Den tüchtigsten deutschen Lehrkräften war der Zutritt erschlossen, und ihr Wirken war ein so fruchtreiches, daß dieser Zuzug immer weniger nötig wurde, indem zwei Drittel der Professuren mit Einheimischen besetzt werden konnten. Schon von 1880 an stieg die Zahl der Studenten über 1200, und wissenschaftliche Namen ersten Ranges verbanden die Universität mit den hervorragendsten deutschen Hochschulen. Durch Gelehrte, Juristen, Ärzte, Beamte, Lehrer, Schriftsteller, die hier ihre Schulung erhalten, hat sich deutsche Bildung weit hinein nach Rußland verbreitet und zeitweilig mächtigen Einfluß erlangt. Reval selbst bot in zwei tüchtigen Gymnasien eine Vorschule für Dorpat. Der Handel Revals wurde zeitweilig durch St. Petersburg herabgedrückt; nachdem es jedoch durch die Eisenbahn zugleich mit dieser Hauptstadt, mit Moskau und mit Baltisch-Port verbunden worden, hob sich derselbe von Jahr zu Jahr,

und gegenwärtig ist Reval an Bedeutung der vierte Handelshafen des gesamten Reiches, für die Baumwolleneinfuhr sogar nächst Havre der ansehnlichste Stapelplatz von ganz Europa.

Die Stadt hat durch diesen Aufschwung des Handels nicht nur an Bevölkerungszahl, sondern auch an Ansehen und Wohlhabenheit gewonnen. Der erweiterte und verbesserte Hafen, der sich gewöhnlich schon früher als die Newamündung öffnet, ist durch die Sommermonate von zahlreichen Schiffen belebt. Von hier an die Altstadt hin lagern sich neue Quartiere mit ausgedehnten Magazinen und Arbeiterwohnungen. Ostwärts und südwärts sind umfangreiche, moderne Vorstädte um die turmgekrönte Hansastadt emporgewachsen, während in weiterem Kreis artige Landhäuser und üppige Wiesengründe sie umkränzen. Die gesamte Bucht bietet einen überaus malerischen Anblick dar. Über dem geschäftigen modernen Weltverkehr thronen in ritterlicher Würde die alten Erinnerungszeichen skandinavischer und deutscher Geschichte.

Perſonen- und Ortsregiſter.

A.

Aadalself 288.
Aak 117, 120.
Aalborg, Biſtum 393.
Aaleſund 113 f.
Aalhus 76.
Aardal 291.
Aardalsfjord 291.
Aarheimsfjeld 86.
Abel, norw. Mathematiker 218.
Åbo 102, 480, 482 ff., 486 f., 493, 508, 513; Biſtum 394, 483; Frieden von 505.
Abſalon, Erzbiſchof von Lund 395, 400.
Ackerſund 449.
Adam von Bremen 100, 196, 198.
Adam van Duren, niederl. Künſtler 396, 398.
Adler, Lektor 205.
Adlerberg, Graf Nikolai, Gouverneur von Finnland 514.
Adlerbeth, ſchwed. Dichter 405.
Adlerſparre, Sophie, ſchwed. Malerin 349.
Adolf Frederik, König von Schweden 340.
Adrian IV., Papſt 483; ſ. auch Breakſpeare.
— VI., Papſt 265.
— griechiſch-ruſſ. Patriarch 573.
Agricola, Michael, luth. Biſchof von Åbo 484, 485 f., 487, 509.
Ahlquiſt, Auguſt Engelbrecht, finn. Sprachforſcher 518.
Åhus (Schonen) 441.
Aiwaſowskij, Iwan Konſt., ruſſ. Marinemaler 539.
Akerself 226.
Akershus, Feſtung 195, 200, 203, 206, 226.
Åkersvaß 419.
Aktander, finn. Gelehrter 518.
Åland, Inſel 472, 478.
Ålandsinſeln 335, 471 ff., 496, 497, 601.
Ålandsmeer 472.
Alexander III., Papſt 385, 483.
— IV., Papſt 339, 370.
— I., Kaiſer von Rußland 487, 497, 508, 509, 532, 546, 552, 559, 576 f., 585, 588, 589, 601.
— II., Kaiſer von Rußland 521, 523, 559, 561, 580.
— III., Kaiſer von Rußland 559.
— Newskij Großfürſt von Rußland 512, 564.
Alexandra Feodorowna, Kaiſerin von Rußland 508.
Alexei, Sohn Peters d. Gr. 540.
Alexejew, ruſſ. Landſchaftsmaler 538.
Alfreken ſ. Ulrikken.
Allen, Karl Ferd., dän. Hiſtoriker 15.
Alopäus, finn. Geſchichtsforſcher 489.
Alſtahaug 167.
Alſten, Inſel 172, 174.
Alten 157, 165, 180.
Altengaard, kath. Miſſionsſtation 180.
Alt-Finnland 487.
Altomünſter, Birgittenkloſter bei Aichach 458.
Alvaſtra, Birgittenkloſter 436, 454, 455, 456, 462, 463.
Amſterdam (Vergleich mit St. Petersburg) 529 f.
Amund, Miſſionär 433.
Andersön, Inſel 316 f.
Andersſön, Hans, Abt 202.
Andfjord 161.
Andö 161.
Angermann, luth. Erzbiſchof von Upſala 468.
Angermanland, ſchwediſche Län 431.
Anker, Bernt 204.
Anklam 13.
Anna Iwanowna, Kaiſerin von Rußland 576.
Annerſtedt, Claes, Oberbibliothekar 371 f.
Anſelm von Canterbury, hl. 395.
Ansfried, Miſſionär 331.
Ansgar, hl., Apoſtel des Nordens 331, 390 ff., 393, 433.
Antonianer 437.
Antonius, abgefallener Mönch 266.
Araktſchejew, ruſſ. Miniſter 498.
Arafon, Jón, Biſchof von Hólar 424.
Arbo, norw. Maler 220.
Arboga, Kirchenverſammlung von 378.
Archetti, päpſtl. Nuntius 576.
Åre 311.
Arén, Erich, finn. Länsman 478.
Arendal 183.
Åreskutan 309.

Argelander, Friedr. Wilh. August, Astronom 494.
Arktander, Prediger 167.
Arne Einarsſön, Erzbiſchof von Throndhjem 241 ff.
Arni, Pfarrer 199.
— Magnusſon, isländ. Gelehrter 199.
Arnö, Inſel 161.
Aros (Upſala) 370.
Asbjörnſen, Peter Chriſtian, norw. Dichter 218.
Asbrekkefoß 51.
Aſcheberg, Rutger v., ſchwed. Feldmarſchall 426.
Aſchehoug, norw. Rechtsgelehrter 218.
Asgaut, Biſchof von Oslo 196.
Askatin, Abt und Reichskanzler von Norwegen 202.
Asker ſ. Özurr.
Aspö 441.
Aſtrachan, kathol. Miſſion 577.
Audun Hugleikſon Heſtakorn, Ritter 76 f.
Audunn Thorbergsſon, Biſchof von Hólar 232.
Auflemsfjeld 94.
Auguſtiner 154, 263 ff., 437.
Auleſtad, Hof 256.
Aune 131.
Aura ſ. Aurajoki.
Aurajoki, Fluß 480, 494.
Aurlandsfjord 58.
Auſta, Mutter des hl. Olaf 140 f.
Auſtbjerg 131.
Autbert, Mönch 392.

B.

Baade, Knud, norw. Maler 220.
Baegna, Fluß 248, 272, 278, 280, 281, 284 f., 286.
Baevra, Fluß 291, 292 ff.
Baglar, norw. Parteigänger 8 f., 68.
Bakke 58.
— am Nid, Benediktinerinnenkloſter 263.
Balholmen 61, 69.
Bälinge, Runenſtein von 327, 328.
Banér, Joh., ſchwed. Feldmarſchall 342, 404.
Bang, A. Chr., norw. Kirchenhiſtoriker 101, 203, 218, 265, 267 f.
Baraguay d'Hilliers, franz. General 479.
Barrows, Alderman 117 f.
Bathilde, Königin 391.
Baudoin, Abbé, Miſſionär 180.
Baumgartner, Gallus Jakob, ſchweiz. Staatsmann 344.
Bazius, ſchwed. Hiſtoriker 468.
Belgien, Birgittenniederlaſſungen in 459.
Bellenack, Vincentius, Biſchof von Skara 442.
Bellman, Karl Michael, ſchwed. Dichter 347, 357, 358, 360, 406.
Benediktiner 155, 263 ff, 391 ff., 437.
Bengt, Sohn der hl. Birgitta 453, 454.
Bergen 3 ff., 9 ff., 15 f., 17 ff., 42, 48, 102, 117, 153, 199, 200, 202, 203, 240, 268, 413, 458; Bistum 24, 101, 146, 263; Synode von 268.
Bergenhus, Feſtung 18.
Bergensbaad 82.
Bergh, J. Ed., Landſchaftsmaler 355.
Berling, E. W., Schriftſteller 396.
Bern, ſchweiz. Kanton 271.
Bernadotte ſ. Karl XIV. Johann.
Bernard, Abbé, Miſſionär 180.
Bernhard, hl. 434, 435.
— A., Miſſionär 438.
Bernhardiner ſ. Ciſtercienſer.
Bilde, Claus, norw. Reformator 203.
— Eske, däniſcher Ritter 102.
Birckholtz, finn. Adelsgeſchlecht 488.
Birger Jarl, Regent von Schweden 339, 347, 355, 434, 440, 477.
— Magnusſon, König von Schweden 450.
— Gregorsſon, Erzbiſchof von Upſala 461.
— Gunnarsſon, Erzbiſchof von Lund 396, 398.
Birger, Perſſon (Pedersſon), Vater der hl. Birgitta 384, 450 f.
— Ulfsſon, Sohn der hl. Birgitta 453, 455, 456, 457, 463.
Birgisſon, Jón, Erzbiſchof von Throndhjem 146.
Birgitta, hl. 429 f., 449 ff., 459 ff., 467 f.
Birgittenklöſter 437, 458 f., 483, 599 ff.
Birgittenorden 457 ff.
Birke ſ. Björkö.
Birkebeiner, norw. Parteigänger 8 f., 68.
Biron, E. Joh., Regent von Rußland 562.
Bitter, van, holl. Befehlshaber zur See 16.
Bjergaker 132.
Björeia, Fluß 38.
Björgvin ſ. Bergen.
Björkö, Inſel im Mälarſee 331, 392, 433.
Björn Buna 64.
Björneborg 497.
Björnefjord 47.
Björnklev (Bärenklev) 122.
Björnſon, Björnſtjerne, norweg. Dichter 21, 23, 27 f., 101 f., 103, 174 f., 218, 227 f., 245, 256 ff., 281 ff.
Björvik, Bucht 195.
Blaamand 3.
Blekinge, ſchwed. Län 270, 410, 431, 432.
Blekö, Inſel 195.
Bodenſee 59, 254, 448.
Bodenſtedt, Friedr., Dichter 539.
Bodö 157, 181.
Bodom Erik, norw. Maler 220.
Bohuslän, ſchwed. Län 410, 431, 432.
Bollandiſten, die 199, 512.
Boller, Andr., apoſt. Präfekt 180.
Bollnäs 338.
Bomarſund 478, 506.
Bondehusgletſcher 44.
Bondonis, Andr., Magiſter 378.
Bonifatius IX., Papſt 457.
Bonneuil, Stephan v., Baumeiſter 368.
Borch, Chr., norw. Bildhauer 22, 229.
Borenſee 420.

Borgå, erster finn. Landtag in 487.
Borgund 60, 61.
Börjesson, Agnes, Genremalerin 355.
— J., schwed. Bildhauer 354.
Borodino, Schlacht von 552.
Bothwell, James Graf v., Gemahl Maria Stuarts 388.
Böttticher, Karl Wilh., schwed. Dichter 343 f.
Bottnischer Meerbusen 338, 451, 471, 478, 497.
Bragernaesaas 251.
Brahe, Graf Peter d. Ältere, schwed. Staatsmann 436, 486.
— Tycho, schwed. Astronom 183.
Brandes, Georg, dän. Litterarhistoriker 260.
Brandt, norw. Rechtsgelehrter 218.
Brask, Johann, Bischof von Linköping 420 ff.
Braybley, Naturforscher 161.
Breakspeare, Nikolaus, Kardinal (später Papst Adrian IV.) 8, 146, 262, 394.
Bredheimsband (Breumsband) 80, 82.
Brehm, Alfred Edm., Naturforscher 163.
Bremen (Standbild Gustav Adolfs) 428.
Brigsdal 96.
Brigsdalgletscher 86.
Broc, Pierre de, Bischof von Auxerre 468.
Brockenhaus, Hemming v., schwed. Offizier 477.
Brückenberg an der Riesenkoppe 238.
Bruland i Utviken 83.
Bruni, F. A., russ. Maler 538.
Brunius, schwed. Architekt 440.
— C. G., schwed. Philolog 398.
Bruun, Christoph, norw. Pädagog 256.
Brylow, russ. Maler 538, 539.
Bryn 254.
Brynjulf III., Bischof von Skara 442.
Brzozowski, Thadd., S. J., Ordensgeneral 577.
Buarbraegletscher 44.
Buch, Christian Leopold Frhr. v., Geognost 254.
Budde, Johann (Jens), Birgittenmönch 461.
Bugge, Sophus, norw. Philolog 218.
Bull, Ole, norw. Musiker 22.
Bulutow, russ. General 497.
Burud 250.
Buxhöwden, Friedr. Wilh. Graf v., russ. General 478.
Bygdinsee 290.
Byström, Johann Niklas, schwed. Bildhauer 354, 440.

C.

Cäcilia, Tochter der hl. Birgitta 453, 454.
Cäcilienkrone 94.
Cajan, finn. Geschichtsforscher 518.
Calonius, finn. Rechtsgelehrter 489.
Canova, Antonio, ital. Bildhauer 354.
Canterbury 141.
Cappelen, norw. Maler 220.
Carlsborg 449.
Cartesius, Philosoph 347.
Castelholm, Schloß 477, 480.
Castrén, Matthias Alex., finn. Sprachforscher 491, 518 ff.
Celsius, Bischof von Lund 397.
Chartres, Herzog v. 117 f., 120, 131.
Chiewitz, finn. Architekt 514.
Christian I., König von Dänemark, Schweden u. Norwegen 144, 217.
— II., König von Dänemark u. s. w. 202, 265, 266, 356, 421, 442.
— III., König von Dänemark und Norwegen 267.
— IV., König von Dänemark und Norwegen 203.
— (VIII.) Frederik, Prinz von Dänemark, Statthalter von Norwegen 205.
Christiania 16, 102, 195, 196 ff., 200, 204, 240, 277, 413; Bistum 24, 153; Universität 217.
Christianiafjord 182, 193, 194, 195, 196.
Christiansten, Fort 135, 136.
Christie, A., Architekt 148.
— Wilh. Frimann Koren, Stiftsamtmann 22, 51.
Christina, Königin von Schweden 342, 365, 366, 431, 486.
Christoph III., König von Dänemark und Schweden 378.
Cistercienser 201, 263, 434 ff., 594.
Clemens V., Papst 368.
— VI., Papst 455 f.
Clery, Desideria, Gemahlin Bernadottes 342.
Cluniacenser 437.
Coignet de la Thuilerie, Gaspard, franz. Gesandter 468.
Collan, finn. Geschichtsforscher 518, 520.
Collart, Claude, franz. Abenteurer 269.
Collet, John, Ästhetiker 204.
Collot, Marie, franz. Bildhauerin 542.
Corvey (Alt-C., Corbie), Benediktinerkloster in der Picardie 391, 392.
— Benediktinerkloster in Westfalen 392.
Coursón bei Auxerre 468.
Cronstedt, schwed. Admiral 506.
Cusa, Nikolaus von, Kardinal 424 f.

D.

Daae, Ludw., norw. Historiker 101, 200, 218.
Dahl, J. Ch. Cl., norw. Landschaftsmaler 22, 220, 238.
Dalarne (Dalekarlien), schwed. Län 323.
Dalkarlarne (Dalkarlar, Dalekarlier), schwed. Volksstamm 323, 422.
Dalslandskanal 413.

Dänemark, die Dänen 136, 199, 205, 269, 393, 434, 477, 544, 597.
Dante Alighieri 451.
Daß, Peter, norw. Dichter 166 ff., 172, 178.
David, hl., Missionär 332, 433.
Davö, Insel 433.
Demmin 13.
Deutsche in Norwegen 9 f., 12, 13 ff., 203; in St. Petersburg 575.
Deutschland 194, 404; ehemalige Birgittenklöster in 458.
Deutschritter, Orden der 596, 598.
Diderot, Denis, Encyklopädist 532.
Dietrich, Mönch, norweg. Chronist 264.
Dietrichson, L. H., Kunst- u. Litterarhistoriker 238.
Dillne, Hof 318 ff., 324.
Döbeln v., finn. General 496 ff., 523.
Dokka, Fluß 272.
Dolgoruki, Fürst, russ. General 498 f.
Domaas 126.
Dominikaner 155, 201, 262 ff., 437, 483, 594,
Dorpat 602. [597.
Dostojewskij, F. M., russ. Romanschriftsteller 560.
Dövikssoß 250.
Dovrefjeld 124 ff.
Drammen 251.
Drammenself, Fluß 248, 250, 251, 272.
Drammensfjord 194, 197, 251.
Driva, Fluß 130, 131.
Drivstuen 126, 131.
Dröbak 194.
Drottningholm, Insel 361.
Drumsö, Insel 506.
Du Chaillu, franz. Reisebeschreiber 156, 306.
Dumahnt, kath. Missionär 153.
Dyrdalsfjeld 58.
Dyveke, Maitresse Christians II. von Dänemark 265.

E.

Ebba Leijonhufvud, Schwiegermutter Gustav Wasas 436.
Ebbo, Erzbischof von Rheims 390.
Eckersberg, Christoph Wilhelm, dän. Maler 220.
Ed 413.
Edshult 442.
Eenberg, Johann, schwed. Topograph 369.
Eggenibba 82.
Ehrensvärd, Aug. Graf v., schwed. Feldmarschall 505.
Eide 34, 94.
Eidfjord 45.
Eidsfjeld 247.
Eidsvellir 254.
Eidsvold, Reichsversammlung von 205, 211, 215, 254.
Eilif, Erzbischof von Throndhjem 146.
Einar Skúlason, isländ. Dichter 146.
Ekeberg 195.
Ekenäs 504.
Eleonora von Brandenburg, Gemahlin Gustav Adolfs von Schweden 340.
Elisabeth, Königin von England 459.
— Petrowna, Kaiserin von Rußland 552, 562, 601.
Encyklopädisten, die 546.
Endridson, Sigurd, Erzbischof von Throndhjem 146.
Engelbrechtsjön, Olaf, Erzbischof von Throndhjem 265.
Engelö, Insel 165.
England, Kontinentalsperre 183; Toleranz 446; Birgittenklöster in 458 f.
Engländer in Norwegen 10, 16 f.
Erich (Sohn Sverrirs), Prinz von Norwegen 68.
— VII., von Pommern, König von Dänemark und Schweden 264, 458, 463.
— Jedwardsjön, der Heilige, König von Schweden 370, 382, 394, 434, 450, 477, 480, 482.
— X. Knutson, König von Schweden 434.
— XI. Erichson, König von Schweden 339, 434.
— XIV., König von Schweden 269, 488, 600.
Erich, Emune, König von Dänemark 199.
— Glipping, König von Dänemark 15.
— Plovpenning, König von Dänemark 11.
— Hakonsson, Jarl 140.
— Magnusson (Praestehader), König von Norwegen 15, 76.
Erichsgasse, sogen. 450.
Erichsson, Nikolaus, Birgittenmönch 462.
Erikberga, Kirche von 441 f.
Erimbert, Genosse des hl. Ansgar 331.
Erlandsson, Jakob, Erzbischof von Lund 396.
Eskill, hl., Missionär 332, 433.
— Erzbischof von Lund 395, 435.
Eskilstuna 433.
Espelandsfoß 38.
Esthland, die Esthen 595, 596, 598.
Etna, Fluß 272, 276.
Eufemia, Königin von Norwegen 451.
Euler, Leonhard, Mathematiker und Physiker 585.
Eyck, Gebrüder van 538; van Eycksche Schule 594.
Eystein, König von Norwegen 7, 8, 146.
— Ásgrimsson, norw. Dichter 154.
— Erlandsson, Erzbischof von Throndhjem 146, 148.
— Magnusson, König von Norwegen 126 f.
Eyvindr Skáldaspillir, Skalde 158.

F.

Fabri, Johannes, schwed. Buchdrucker 376.
Fahlander, finn. Oberst 499.
Falconet, Maurice Etienne, franz. Bildhauer 542.
Faleide 85, 86, 93.
Falsen, Christian Magnus, norw. Staatsmann 205.
Fanaraak (Fanarauk) 291, 294.
Faröer, die 2, 10, 167, 180; Bistum 393 f.

Favorin, finn. Bibelüberſetzer 486.
Femſjö 413.
Fennomanen, die, finn. Sprachpartei 522, 523.
Fimreite, Seeſchlacht bei 68.
Fincke, finn. Adelsgeſchlecht 488.
Finmarken, norw. Amt 1, 156, 157 ff., 180, 181.
Finn, ſagenhafter Rieſe 398 ff.
Finniſche Litteraturgeſellſchaft 515 ff.
Finniſcher Meerbuſen 471, 478, 490, 497, 506, 524, 595, 601.
Finnland, die Finnen 205, 339, 471, 478, 482 bis 523 ff., 601; finn. Sagen 473 ff.
Finſtad in Uppland 451.
Fitzhuger, Lord 458.
Fjaerlandsfjord 61.
Fjeld, norw. Hochplateau 123, 126, 129.
Fjeldheim 284, 285.
Flacius Illyricus, Matth., luth. Theologe 449.
Flatmark 122.
Flovenband 94.
Flöifjeld 3, 4.
Floren 302.
Flottbergsſtrömmen 419.
Flowitzki, ruſſ. Maler 586.
Fogelberg, Benedikt, ſchwed. Bildhauer 354, 426.
Fokſtuen 126, 127.
Folgefond 35, 38, 40, 43, 44, 46.
Folklande, die ſchwediſchen 433, 450.
Foltunger, ſchwed. Königsgeſchlecht 339, 450.
Fonnfjeld 303.
Förde 76.
Fortunsdal 291, 298.
Framnaes, Vorgebirge 61.
Frankreich 76; Birgittenniederlaſſungen in 459.
Franzén, Franz Michael, ſchwed. Dichter und Schriftſteller 490, 522.
Franziskaner 263 ff., 437, 483.
Fredenheim, C. F., ſchwed. Hiſtoriker 438.
Frederik III., König von Dänemark 412.
Fredrikshald 411, 412, 413.
Fredrikshamn, Frieden von 486, 498.
Fredriksſtad 411.
Fredriksſten, Feſtung 412.
Fresvickbrae 69.
Frichs, Joachim, norw. Maler 228.
Friedrich I., König von Dänemark 155.
— IV., König von Dänemark 144 f.
— Wilhelm IV., König von Preußen 238.
Frisman, Lydr, dän. Feldoberſt 477.
Frithjofsſage 60 ff.
Frogneſaeter, Alp 225.
Frösön, Inſel 316 f., 321, 326, 330; Runenſtein von 326, 330.
Froſta, Landzunge bei Bergen 138.
Fröyen, Inſel 160.
Frydenlund 279, 280.
Fürſtenberg, Wilhelm v., Hochmeiſter des deutſchen Ordens 598 f.

G.

Galdhöpig 279, 289, 291, 299.
Galitzin, Alexander Nikol., Fürſt, ruſſ. Miniſter 577.
Ganander, finn. Sprachforſcher 489, 490.
Gange-Rolf, Viking 114.
Gardie, Magnus Gabriel Graf de la, ſchwed. Staatsmann 365, 434 f.
Gatſchina 590.
Gausdal 256.
Gauſta 247.
Geijer, Erik Guſtav, ſchwed. Hiſtoriker und Dichter 358, 421, 429 f., 439.
Geirangerfjord 105, 112.
Genfer See 59, 254, 448.
Geyr, v., S. J. 29, 31, 306, 316.
Gille, Harald 7.
Giskö 114.
Gislonis, Dr. Jak., Theologieprofeſſor 374.
Gjendeſee 290.
Gjetfjeld 136.
Gjövik 273.
Glittertind 289.
Glommen, Fluß 411.
Gmelin, S. G., Reiſender und Botaniker 585.
Gnadenthal (Nådendal), Birgittenkloſter bei Åbo 458.
Goethe, Joh. Wolfgang v. 563.
Gogol-Janówskij, Nikolai, ruſſ. Schriftſteller 573.
Gokſtad 219.
Gol, Stavekirche von 230 f.
Götaelf 414, 425, 426.
Götakanal 414, 420 ff.
Götaland, ſchwed. Län 431, 432.
Göteborg 425 ff.; Bistum 438; ſogen. Göteborger Syſtem 117.
Göthling, Dr., Oberarzt 469 f.
Gotland, ſchwed. Landſchaft 431.
Granum, Hof 275.
Graubünden, ſchweiz. Kanton 271.
Graven 34.
Gravenfjord 47.
Gravensvand 34.
Gregor IV., Papſt 390.
— IX., Papſt 483.
— XIII., Papſt 438.
Greifswald 13.
Grenna 449.
Griffenfeld, Peter, dän. Miniſter 136.
Grijs, Paulus, ſchwed. Buchdrucker 376.
Grimkell, Biſchof von Oslo 196.
— Biſchof von Throndhjem 143.
Gripsholm 486.
Grislehamn 498.
Grjotabrae 291.
Grodaas 104.
Groningen 13.
Grönland, Bistum 393, 394.
Groſch, Baumeiſter 218.
Großbritannien 194.
Gruber, Gabriel, S. J., Ordensgeneral für Rußland 576.
Gudaa 302.
Gudbrandsdal 124, 271, 290.
Gude, Hans, norw. Landſchaftsmaler 220, 229, 355.
Gudmar, Sohn der hl. Birgitta 453, 454.
Gudvangen 56 f.
Gula, Fluß 132, 134.

Gullöfälle 416.
Gummerus, Pastor 478.
Gunnlaug Leifsson, Mönch 100.
Gustav Adolf, König von Schweden 340, 342, 366, 379, 425, 426 f., 436, 462, 486, 600 f.
— III., König von Schweden 204, 340, 342, 345, 354, 357, 405.
— IV. Adolf, König von Schweden 204, 342, 478, 497, 498.
— Wasa, König von Schweden 340, 383 f., 420, 421 f., 423 f., 436, 438, 439, 440, 462, 468, 477, 485, 486, 487.
Gustavssvärd, Fort 505.
Gylden, finn. Geschichtsforscher 518.
Gyldenstjerne, Mogens 202.
Gyllenbrook, finn. Adelsgeschlecht 486, 488.
Gyre, sagenhafte Riesin 247 f.

H.

Haa-Öer, Inseln 194.
Hadrian s. Adrian.
Hagemann, Clemens, Missionär 180 f.
Hagerup-Gram, norw. Ministerium 214.
Hakon V., König von Norwegen 226.
— Adalsteinsfóstri, König von Norwegen 138 f.
— der Gute, König von Norwegen 127, 139.
— Hakonsson, König von Norwegen 11, 18.
— III. Herdebred, König von Norwegen 8.
— Ladejarl 99, 136, 139 f., 141.
— VII. Magnusson, König von Norwegen 77.
Hákonarmál 138, 139.
Halitgar, Bischof von Cambrai 390.
Halland, schwed. Län 322, 410, 431, 432.
Hallingdal 271.
Hallingskarven 247.
Hallthorsson, Jón, Bischof von Skálholt in Island 264.
Hálogaland, altschwed. Landschaft 158.
Halsfjord 246.
Halvard, hl. 197 ff., 200.
Hamar 253, 255 f., 260 ff., 261 f., 269, 270; Bistum 24, 146, 196, 203, 263, 394.
Hamburg 13.
— = Bremen, Erzbistum 392, 393.
Hammaburg s. Hamburg.
Hammerfest 157, 165, 174, 180, 181.
Hangö 496.
Hanseaten, die 158.
Hansteen, norw. Astronom 218.
Haparanda 308.
Harald Gormsson, König von Dänemark 139.
— Graenzki, norw. Kleinkönig, Vater des hl. Olaf 140.
— Hardrade, König von Norwegen 146, 196.
— Schönhaar (Harfagr), König von Norwegen 114, 138, 141, 206.
— Kleinkönig von Jütland 390.
Hardangerfjord 17, 24 ff., 32 ff., 40 ff.
Hárek von Thjótta 158.
Harstad (Harstadhaven) 178.
Haugsund 250.
Havre, Le 603.
Hazelius, Dr. Arthur, Ethnograph 359.
Hebriden, die 2.
Hedal 273.
Hedemarken, schwed. Län 411.
Hedwig Eleonora, Gemahlin Karls X. Gustav von Schweden 361.
Heemskerck, Martin van, niederl. Maler 440.
Hegranaes 76.
Hegre 302.
Heilstuguhö 289.
Heinrich der Heilige, Bischof von Åbo 482 f., 487, 494.
— V., König von England 459.
— VIII., König von England 459.
Helena Paulowna, Großfürstin von Rußland 581.
Helgedal 291.
Helgesaetr, Kloster 155.
Helgö, Insel 255, 260.
Helgoland 426 f.
Hell, Max, S. J. 180.
Helle 302.
Hellesylt 104, 112.
Helsingfors 487, 493, 505, 506 ff., 514, 518.
Helsingland, schwed. Län 322, 332, 432.
Helvetesfall 417.
Hemming, Bischof von Åbo 483.
Hengen 284.
Hennequin, Alfred, franz. Vaudeville-Dichter 315 f.
Herberstein-Neipperg, Siegmund Frhr. v., Staatsmann und Geschichtschreiber 595.
Herder, Joh. Gottfried v. 517.
Herjedalen, schwed. Län 431.
Hernösand 308; Bistum 438.
Hestbrae 291.
Hestmandsö, Insel 161, 174.
Heyden, Graf, Gouverneur von Finnland 514.
Hildebrand, Dr., schwed. Reichsantiquar 328.
Hindö, Insel 161, 178.
Hisfjord 47.
Hitterön, Insel 160.
Hjaerkinhö 128.
Hjellö, Insel 194.
Hjelmarsee 448.
Hjo 449.
Hladir (Lade), Hof 138.
Hoffmann, finn. Bibelübersetzer 486.
Hogland, Insel 524.
Holaker 126.
Hólar, Bistum 393.
Holberg, Ludwig, norw. Lustspieldichter 22.
Holländer in Norwegen 16 f.; holl. Maler in St. Petersburg 536 f.
Holmen, Insel 251.
Holsfjord 246.
Hommelviken 302.
Hönefoß, Stadt u. Wasserfall 248 ff.
Honorius III., Papst 596.
Horgheim 122.
Horn, finn. Adelsgeschlecht 486, 488.
Hornindal 104.
Hornindalsrokken 104.

Hornindalsvand 104.
Horten 194.
Horunger s. Horungstinderne.
Horungstinderne 59, 289, 291, 294, 297.
Hovedö, Insel 195, 200, 201 f., 225, 226.
Hovedtangen, Landzunge 204.
Hullekollen 284.
Humledalen 246.
Husaby 197, 433.

J.

Jacobi, Petrus (Sunnanväder), Bischof von Vesterås 422, 438.
Jamborg, Festung 600.
Janssen, Johannes, Historiker 375.
Ibsen, Henrik, norw. Dramatiker 18, 21, 183, 218, 236, 277, 278, 299 f.
Iddefjord 411.
Jegorow, russ. Maler 538.
Jelagin-Ostrow, Insel 588.
Jemtland, schwed. Län 304, 308, 309, 325, 431, 432; Runenstein von 332.
Jerkin 126, 128.
Jerusalem 457.
Jesuiten in St. Petersburg 576 f.
Jisalmi 498.
Jlinskij, russ. Senator 577.
Ilmarinen, Haupthelb des finnischen Epos Kalevala 491 ff.
Indre Haugen 104.
— Samlen 47.
Inge, König von Schweden 434.
Ingeborg, Mutter der hl. Birgitta 451.
— Tochter der hl. Birgitta 453, 454.
Ingemundi, Dr. Ragvaldus, Kanonikus von Upsala 378.
Ingermanland 600.
Ingi I., König von Norwegen 7, 8, 146, 394.
Innocenz IV., Papst 564.
— XIII., Papst 144.
Joachim, griech.-russ. Patriarch 573.
Johann II., König von Dänemark, Schweden u. Norwegen 440.
Johann III., König von Schweden 340, 382, 384, 438, 462, 486.
— Magnus, Erzbischof von Upsala 421.
Johanna I., Königin von Neapel 456.
Johanniterorden 264, 437, 578.
Jölstervand 76.
Jönköping 449.
Jonsknut 247.
Jönson, Ture, schwed. Reichshofmeister 421, 423.
Jónsson, Karl, Abt und Geschichtschreiber 9.
Jordalsnut 54, 56.
Jörgensen, dän. Historiker 101, 390.
Jörundfjord 112.
Josephine von Leuchtenberg, Gemahlin König Oskars I. von Schweden 152, 229, 342, 348 f.
Jostedalsbrae 59, 69, 70 ff., 79, 82, 89, 94, 104, 297.
Jötunfjeldene s. Jötunheim.
Jötunheim 59, 70, 279, 289, 291, 292.
Isberg, Knut 43.
Island 8, 10, 35, 64, 94, 166, 180, 199, 232, 291, 393, 544; Bistum 394.
Isön, Insel 316 f.
Isti-Elf 246.
Italien 44; Birgittenniederlassungen in 459; ital. Maler in St. Petersburg 537.
Jukamskleven 284.
Juvand 292.
Iwan I. Wassiljewitsch, Zar von Rußland 552.
— IV. Wassiljewitsch, der Schreckliche, Zar von Rußland 304, 601.
Iwangorod, Festung 600.
Iwanow, Alex. Andrejewitsch, russ. Maler 538.
— D. J., russ. Maler 538.

K.

Kalf Arnason 142.
Kalmar, Bistum 438; Union zu 431.
Kalskrandtind 116.
Kalteisen, Heinr., O. Pr., Erzbischof von Throndhjem 264.
Kampen 13.
Kanut s. Knut.
Kapuziner 576.
Karasjok 181.
Karelen, die 484.
Kareu, Franz Xaver, S. J., Generalvikar 577.
Karin, Jonsdotter, Birgittinerin 461.
Karl IV., deutscher Kaiser 456.
— VII. Sverkerson, König von Schweden 436.
— VIII. Knutson, König von Schweden 340.
— IX., König von Schweden 305, 462, 468.
— X. Gustav, König von Schweden 342, 366, 431.
— XI., König von Schweden 342, 345.
— XII., König von Schweden 340 f., 342, 346, 412, 424.
— XIII., König von Schweden 205, 340.
— XIV. Johann (Bernadotte), König von Schweden 205, 206 ff., 209 f., 226, 312, 342, 343, 346, 348, 350, 366, 379.
— XV., König von Schweden 226, 342, 355.
— Sohn der hl. Birgitta 453, 455, 456.
— Johansvaern, norw. Kriegshafen 194.
Karlstadt, Bistum 438.
Karmeliter 437.
Kartäuser 437.
Kasan, Madonna von 552.
Katharina I., Kaiserin von Rußland 540, 564.
— II., Kaiserin von Rußland 532, 536, 537, 542, 545, 546, 562, 564, 570, 576, 580, 585, 587, 588, 589, 590, 601.
— Gemahlin Karls VIII. Knutsson von Schweden 463.
— Jagellonica, Gemahlin Johanns III. von Schweden 480, 486.
— Tochter der hl. Birgitta, Äbtissin 453, 454, 456, 457, 461, 462, 467, 468.
Katkow, Michael, russ. Publizist 585.
Kattegat 182 f., 196.
Kautokeino 181.

Kellgren, Johann Henrik, schwed. Dichter 357, 520.
Kettler, Gotthard v., Hochmeister des Deutschen Ordens 598.
Kexholm 600.
Keyser, Rud., norw. Historiker 101, 218.
Kiel, Frieden von 205.
Kijk, finn. Adelsgeschlecht 486, 488.
Kilefoß 56.
Kinnekulle 433, 448.
Kinservik 42, 46.
Kirstin Hansdotter, Birgittinerin 461.
Kjeldvik 164.
Kjendalsbrae 89, 90 f., 92.
Kjerulf 290.
Klenze, Leo v., Münchener Architekt 536.
Klinkowström, finn. Adelsgeschlecht 515.
Knivsflaafossene s. Sieben Schwestern.
Knudshulstind 290.
Knut (Knud) der Große, König von Skandinavien und England 142, 389 f.
— der Heilige, König von Dänemark 393, 450.
— Erikson, König von Schweden 434.
— Magister 422.
Kochs, Jürgen, Bürgermeister 388.
Kökar 483.
Kolbjörnsdatter, Anna 248.
Kolja, Fluß 498.
Kolsaas 195, 225, 246.
Kolzow-Mossalskij, Fürst 573.
Kongehelle s. Kongelf.
Kongelf 196, 431.
Kongens Udsigt 247.
Kongsvold 126, 130.
Konradsberg, Irrenanstalt bei Stockholm 470.
Konstantin der Große 512.
Kopenhagen 16, 40, 102, 145, 200, 204, 240, 574; Universität 217.
Koporin, Festung 600.
Kornsjö 413.
Kotschubei, russ. Minister 577.
Krestowskij-Insel 588.
Kripenskij, O., russ. Porträtmaler 538.
Krog, Peter, luth. Bischof 167.
Krogkleven 244, 247.
Krogskov 247.
Kronegletscher 89, 90.
Kronstadt 478, 524 f.
Krylow, Iwan Andr., russ. Fabeldichter 580.
Kuflung, Jon, Mönch 202.
Kullen 183.
Kumlinge, Insel 478.
Kuopio 497.
Kurki, finn. Adelsgeschlecht 488.
Kurland 598.
Kutusow, Michael, Fürst Smolenskij, russ. Feldmarschall 552 f., 577.
Kvamsheft 74.
Kvandalsbrae s. Kjendalsbrae.
Kylander, M. Pehr, schwed. Prediger 468 f.
Kymi, Fluß 505.

L.

Ladegaardsöen, Insel 195, 226.
Ladislaus VI., König von Polen 458.
Ladogasee 490, 528, 601.
Laerdalsören 60, 67.
Lambert, Goldschmied 382.
Landskrona 390.
Lange, Andr. Christian, norw. Kirchenhistoriker 101, 218, 266.
Langeland 74 f.
Langelandsvand 75.
Langflaafjeld 105.
Langlet, schwed. Architekt 215, 380.
Lappen, die 180, 181, 303 ff., 311, 316, 320.
Lappland, norw. 180; schwed. 431.
Laurentii, Petrus, Bischof von Skara 442.
Laurentius, hl., schwed. Sage 399 ff.
— Abt 202.
— Olaus, Erzbischof von Upsala 368.
Lauritsjön, Mogens (Magnus), Bischof von Hamar 269.
Lavansaari, Insel 524.
Layard, A. H., Assyriologe 534.
Lazarew, russ. Kaufmann 570.
Leeuwenhoek, Antony van, Naturforscher 161.
Leibniz, Gottfried Wilh. v., Philosoph 585.
Leirvand 292.
Lekö, Insel 161.
Lemminkäinen, finn. Sagenheld 491 ff.
Lenquist, finn. Sprachforscher 489.
Leo XIII., Papst 403.
Leopold, Karl Gustav af, schwed. Dichter 357.
Lermontow, Michael, russ. Dichter 539, 543.
Lesjeskogenvand 124.
Lesjevand 124.
Lesjeverk 125.
Leuchtenberg, Herzog Max v., 578.
— Josephine v., s. Josephine.
Lewenhaupt, schwed. Adelsgeschlecht 342.
Liabrae 291.
Liasdag, Bischof von Ribe 393.
Lidfjeld 247.
Lidhaugen 114.
Lie, Jonas, norw. Dichter 66, 159 f.
Lier 251.
Lilla Svartö, Insel 505.
Lille Faerder, Leuchtturm 194.
Lilleherred, Bauernhaus von 229 f.
Lilleheft 74.
Lilleström 254.
Lindanissa, ehem. Festung in Esthland 596.
Lindö, Insel 195.
Linköping, Bistum 393, 394, 434, 437, 439 f.
Linné, Karl v., Botaniker 384.
Liphart, K. E. v., baltischer Kunstkenner 594.
Liuksiala 488.
Livland 598, 600; Schwertritter in 595.
Loch Lomond, See in Schottland 254.
Lodalskaup 59.
Lödöse s. Göteborg.
Loen 86 f.
Loendal 86.
Loenvand 86 f.
Löffler, dän. Schriftsteller 396.
Lofoten, die 158, 162, 164, 165, 174, 175.

Lom am Ottavand 291, 292.
London 528, 530 f., 547; St. Paulskirche 547 f.; Tower 560.
Longfellow, Henry, amerik. Dichter 406.
Lönnrot, Elias, finn. Sprachforscher 490 f., 516, 517, 518, 519, 521.
Loputschin, russ. Minister 577.
Lossensko, russ. Maler 538.
Lotefoß 38.
Lougen, Fluß 124.
Lövö 199.
Lövstakken 3, 25.
Löwen, schwed. Oberst 248.
Lübeck 11 f., 15, 102, 198.
Lublin, Birgittenkloster Maria-Triumph 453.
Ludwig der Fromme, deutscher Kaiser 390.
Luleå 308.
Lund 102, 147, 389, 404, 544; Erzbistum 389, 393, 394, 437; Universität von 217, 404; Dom von 395 ff.
Lundberg, Th., schwed. Bildhauer 380.
Lundebrae 76.
Lungegaardsvand 4.
Luther, Luthertum 83 f., 266, 348, 387, 400, 401, 421, 422, 471, 485, 509, 544, 602.
Lyderhorn 3.
Lykke, Nils 155.
Lyngenfjord 165, 174.
Lysterfjord 291.

M.

Mabövand 38.
Macaulay, engl. Historiker 403.
Madrid 536.
Magerö, Insel 164.
Magni, Petrus 438 f.
Magnus I., der Gute, König von Norwegen 143 f., 146.
— II. Erichsson, König von Schweden 454.
— IV. Sigurdsson, der Blinde, König von Norwegen 7.
— V. Erlingsson, König von Norwegen 8, 68.
— Ladulås, König von Schweden 340, 342.
Magnus VI. Lagabaeter, König von Norwegen 18.
— (Sohn Gustav Wasas), Herzog von Ostgotland 462, 463.
— Henriksson, Sohn des Königs Niels von Dänemark 370.
— Bischof von Bergen 6 f.
Maistre, Joseph Marie de 577.
Mälarsee 335, 433, 448, 473, 586.
Malmö 386 ff.
Malmström, schwed. Historienmaler 355.
Månsdotter, Karin, Gemahlin König Erichs XIV. von Schweden 488.
Månsson, Peder, Birgittenmönch, luth. Bischof von Vesterås 462.
Margaretha, Königin von Schweden 155.
— Königin von Schweden, Dänemark und Norwegen 458.
— Samiria, Gemahlin König Christophs I. von Dänemark 596.
— Klausdotter, Birgittinerin 461.
Maria Feodorowna, Gemahlin Pauls I. von Rußland 552, 563, 579, 581.
Maria-Thal s. Mariendal.
Maribo, Birgittenkloster in Laaland 458.
Maridalsvand 225.
Mariehamn 479 f.
Mariendal, Birgittenkloster bei Reval 458, 599 f.
Marienwalde, Birgittenkloster in Mölln 599.
Martha, Tochter der hl. Birgitta 453, 454.
Martin V., Papst 264, 457.
Marvila, Birgittenkloster in Portugal 459.
Matthias, Magister, Kanonikus, Beichtvater der hl. Birgitta 461.
Matwejew A., russ. Maler 538.
— F. M., russ. Landschaftsmaler 538.
Mauritius, Franziskanerbruder 264.
Melsjeld 247.
Melheimsnibba 94.
Melkedalsvand 292.
Melkevoldsbrae 96.
Memling, Hans, Maler 594.
Memurutind 289.
Mennander, luth. Erzbischof von Upsala 384.
Menschikow, Alex. Daniel Fürst v., russ. Staatsminister 529.
Meraak 111, 112.
Meraker 303; Eisenbahn 301.
Messenius, Jak., schwed. Historiker 378.
Minoriten 263.
Mjösensee 253, 269, 272, 488.
Mo, Ackerbauschule 76.
Moe, Jörgen, norw. Dichter und Bischof 218.
Mohn, Em., Bergforscher 299.
Molde 114 f.
Moldefjord 116.
Moldestad 82, 83.
Molin, Johann Peter, schwed. Bildhauer 354.
Moller, F. A., russ. Maler 538.
Mölmen 125.
Mongesoß 122.
Montalembert, Charles Graf v. 435 f.
Mörfill 312.
Moskau 529, 545, 551, 552, 582, 589, 590, 598 f.
Moß 194, 411; Konvention zu 205.
Mostad 273.
Müller, Morten, norw. Maler 220.
Munch, Andreas, norw. Dichter 41, 77, 84, 151 f., 218, 227.
— Peter Andreas, norw. Historiker 44, 101, 216, 218.
Munk, finn. Adelsgeschlecht 486, 488.
Munkholm, Insel 136.
Munktorp 433.
Munthe, Ludwig, norw. Landschaftsmaler 220, 355.

N.

Nådendal, Birgittenkloster 483.
Naerödal 53 ff., 57.
Naeröfjord 56 ff.

Raes 272, 287.
Raesdal, Cirkus von 90.
Raesheimshorgen 34.
Raesmoen 284, 287.
Raessehy 181.
Rakholm, Insel 195.
Ramsos, Bucht von 174.
Rannestad 199.
Napier, Sir Charles, engl. Admiral 479.
Napoleon I. 497, 552.
Narwa 595, 601.
Neapel 456.
Nebbedal 104.
Nedre-Vasenden 76.
Neff, russ. Maler 509, 527.
Nerike, schwed. Län 332, 450, 454.
Nesje 142.
Nestun 26.
Newa, Fluß 525, 528 f., 541 f., 586; Newa-Inseln 529, 560, 584, 586, 587.
Nicholson, A., anglikan. Prediger 438.
Nicolayson, norw. Kunsthistoriker 238.
Nid, Fluß 133, 134, 135.
Nidaros s. Throndhjem.
Niederlande 537; Birgittenklöster in 459; niederländ. Malerei 539.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 523, 531, 546, 551, 559, 590, 601.
— V., Papst 264.
— Hermansson, Bischof von Linköping 454.
Nokkenebet 105.
Nonnesetr, Cistercienserinnenkloster 201.
Nonsnibba 90.
Norddal 116.
Norddalsfjord 112.
Norderhov 248.
Norderön, Insel 316 f.
Nordfjord 83.
Nordkap, das 1, 2, 174, 181.
Nordland, norw. Amt 1, 156, 157, 158, 159, 160, 168, 171.
Nordnaes, Landzunge 4.
Norefjeld 247.
Norrbotten, schwed. Län 1, 308.
Norreimssund 47.
Norrland, schwed. Landschaft 431, 432.
Norrtelge 451.
Nöteborg, Festung 609; Frieden von 483.
Nowgorod (Welikij) 595, 597.
Numedal 102, 271.
Nunnasetr (Nonnensitz) à Reini, Kloster 155.
Nydala, Cistercienserkloster 435.
Nyenschanz 529.
Nystadt, Frieden von 486, 601.
Nystuen 131.

O.

Odde 47.
Oddgrimr, Bischof von Skara 434.
Oddr, Mönch 100.
Odense 390; Bistum 393.
Odnaes 275.
Oestre-Gausdal 256.
Öhlenschläger, Adam Gottlob, dän. Dichter 66, 406.
Oijordsvand 38.
Olaf II. der Heilige, König von Norwegen 38, 140 f., 158, 198, 206, 370, 393, 595.
— III. Kyrre, König von Norwegen 6.
— Eriksson, „Schoßkönig", König von Schweden 331, 339, 370, 433.
— der Stille, König von Norwegen 146.
— Tryggvason, König von Norwegen 99, 100, 101, 136, 139 f., 141, 331, 393.
Olai, Erich, Kanonikus von Upsala 376, 377.
— Peter, Prior 461.
Oldendal 86.
Oldenvand 94.
Oldören 93 f.
Olmasjeld 122.
Olsnaesö, Insel 27.
Omberg 435 f., 448.
Opheimsvand 52 f.
Opstad 199.
Orawais, Schlacht von 497.
Orkla, Fluß 131.
Orkney-Inseln 10, 64.
Orlow, russ. Adelsgeschlecht 588.
Ormeim 122.
Ormsund 411.
Osefjord 45.
Oskar I., König von Schweden 152, 209, 226, 229, 342, 348, 349.
— II., König von Schweden 152, 212 ff., 292, 299, 342, 359.
Oskarshall 195, 226 f.
Oslo 196, 199, 200, 203, 225, 262, 268, 269; Bistum 146, 196, 203, 263, 393; Provinzialkonzil von 264.
Österdal 271.
Östergötland, schwed. Län 269 f., 450.
Österö, Insel 26.
Österfund 312, 317.
Ostsee 15, 599, 601.
Ostseeprovinzen 602.
Ottadal 290, 291.
Ottersdatter, Frau Ingerd 155.
Otto von Bamberg, hl. 395.
Oviken 320.
Oxenstjerna, Graf 405.
Özurr, Erzbischof von Lund 393, 394.

P.

Pallas, P. S., Naturforscher 585.
Palmén, E. G., finn. Gelehrter 485, 520.
Pardala 498 f.
Paris 76; Frieden von 479; Louvre in 536.
Paschalis II., Papst 393.
Paul I., Kaiser von Rußland 559, 576, 578, 587.
— Bischof von Bergen 101.
— P., Kapuzineroberer in St. Petersburg 576.
Pawlowsk 590.
Pedersen, Geble, Superintendent 102, 203.
Peipussee 601.
Peter I., der Große 487, 529, 531, 540, 542 f., 545, 552, 560, 561, 564, 574, 575, 581, 582, 583, 585, 588, 589, 599.
— Beichtvater der hl. Birgitta 456.
Peterhof, Lustschloß 590.
Petersen, österr. Generalkonsul 251.
Peträus, Eskil, finn. Bibelübersetzer 486.

Petri, Laurentius, schwed. Reformator 422, 433, 438 f.
— Olaus, schwed. Reformator und Chronist 340, 422, 439.
Philipp II., König von Spanien 537.
Philippa, Gemahlin Erichs VII. von Dänemark und Schweden 458, 463.
Piteå 308.
Pius VI., Papst 576.
— IX., Papst 180, 403.
Plasse, Missionär 180.
Platen, Frhr. Baltassar v., schwed. Oberst 424.
Polarkreis 1.
Polen 509; Birgittenklöster in 458.
Polhelm, Christoph, Mechaniker 424.
Polozk, Jesuitenkolleg zu 576, 577.
Poppo, Bischof von Aarhus 393.
Porsangerfjord 174.
Porthan, H. G., finn. Geschichtschreiber 488 f., 490.
Possevin, Antonio, S. J., päpstl. Legat in Rußland 438, 582.
Potemkin, Gregor Alex. Fürst v., russ. Minister 576.
Potter, Paul, holl. Maler 537.
Prämonstratenser 263 ff., 437.
Prättigau in Graubünden 278.
Puddefjord, Bucht 4.
Pulkowa, Sternwarte von 584, 589.
Puschkin, Alex. Serg., russ. Dichter 528, 534.

Q.

Quarnström, schwed. Bildhauer 354.

R.

Rabbe, finn. Geschichtsforscher 518.
Råda 445 f.; Kirche von 442 ff.
Raffael, Maler 349, 537 f.
Ragenbert, Missionär 331.
Ragnhild, Tochter Magnus' des Guten von Norwegen 101.
Ragvaldi, Nikolaus, Erzbischof von Upsala 361.
— Nikolaus, Birgittenmönch 461.
Ramus, Jonas, Magister 158.
Randself, Fluß 248.
Randsfjord 275.
Rantzau, Daniel Graf v., dän. Heerführer 269 f.
Rauma, Fluß 118, 120.
Raumo 483.
Ravnefjeldsbrae 89, 90, 94.
Red 80 f.
Reff, Hans, Bischof von Oslo 203.
Rein, finn. Geschichtsforscher 518.
Reinholm, finn. Musiker 517.
Reinlid 284.
Rembrandt, holländ. Maler 537.
Reval 591 ff.; Birgittenkloster Mariendal bei 458.
Rewolaks 497.
Reynolds, Richard, Prior 459.
Richmond, Birgittenkloster bei 459.
Riddervold, luth. Bischof von Throndhjem 152.
Riga 595.
Rimbert, Erzbischof von Bremen-Hamburg 331.
Ringedalsfoß 38.
Ringerike, norw. Landschaft 247.
Ringmere, Schlacht zu 141.
Ripon, Lord, Vizekönig von Indien 446.
Rise 131.
Robert, Mönch 264.
Roeskilde 102; Bistum 393; Frieden von 410.
Rogge, Konrad, Bischof von Strengnäs 440.
Rom 456, 457; päpstl. Kurie 143, 202, 578; Peterskirche 546 f., 551.
Romanow, russ. Fürstengeschlecht 540, 590.
Romerike 254.
Romsdal (Raumsdal) 116, 120, 124, 175.
Romsdalsfjord 116.
Romsdalshorn 116, 117, 118, 122.
Rosendal 47.
Rosenkranz, Erich 18.
Röst, Insel 161, 165.
Rostock 13, 203; Universität 264.
Rostoptschin, Feodor Graf v., russ. General 577.
Rotvold, Irrenanstalt 155.
Rouen 141.
Rousseau, Jean Jacques 1.
Roxensee 436.
Ruczinski, kath. Militärgeistlicher 514.
Rudolf von Habsburg 12.
Runeberg, Joh. Ludwig, finn. Dichter 490, 495, 499, 520, 522, 523.
Runsala, Sund von 481.
Rußland, die Russen 157, 447, 478 f., 483, 486, 496, 497 ff., 505 f., 517, 523, 524—603 passim.
Rüssow, livländ. Prediger und Chronist 593, 598, 599 f.
Rusvand 292.
Ruysdael, Jakob, niederl. Landschaftsmaler 537.
Rygh, O., norw. Historiker 218.

S.

Saekken, Insel 116.
Saelö, Insel 98, 102, 141; Bistum 102.
Saetersdal 271.
Sagatun 256.
Saimasee 497.
Sala 338.
Sammati 490.
Sandberg, schwed. Maler 383.
Sande 74.
Sandels, finn. Oberst 498, 523.
Sandefjognsfjord 194.
Sandhamn, Insel 506.
Sandsdalen, Leif, norw. Musiker 43.
Sandviken 244 f.
Sarabraaten 225.
Särkilahti, Peter, Kanonikus in Åbo 485.
Sarpsborg 411.
Sarpsfoß 411.
Sars, Ernst, norw. Historiker 218.
— Michael, norw. Zoolog 218.

Sars, Ossian, norw. Zoolog 163, 218.
Schären, finnische 502 f.; norwegische 2, 3.
Scheremetjew, Bojar 573.
Schiller, Friedr. v. 563.
Schinkel, K. Fr., Architekt und Maler 218.
Schmid, Christoph v., Jugendschriftsteller 516.
Schonen, schwed. Län 270, 322, 410, 426, 431, 432.
Schtscherdrin, russ. Landschaftsmaler 538.
Schwarze Häupter, Kaufmannsgilde in Reval 592, 594, 596 ff., 601.
Schweden, Land und Volk 203, 301—470 passim, 477, 505, 523, 545, 599, 601.
Schweigaard, Ant. Martin, norw. Rechtsgelehrter und Nationalökonom 214, 216, 218.
Schweiz 34, 35, 59, 70, 82, 106, 116, 271, 291, 324, 497, 503; Schweizer in Schweden 312.
Seeland, Insel 182.
Selja (Selö), Insel 6, 102; Bistum 394.
Selmer, Chr. A., norw. Staatsminister 213.
Sergel, Tob., schwed. Bildhauer 354, 357.
Shetlandsinseln 10, 180.
Sieben Schwestern, Wasserfälle 106.
Siegfried (Sigurdr), der hl., engl. Missionsbischof 99, 331 f., 433, 441.
Siestrzencewicz, Stanislaus, kath. Erzbischof von Mohilew 576, 578.
Sighvat der Skalde 144.
Sigtuna 339, 361, 436 f.; Dominikanerkloster 436.
Sigurd I. (Sigurdr), der Jerusalemfahrer, König von Norwegen 6, 196.
— II., König von Norwegen 7, 8, 146, 394.
— Bischof von Bergen 6, 7.
— Bischof von Hamar 262.
— Syr, Stiefvater des hl. Olaf 141.
Sigurdr s. Siegfried.
Siikajoki 497.
Sildefjord 47.
Sixtus IV., Papst 144, 378.
Sjodal 291.
Sjöholt 112.
Skaalan 88.
Skaalbrae 90.
Skagastölstinderne 59, 297, 299.
Skagerrack 182 f., 196.
Skálholt, Bistum 393.
Skandinavien 1 passim, 544, 601.
Skåne s. Schonen.
Skanör 13.
Skara 331, 332, 339, 433; Bistum 393, 394, 434, 437.
Skaraborg, schwed. Län 433.
Skardalsvand 292.
Skarsfoß 38.
Skärvefoß 33.
Skei 79.
Skjäggedalsfoß 36, 38.
Skjärpenut 55.
Stjolden 59.
Skjorta 80.
Skogkloster (Cistercienserinnenkloster) 361 f., 436.
Skogumsaas 195, 246.
Skorvefoß 33.
Skreahö 129.
Skreidkampen 255.
Skytte, Johann, Rektor der Universität Upsala 384.
Slem, Sigurd 7.
Slettafoß 121.
Slyngsfjord 112.
Smaalenene, norw. Amt 413.
Småland, schwed. Län 269, 322.
Smölen, Insel 160.
Smörstabsbrae 291, 294.
Snasahögarne 303.
Snehaetten 129.
Snell, Johann, schwed. Buchdrucker 376.
Snellmann, J. W., finn. Sprachforscher 490, 521.
Snorri Sturluson, isländ. Geschichtschreiber 6, 100, 138, 143, 370.
Söderköping 377; Kirchenversammlung von 378; Reichstag von 462, 468.
Södermanland, schwed. Län 322, 332, 440, 450; Bistum 394.
Sognedalsfjord 68.
Sognefjord 24, 59 ff., 67, 290.
Solowetzkoij, Kloster 304.
Söresjord 26 f.
Sörfjord 38, 46 f.
Söndmöre, Küste bei Alesund 114, 116.
Sörflaten, Schwärmer 284.
Sörum 286.
Spanier, Maler in St. Petersburg 537.
Sparre, Graf v. 424.
Spirillensee 281, 287 f.
Spörtebrae 291.
Sfasonow, russ. Maler 538.
Staburfsonn 105.
Staden, Insel 336, 339.
Stadtland 6.
Stålhandske, finn. Adelsgeschlecht 486, 488.
Stalheimskleven 53, 55.
Stampeströmfall 417.
Stang, E., norw. Minister 214, 216.
Stang-Gram, norw. Ministerium 214.
Stavanger, Bistum 7, 146, 263, 394.
Stavedalsfjeld 284.
Stavern 13.
Steen-Blehr, norw. Ministerium 214.
Steen, Jan, niederl. Maler 537.
Steensfjord 246, 247.
Steffens, Henrik, norw. Philosoph, Naturforscher und Dichter 406.
Steganaasi 58.
Steinle, Eduard v., Maler 208.
Sten Sture der Ältere, schwed. Reichsverweser 217, 371, 374, 379, 382, 440.
— Svantefon, der Jüngere 361, 421.
Stephan, hl., schwed. Missionär 332, 433.
Stettin 13.
St. Gallen 343, 344; Kloster 392.
Stiklestad 158; Schlacht von 142.
Stjördal 302.
Stockholm 40, 204, 240, 308, 335 ff., 339 ff., 359, 376, 429, 438, 442, 471 f., 480, 497, 574, 586.
Stodius, finn. Bibelübersetzer 486.
Stolbowa, Frieden von 600.

Stolz, Alban 516.
Stora Lee, See 413 f.
Storbernus, Bischof von Skara 434.
Stordal, 116.
Storelf, Fluß 248, 272.
Stören 132.
Store Skagastölstind 289, 291.
Storfjord 112.
Storlien 301, 303 f.
Storm, Joh., norw. Philolog 218.
Storsjö, See 316 f.
Storsveen, Gehöfte 285.
Storvik 338.
St. Petersburg 524 ff., 545 ff., 570 ff., 602. — Vgl. Inhalt S. xv f.
Stralsund 13.
Streganow, Graf 552.
Strelna, Lustschloß 590.
Strengnäs 379, 394; Bistum 394, 434, 437, 439; Dom von 440.
Strynbal 86.
Stub, P., norw. Missionär 20 f.
Studach, Lorenz, Apost. Vikar von Schweden 349 ff.
Stuefloten 123, 124.
Suell, Franz, Handelsherr 388.
Sulitelma 308.
Sunaman, schwed. Märtyrer 332.
Sund auf der Insel Aland 480.
Sundberg, A. N., luth. Erzbischof von Upsala 372 ff., 379.
Sundby, Runenstein von 330.
Sundsvall 308, 318.
Sundvall, schwed. Architekt 366.
Sundvolden 246, 248.
Sunelvfjord 105, 112.
Sunnanväder s. Jacobi.
Sunnesön, Andreas, Erzbischof von Lund 395 f., 596.
Sunniva, hl. 98 ff.
Suomi, Suomenmaa s. Finnland.
Svartalvig 290.
Svarterå, Schlacht an der 269.
Svartisen, Gletscher 174.
Svartö, Insel 505.
Sveaborg, Festung 478, 497, 505 f., 513.
Svealand, schwed. Län 431, 432.
Svekomanen, die, finn. Sprachpartei 522.
Svend, Jarl 142.
Svend, dänischer Prinz (später König von Dänemark und Norwegen) 144.
Svenskenibba 80.
Sverdrup, Johann, norw. Minister 214.
Sverker, König von Schweden 434, 436, 450.
Sverrir (Sverre), König von Norwegen 8 ff., 68, 202, 206.
Svolder, Schlacht von 140.
Swedenborg, Emanuel v., Theosoph 424, 429 f.
Syllingdal 199.
Sylte 112.
Syrdalsfjeld 58.

T.

Täby, Runenstein von 327, 330.
Talbot, Gilbert, engl. Gesandter 16.
Tamara, russ. Minister 577.
Tammersfors 497.
Tännfors 311.
Tatschkow, russ. General 498 f.
Tautra (Tuterö), Kloster 155.
Tawast, Magnus, Bischof von Abo 483, 484.
Tawastehus 497.
Tawastländer, die 484.
Tegnér, Esaias 1, 60 f., 65 f., 333, 345, 348 f., 355, 357 f., 366, 389, 400 ff., 404 ff., 412.
Tengström, finn. Geschichtsforscher 489, 518.
Terje Vigen 183 ff.
Terö 47.
Tessin, Nikod., Baumeister 345.
Thelemarken 271.
Thödling 102.
Thorarin Lostunga, Skalde 144.
Thorgny, schwed. Gesetzessprecher 331.
Thorir der Hund 142, 158.
— Kaufmann 142.
Thorwaldsen, Bertel, dän. Bildhauer 355.
Throndenaes 178.
Throndhjem 9, 102, 126, 127, 133 ff., 198, 199, 200, 240, 268, 269, 301 f., 413; Bistum 8, 19, 136 f. 146, 153, 155, 263, 393, 394, 544.
Throndhjemsfjord 302.
Thunberg, schwed. Architekt 505.
Thurgot (Thorgaut), Bischof von Skara 434.
Tiddiman, Thomas, engl. Admiral 16.
Tidemand, Adolf, norw. Maler 41, 220, 227 f., 355.
Tiohärad, schwed. Landschaft 450.
Tirol 446, 497.
Tistedal 412, 413.
Tistedalself 412.
Tjuknings sjuen 291.
Tolstoi, Leo Nikol, russ. Romanschriftsteller 552, 585.
Tomlevolden 276.
Tonsaas, Sanatorium 277.
Topelius, Zacharias, finn.-schwed. Dichter 503, 517.
Toppöfall 416.
Tordenstjöld, skandinav. Seeheld 135.
Torgen, Insel 174.
Törne, Mats, schwed. Feldhauptmann 269.
Torneå 497.
Torquemada, Juan, Kardinal 450.
Tott, finn. Adelsgeschlecht 488.
Traenen, Insel 161.
Trängsviken 312.
Troldtinderne 116, 118, 119, 122.
Trollhättan-Wasserfälle 122, 410, 414 ff.
Tromsö 157, 165, 174, 180, 181; Amt 1, 157 f.; Bistum 157, 181; Sund von 172.
Truid Ulfstand, dän. Ritter 203, 269.
Trysands Höide 195.
Tschernitschew, Graf, russ. Minister 576.
Tullin, norw. Dichter 204.
Tvaerdalsbrae 291.
Tvindefoß 51.

Tycho de Brahe s. Brahe.
Tyinsee 290.
Tyrisjord 244, 248, 250.
Tysnaes, Insel 47.

U.

Ugrjumow, russ. Maler 538.
Ulf, Gudmarsson, Gemahl der hl. Birgitta 453 f.
Ulfåsa 453, 458.
Ulfila 328.
Ulfo, Erzbischof von Lund 396.
Ulfsson, Jakob, Erzbischof von Upsala 370, 372 ff., 376, 377, 378, 379.
Ulrikasborg, Vorgebirge 505, 512.
Ulrike Eleonora, Königin von Schweden 341.
Ulrikken (Alfreken) 3, 25.
Ulfstreng, Sigurd 136.
Ulvikfjord 45.
Umeå 308, 497.
Unaman, schwed. Märtyrer 332.
Underåker 305, 312.
Unger, Richard, norw. Philolog 218.
Unni der Heilige, Erzbischof von Bremen-Hamburg 331, 392.
Unterdal 58.
Uppland, Landschaft 142, 143, 450; die Uppländer 439.
Upsala 147, 331, 339, 340, 362 ff., 377, 450, 544; Erzbistum 379. 382, 393, 394, 437, 439, 482 f.; Dom von 439; Universität von 217, 365 ff.
Urban V., Papst 456.
Utigardsfoß 90.
Utnesfjord 47.
Utviken s. Bruland i Utviken.

V.

Vaagen, Bucht 4.
Vaagevand (Ottavand) 291.
Vadheim 69.
Vadheimsfjord 69.
Vadsö 157, 174.
Vadstena 448 ff., 463, 468; Birgittenkloster in 377, 438, 449, 457, 458, 459, 461, 462; Irrenanstalt in 469, 470; Runeninschrift von 327.
Valders 273, 280, 290.
Valdersthal 271, 278, 291.
Vang im Valdersthal 238.
Vangsmjösensee 272, 290.
Vangsvand 27.
Vardekolle 195.
Vardö 174, 181.
Vardöhus 180.
Vargö 505.
Varnhem, Cistercienserkloster 434.
Vasenden 88.
Vaxdal 27.
Veblungsnaes 116 f.
Veen, Marten van, s. Heemskerck.
Vengetinderne 116, 118.
Vereinigte Staaten von Nordamerika 194.
Vermaafoß 122.
Vesteraalen 165.
Vesterås, Bistum 394, 434, 437, 439; Reichstag von 422 f., 440; Dom von 440.
Vestergötland, schwed. Län 269, 332, 432, 450.
Vestfjord 161, 174 f.
Vestmanland, schwed. Län 332.
Veriö, Bistum 394, 437; Dom von 440.
Viborg, Bistum 393.
Vigten, Insel 161.
Vik s. Viken.
Viken 127, 140, 196.
Vikinger, die 331, 392.
Vinje 52.
Visby, Bistum 438.
Visdal 291.
Volsenaas 195.
Voltaire 532.
Vondel, Joost van den, holl. Dichter 16.
Vöringfoß 37, 38.
Vosse-Elf 33.
Vossestrandself 51.
Vossevangen 25, 29, 32, 50.
Vossevangerbahn 25 ff.
Vossius, Isaak, holl. Philolog 365.
Vreta, Cistercienserinnenkloster 436.
Vuitsch, russ. Offizier 478.

W.

Wäinämöinen, Hauptheld des finn. Epos Kalevala 491 ff.
Waldemar, König von Schweden 370, 382.
— II. (Seir), König von Dänemark 15, 595.
— IV. Atterdag, König von Dänemark 15, 596.
Walfried, schwed. Missionär 332, 433.
Walkendorf, Christoph, Reichshofmeister, Lehnsherr in Norwegen 15.
— Erich, Erzbischof von Throndhjem 265.
Wallis, schweizer. Kanton 271.
Wardenberg, Zutpheld, Apost. Protonotar 438.
Wasaborg, schwed. Adelsgeschlecht 342.
Weber, Fr. Wilh., Dichter 407.
Weckön, Insel 316 f.
Welhaven, Joh. Seb., norweg. Dichter 22, 38 ff., 54, 77, 107 ff., 129 f., 216, 217, 218, 223 f., 287.
Wenersee 414, 448.
Wereschtschagin, Wassilij, russ. Maler 586.
Wergeland, Henrik, norwegischer Dichter 215 ff., 218.
Werning, schwed. Historiker 468.
Westerbotten, schwed. Län 1, 308.
Westmanland, schwed. Län 450.
West-Svartö, Insel 505.
Wettersee 421, 448 f., 470.
Weyden, Rogier van der, flandr. Maler 538.
Wiborg 483, 484, 595; Gouvernement 487.
Wieselgren, Peter, schwed. Schriftsteller 437.
Wilhelm von Sabina, Kardinallegat 11, 202, 434.
— I., der Schweiger, Prinz von Oranien 537.
Wilna, Jesuitenkolleg zu 576.
Winaman, schwed. Märtyrer 332.
Wisby 15.
Wismar 13.
Witmar, schwed. Missionär 331, 392.

Wittenberg, finn. Adelsgeschlecht 486.
Witzlaw, Fürst von Rügen 596.
Wjazemskij, Peter Andr., Fürst, russ. Schriftsteller 532.
Wladimir der Große (der Apostelgleiche), Großfürst von Rußland 512.
Wohlgemuth (Wolgemut), Michael, Maler 594.
Wrangel, Hermann Graf v., schwed. Feldmarschall 362, 436.
— Karl Gustav Graf v., schwed. Feldherr 436.

Y.

Yrjö Koskinen (Forsman), finn. Geschichtsforscher 518.
Ytre Aadalenskirke 288.
Ytterby 199.
Ytterselö, Runenstein von 327, 328.
Ytre Samlen 47.

Z.

Zarskoje-Selo 589 f.
Zetterwall, Hugo, Architekt 380, 398, 440.
Zschokke, Joh. Heinr. Dan., Schriftsteller (das Goldmacherdorf) 515 f.
Züricher See 172, 287.

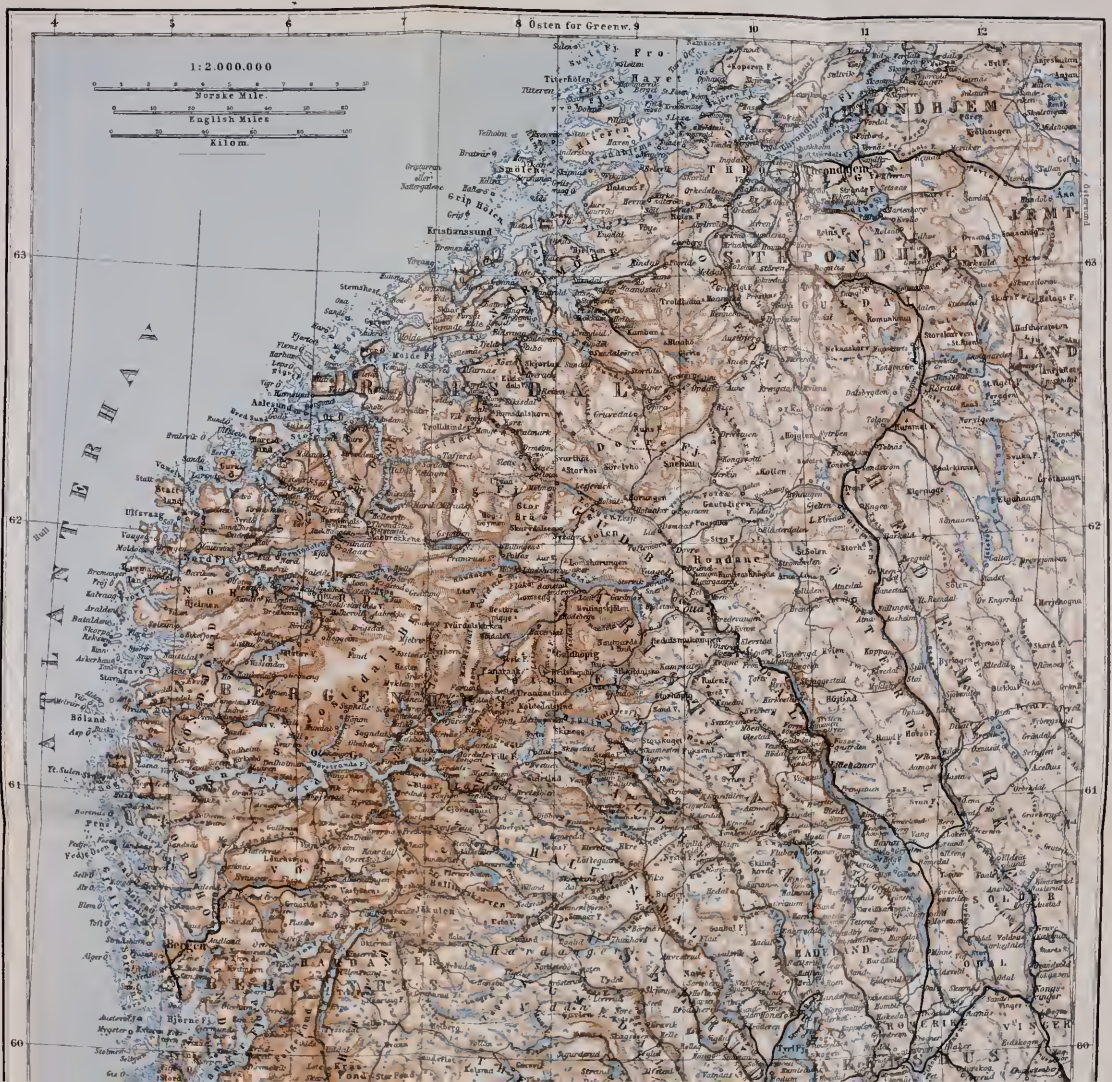
Berichtigungen.

Seite 101 Zeile 19 von oben statt Langen zu lesen „Lange".
„ 393 „ 14 „ „ „ 1068 zu lesen „1086".
„ 512 „ 19 „ unten „ Mittelaltar zu lesen „Mittelalter".
„ 558 „ 14 „ unten ist beizufügen: „So die ältere Lehre der Griechen. Vom 12. Jahrhundert an zeigt sich Unklarheit darüber. Seit Peter Mogilas (1643) gilt bei der russisch-griechischen Kirche die Epitlese als eigentliche Konsetrationsformel."

DAS SÜDLICHE NORWEGEN.

Routen-Karte zu Baumgartner, Skandinavien (Kap. I-XVI).

(Aus Baedeker's Schweden und Norwegen.)



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig

DL
9
B3
1901

Baumgartner, Alexander
Durch Skandinavien nach
St. Petersburg 3. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 21 25 08 022 1